

# Émile Zola Lourdes

Zyklus Trois Villes · Band 1



**Émile Zola**

# **Lourdes**

**Roman**

Zyklus Trois Villes - Band 1- 1894



***TUX ebook 2010***

# LOURDES

## Erster Tag

### *I*

Als die Pilger und die Kranken, die in dem dahinrollenden Zuge dicht gedrängt auf den harten Bänken des Wagens dritter Klasse saßen, das Ave maris Stella beendigten, das sie bei dem Verlassen des Orleansbahnhofs angestimmt hatten, sah Marie, die sich, von fieberhafter Ungeduld ergriffen, halb von ihrem Schmerzenslager aufgerichtet hatte, aus dem Fenster.

»Ah, die Befestigungen!« rief sie trotz ihres Leidens in freudig erregtem Tone. »Wir sind jetzt aus Paris heraus, wir sind abgefahren!«

Ihr gegenüber saß ihr Vater, Herr von

Guersaint, und lächelte über die Freude seiner Tochter, während der Abbé Pierre Froment, der sie mit brüderlicher Zärtlichkeit betrachtete, sich in seiner liebevollen Besorgnis vergaß und ganz laut sagte:

»Und von jetzt an noch bis morgen früh, denn wir werden erst um drei Uhr vierzig in Lourdes sein. Über zweiundzwanzig Stunden Fahrt!«

Es war halb sechs Uhr; die Sonne ging soeben strahlend auf in der Klarheit eines wunderbaren Morgens. Es war ein Freitag, der 19. August. Aber schon kündigten am Horizonte kleine schwarze Wolken einen furchtbaren Tag gewitterschwangerer Hitze an. Und die Sonnenstrahlen fielen schräg durch die Abteile des Wagens und erfüllten sie mit goldigem, tanzenden Staube.

Marie, die wieder in ihren Schmerz zurückgesunken war, murmelte:

»Ja, zweiundzwanzig Stunden. Mein Gott!  
Wie lange ist das noch!«

Ihr Vater half ihr, sich wieder in dem engen Behältnis zurechtzulegen, einer Art Dachrinne, in der sie nun schon seit sieben Jahren lebte. Man hatte eingewilligt, ausnahmsweise die vier Räder als Gepäck mitzunehmen, die sich auseinandernehmen ließen und dazu dienten, sie fortzubewegen. So eingeschlossen zwischen die Bretter dieses rollenden Sarges nahm sie drei Plätze auf der Bank ein. Sie lag einen Augenblick ruhig da mit geschlossenen Augenlidern, mit ihrem abgemagerten und erdfahlen Gesichte, das trotz ihrer dreiundzwanzig Jahre noch kindliche Zartheit bewahrt hatte. Sie sah noch reizend aus in der Umrahmung ihrer wunderbaren blonden Haare, Haare einer Königin, vor denen selbst die Krankheit Achtung hatte. Sie trug ein sehr einfaches Kleid von geringer schwarzer Wolle, und an ihrem Halse hing die Karte mit ihrem Namen und der Ordnungsnummer. Sie hatte

selbst diese ärmliche Einfachheit gewünscht, da sie den Ihrigen, die nach und nach in große Bedrängnis geraten waren, keine Kosten verursachen wollte. So kam es, daß sie sich hier in der dritten Klasse befand, in dem weißen Zuge, in dem Zuge der Schwerkranken, dem schmerzerfülltesten der vierzehn nach Lourdes gehenden Züge, an dem Tage, an dem sich außer den fünfhundert gesunden Pilgern gegen dreihundert von Schwäche erschöpfte und von Schmerzen gepeinigte Kranke herandrängten, um Frankreich von einem Ende zum andern zu durchqueren.

Verstimmt darüber, daß er sie betrübt hatte, fuhr Pierre fort, Marie mit den zärtlichen Blicken eines älteren Bruders zu betrachten. Er hatte soeben sein dreißigstes Lebensjahr erreicht und sah bleich und zart aus, seine Stirn war breit. Nachdem er alle Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte, hielt er es auch für seine Pflicht, sie zu begleiten,

und hatte sich deshalb als Aushelfer in die Bruderschaft von NotreDame de Salut aufnehmen lassen. Er trug auf seiner Soutane das rote, orangegelb geränderte Kreuz der Sänftenträger. Herr von Guersaint selbst hatte nur an seinem grauen Tuchrocke das scharlachrote Pilgerkreuz befestigt. Er schien entzückt über die Reise, seine Augen schweiften überall umher, und er konnte seinen lebenswürdigen und zerstreuten Vogelkopf nicht stillhalten. Obgleich er schon die Fünzig überschritten hatte, sah er noch recht jugendlich aus.

In der benachbarten Wagenabteilung hatte sich trotz des heftigen Schüttelns, das der armen Marie Seufzer entpreßte, Schwester Hyacinthe erhoben, die bemerkte, daß das junge Mädchen ganz in der Sonne lag.

»Herr Abbé, ziehen Sie doch den Vorhang herunter! Wir müssen es uns so bequem wie möglich machen und uns in unserem kleinen



Reiche nach Möglichkeit einzurichten suchen.«

In dem schwarzen Gewand der Ordensschwester, das durch die weiße Haube, den weißen Schleier und die große weiße Schürze etwas gemildert wurde, war Schwester Hyacinthe bei ihrer heldenmütigen Tätigkeit immer heiter. Ihre Jugend sprach aus ihrem kleinen, frischen Munde und strahlte aus der Tiefe ihrer schönen blauen, immer zärtlich blickenden Augen hervor. Sie war vielleicht nicht hübsch, aber anbetungswürdig, zart, schlank, mit der Brust eines Knaben unter ihrem Schürzenlatz, eines braven Knaben mit schneeiger Haut, übersprudelnd von Gesundheit, Frohsinn und Unschuld.

»Aber die liebe Sonne löst uns schon ganz auf! Ich bitte Sie, gnädige Frau, ziehen Sie auch Ihren Vorhang herunter!«

In der Ecke neben der Schwester saß Frau von Jonquière und hielt auf ihren Knien ihre kleine

Reisetasche. Sie zog langsam den Vorhang herunter. Brünnett und kräftig, war sie noch immer eine angenehme Erscheinung, obgleich sie schon eine Tochter von vierundzwanzig Jahren hatte, Raymonde, die sie aus Anstandsrücksichten mit zwei anderen freiwilligen Krankenpflegerinnen, Frau Desagneaux und Frau Volmar, in der ersten Klasse hatte fahren lassen. Sie war Leiterin eines Saales in dem Hospital Notre-Dame des Douleurs in Lourdes und verließ ihre Kranken nicht. Außen an der Wagentüre hing das vorschriftsmäßige Plakat, auf dem unter ihrem eigenen Namen die Namen der beiden Schwestern von Mariä Himmelfahrt geschrieben standen, die sie begleiteten. Als Witwe eines ruinierten Mannes lebte sie mit ihrer Tochter bescheiden von vier bis fünftausend Frank Rente in einem Hofe der Rue Vaneau und war von einer unerschöpflichen Wohltätigkeit. Sie widmete ihre ganze Zeit und Tätigkeit dem Hospital

NotreDame de Salut, dessen rotes Kreuz sie auf ihrem halbseidenen Karmelitergewand trug, und zu dessen tätigsten Anhängerinnen sie gehörte. Sie war von stolzer Gemütsart, liebte es, umschmeichelt und geliebt zu werden; und zeigte sich stets hochbeglückt über diese alljährliche Reise, die ihre Leidenschaft und ihr Herz befriedigte.

»Sie haben recht, Schwester, wir wollen es uns bequem machen. Ich weiß nicht, warum ich mich mit dieser Tasche herumplage.«

Sie stellte sie neben sich unter die Bank.

»Warten Sie«, sagte Schwester Hyacinthe, »Sie haben den Wasserkrug auf den Knien. Er belästigt Sie.«

»Ach nein, ganz gewiß nicht! Lassen Sie ihn nur! Er muß doch irgendwo seinen Platz haben.«

Dann taten sie beide, wie sie gesagt hatten, und richteten sich so bequem wie möglich für

einen Tag und eine Nacht mit ihren Kranken ein. Das unangenehme war, daß sie Marie nicht hatten mit in ihre Abteilung nehmen können, da diese Pierre und ihren Vater bei sich hatte behalten wollen. Aber man verkehrte wenigstens gut nachbarlich miteinander und unterhielt sich über die niedere Scheidewand hinweg. Übrigens bildete der ganze Wagen mit seinen fünf Abteilungen, jede zu zehn Plätzen, nur ein einziges Zimmer voll Menschen, gewissermaßen einen fahrenden allgemeinen Saal, den man mit einem Blicke überschauen konnte. Er war mit der nackten gelben Holzbekleidung der Wände und dem weiß angestrichenen Tafelwerk der Decke ein wirklicher Krankensaal und glich auch in der Unordnung und dem Durcheinander einem improvisierten Feldlazarett. Halb verborgen standen und lagen nebeneinander unter der Bank Krüge, Schüsseln, Besen und Schwämme. Da der Zug keinen Gepäckwagen mitnahm, so häuften sich

die Gepäckstücke, Mantelsäcke, weiße Holzkisten, Hutschachteln, Säcke, ein elender Haufen, ärmliche, abgenutzte Sachen, mit Bindfaden zugebunden. In der Luft begann diese Platzversperrung von neuem. Dort hingen Kleider, Pakete und Körbe an kupfernen Haken und baumelten ohne Unterlaß hin und her. Und mitten unter all diesem Trödelkram wurden die Schwerkranken, die auf ihren schmalen Matratzen ausgestreckt lagen, von den ächzenden Stößen der Räder hin und her geschüttelt, während die, die sitzen konnten, den Rücken an die Wand lehnten und das bleiche Gesicht in die Hände drückten. Nach der Vorschrift sollte in jeder Abteilung eine barmherzige Schwester sein. Am andern Ende des Wagens befand sich auch eine zweite Schwester von Mariä Himmelfahrt, Schwester Claire des Anges. Gesunde Pilger erhoben sich und fingen schon zu essen und zu trinken an. In einer Frauenabteilung befanden sich zehn

Pilgerinnen, alte und junge, eng aneinander gedrückt, alle von derselben traurigen und bemitleidenswerten Häßlichkeit. Und da man es wegen der Schwindsüchtigen, die in der Abteilung waren, nicht wagte, die Fenster herunterzulassen, so entstand bald eine drückende Hitze und ein unerträglicher Geruch, den die Stöße des in voller Schnelligkeit dahinrollenden Zuges nach und nach überallhin auszubreiten schienen.

In Juvisy hatte man den Rosenkranz gebetet. Und es schlug gerade sechs Uhr – man fuhr blitzschnell an dem Bahnhof von Brétigny vorüber – als sich Schwester Hyacinthe erhob. Sie leitete die Andachtsübungen, deren Verlesung die meisten der Pilger in einem Buche mit blauem Einbände folgten.

»Das Angelus, meine Kinder«, sagte sie, wie eine Mutter ihnen zulächelnd, was ihrer Jugend so reizend stand.

Von neuem folgten die Ave aufeinander. Und

als sie beendet waren, beobachteten Pierre und Marie voll Teilnahme zwei Frauen, die die anderen beiden Ecken ihrer Abteilung einnahmen. Die eine von ihnen, die zu Mariens Füßen saß, war eine zarte blonde Erscheinung mit dem Aussehen einer Bürgersfrau, etwa dreißig Jahre alt, aber vor der Zeit verblüht. Sie hielt sich bescheiden im Hintergrunde und nahm kaum etwas Platz weg mit ihrem dunklen Kleide, den gebleichten Haaren, ihrer langen, schmerzgebeugten Gestalt, die hoffnungslose Verlassenheit und unermeßliche Trauer atmete. Die andere ihr gegenüber, die auf derselben Bank wie Pierre saß, eine Arbeiterin von gleichem Alter, mit einer schwarzen Haube und einem von Elend und Sorgen entstellten Gesicht, hielt auf ihren Knien ein kleines siebenjähriges Mädchen, das aber kaum vier Jahre alt zu sein schien, so blaß und verkümmert sah es aus. Die Nase war dünn, die Augenlider bläulich und geschlossen in dem wachsbleichen Gesicht. Sprechen

konnte das Kind nicht, es hatte nur ein leises Klagen, ein schwaches Stöhnen, das jedesmal das Herz der Mutter zerriß.

»Würde das Kind vielleicht einige Weinbeeren essen?« fragte die bis dahin stumme Dame in zaghaftem Tone. »Ich habe welche in meinem Korbe.«

»Ich danke«, antwortete die Arbeiterin. »Sie nimmt nur Milch und ... Ich habe mich damit vorgesehen und eine Flasche voll mitgenommen.«

Und dann erzählte sie, dem Mitteilungsbedürfnis der Elenden nachgebend, ihre Geschichte. Sie hieß Frau Vincent; sie hatte ihren Mann verloren, der, Goldarbeiter von Beruf, an der Schwindsucht gestorben war. Allein geblieben mit ihrer kleinen Rose, die ihre Leidenschaft war, hatte sie Tag und Nacht als Näherin sich abgearbeitet, um sie groß zu ziehen. Da war die Krankheit gekommen. Seit vierzehn Monaten hatte sie



das Kind auf ihren Armen gehalten, das immer elender wurde und zurückging und ganz und gar verfiel. Da war sie, die nie zur Messe ging, eines Tages, von Verzweiflung getrieben, in eine Kirche getreten, um Genesung für ihre Tochter zu erflehen; und da hatte sie eine Stimme vernommen, die ihr riet, das Kind nach Lourdes zu bringen, wo sich die Heilige Jungfrau seiner erbarmen würde. Da sie niemand kannte und auch nicht wußte, wie die Wallfahrten eingerichtet waren, so hatte sie nur den einen Gedanken gehabt: zu arbeiten, Geld zur Reise zu sparen, ein Billett zu nehmen und mit den dreißig Sous, die ihr übriggeblieben waren, abzufahren und nur eine Flasche Milch für das Kind mitzunehmen, ohne auch nur daran zu denken, für sich selbst ein Stück Brot zu kaufen.

»Welche Krankheit hat die liebe Kleine denn?« fragte die Dame.

»Oh, der Leib ist sicherlich nur aufgetrieben.

Aber die Ärzte haben andere Namen dafür. Zuerst hatte sie nur leichte Leibschmerzen. Dann schwoll der Leib an, und sie litt so schwer, daß es einem die Tränen aus den Augen trieb. Jetzt hat sich der Leib wieder gesenkt, aber sie lebt eigentlich gar nicht mehr, sie hat keine Kräfte mehr, so mager ist sie geworden, und durch das unaufhörliche Schwitzen zehrt sie sich noch ganz ab.«

Die Mutter beugte sich, als Rose stöhnte und die Augen öffnete, bestürzt und erblassend zu ihr nieder.

»Mein Kleinod, mein Schatz, was willst du? ... Willst du trinken?«

Das kleine Mädchen schloß seine leeren Augen wieder, deren mattes Blau man einen Augenblick hatte sehen können. Sie antwortete nicht einmal und lag in ihrem totenähnlichen Zustand zurückgesunken, in ihrem weißen Kleidchen ganz weiß da, eine letzte Koketterie der Mutter, die diese unnötige Ausgabe

gemacht hatte in der Hoffnung, die Heilige Jungfrau würde der kleinen Kranken viel gnädiger sein, wenn sie gut und ganz weiß gekleidet wäre.

Nach einem kurzen Stillschweigen fing Frau Vincent das Gespräch von neuem an:

»Und Sie, Sie reisen gewiß Ihretwegen nach Lourdes? Man sieht es Ihnen an, daß Sie krank sind.«

Die Frau fuhr erschreckt zusammen und sank dann schmerzgebeugt in ihre Ecke zusammen, indem sie murmelte:

»Nein, nein! Ich bin nicht krank ... Wollte Gott, ich wäre krank! Ich würde dann weniger leiden.«

Sie hieß Frau Maze und trug in ihrem Herzen einen unstillbaren Kummer. Nachdem sie mit einem lebenslustigen jungen Manne eine Liebesheirat geschlossen hatte, sah sie sich nach Verlauf eines Jahres voll Glückseligkeit

verlassen. Ihr Gatte, der in Bijouteriewaren reiste, beständig unterwegs war und viel Geld verdiente, war seit sechs Monaten verschwunden. Er lockte sie von einem Ende Frankreichs zum andern und hatte sogar liederliche Frauenzimmer bei sich. Und sie betete ihn an und litt darunter so furchtbar, daß sie sich der Religion in die Arme warf. Endlich hatte sie den Entschluß gefaßt, nach Lourdes zu gehen, um die Heilige Jungfrau zu bitten, ihren Gatten zu bekehren und ihn zu ihr zurückzuführen.

Frau Vincent fühlte, ohne das richtige Verständnis dafür zu haben, dennoch den großen moralischen Schmerz, und beide fuhren fort, sich anzusehen, die verlassene Frau, die in ihrer Leidenschaft sich zu Tode grämte, und die Mutter, die daran zugrunde ging, daß sie ihr Kind sterben sah.

Jetzt mischte sich Pierre, der ebenso wie Marie zugehört hatte, in das Gespräch. Er wunderte

sich, daß die Arbeiterin ihre kleine Kranke nicht hatte in das Hospital aufnehmen lassen. Die Gesellschaft von NotreDame de Salut war von den Augustinern von Mariä Himmelfahrt nach dem Kriege gegründet worden, um für das Wohl von Frankreich und für die Verteidigung der Kirche durch gemeinschaftliches Gebet und durch Wohltätigkeit zu arbeiten. Sie waren es, die die Bewegung der großen Wallfahrten und ganz besonders die nationale Wallfahrt ins Werk gesetzt und seit zwanzig Jahren ohne Unterlaß vergrößert hatten, die jährlich gegen Ende August nach Lourdes ging. So hatte sich eine kluge Einrichtung nach und nach vervollkommen. Von überall flossen beträchtliche Almosen zusammen. In jedem Kirchspiel wurden Kranke angeworben, mit den Eisenbahngesellschaften Verträge abgeschlossen, ohne die tätige Hilfe der kleinen Schwestern von Mariä Himmelfahrt und die Gründung der Hospitalität von

NotreDame de Salut zu rechnen. Eine weite Verbrüderung aller wohltätigen Gesellschaften wurde geschaffen, in der Männer und Frauen, meistens der vornehmen Welt angehörig, unter Aufsicht von Leitern der Wallfahrten die Kranken versorgten, trugen und über gute Ordnung wachten. Die Kranken mußten eine schriftliche Bitte um Aufnahme in das Hospital einreichen, wodurch sie sämtlicher Kosten für die Reise und den Aufenthalt überhoben waren. Man holte sie von ihrem Wohnort ab und brachte sie wieder dorthin zurück. Sie hatten also nur einige Lebensmittel auf die Reise mitzunehmen. Aber die bei weitem größte Anzahl hatte Empfehlungen von Geistlichen und wohltätigen Leuten, die bei den Eintragungen die notwendigen Identitätsnachweise und ärztlichen Zeugnisse prüften. Außerdem hatten die Kranken nur ihre Plätze einzunehmen und waren unter den brüderlich und schwesterlich sorgenden Händen der männlichen und weiblichen Helfer

nichts als trauriges Objekt für Leiden und für Wunder.

»Aber, liebe Frau«, setzte Pierre ihr auseinander, »Sie hätten sich doch nur an den Geistlichen Ihres Kirchspiels zu wenden brauchen. Dieses arme Kind verdient volles Mitleid. Man würde es sofort aufgenommen haben.«

»Das wußte ich nicht, Herr Abbé.«

»Wie haben Sie es denn dann gemacht?«

»Ich habe mir an einem Orte ein Billett gekauft, den mir eine Nachbarin nannte, die die Zeitungen liest, Herr Abbé«

Sie sprach von den Fahrkarten, die man unter die Pilger, die bezahlen konnten, verteilte. Marie, die zuhörte, wurde von tiefem Mitleid ergriffen und schämte sich etwas. Ihr, der es nicht an Mitteln fehlte, war es mit Hilfe von Pierre gelungen, in das Hospital aufgenommen zu werden, während diese arme Mutter und

das unglückliche Kind, nachdem sie ihre armseligen Ersparnisse hingegeben hatten, ohne einen Sou blieben.

Ein heftiger Stoß des Wagens entriß ihr einen Schrei.

»O Vater, ich bitte dich, richte mich etwas in die Höhe! Ich kann nicht länger so auf dem Rücken liegen bleiben.«

Als Herr von Guersaint sie aufgerichtet hatte, seufzte sie tief auf. Man war in Etampes, anderthalb Stunden von Paris entfernt, und schon fing bei dem glühenden Sonnenbrande, dem Staub und dem Lärm die Abspannung an, sich geltend zu machen. Frau von Jonquièrre hatte sich erhoben, um das junge Mädchen über die Scheidewand hinweg durch gute Worte zu ermutigen. Auch Schwester Hyacinthe stand wieder auf und klatschte fröhlich in die Hände, um sich von einem Ende des Wagens bis zum andern Gehör zu verschaffen.



»Auf, auf! Denken wir nicht an unsere kleinen Schmerzen! Wir wollen beten und singen, die Heilige Jungfrau wird mit uns sein!«

Sie fing den Rosenkranz an, dann die Gebete von Notre-Dame de Lourdes, und alle Kranken und Pilger folgten ihrem Beispiele. Es war der erste Rosenkranz, die fünf freudigen Mysterien, die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt Christi, die Reinigung Maria und der wiedergefundene Jesus. Dann stimmten alle den Choral: »Betrachten wir den himmlischen Erzengel«, an. Die Stimmen vermischten sich mit dem Rasseln der Räder. Man hörte nur das mächtige Rauschen dieses ohne Unterlaß rollenden Stromes menschlicher Stimmen, das im Hintergrunde des Wagens erstickte.

Obgleich darin geübt, kam Herr von Guersaint doch niemals zum Schlusse eines Chorals. Bald stand er auf, bald setzte er sich wieder. Schließlich stützte er sich mit den Ellenbogen

auf die Zwischenwand und unterhielt sich halblaut mit einem Kranken, der mit dem Rücken gegen diese Zwischenwand in der nächsten Abteilung saß. Herr Sabathier war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von untersetzter Gestalt, mit einem guten, dicken Gesicht und einem vollständigen Kahlkopfe. Seit fünfzehn Jahren war er gelähmt, Schmerzen litt er nur zuweilen, aber seine Beine waren vollständig gelähmt, und seine Frau, die ihn begleitete, legte sie wie tote Beine von einer Stelle zur andern, wenn sie ihm schließlich so schwer wurden wie Bleiklumpen.

»Ja, mein Herr, wie Sie mich sehen, bin ich ehemaliger Professor der fünften Klasse am Lyceum Charlemagne. Anfangs glaubte ich, es wäre einfach Hüftweh. Dann aber hatte ich brennende Schmerzen, wissen Sie, ungefähr so, als bekäme ich Stiche mit glühenden Degen in die Muskeln. Seit beinahe zehn Jahren bin ich allmählich ganz davon ergriffen

worden. Ich habe alle möglichen Ärzte konsultiert, ich habe alle nur erdenklichen Bäder besucht, und jetzt leide ich allerdings weniger, aber ich kann mich nicht in meinem Stuhle rühren. Da bin ich denn wieder zu Gott zurückgeführt worden durch den Gedanken, daß ich zu unglücklich wäre und daß unsere liebe Frau von Lourdes nichts anderes tun könne, als Mitleid mit mir haben.«

Pierre hatte, von Teilnahme ergriffen, sich auch auf die Zwischenwand gestützt und hörte zu.

»Nicht wahr, Herr Abbé, das Leiden ist der beste Erwecker der Seelen? Jetzt ist es schon das siebente Jahr, daß ich nach Lourdes gehe, ohne an meiner Heilung zu verzweifeln. Und dieses Jahr wird mich die Heilige Jungfrau wieder gesund machen, davon bin ich fest überzeugt. Ja, ich rechne darauf, wieder gehen zu können, ich lebe nur noch von dieser Hoffnung.«

Herr Sabathier unterbrach sich, er wollte, daß seine Frau ihm die Beine mehr nach links schieben sollte. Und Pierre betrachtete ihn und wunderte sich, diese Hartnäckigkeit des Glaubens bei einem Gelehrten, bei einem Universitätslehrer zu finden. Wie hatte der Glaube an das Wunder in diesem Gehirn Wurzel fassen und weiter keimen können? Es war wirklich so, wie er selbst sagte: nur die heftigsten Schmerzen erklärten dieses Bedürfnis der Einbildung, diese Blütezeit der ewigen Trösterin.

»Und wie Sie sehen, sind wir, ich und meine Frau, gekleidet wie Arme, denn ich will dieses Jahr nur ein Armer sein, damit die Heilige Jungfrau mich zu den Unglücklichen, ihren Kindern, rechnet... Da ich aber nicht den Platz eines wirklichen Armen einnehmen wollte, so habe ich bei dem Hospital fünfzig Frank eingezahlt, was, wie Sie ja wissen, dazu berechtigt, daß ein besonderer Kranker mitgeführt wird... Ich kenne ihn sogar, meinen

Kranken. Man hat ihn mir gleich auf dem Bahnhofs vorgestellt. Es ist ein Tuberkulöser, wie es scheint, und er ist mir sehr krank vorgekommen, sehr krank...«

Es entstand eine Pause.

»Nun, die Heilige Jungfrau möge auch ihn retten, sie, die alles kann! Und ich werde so glücklich sein, denn sie wird mich mit ihren Wohltaten überschütten!«

Die drei Männer fuhren fort, sich zu unterhalten, indem sie sich von den anderen absonderten und zuerst über Medizin sprachen und dann zu einer Erörterung über romanische Baukunst übergingen, veranlaßt durch einen auf einem Hügel gelegenen Glockenturm, den alle Pilger mit einem Kreuzzeichen begrüßt hatten. Mitten unter diesen armen Kranken, mitten unter diesen durch das Elend stumpfsinnig gewordenen Menschen vergaßen sich der junge Priester und seine beiden Gefährten, von den Gewohnheiten ihres

gebildeten Geistes fortgerissen. Eine Stunde verrann, zwei weitere Choräle waren noch gesungen worden, und man hatte die Stationen Toury und Les Aubrais schon passiert, da brachen sie endlich in Beaugency ihre Unterhaltung ab, als sie die Schwester Hyacinthe mit ihrer frischen und klangvollen Stimme das Kirchenlied anheben hörten:

»Parce, Domine, parce populo tuo...«

Das Singen begann von neuem, alle Stimmen vereinigten sich, und wiederum stieg jene Flut von Bitten und Gebeten empor, die den Schmerz erstickt, die Hoffnung neu belebt, und den ganzen Menschen, der von der unablässigen Beschäftigung mit der in so weiter Ferne zu suchenden Gnade und Heilung übermüdet ist, von neuem erweckt und ermuntert.

Als sich Pierre wieder niedersetzte, sah er, daß Marie sehr bleich aussah und die Augen geschlossen hatte. Doch bemerkte er deutlich

an ihrem schmerzlich verzogenen Gesicht, daß sie nicht schlief.

»Haben Sie jetzt ärgere Schmerzen?«

»O ja, fürchterliche! Ich werde das Ziel nicht erreichen. Diese fortwährenden Stöße sind...«

Sie stöhnte, öffnete die Augen und fuhr fort, von ihrem Lager aus trotz ihrer zunehmenden Schwäche die übrigen Kranken zu beobachten. In der Abteilung nebenan hatte sich gegenüber von Herrn Sabathier die Grivotte erhoben, die bis dahin wie eine Tote, ohne einen Atemzug zu tun, dagelegen hatte. Sie war ein großes Mädchen, das die Dreißig schon überschritten hatte, lahm und wunderlich, mit einem runden, schmerzverzerrten Gesicht, das aber ihre krausen Haare und ihre Flammenaugen fast schön machten. Sie war in höchstem Grade schwindsüchtig.

»Nun, Fräulein«, sagte sie mit ihrer heiseren, kaum verständlichen Stimme, sich an Marie

wendend, »wie glücklich würde man sein, wenn man ein kleines bißchen einschlafen könnte. Aber daran ist gar nicht zu denken, diese Räder drehen sich einem ja im Kopfe herum.«

Und trotz der Ermattung, die deutlich beim Sprechen zum Ausbruch kam, ließ sie sich nicht abhalten, Näheres von ihrem Leben zu erzählen.

Sie war Matratzenmacherin und hatte lange Zeit, mit einer ihrer Tanten in Bercy, von Hof zu Hof ziehend, Matratzen gemacht. Die verpestete Wolle, die sie selbst kämmte, hatte ihr in der Jugend ihr Leiden verschafft. Seit fünf Jahren machte sie die Runde in allen Spitälern von Paris. Sie sprach von den großen Ärzten in ganz vertrautem Tone. Die Schwestern von Lariboisière hatten sie, als sie sie von den religiösen Zeremonien leidenschaftlich erregt gesehen hatten, vollends bekehrt und überzeugt, daß die



Heilige Jungfrau in Lourdes nur auf sie warte, um sie zu heilen.

»Sie sagten mir, der eine Lungenflügel sei bei mir ganz verloren und der andere nicht viel mehr wert. Wissen Sie, es hatten sich Kavernen gebildet... Zuerst hatte ich nur zwischen den Schultern Schmerzen und beim Husten einen schaumigen Auswurf. Dann magerte ich ab. Es war ein wahrer Jammer. Jetzt bin ich immer von Schweiß gebadet und huste, als wollte es mir die Brust zersprengen. Ich kann aber trotzdem nichts mehr aushusten, so dick ist es... Und wie Sie sehen, kann ich mich gar nicht mehr aufrecht halten, ich esse nicht mehr...«

Ein Erstickenungsanfall unterbrach sie, ihr Gesicht wurde ganz schwarzblau.

»Das macht nichts. Ich stecke aber doch noch lieber in meiner Haut als in der des Bruders dort in der Abteilung hinter Ihnen. Er hat dasselbe Leiden, aber er ist noch viel

schlimmer daran als ich.«

Sie täuschte sich. Es befand sich allerdings in der Abteilung hinter Marie ein junger Missionar, der Bruder Isidor, der auf einer Matratze lag und den man nicht sehen konnte, da er nicht imstande war, sich einen Finger breit emporzurichten. Aber er war nicht schwindsüchtig, er lag hoffnungslos danieder an einer Leberentzündung, die er sich am Senegal geholt hatte. Er war sehr groß und mager und hatte ein gelbes, eingefallenes Gesicht wie von Pergament. Das Geschwür, das sich an der Leber gebildet hatte, war schließlich nach außen durchgebrochen, und die Eiterung, verbunden mit fortwährendem heftigen Fieber, Erbrechen und Phantasieren, raubte ihm alle Kräfte. Nur allein seine Augen lebten noch, Augen voll unendlicher Liebe, deren warmer Strahl sein Gesicht, das dem sterbenden Heiland glich, verklärte. Sonst war es ein gewöhnliches Bauerngesicht, das nur der Glaube und die Leidenschaft adelten. Er

war ein Bretoner, das jüngste, kränkliche Kind einer sehr zahlreichen Familie, und hatte den geringen Landbesitz in der Heimat seinen älteren Brüdern überlassen. Eine seiner Schwestern begleitete ihn, Martha, zwei Jahre älter als er, die nach Paris gekommen war, um in seinen Dienst zu treten. Sehr bescheiden in ihrer untergeordneten Stellung als Mädchen für alles, hatte sie ihren Platz verlassen, um ihm zu folgen, und verzehrte nun ihre mageren Ersparnisse.

»Ich stand gerade auf dem Perron, als man ihn in den Wagen hob; vier Männer hielten...«

Sie konnte aber nicht weitersprechen; sie bekam einen Hustenanfall, der sie zwang, sich wieder auf die Bank niederzulegen. Sie rang mühsam nach Atem, die roten Äpfelchen auf ihren Backen wurden ganz blau. Sofort richtete ihr Schwester Hyacinthe den Kopf in die Höhe, trocknete ihre Lippen mit einem Leinentuche, das rote Flecken bekam. Frau

von Jonquière war in demselben Augenblicke um die Kranke beschäftigt, die ihr gegenüber saß und ohnmächtig geworden war. Sie hieß Frau Vêtu, war die Frau eines kleinen Uhrmachers, der seinen Laden nicht hatte schließen können, um sie nach Lourdes zu begleiten. Sie hatte sich daher in die Hospitalität aufnehmen lassen, um die nötige Pflege zu haben. Die Furcht vor dem Tode hatte sie zur Kirche zurückgeführt, in die sie seit ihrer ersten Kommunion die Füße nicht mehr gesetzt hatte. Sie wußte, daß sie dem Tode unrettbar verfallen war, da der Krebs ihren Magen zerfraß. Schon hatte sie das zitronengelbe, entstellte Aussehen der Krebskranken. Ihr Auswurf war ganz schwarz, als ob sie Kienruß von sich gegeben hätte. Auf der ganzen Reise hatte sie noch kein einziges Wort gesprochen, ihre Lippen waren fest geschlossen, sie litt entsetzlich. Dann war Erbrechen eingetreten, und sie hatte das Bewußtsein verloren. Sobald sie den Mund

öffnete, hauchte sie einen entsetzlich stinkenden Atem aus, einen Pestgeruch, der den Magen zum Umwenden brachte.

»Das kann man unmöglich aushalten«, murmelte Frau von Jonquière, die sich einer Ohnmacht nahe fühlte, »es muß etwas Luft gemacht werden.«

Schwester Hyacinthe war gerade damit fertig geworden, die Grivotte auf ihre Kissen zu betten.

»Gewiß, öffnen wir ein paar Minuten das Fenster. Aber nicht auf dieser Seite hier, denn ich habe Angst vor einem neuen Hustenanfall... Öffnen Sie es auf Ihrer Seite.«

Die Hitze wurde immer ärger. Man erstickte fast in der dicken, ekelhaften Atmosphäre. Es war eine wirkliche Erleichterung, als frische Luft hereinkam. Einige Minuten gab es jetzt andere Geschäfte zu besorgen, und eine allgemeine Reinigung fand statt. Die

Schwester wusch alle Geschirre und Becken, deren Inhalt sie zum Fenster hinausschüttete, während die zur Hilfe beigegebene Dame mit einem Schwamme den Fußboden auftranknete. Dann gab es ein neues Geschäft: die vierte Kranke, die sich bisher noch nicht gerührt hatte, ein zartes Mädchen, dessen Gesicht ganz von einem schwarzen Tuche verhüllt war, sagte, sie hätte Hunger.

Frau von Jonquière erbot sich gleich in ihrer ruhigen, ergebenen Weise, für sie sorgen zu wollen.

»Sie brauchen sich nicht darum zu kümmern, liebe Schwester. Ich werde ihr das Brot in kleine Stücke schneiden.«

Marie hatte sich in ihrem Verlangen nach Zerstreung für die regungslose Gestalt, die sich unter dem schwarzen Tuche versteckt hatte, lebhaft interessiert. Sie vermutete, daß sie irgendeinen Schaden im Gesicht hätte. Man hatte ihr gesagt, es wäre eine Erzieherin. Die

Unglückliche, Elise Rouquet aus der Picardie, hatte ihre Stelle verlassen müssen und lebte in Paris bei einer Schwester, die sie schlecht behandelte. Da sie aber kein anderes Leiden hatte, hatte sie kein Hospital aufnehmen wollen. Bei ihrer großen Frömmigkeit war es schon seit Monaten ihr heißer Wunsch, nach Lourdes zu gehen. Marie wartete mit stummer Besorgnis, ob sich wohl das schwarze Tuch heben würde.

»Sind die Stücke so klein genug?« fragte Frau von Jonquièrre in mütterlichem Tone. »Können Sie sie selbst in den Mund stecken?«

Unter dem schwarzen Tuche krächzte eine heisere Stimme nur halb verständliche Worte.

»Ja, ja, gnädige Frau.«

Endlich fiel das Tuch, und Marie fuhr entsetzt zurück. Es war ein Lupus, der die Nase und den Mund ergriffen hatte, ein Geschwür, das sich unter einem Ausschlage immer weiter

ausbreitete und die Schleimhäute zerfraß. Der Kopf, der sich in die Form einer Hundeschnauze verlängert hatte, war mit seinen struppigen Haaren und seinen großen runden Augen abschreckend geworden. Schon waren die knorpligen Teile der Nase fast ganz zerfressen. Der Mund war eingefallen und nach links gezogen durch das Anschwellen der Oberlippe. Er glich einer schiefen, formlosen und unsaubern Kluft. Eine blutige Flüssigkeit, vermischt mit Eiter, floß aus dieser schrecklichen schwarzblauen Wunde.

»Oh, sehen Sie doch, Pierre!« murmelte Marie zitternd.

Den Priester überlief ebenfalls ein Schauer, als er sah, wie Elise Rouquet vorsichtig die kleinen Brotstückchen in die blutige Öffnung schob, die ihr als Mund diente. Alle in dem Wagen waren bei diesem fürchterlichen Anblicke bleich geworden. Und der gleiche Gedanke stieg in allen diesen so



hoffnungsfreudigen Seelen auf: »Oh, Heilige Jungfrau! Oh, welches Wunder, wenn ein solches Leiden geheilt würde!

»Meine Kinder, denken wir nicht an uns, wenn wir uns wohl verhalten wollen«, wiederholte Schwester Hyacinthe, die ihr ermutigendes Lächeln bewahrt hatte.

Und sie fing den zweiten Rosenkranz zu beten an, die fünf Mysterien: Jesus in dem Ölbaumgarten, der geißelte Jesus, der dornengekrönte Jesus, der kreuztragende Jesus und der am Kreuze sterbende Jesus. Dann folgte der Choral: »Ich setze mein Vertrauen, Jungfrau, in deine Hilfe ...«

Man fuhr gerade durch Blois und war nun schon drei lange Stunden unterwegs. Marie, die ihre Augen von Elise Rouquet abgewendet hatte, ließ sie jetzt auf einem Mann ruhen, der die eine Ecke der anderen Wagenabteilung zur Linken einnahm, in der Bruder Isidor lag. Schon zu wiederholten Malen hatte sie ihn

bemerkt. Er war noch jung und bescheiden in einen alten schwarzen Überrock gekleidet. Sein dünner Bart fing an grau zu werden. Klein und mager, mit einem abgezehrten, bleifarbenen und schweißbedeckten Gesichte schien er schwer zu leiden. Dennoch saß er ganz unbeweglich in seine Ecke gedrückt da, sprach mit keinem Menschen und starrte nur mit großen, weitgeöffneten Augen vor sich hin. Plötzlich bemerkte sie, wie die Augenlider herabsanken und er ohnmächtig wurde.

Sie lenkte die Aufmerksamkeit der Schwester Hyacinthe auf ihn.

»Liebe Schwester, sehen Sie doch! Diesem Herrn dort scheint es schlecht geworden zu sein.«

»Welchem denn, mein liebes Kind?« »Dort drüben dem, der den Kopf zurückgelehnt hat.«

Es entstand eine unruhige Bewegung, alle gesunden Pilger standen auf, um hinzusehen.

Und Frau von Jonquièrre kam auf den Gedanken, Martha, der Schwester des Bruders Isidor, zuzurufen, sie solle dem Manne auf die Hände klopfen.

»Fragen Sie ihn, fragen Sie ihn, ob er leidet!«

Martha trat an ihn heran, schüttelte ihn und richtete wiederholt die Frage an ihn. Aber der Mann gab keine Antwort, er röchelte nur, und seine Augen blieben fest geschlossen.

Eine Stimme rief erschrocken:

»Ich glaube, er wird sterben.«

Die Furcht wurde größer, Worte schwirrten hin und her, und von einem Ende des Wagens zum andern wurden Ratschläge erteilt. Niemand kannte den Mann. Er hatte sich nicht in die Hospitalität aufnehmen lassen, denn er trug am Halse nicht die Karte mit der weißen Farbe des Zuges. Einer erzählte, er hätte ihn drei Minuten vor Abgang des Zuges ankommen sehen, sich mühsam

fortschleppend, und dann habe er sich mit dem Ausdrücke unendlicher Müdigkeit in die Ecke fallen lassen, in der er jetzt im Sterben läge. Dann hätte er nicht mehr geatmet. Man sah übrigens sein Billett, das in dem Bande seines alten hohen Hutes steckte, der neben ihm hing.

Schwester Hyacinthe stieß einen freudigen Ruf aus.

»Oh, er atmet, er atmet! Fragen Sie ihn doch nach seinem Namen!«

Als ihn Martha aber von neuem fragte, stieß der Mann nur einen Klagelaut, den kaum verständlichen Schmerzensschrei aus:

»Oh, wie ich leide!«

Und von da an gab er nur diese eine Antwort. Auf alles, was man von ihm wissen wollte, wer er wäre, woher er käme, welches sein Leiden sei, was man für ihn tun könnte, antwortete er nicht, sondern stieß nur fortwährend den Klageruf aus:

»Oh, wie ich leide ... Oh, wie ich leide!«

Schwester Hyacinthe geriet in fieberhafte Aufregung. Wenn sie sich nur in der gleichen Abteilung befunden hätte! Und sie nahm sich vor, auf der nächsten Station, an der man halten würde, den Platz zu wechseln. Aber es kam jetzt lange keine Haltestelle. Der Kopf des Mannes sank immer tiefer herab.

»Er stirbt, er stirbt!« rief die Stimme von neuem.

Mein Gott! Was sollte man anfangen? Die Schwester wußte, daß ein Pater von Mariä Himmelfahrt sich im Zuge befand, der Pater Massias, der das geweihte Öl bei sich hatte und jederzeit bereit war, den Sterbenden die Letzte Ölung zu geben. Es starben jedes Jahr während der Fahrt mehrere Pilger. Aber sie wagte es nicht, das Alarmsignal in Bewegung zu setzen. Auch befand sich in dem von der Schwester SaintFrançois beaufsichtigten Kantinenwagen ein Arzt mit einer kleinen

Apotheke. Wenn der Kranke nur noch bis nach Poitiers käme, wo man eine halbe Stunde Aufenthalt hatte. Hier würde ihm alle erforderliche Hilfe zuteil werden. Schrecklich wäre es, wenn er plötzlich sterben würde. Schließlich beruhigte man sich etwas. Der Unbekannte war zwar immer noch ohnmächtig, aber er atmete doch wenigstens regelmäßig und schien zu schlafen.

»Sterben, bevor man dort wäre!« murmelte Marie zitternd. »Sterben, bevor man das gelobte Land ...«

Und als ihr Vater sie zu beruhigen suchte, flüsterte sie:

»Auch ich leide, auch ich leide so sehr!«

»Haben Sie Vertrauen!« tröstete Pierre. »Die Heilige Jungfrau wacht über uns.«

Sie konnte nicht mehr in ihrer sitzenden Stellung bleiben, man mußte sie wieder in ihren engen Sarg legen. Ihr Vater und der

Priester mußten dabei mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, denn der leiseste Stoß entlockte ihr ein schmerzliches Stöhnen. Und dann lag sie da, ohne zu atmen, wie eine Tote, mit ihrem Leidensgesichte, umwallt von ihrem blonden, königlichen Haarschmucke. Man fuhr nun schon seit beinahe vier Stunden, und rastlos rollte der Zug immer weiter und weiter. Daß der Wagen in so unerträglicher Weise hin und her geschleudert wurde, lag daran, daß er sich am Ende des Zuges befand. Die Verbindungsketten kreischten, und die Räder rasselten entsetzlich. Durch die Fenster, die man notgedrungen halb offen hatte stehen lassen müssen, drang Staub herein, sonnendurchglüht und beißend. Dabei nahm die Hitze immer mehr zu. Eine gewitterschwangere, erschlaffende Hitze. Der Himmel hatte ein fahles Aussehen und bedeckte sich allmählich mit schweren, unbeweglichen Wolken. Überhitzten Backöfen glichen die Abteilungen, diese engen

dahinrollenden Behausungen, in denen man aß und trank, in denen die Kranken alle ihre Bedürfnisse in der verdorbenen Luft befriedigten und unter dem betäubenden Durcheinander von Klagen, Gebeten und Gesängen.

Marie war nicht die einzige, deren Zustand sich verschlimmert hatte, die anderen litten in gleicher Weise unter der Reise. Auf den Knien ihrer verzweifelten Mutter, die sie mit ihren großen, von Tränen verdunkelten Augen betrachtete, lag die kleine Rose bewegungslos mit so bleichem Gesicht, daß sich Frau Maze schon zweimal zu ihr herabgebeugt hatte, um ihre Händchen anzufassen, in der Furcht, sie kalt zu finden. Jeden Augenblick mußte Frau Sabathier den Beinen ihres Mannes eine andere Lage geben, denn sie wurden ihm so schwer, wie er sagte, als ob man sie ihm aus den Hüften herausreißen wollte. Der Bruder Isidor fing an in seinem totenähnlichen Zustande Schreie auszustoßen, und seine



Schwester hatte ihn nur dadurch beruhigen können, daß sie ihn etwas in die Höhe richtete und in ihren Armen hielt. Die Grivotte schien zu schlafen, doch erschütterte ununterbrochen ein Schlucken ihren Körper, und aus ihrem Munde rieselte langsam ein dünner Faden Blut. Frau Vêtu hatte wieder eine schwarze, ekelhafte Flüssigkeit von sich gegeben. Elise Rouquet dachte nicht mehr daran, die entsetzliche Wunde in ihrem Gesichte zu verbergen. Der Mann dort drüben fuhr fort, so dumpf zu röcheln, als wenn es jede Sekunde mit ihm zu Ende gehen wollte. Umsonst mühten sich Frau von Jonquière und Schwester Hyacinthe ab. Sie konnten nichts weiter tun, als die Jammernden trösten. Für Augenblicke war dies alles wie ein Traum, dieser Wagen voll Elend und Jammer, der mit voller Geschwindigkeit dahinfuhr und die Gepäckstücke, die alten aufgehängten Kleider, die abgenutzten Körbe, die mit Bindfaden notdürftig geflickt waren, hin und her

schüttelte, während in der hintersten Abteilung zehn Pilgerinnen, alte und junge, alle von einer bedauernswerten Häßlichkeit, ohne Unterlaß in jammervollen, gellenden und falschen Tönen sangen.

Pierre dachte an die anderen Wagen des weißen Zuges. Alle rollten dahin voll des gleichen Elends mit dreihundert Kranken und fünfhundert Pilgern. Dann dachte er an die anderen Züge, die an diesem Tage Paris verließen, an den grauen und den blauen Zug, die vor dem weißen von Paris abgefahren waren, an den grünen Zug, an den gelben, an den rosa und an den orangefarbenen Zug, die ihm folgten. Und er dachte an andere Züge, die an dem gleichen Tage von Orleans, Le Mans, Poitiers, Bordeaux, Marseille und Carcassone abgingen. Die Erde Frankreichs sah sich zur selben Stunde nach allen Richtungen hin durchfurcht von ähnlichen Zügen, die alle der heiligen Grotte zustrebten und dreißigtausend Pilger und Kranke zu den Füßen der Heiligen

Jungfrau führten. Und er dachte daran, daß ein solcher Menschenstrom wie an diesem Tage sich auch an den anderen Tagen des Jahres dorthin wälzte, daß keine Woche verging, ohne daß Lourdes eine Wallfahrt ankommen sah, und daß nicht nur Frankreich allein, sondern daß ganz Europa, daß die ganze Welt sich auf den Weg dorthin machte, und daß es in besonders frommen Jahren dreimalhunderttausend, ja sogar bis fünfmalhunderttausend Pilger und Kranke dort gegeben hatte.

Pierre glaubte sie zu hören, diese im Rollen begriffenen Züge, die Züge, die überallher kamen und die alle derselben Felsengrotte zustrebten, in der die Kerzen flammten. Alle rollten rasselnd dahin unter Schmerzensgeschrei und dem Rauschen der frommen Gesänge. Es waren fahrende Hospitäler voll verzweifelter Kranker, Züge menschlichen Leidens zu der Hoffnung und der Heilung; ein großes brennendes Verlangen

nach Trost vor dem Drohen des schrecklichen Todes. Sie rollten dahin, sie rollten immer weiter, sie rollten ohne Unterbrechung dahin, das Elend dieser Welt mit sich führend, auf dem Wege zu einem heiligen Wahne, der Gesundheit der Kranken und dem Troste der Niedergedrückten.

Pierres Herz floß über von unendlichem Mitleid. Es war traurig, zu sterben. Eine heiße Barmherzigkeit flammte in ihm auf, das unlöschbare Feuer einer brüderlichen Liebe zu allen Dingen und allen Wesen.

Als man um halb elf Uhr den Bahnhof von SaintPierre du Corps verließ, gab Schwester Hyacinthe das Zeichen, und man betete den dritten Rosenkranz, die fünf glorreichen Mysterien: die Auferstehung unseres Herrn, die Himmelfahrt unseres Herrn, die Ausgießung des Heiligen Geistes, die Himmelfahrt der Allerheiligsten Jungfrau und die Krönung der Jungfrau. Dann sang man das

Lied der Bernadette, ein endloses Klagelied von sechzehn Strophen, bei denen der englische Gruß den immer wiederkehrenden Schlußvers bildete, eine künstlich in die Länge gezogene Quälerei, die schließlich das Bewußtsein trübte und die Kranken in einen verzückten Traumschlaf versenkte in der köstlichen Erwartung des Wunders.

## *II*

Jetzt zogen die grünen Gefilde von Poitou vorüber, und der Abbé Pierre Froment sah, die Augen starr nach außen gerichtet, die Bäume vorbeifliegen, bis schließlich alles vor seinen Augen verschwamm. Ein Kirchturm erschien und verschwand; alle Pilger bekreuzigten sich. Man sollte um zwölf Uhr fünfunddreißig Minuten in Poitiers sein; der Zug rollte

unaufhaltsam weiter und weiter in der erschlaffenden Schwüle des gewitterschwangeren Tages. Und der junge Priester verfiel in eine tiefe Träumerei. Das Singen traf sein Ohr nur noch wie das einschläfernde langsame Auf und Abwogen des Meeres.

Ein Vergessen der Gegenwart, ein Wiedererwachen der Vergangenheit nahm sein ganzes Wesen gefangen. Er ging in seinen Erinnerungen zurück, soweit ihm das möglich war. Er sah das Haus in Neuilly wieder, in dem er geboren worden war und das er jetzt noch bewohnte, dieses Haus des Friedens und der Arbeit mit seinem Garten, in dem schöne Bäume standen. Nur eine lebende Hecke trennte ihn von dem Garten des Hauses nebenan, das dem seinigen ähnlich war. Er war drei, vielleicht auch vier Jahre alt, und er sah, wie an einem Sommertage in dem Schatten eines alten Kastanienbaumes sein Vater, seine Mutter und sein älterer Bruder an einem

Tische beim Frühstück saßen. Sein Vater, Michel Froment, hatte kein besonders auffallendes Gesicht; er sah ihn nur verwischt und unbestimmt vor sich, den berühmten Chemiker, der Mitglied des Instituts war und der sich in seinem Laboratorium vergrub, das er im Hintergrunde seines weltentlegenen Besitztums hatte errichten lassen. Seinen Bruder Guillaume, der damals vierzehn Jahre alt und am Morgen zu einem kurzen Ferienaufenthalte aus dem Lyzeum eingetroffen war, sah er ganz deutlich vor sich, und vor allem seine sanfte Mutter, aus deren Augen eine so rührende Demut sprach. Später hatte er die Sorgen dieser frommen, gläubigen Seele kennengelernt, die sich aus Achtung und Dankbarkeit dazu verstanden hatte, einen Ungläubigen zu heiraten, der fünfzehn Jahre älter als sie war und der ihrer Familie große Dienste geleistet hatte. Er selbst, ein Spätling dieser Ehe, der erst geboren worden, als sein Vater schon in den fünfzig stand, hatte seine

Mutter nur als demütige und ergebene Frau ihrem Gatten gegenüber gekannt, den sie heiß liebte mit der schrecklichen Qual im Herzen, ihn dem ewigen Verderben verfallen zu wissen. Und plötzlich stieg ihm eine andere Erinnerung auf, die entsetzliche Erinnerung an den Tag, an dem sein Vater in seinem Laboratorium, durch das Platzen einer Retorte, getötet worden war. Er war damals fünf Jahre alt gewesen. Er erinnerte sich noch der unbedeutendsten Einzelheiten, des Schreies seiner Mutter, als sie den zerrissenen Körper gefunden hatte mitten unter all den Trümmern, und dann ihres Entsetzens, ihres Jammers und ihrer Gebete bei dem Gedanken, Gott habe den Gottlosen, auf ewig Verdamnten niedergeschmettert. Da sie seine Papiere und Bücher nicht zu verbrennen wagte, hatte sie sich damit begnügt, sie in ein Zimmer zu schließen, das niemand mehr betrat. Seit diesem Augenblicke wurde sie von dem Bilde der Hölle heimgesucht, und sie hatte nur noch



den einen Gedanken, ihren jüngeren Sohn ganz strenggläubig zu erziehen als Sühne und zur Erlösung seines Vaters. Der ältere, Guillaume, war ihr schon entwachsen, er war im Lyzeum auferzogen und ganz von den Gedanken und Bestrebungen des Jahrhunderts erfüllt. Er selbst, der jüngere, durfte das Haus nicht verlassen und erhielt einen Geistlichen als Erzieher. Ihr geheimer Traum, ihre heiße Hoffnung war, ihn eines Tages selbst als Geistlichen zu sehen, wie er seine erste Messe las und die leidenden Seelen tröstete.

Ein anderes lebhaftes Bild tauchte zwischen den grünen, von den Sonnenstrahlen durchbrochenen Zweigen auf. Pierre sah plötzlich Marie von Guersaint, so wie er sie eines Morgens durch ein Loch in dem Zaune erblickt hatte, der die beiden benachbarten Besitzungen trennte. Herr von Guersaint, einem kleinen Adelsgeschlecht der Normandie entstammend, war Architekt, damals gerade mit der Erbauung von Arbeitersiedlungen mit

Kirche und Schule beschäftigt. Eine schwere Aufgabe, zu der er nicht genügende Vorbereitung besaß und bei der er seine dreimalhunderttausend Frank Vermögen riskierte, dank der ihm eigenen Hartnäckigkeit und künstlerischen Unvorsichtigkeit. Die gleiche tiefe Frömmigkeit hatte Frau von Guersaint mit Frau Froment zusammengebracht. Aber die erstere war eine entschlossene, strenge Frau, die das Regiment führte und mit eiserner Hand verhinderte, daß Katastrophen über das Haus hereinbrachen. Sie erzog ihre beiden Töchter streng religiös. Die ältere war schon ernst wie sie, während die jüngere, obgleich sehr fromm, doch Spiel und Fröhlichkeit sehr liebte in dem lebhaften Jugenddrange, der sich in ihrem schönen, klangvollen Lachen kundgab. Seit ihrer frühesten Jugend spielten Pierre und Marie zusammen. An jenem sonnenhellen Morgen, an dem er sie jetzt wieder vor sich sah, wie sie die Zweige auseinanderbog, war sie zehn Jahre

alt. Er zählte sechzehn Jahre und sollte am folgenden Dienstag in das Seminar eintreten. Niemals war sie ihm so schön erschienen. Ihre wie reines Gold glänzenden Haare waren so lang, daß sie, wenn sie sich lösten, sie ganz umhüllten. Er sah ihr Gesicht von damals ganz deutlich vor sich, ihre runden Backen, ihre blauen Augen, ihren roten Mund und vor allem den Glanz ihrer schneeweißen Haut. Sie war heiter und strahlend wie die Sonne. An ihren Augenlidern schimmerten Tränen, denn sie wußte, daß er fortgehen würde. Sie saßen zusammen im Schatten der Hecke im Hintergrunde des Gartens. Ihre Hände waren verschlungen und ihre Herzen schwer. Dennoch hatten sie niemals bei ihren Tändeleien Schwüre ausgetauscht, so unberührt waren noch ihre Seelen. Aber am Abende vor ihrer Trennung trat ihnen ihre zärtliche Liebe auf die Zunge. Sie sprachen davon, ohne es zu wissen, sie schwuren, unablässig aneinander zu denken und sich

eines Tages wiederzufinden, wie man sich im Himmel wiederfindet, um glücklich zu sein. Dann hatten sie sich in die Arme genommen, ohne weiter zu fragen, und sich bis zum Ersticken geküßt und heiße Tränen vergossen. Es war eine köstliche Erinnerung, die Pierre damals mit fortgenommen hatte und die er immer noch lebendig in sich fühlte, trotzdem so viele Jahre und so viel schmerzliches Entsagen dazwischen lagen.

Ein heftiger Stoß weckte ihn aus seinen Träumereien. Er blickte im Wagen umher und sah in undeutlichen Umrissen die Gestalten der Leidenden; Frau Maze saß, unbeweglich und von ihrem Schmerz betäubt da. Die kleine Rose stöhnte leise auf den Knien ihrer Mutter. Einen Augenblick trat die heiter lächelnde Gestalt der Schwester Hyacinthe in den Vordergrund mit ihrer weißen Haube und dem weißen Brusttuche. Dann verschwamm alles von neuem in einem Nebel, der aus der fernen Vergangenheit herbeizog. Es blieb nur noch

der einschläfernde Gesang der undeutlichen Traumstimmen, die aus dem Unsichtbaren hervordrangen.

Später war Pierre auf dem Seminar. Deutlich erschienen ihm wieder die Schulzimmer, der kleine Klosterhof mit seinen Bäumen. Plötzlich aber sah er wie in einem Spiegel die Gestalt eines jungen Menschen, so, wie er damals war, und er betrachtete sie genau, er zergliederte sie, wie die Gestalt eines Fremden. Groß und schlank, hatte er ein langes Gesicht mit einer stark entwickelten Stirn, hoch und gerade wie ein Turm, während die Kinnbacken zurücktraten und in einem sehr feinen Kinn endigten. Er schien ganz Verstand zu sein; nur der etwas große Mund war zart. Wenn das ernste Gesicht einen freundlicheren Ausdruck annahm, dann verrieten der Mund und die Augen eine unendliche Zärtlichkeit, ein unstillbares Verlangen zu lieben, sich hinzugeben und zu leben. Daneben stand die geistige Leidenschaft

hochstehender Wesen, Neues zu lernen und zu erfahren. Diese Begierde hatte stets an ihm gezehrt. Mit Erstaunen gedachte er dieser Seminarjahre wieder. Wie hatte er nur so lange Zeit die herbe Lehre des blinden Glaubens ruhig hinnehmen können, wie hatte er sich gehorsam ohne Prüfung all dem unterwerfen können? Man hatte von ihm eine vollständige Preisgabe seines Verstandes verlangt. Er hatte sich zwingen lassen und war schließlich dahin gelangt, das quälende Verlangen nach Wahrheit ganz in sich zu ersticken. Ohne Zweifel hatten ihn die Tränen seiner Mutter gerührt. Er kannte nur den Wunsch, ihr das erträumte Glück zu verschaffen. Dennoch erinnerte er sich in dieser Stunde an manche aufrührerische Gedanken. Er fand in seinem Gedächtnis die in Tränen zugebrachten Nächte wieder, ohne daß er gewußt hatte, warum, Nächte voll unklarer Bilder, in die das freie Leben des Mannes von außen eindrang und in denen dann immer und immer Mariens Bild

erschien, so, wie er sie eines Morgens gesehen hatte, erblassend und in Tränen gebadet und ihn mit heißer Inbrunst küssend. Dieses Bild blieb ihm jetzt allein vor Augen. Die Jahre seiner frommen Studien mit ihren eintönigen Stunden, mit ihren immer gleichen Übungen und Zeremonien verschwanden in einem unklaren Halbdunkel, erfüllt von einer schwülen Totenstille.

Dann gingen ihm, gerade als man eine Station durchfahren hatte, bei dem betäubenden Gerassel der Räder eine Menge Dinge in buntem Durcheinander durch den Sinn. Sein Traum verwirrte sich. Ein langes Unwohlsein das ihn in seinen Studien sehr zurückbrachte, hatte ihn veranlaßt, aufs Land zu gehen. Lange Zeit hatte er Marie nicht wiedergesehen. Zweimal verbrachte er seine Ferien in Neuilly, ohne daß er sie dort antraf, denn sie befand sich fast immer auf Reisen. Er wußte, daß sie sehr leidend war infolge eines Sturzes vom Pferde, den sie im Alter von dreizehn Jahren

getan hatte, gerade als sie Weib zu werden anfang. Ihre Mutter schleppte sie in ihrer Verzweiflung jedes Jahr an einen andern Kurort. Dann hatte er den neuen schweren Schlag, der sie getroffen, erfahren, den plötzlichen Tod ihrer strengen, aber so besorgten Mutter: in fünf Tagen hatte sie eine Lungenentzündung hinweggerafft, die sie sich bei einem Abendspaziergang in La Boule geholt, als sie ihren Mantel ausgezogen hatte, um ihn Marie um die Schultern zu legen. Ihr Vater hatte in Eile abreisen und seine vor Schmerz halb wahnsinnige Tochter und die tote Mutter heimbringen müssen. Das schlimmste war, daß nach dem Hinscheiden der Mutter sich die Verhältnisse der Familie wieder verschlechterten und nach und nach immer verwickelter wurden, da der Architekt sein Vermögen, ohne zu rechnen, in den Abgrund seiner Unternehmungen warf. Marie konnte sich nicht mehr von ihrem Krankenstuhl erheben. So war nur Blanche da



zur Leitung des Hauswesens, und diese war ganz in Anspruch genommen von den Prüfungen, die sie noch zu bestehen hatte, und von den Zeugnissen, die sie sich in den Kopf gesetzt hatte, da sie voraussah, daß sie sich eines Tages ihren Lebensunterhalt selbst würde verdienen müssen.

Plötzlich trat vor Pierres Augen eine lichte Erscheinung, die sich loslöste von der Masse dieser halb vergessenen trüben Ereignisse. Es war während eines Urlaubs, den er wegen seines Gesundheitszustandes hatte nehmen müssen. Er war vierundzwanzig Jahre alt, aber in seiner Ausbildung sehr zurück, denn er hatte bis dahin erst die vier niederen Weihen erhalten. Nach seiner Rückkehr sollte er das Unterdiakonat bekommen, das ihn für immer durch einen unverletzlichen Eid band. Und die Szene trat ihm wieder vor die Augen, in dem kleinen Garten in Neuilly, der Guersaint gehörte und in den er einst so oft zum Spielen gekommen war. Man hatte unter die großen

Bäume in der Nähe des Zaunes Mariens Krankenstuhl gerollt. Sie waren allein in dem trübseligen Frieden des Herbstnachmittags. Er sah Marie in tiefer Trauer um ihre Mutter halb ausgestreckt mit gelähmten Beinen daliegen, während er selbst ebenfalls schwarz gekleidet schon in der Soutane neben ihr auf einem eisernen Stuhle saß. Sie zählte achtzehn Jahre und sah sehr bleich und abgezehrt aus, ohne daß sie aufgehört hatte, anbetungswert zu sein. Er glaubte, sie wisse, daß sie für immer gelähmt und verdammt sei, niemals Mutter zu werden. Die Ärzte, die sich nicht miteinander verständigen konnten, gaben sie auf. Jedenfalls sie erzählte ihm alles das an jenem trübseligen Nachmittage, indes die welken Blätter auf sie herabregneten. Aber er erinnerte sich nicht mehr ihrer Worte, nur ihr trauriges Lächeln, ihr noch so jugendlich reizendes und doch schon durch den Verzicht auf das Leben gezeichnetes Gesicht waren ihm gegenwärtig. Dann dachte er daran, wie sie den Tag ihrer

Trennung ihm ins Gedächtnis zurückrief, ihrer Trennung auf der gleichen Stelle hinter der von den Sonnenstrahlen durchschienenen Hecke. Alles dies war tot, ihre Tränen, ihre Umarmung, ihr Versprechen, sich eines Tages wiederzufinden in der Gewißheit ihres Glückes. Sie hatten sich wiedergefunden, aber was nützte ihnen das jetzt, wo sie ja wie tot war und er im Begriffe stand, für das Leben dieser Welt zu sterben? Von dem Augenblicke an, da es gewiß war, daß sie nicht mehr Frau, weder Gattin noch Mutter werden würde, konnte auch er darauf verzichten, Mann zu sein, und konnte ganz in dem Gott aufgehen, dem seine Mutter ihn geweiht hatte. Er fühlte noch die süße Bitterkeit dieser letzten Zusammenkunft in sich. Marie lächelte schmerzlich über ihre alten Träume und sprach von dem Glück, das er in dem Dienste Gottes finden würde, und er war gerührt bei dem Gedanken, daß sie sich von ihm hatte versprechen lassen, sie zur Anhörung seiner

ersten Messe einzuladen ...

Auf der Station SainteMaure entstand ein Lärm, der die Aufmerksamkeit Pierres wieder auf seine Umgebung in dem Wagen richtete. Er glaubte, es wäre irgendein Unfall vorgekommen. Aber die Leidensgesichter, denen seine Augen begegneten, waren noch dieselben, zeigten noch dieselben schmerzverzerrten Züge und die angstvolle Erwartung auf die göttliche Hilfe, die nur langsam herankam. Frau von Jonquièrre hatte ein Zinngeschirr, das sie reinigte, auf den Boden fallen lassen. Sofort ließ die Schwester Hyacinthe den Rosenkranz von neuem beten, wobei sie mit dem Angelus noch wartete, das nach dem festgestellten Programm erst in Châtellerault gebetet werden sollte. Die Ave folgten rasch aufeinander, es war nur noch ein dumpfes Murmeln, das in dem Lärm und dem Rasseln der Räder sich verlor.

Pierre zählte sechsundzwanzig Jahre und war

Priester. Noch einige Tage vor seiner Weihe waren ihm Bedenken gekommen. Das dumpfe Bewußtsein bedrückte ihn, daß er sich binden wollte, ohne sich streng geprüft zu haben. Aber er hatte absichtlich unterlassen, dies zu tun, da er glaubte, mit einem einzigen Entschluß alle Menschlichkeit in sich ertötet zu haben. Sein Fleisch war mit dem unschuldigen Romane seiner Kindheit abgestorben. Er hatte seine Vernunft zum Opfer gebracht in der Hoffnung, das Wollen an sich genüge, das Denken sei gar nicht nötig. Jetzt war es zu spät. Er konnte im letzten Augenblicke nicht zurücktreten. Und wenn er in der Stunde, in der er den Schwur leistete, von einem geheimen Schrecken sich gepackt gefühlt hatte, von einem unendlichen, ungeheuren Bedauern, so hatte er alles vergessen und war göttlich belohnt worden für sein Opfer an dem Tage, als er seiner Mutter die große, lange ersehnte Freude bereitet hatte, ihn seine erste Messe lesen zu hören. Er sah

sie noch, seine arme Mutter, in der kleinen Kirche zu Neuilly, in der das Leichenbegängnis seines Vaters gefeiert worden war; er sah sie noch, wie sie an jenem kalten Novembermorgen fast ganz allein in der kleinen dunklen Kapelle kniete und, das Gesicht in die Hände gedrückt, lange weinte, während er die Hostie in die Höhe hob. Sie hatte damals ihr letztes Glück genossen, denn sie lebte einsam und verhärtet. Ihren älteren Sohn sah sie nie. Der war, von anderen Ideen ergriffen, fortgegangen und hatte alle Beziehungen zu seiner Familie abgebrochen, seitdem sein Bruder sich entschlossen hatte, Priester zu werden. Man sagte, daß Guillaume, wie sein Vater ein bedeutender Chemiker, aber verbummelt und in revolutionären Träumereien befangen, ein kleines Haus an der Bannmeile bewohnte, wo er sich mit gefährlichen Studien über Sprengstoffe beschäftigen sollte. Man fügte hinzu, er habe jedes Band zwischen sich und seiner frommen

und ehrbaren Mutter dadurch gelöst, daß er in wilder Ehe mit einer Frauensperson lebte, von der man nicht wußte, woher sie stammte. Seit drei Jahren hatte ihn Pierre, der in seiner Jugend Guillaume wie einen älteren väterlichen und guten, lustigen Freund verehrt hatte, nicht wiedergesehen.

Der Tod der Mutter war der nächste schwere Kummer seines Lebens. Es war ein ganz unerwarteter Schlag. Nach einer nur dreitägigen Krankheit war sie plötzlich verschieden. Er hatte sie eines Abends, als er weggelaufen war, um einen Arzt zu holen, bei seiner Rückkehr tot wiedergefunden. Während seiner Abwesenheit war sie gestorben, und seine Lippen hatten noch den erkalteten Hauch ihres letzten Kusses bewahrt. An das übrige erinnerte er sich nicht mehr, weder an die Totenwache noch an die Vorbereitungen, noch an die Beerdigung. Alles dies verschwand in dem Dunkel seines Schmerzes, der so wild sich aufbäumte, daß er beinahe daran

gestorben wäre. Bei der Rückkehr vom Friedhof hatte ihn ein heftiger Schüttelfrost befallen, ein Fieber stellte sich ein, und drei Wochen schwebte er, unaufhörlich phantasierend, zwischen Leben und Tod. Sein Bruder war gekommen und hatte ihn gepflegt. Dann hatte Guillaume sich mit der Erbschaftsangelegenheit beschäftigt und nach der Teilung des kleinen Vermögens ihm das Haus und eine kleine Rente überlassen, während er seinen Anteil in barem Gelde mitnahm. Als er ihn außer Gefahr gesehen hatte, war er wieder gegangen und in sein Dunkel zurückgekehrt. Pierre hatte nichts getan, um Guillaume zurückzuhalten, denn er sah ein, daß zwischen ihnen eine weite Kluft sich gebildet hatte. Anfangs hatte er unter der Einsamkeit schwer gelitten. Dann aber hatte er sich in der tiefen Stille der Zimmer, die der Lärm der Straße nicht störte, und unter dem verschwiegene Schatten des kleinen Gartens sehr wohl befunden. Sein Zufluchtsort war vor



allein das alte Laboratorium seines Vaters, das seine Mutter zwanzig Jahre sorgfältig verschlossen gehalten hatte, gleichsam als wollte sie auf diese Weise dort die Vergangenheit mit ihrem Unglauben und ihrer Verdammnis einmauern. Vielleicht wäre sie trotz ihrer Sanftmut und ihrer andächtigen Verehrung für den Gatten doch noch eines Tages zur Vernichtung der Bücher und Papiere geschritten, wenn der Tod sie nicht überrascht hätte. Pierre hatte die Fenster wieder öffnen, den Schreibtisch und die Bücher abstauben lassen, sich in dem großen Lehnstuhl niedergelassen und verbrachte dort köstliche Stunden. Wie neugeboren durch seine Krankheit und in die Tage seiner Jugend zurückversetzt, genoß er durch die Lektüre der Bücher, die ihm unter die Hände kamen, ein ihm unbekanntes geistiges Behagen.

Während dieser zwei Monate langsamer Wiedergenesung hatte er, soviel er sich erinnerte, nur den Doktor Chassaigne

empfangen. Das war ein alter Freund seines Vaters, ein gediegener Arzt, der sich bescheiden auf seine Eigenschaft als Praktiker beschränkte und nur den einen Ehrgeiz besaß, seine Kranken zu kurieren. Vergebens bemühte er sich um Frau Froment, aber er durfte sich rühmen, den jungen Priester aus einer schlimmen Lage gerettet zu haben. Von Zeit zu Zeit besuchte er ihn, plauderte mit ihm und suchte ihn zu zerstreuen. Er erzählte ihm von seinem Vater, dem großen Chemiker. Er wußte reizende Anekdoten von ihm zu berichten und rührende Einzelheiten einer innigen Freundschaft. So hatte sich der Sohn während seiner langsam fortschreitenden Erholung von seinem Vater ein Bild von verehrungswürdiger Einfachheit, Güte und Lebenswürdigkeit gebildet. Das war sein Vater, wie er wirklich war, und nicht der Mann der strengen Wissenschaft, wie er sich ihn früher nach den Erzählungen seiner Mutter vorgestellt hatte. Sie hatte ihn allerdings

niemals anderes als aufrichtige Verehrung und Hochachtung des teuren Verstorbenen gelehrt. Aber war er nicht der Ungläubige, der Mann der Verneinung, der die Engel weinen machte, der Helfershelfer der Ruchlosigkeit, die sich gegen Gottes Werk richtete? So war er eine düstere Schreckenserscheinung gewesen, ein Verdammter, der als Gespenst im Hause umging, während er jetzt zum hellen, freundlichen Licht wurde, als ein von heißem Verlangen nach Wahrheit beseelter Arbeiter, der niemals anderes erstrebt hatte als die Liebe und das Glück aller. Doktor Chassaigne, ein Sohn der Pyrenäen, geboren in einem Dorfe, wo man noch an Hexen glaubte, würde sich noch eher der Religion zugewendet haben, wenn er auch seit den vierzig Jahren, die er in Paris lebte, seinen Fuß niemals in eine Kirche gesetzt hätte. Er war der felsenfesten Überzeugung, daß Michel Froment, wenn es irgendwo einen Himmel gäbe, sich dort befände und auf einem Throne zur Rechten

des lieben Gottes säße.

Und Pierre durchlebte noch einmal in wenigen Minuten die entsetzlichen zwei Monate, in deren Verlauf ihn eine schwere Krisis heimgesucht hatte, nicht etwa, weil er in der Bibliothek Bücher antireligiösen Inhalts gefunden hatte, sondern es war nach und nach ganz gegen seinen Willen in ihm eine wissenschaftliche Klarheit aufgestiegen, ein Ganzes von bewiesenen Phänomenen hatte sich gebildet und die Dogmen zerstört und in ihm nichts von all den Dingen übriggelassen, an die er glauben sollte. Er kam sich nach der Krankheit wie neugeboren vor, es schien, als ob er noch einmal anfänge zu leben und zu lernen in dem angenehmen körperlichen Befinden des Wiedergenesenden, in jenem noch nicht ganz gekräftigten Zustande, der seinem Verstande eine durchdringende Klarheit verlieh. Im Seminar hatte er unter dem Einflusse seiner Lehrer seinen nachgrübelnden Geist, seinen unstillbaren

Wissensdurst im Zaume gehalten. Was man ihn lehrte, das überraschte ihn wohl. Aber er kam doch dahin, seine Vernunft der Lehre zum Opfer zu bringen. In jener Zeit wurde der mühsame Bau des Dogmas durch eine Empörung der siegenden Vernunft gestürzt, die ihr Recht forderte und nicht mehr zum Schweigen gebracht werden konnte. Die Wahrheit brach sich mit so unwiderstehlicher Gewalt Bahn, daß er einsah, er würde niemals wieder den Irrtum in seinem Geiste von neuem zur Herrschaft bringen können. Es war der vollständige Zusammenbruch des Glaubens. Wenn er es vermocht hätte, das Fleisch in sich zu töten, indem er auf den Traum seiner Jugend verzichtete, wenn er so sehr Herr über seine Sinnlichkeit war, daß er aufgehört hatte, Mann zu sein, so wußte er jetzt doch, daß ihm der Verzicht auf seine Vernunft unmöglich sein würde. Und er täuschte sich nicht. Es war sein Vater, der in seinem Innern wieder erstand, und der schließlich in diesem ererbten

Dualismus über die Mutter den Sieg davontrug. Sein langes Gesicht mit der hohen Stirn seinen sich noch verlängert zu haben, während das feine Kinn und der weiche Mund immer mehr zurücktraten. Und doch empfand er Trauer darüber, daß er nicht mehr glaubte, und das heiße Verlangen, noch glauben zu können, überwältigte ihn immer wieder, wenn sein gutes Herz, sein Bedürfnis nach Liebe wach wurde in stillen Dämmerstunden. Dann mußte erst die Lampe kommen, er mußte wieder Helligkeit in und um sich sehen, um die Energie und die Ruhe seiner Vernunft wiederzufinden, die Stärke des Märtyrers, den Willen, alles für den Frieden seines Gewissens zu opfern.

Schließlich hatte sich die Krisis gelöst. Er war Priester und glaubte nicht mehr. Wie ein unendlicher Abgrund tat sich diese Erkenntnis vor ihm auf. Das war das Ende seines Lebens, der Zusammenbruch von allem. Was sollte er tun? Gebot ihm nicht die Ehrlichkeit, die

Soutane von sich zu werfen und wieder in die Welt zurückzukehren? Aber er hatte schon genug abtrünnige Priester gesehen, und hatte sie verachtet. Ein verheirateter Priester erfüllte ihn mit Abscheu. Das war ohne Zweifel ein Überbleibsel seiner langen religiösen Erziehung. Er hielt noch fest an der Unverletzlichkeit des Priestertums, an dem Gedanken, daß der, der sich Gott geweiht hatte, sich nicht wieder frei machen könnte. Vielleicht hielt er sich auch schon für zu sehr gekennzeichnet, für so verschieden von den anderen Menschen, daß er fürchten mußte, von ihnen als ein Fremder in ihrer eigenen Welt angesehen zu werden. Da man ihn seiner Männlichkeit beraubt hatte, wollte er auch in seinem schmerzreichen Stolz für sich bleiben. Und nach langen qual und angstvollen Tagen, nach unaufhörlich wiederkehrenden Kämpfen, in denen sich sein Verlangen nach Glück und die Kraft seiner wiedergewonnenen Gesundheit stritten, faßte er den heroischen

Entschluß, Priester zu bleiben, und zwar ein ehrbarer Priester. Da er sein Fleisch ertötet hatte, wenn es ihm auch nicht gelungen war, seine Vernunft zum Schweigen zu bringen, so war er sicher, daß er das Gelübde der Keuschheit halten würde. Und das Leben, das er lebte, war nach seiner festen Überzeugung ein reines und rechtschaffenes. Was bedeutete es für ihn, daß er zu leiden hatte, wenn nur niemand auf der Welt den erloschenen Vulkan in seinem Herzen ahnte, die Nichtigkeit seines Glaubens, die entsetzliche Lüge, an der er sich zu Tode quälte! Sein fester Halt würde seine Unbescholtenheit sein, er würde sein Priesteramt als ehrbarer Mann ausüben, ohne eines der Gelübde zu brechen, die er getan hatte. Er wollte fortfahren, nach den Kirchenvorschriften seine Pflichten als Diener Gottes auszuüben. Er würde predigen, er würde am Altar das Hochamt abhalten, er würde an die Gläubigen das Lebensbrot austeilten. Wer würde wagen, es ihm als



Verbrechen anzurechnen, daß er den Glauben verloren hatte? Was konnte man von ihm denn noch mehr verlangen? Hatte er nicht sein Leben seinem Gelübde geweiht, hatte er sein Priestertum nicht hochgehalten, hatte er nicht alle Werke der christlichen Liebe ausgeübt, ohne jede Hoffnung auf eine zukünftige Belohnung? So hatte er sich schließlich beruhigt, stolz und mit hoherhobenem Haupte, in der trostlosen Größe eines Priesters durch die Welt zu gehen, der nicht mehr glaubt und doch fortfährt, über den Glauben der anderen zu wachen. Er stand gewiß nicht allein, er wußte, daß er Brüder hatte, Priester, die dem Zweifel verfallen waren, die aber dennoch am Altare blieben, wie Soldaten ohne Vaterland, und die den Mut hatten, den frommen Betrug auf die kniende Menge herabstrahlen zu lassen.

Seit seiner vollständigen Genesung hatte Pierre sein Amt an der kleinen Kirche zu Neuilly wieder übernommen. Jeden Morgen

las er seine Messe. Er war fest entschlossen, jede andere Stellung, jede Beförderung abzulehnen. So gingen Monate, Jahre dahin. Hartnäckig blieb er bei seinem Vorsatze, nur ein gewöhnlicher Priester zu sein, der unbekannteste und niedrigste der Priester, die man in einem Kirchspiel duldet, die erscheinen und wieder verschwinden, wenn sie ihre Pflicht erfüllt haben. Jede höhere Würde wäre ihm nur wie eine Verschlimmerung seiner Lage vorgekommen, wie ein Raub, den er an Würdigeren beging. Er mußte sich wehren gegen die Anerbieten, denn seine Verdienste konnten nicht unbeachtet bleiben. Man wunderte sich im erzbischöflichen Palaste über diese eigensinnige Bescheidenheit. Man wollte die Kraft, die man in ihm ahnte, nutzbar machen. Nur zuweilen empfand er es mit bitterem Bedauern, daß er sich nicht nützlich machte, daß er nicht an einem großen Werke arbeitete, an der Wiederherstellung des Friedens auf der Erde, an dem Heile und dem

Glücke aller. Glücklicherweise waren seine Tage frei, und er tröstete sich durch wahre Arbeitswut. Alle Bücher der Bibliothek seines Vaters wurden verschlungen. Dann nahm er seine Studien und Untersuchungen wieder vor und beschäftigte sich eifrig mit der Geschichte der Völker, von dem Wunsche erfüllt, dem sozialen und religiösen Übel auf den Grund zu kommen. Er wollte sich Klarheit verschaffen, ob denn wirklich gar keine Hilfe vorhanden wäre.

Eines Morgens hatte Pierre, als er in einer der großen Schubladen kramte, die sich unten in den Bibliothekschränken befanden, ein Bündel Abhandlungen und Akten über die Erscheinungen von Lourdes entdeckt. Es befanden sich darunter die vollständigen Dokumente, Abschriften der Verhöre der Bernadette, der behördlichen Protokolle, der Polizeiberichte und der ärztlichen Konsultationen, dazu Privatbriefe und vertrauliche Schreiben vom höchsten

Interesse. Er war sehr erstaunt über diesen Fund und hatte den Doktor Chassaigne darüber befragt, der sich auch erinnerte, daß sein Freund, Michel Froment, sich leidenschaftlich mit dem Fall der Bernadette beschäftigt hatte. Er selbst, der aus einem in der Nachbarschaft von Lourdes gelegenen Dorfe stammte, hatte dem Chemiker einen Teil dieser Akten verschafft. Pierre hatte sich einen Monat lang leidenschaftlich mit der Sache beschäftigt, von der reinen Gestalt der Seherin wunderbar angezogen, zugleich aber auch empört über das, was später geschehen war, über den rohen Fetischismus, über den jammervollen Aberglauben, über die triumphierende Geschäftstüchtigkeit. In seinem Ringen mit dem Unglauben schien diese Geschichte nur dazu zu dienen, die Niederlage des Glaubens zu beschleunigen. Zugleich aber war sie auch derart, daß sie seine Wißbegierde reizte. Er hätte gern eine Untersuchung angestellt, die wissenschaftliche Wahrheit festgestellt und

dem reinen Christentum den Dienst erwiesen, es von dieser Schlacke zu befreien. Er hatte sein Studium aufgeben müssen, da er vor einer Reise nach der Grotte zurückschreckte und die übergroßen Schwierigkeiten erkannte, die ihm die Beschaffung der ihm fehlenden Aufschlüsse machte. So lebte in ihm nur seine zärtliche Liebe für Bernadette fort, an die er nie ohne eine wunderbar rührende Empfindung und ohne unendliches Mitleid denken konnte.

Die Tage schwanden dahin. Pierres Leben wurde immer einsamer. Doktor Chassaigne war plötzlich nach den Pyrenäen gereist. Er hatte seine Praxis aufgegeben und seine kranke Frau nach Cauterets gebracht, die, wie er und seine Tochter mit Bekümmernis sahen, täglich mehr und mehr dahinschwand. Seit dieser Zeit war es in dem kleinen Haus in Neuilly ganz einsam geworden. Pierre hatte keine andere Zerstreuung als die Besuche, die er von Zeit zu Zeit bei Guersaints machte. Sie waren schon

lange aus dem Nachbarhaus fortgezogen und hatten sich in einer elenden Straße des Stadtviertels in einer kleinen Wohnung eingemietet. Die Erinnerung seines ersten Besuches dort lebte noch so in ihm, daß er jedesmal einen Stich in seinem Herzen verspürte, wenn er sich seine Aufregung beim Anblick der armen Marie wieder ins Gedächtnis zurückrief.

Er erwachte aus seinen Träumereien, sah sich um und bemerkte Marie ausgestreckt auf der Bank liegen, so, wie er sie damals wiedergefunden hatte, gefesselt an ihren einer Dachrinne ähnlichen Sarg, an dem man Räder anbringen konnte, um sie fortzubewegen. Sie, die einst übersprudelte, immer bereit, zu lachen und zu springen, litt unter der Untätigkeit und dem erzwungenen Stilliegen. Nur ihre Haare hatten sich erhalten. Sie umhüllten sie wie ein goldener Mantel. Sie selbst war so abgemagert, daß sie kleiner geworden zu sein und die Finger eines Kindes

wiederbekommen zu haben schien. Was aber in diesem bleichen Gesichte am schmerzlichsten berührte, das waren die leeren, starren Blicke, die nichts sahen, die einen Ausdruck des vollständigen Aufgehens in ihrer Krankheit hatten. Dennoch bemerkte sie, daß er sie ansah, und wollte ihm zulächeln. Nur Klagelaute entschlüpften den Lippen dieses armen, gelähmten Wesens, das überzeugt war, es würde vor dem Wunder sterben! Er war tief erschüttert. Er hörte nur noch sie, er sah nur noch sie unter allen den anderen Kranken, die der Wagen beherbergte, gleichsam als ob sie all die anderen Qualen in dem Todeskampf ihrer Schönheit, ihres Frohsinns und ihrer Jugend zusammenfaßte.

Allmählich kehrte Pierre, ohne daß seine Augen Marie verließen, in die Vergangenheit zurück. Er durchkostete noch einmal die Stunden, die er in ihrer Nähe verlebt hatte, wenn er in die armselige Wohnung hinaufgestiegen war, um ihr Gesellschaft zu

leisten. Herr von Guersaint hatte sich vollständig ruiniert, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, die Fabrikation von Heiligenbildern zu verbessern, deren Mittelmäßigkeit ihn ärgerte. Sein letztes Vermögen hatte der Bankerott eines Farbendruckgeschäftes verschlungen. In seiner Zerstreutheit und seinem Mangel an Umsicht bemerkte er gar nichts von der peinlichen Lage, die sich immer mehr verschlimmerte. In seiner kindlichen Liebe verließ er sich ganz auf den lieben Gott und war schon wieder mit dem Problem der Lenkbarkeit der Luftballons beschäftigt, ohne zu sehen, welche übermenschliche Anstrengungen seine ältere Tochter Blanche machen mußte, um wenigstens den Lebensunterhalt für die kleine Familie zu erwerben, für ihre beiden Kinder, wie sie ihren Vater und ihre Schwester nannte. Blanche schaffte das nötige Geld, das die Pflege Mariens erforderte, herbei, indem sie vom Morgen bis zum Abend in ganz Paris bei



Hitze und Regen umherlief und französischen Sprachunterricht und Klavierstunden erteilte. Marie war oft der Verzweiflung nahe, brach in Tränen aus und klagte sich an, daß sie die Hauptursache des Zusammenbruchs der Familie sei, weil man ihretwegen schon seit so vielen Jahren die Ärzte bezahlen mußte, und sie in alle nur denkbaren Bäder gebracht hätte. Jetzt hatten die Ärzte sie nach zehnjähriger Behandlung aufgegeben. Die einen meinten, daß die großen Sehnen zerrissen wären, die anderen glaubten an das Vorhandensein einer Geschwulst, während die dritten sagten, die Lähmung käme vom Rückenmark. Und da sie jede genauere Untersuchung aus jungfräulichem Schamgefühl ablehnte und die Ärzte keine eingehenderen Fragen zu stellen wagten, so hielt jeder an seiner Erklärung fest, daß sie nicht wieder geheilt werden könne. Sie rechnete auf nichts anderes als auf die Hilfe Gottes, da sie seit ihrem Kranksein nur noch Tröstung in ihrem inbrünstigen Glauben fand.

Ihr größter Kummer war, daß sie nicht in die Kirche gehen konnte, und sie las die Messe an jedem Morgen.

In diesem Augenblicke stieg Pierre eine neue Erinnerung auf. Es war an einem Abend, bevor man noch die Lampe angezündet hatte. Er saß bei ihr in der Dunkelheit. Plötzlich sagte ihm Marie, daß sie nach Lourdes gehen wollte und daß sie überzeugt wäre, sie würde von dort geheilt zurückkehren. Er hatte bei ihren Worten ein heftiges Unbehagen empfunden und, sich völlig vergessend, gerufen, es wäre eine Torheit, an dergleichen fromme Märchen zu glauben. Niemals hatte er mit ihr über Religion gesprochen. Er hatte sich stets geweigert, ihre Beichte zu hören und sie in den großen und kleinen Gewissensnöten, die sie als Gläubige hatte, auf den rechten Weg zu leiten. Scham und Mitleid hielten ihn davon ab. Er würde schwer darunter gelitten haben, wenn er sie hätte belügen müssen, und andererseits würde er sich für einen

Verbrecher angesehen haben, wenn er auch nur mit einem Hauche den großen, reinen Glauben getrübt hätte, der sie stark gegen das Leiden machte. Daher hatte er auch den Ausruf bereut, den er nicht hatte zurückhalten können. Da hatte er gefühlt, wie die kleine, kalte Hand der Kranken die seinige ergriff; und ermutigt durch die Dunkelheit, hatte sie gewagt, mit sanfter, stockender Stimme ihm zu sagen, daß sie sein Geheimnis, daß sie sein Unglück kenne, das für einen Priester so entsetzliche Elend, nicht mehr zu glauben. Bei dem darauffolgenden Gespräche hatte er ihr ganz gegen seinen Willen alles gesagt. Sie war ihm bis auf den Grund des Gewissens gedrungen mit dem feinen Erkennungsvermögen der leidenden Freundin. Sie geriet darüber seinetwegen in furchtbare Unruhe und beklagte ihn wegen seiner tödlichen seelischen Krankheit noch mehr als sich selbst. Als er dann, tief ergriffen, nichts darauf zu antworten wußte und durch sein

Schweigen die Wahrheit eingestand, hatte sie wieder angefangen, von Lourdes zu sprechen, und hinzugefügt, es sei ihr inniger Wunsch, daß auch er sich der Heiligen Jungfrau anvertrauen und sie anflehen sollte, ihm den Glauben wiederzugeben. Von diesem Abend an hatte sie nicht mehr aufgehört, davon zu reden. Aber die Geldfrage hielt sie in Paris fest. Sie hatte es nicht einmal gewagt, mit ihrer Schwester darüber zu sprechen. Zwei Monate vergingen. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer und erschöpfte sich in sehnächtigen Träumen, die Augen dem himmlischen Glänze der Wundergrotte zugewendet.

Pierre hatte damals schlimme Tage verbracht. Zuerst hatte er es Marie rundweg abgeschlagen, sie zu begleiten. Dann wurde sein Wille durch den Gedanken erschüttert, daß er, wenn er sich zur Reise entschlösse, die Untersuchungen über Bernadette wieder aufnehmen und fördern könne. Und endlich

hatte er gefühlt, wie eine wonnige Empfindung ihn durchdrang, eine uneingestandene Hoffnung, daß Marie vielleicht recht hätte und die Heilige Jungfrau sich seiner in Gnaden annehmen und ihm den Glauben wiedergeben würde, den Glauben des Kindes, das liebt und nicht prüft. Oh, wenn er doch von ganzer Seele glauben, wenn er doch in dem Glauben versinken könnte! Es gab kein anderes Glück. Er trachtete nach dem Glauben mit der ganzen Freude seiner Jugend, mit der ganzen Liebe, die er für seine Mutter empfunden hatte, mit all dem brennenden Verlangen, das ihn erfüllte, der Qual des Erkennens und Wissens zu entgehen und für immer im Schoße der göttlichen Unwissenheit einzuschlummern. Es war köstlich, nichts mehr zu sein als ein willenloses Ding in den Händen Gottes.

Acht Tage später war die Reise nach Lourdes beschlossen. Pierre hatte eine letzte Besprechung der Ärzte gefordert, um zu erfahren, ob Marie den Anstrengungen der

Reise wirklich gewachsen sei. Zwei der Ärzte, die die Kranke früher behandelt hatten, und von denen der eine an ein Zerreißen der großen Sehnen glaubte, der andere aber es für eine Lähmung des Rückenmarkes ansah, hatten sich schließlich dahin geeinigt, daß es Lähmung des Rückenmarkes sei in Verbindung mit Verletzungen, die sich vielleicht an den großen Sehnen befänden. Der Fall schien ihnen so klar, daß sie kein Bedenken trügen, jeder für sich einen Krankenschein auszustellen, der bei beiden beinahe gleich lautete. Sie hielten die Reise für möglich, wenn sie auch der Kranken heftige Schmerzen verursachen würde. Das hatte Pierre bestimmt, denn er hatte gefunden, daß die beiden Herren sehr klug und eifrig bestrebt gewesen waren, die Wahrheit zu ergründen. Eine unklare Erinnerung blieb ihm an den dritten Arzt, de Beauclair mit Namen, einen jungen Mann mit regem Verstande, noch wenig bekannt und, wie man sagte, etwas

wunderlich. Nachdem er Marie lange betrachtet, hatte er sich genau nach ihren Vorfahren erkundigt und mit lebhaftem Interesse dem zugehört, was man ihm von Herrn von Guersaint erzählte, dem Architekten und verunglückten Erfinder mit dem schwachen Charakter und der üppig wuchernden Phantasie; dann hatte er den tatsächlichen Befund der Krankheit geprüft und dabei in diskreter Weise festgestellt, daß der Schmerz sich im linken Eierstock lokalisiert hatte, und daß dieser Schmerz, wenn man dort drückte, wie eine dicke Masse, die sie zu ersticken drohte, bis in ihre Kehle hinaufstieg. Auf die Lähmung der Beine schien er gar keinen Wert zu legen. Dann hatte er auf eine Frage sich sogar dahin geäußert, daß man sie nach Lourdes bringen müßte, da sie dort sicherlich geheilt werden würde, wenn sie davon überzeugt sei. Lächelnd fügte er hinzu, daß der Glaube genüge, daß zwei von seinen Patienten, sehr fromme Damen, von

ihm im vorigen Jahre hingeschickt und strahlend von Gesundheit wieder zurückgekommen wären. Er gab sogar an, wie sich das Wunder vollziehen würde: beim Erwachen würde eine furchtbare Aufregung die Kranke ergreifen, während das Übel, jener quälende Druck, der sie zu ersticken drohte, zum letztenmal in ihr aufsteigen und verschwinden würde, als ob er durch den Mund entschlüpft wäre. Er schlug es rundweg ab, einen Krankheitsschein auszustellen. Seine beiden Kollegen behandelten ihn sehr kühl wie einen Kurpfuscher. Pierre hatte, wenn auch nur unklar, einige Stellen aus dem von Beauclair abgegebenen Gutachten behalten: eine Verrenkung des Organs mit leichten Rissen in den Sehnen infolge des Sturzes vom Pferde, dann eine langsame Wiederherstellung des natürlichen anatomischen Zustandes. Die Kranke habe jedoch stets unter dem nervösen Drucke der ersten Furcht gelebt. Ihre ganze Aufmerksamkeit sei auf die verletzte Stelle



gerichtet; sie besitze gar nicht mehr die Fähigkeit, neue Vorstellungen zu bilden, es sei denn, daß dies durch die plötzliche Einwirkung einer heftigen Erregung geschähe. Allein der Gedanke, daß Mariens Leiden nur ein eingebildetes sein sollte, daß die entsetzlichen Schmerzen, die sie quälten, von einer längst geheilten Verletzung herrühren sollten, war Pierre so unglaublich vorgekommen, daß er sich dabei gar nicht weiter aufgehalten hatte. Er war bloß darüber glücklich, daß die drei Ärzte einmütig ihre Einwilligung zur Reise nach Lourdes erteilten. Es genügte ihm zu wissen, daß sie geheilt werden konnte. Er hätte sie bis an das Ende der Welt begleitet.

Ach, jene letzten Tage in Paris, in welcher Aufregung hatte er sie verbracht! Der nationale Pilgerzug war zum Aufbruch bereit. Er war auf den Gedanken verfallen, Marie in das Hospital aufnehmen zu lassen, um die großen Kosten zu ersparen. Dann hatte er

seinen eigenen Eintritt in die Hospitalität von Notre-Dame de Salut durchgesetzt. Herr von Guersaint brannte vor Verlangen, die Pyrenäen kennenzulernen. Im übrigen bekümmerte er sich um gar nichts, nahm es ruhig an, daß der junge Priester für ihn die Reise bezahlte und sich seiner wie eines Kindes annahm. Seine Tochter Blanche hatte ihm noch im letzten Augenblicke ein Zwanzigfrankstück zugesteckt. Er hielt sich daher für reich. Die arme, heldenmütige Blanche besaß einen verborgenen Schatz, fünfzig Frank Ersparnisse, die man hatte annehmen müssen, denn auch sie wollte etwas zur Heilung ihrer Schwester beitragen. Sie konnte nicht mitreisen, da sie durch ihre Stunden in Paris zurückgehalten war, indes die Ihrigen in weiter Ferne in dem Zauberbanne der Wundergrotte auf den Knien lagen. So war man abgefahren und rollte nun dahin, rollte rastlos immer weiter.

Auf der Station Châtellerault riß ein lautes

Stimmengewirr Pierre aus seinen Träumen. Was gab es denn? War man schon in Poitiers angekommen? Aber es war ja kaum Mittag, und Schwester Hyacinthe hatte das Angelus beten und dreimal drei Ave wiederholen lassen. Die Stimmen verhallten, ein neuer Gesang hob an und wurde nach und nach zu einem Klageliede. Noch fünfundzwanzig lange Minuten dauerte es, ehe man nach Poitiers kam. Dort sollte ein halbstündiger Aufenthalt den Leidenden Erleichterung verschaffen. Alle befanden sich in sehr trauriger Verfassung in dem verpesteten, glühendheißen Wagen. Tränen rollten über die Wangen der Frau Vincent, ein leiser Fluch war dem sonst so geduldigen Herrn Sabathier entschlüpft, während der Bruder Isidor, die Grivotte und Frau Vêtu gar nicht mehr zu leben schienen und Trümmerstücken glichen, die von der Flut mit fortgerissen wurden. Marie hatte ihre Augen geschlossen und gab keine Antwort mehr; sie wollte sie nicht wieder öffnen, da der

entsetzliche Anblick des Gesichtes der Elise Rouquet, der für, sie das Bild des Todes war, sie unablässig verfolgte. Und während der Zug, der diese menschliche Verzweiflung mit sich führte, unter dem gewitterschwangeren Himmel dahinbrausend seine Geschwindigkeit vergrößerte, wurden alle in einen neuen Schrecken versetzt. Der Mann atmete nicht mehr, eine Stimme rief, er habe seinen Geist aufgegeben.

### *III*

Als der Zug in Poitiers anhielt, beeilte sich Schwester Hyacinthe, auszusteigen. Die Bahnbediensteten öffneten die Türen. Die Pilger stürzten ins Freie.

»Wartet, wartet!« wiederholte sie immer von

neuem. »Laßt mich zuerst heraus, ich will nachsehen, ob es ganz aus mit ihm ist.«

Als sie in die andere Abteilung eingestiegen war, richtete sie den Kopf des Mannes in die Höhe; anfangs glaubte sie, daß er in der Tat hinübergegangen wäre, als sie ihn bleich und mit leeren Augen daliegen sah. Aber sie fühlte noch ein schwaches Atmen.

»Nein, nein! Er atmet noch! Schnell, wir müssen uns beeilen!«

Und als sie die andere Schwester bemerkte, die an diesem Ende des Wagens ihres Amtes waltete, rief sie:

»Ich bitte Sie, Schwester Claire des Anges, holen Sie schnell den Pater Massias herbei, er muß im dritten oder vierten Wagen sein. Sagen Sie ihm, daß wir einen Kranken haben, der in großer Gefahr schwebt; er soll sogleich das geweihte Öl bringen.«

Ohne zu antworten, verschwand die Schwester

in dem Gewühle. Sie war klein, fein und zart, mit stillen Gesichtszügen und Märchenaugen und dabei unermüdlich tätig.

Pierre, der in der andern Abteilung stand und dem Vorgange gefolgt war, erlaubte sich eine Bemerkung.

»Sollte man nicht vielleicht auch den Arzt holen?«

»Gewiß, ich dachte auch schon daran«, antwortete Schwester Hyacinthe. »Oh, Herr Abbé, würden Sie wohl so liebenswürdig sein und selbst zu ihm laufen?«

Pierre war gerade im Begriff, in die Kantine im Packwagen zu gehen, um für Marie eine Bouillon zu holen. Die Kranke, die sich etwas leichter fühlte, seitdem sie nicht mehr hin und her geschüttelt wurde, hatte die Augen geöffnet und sich von ihrem Vater in die Höhe setzen lassen. Sie hätte gar zu gerne gehabt, wenn man sie nur einen Augenblick an die

frische Luft getragen hätte. Aber sie fühlte, daß dies zuviel verlangt wäre, daß es zuviel Mühe machen würde, sie dann wieder in den Wagen hineinzuschaffen. Herr von Guersaint, der wie die meisten Pilger und Kranken in dem Wagen gefrühstückt hatte, blieb in der Nähe der offenstehenden Wagentür, um eine Zigarette zu rauchen, während Pierre in die Kantine im Packwagen eilte, wo sich der diensthabende Arzt aufhielt.

In dem Wagen waren noch andere Kranke geblieben, die man unmöglich hätte herausschaffen können. Die Grivotte hatte Erstickungsanfälle und phantasierte. Sie hielt auch Frau von Jonquièrre im Wagen fest, die sich mit ihrer Tochter Raymonde, mit Frau Volmar und Frau Desagneaux am Büfett verabredet hatte, um dort zusammen zu frühstücken. Aber wie konnte sie dieses unglückliche Geschöpf, das im Todeskampfe zu liegen schien, ganz allein auf der harten Bank lassen? Herr Sabathier erwartete, an

seinen Platz festgeschmiedet, seine Gattin, die fortgegangen war, um ihm eine Weintraube zu holen, während Martha ihren Bruder nicht verließ, dessen leises Wehklagen noch immer fort dauerte. Die anderen, die gehen konnten, drängten nach den Türen hin, um auszusteigen, in der Absicht, nach siebenstündiger Fahrt nur einen kurzen Augenblick aus diesen Wagen voll Jammer und Elend herauszukommen. Frau Maze war sofort beiseite geschlichen und hatte einen einsamen Winkel des Bahnhofs aufgesucht, wo sie sich wieder in ihre Melancholie vergrub. Ganz stumpfsinnig vor Schmerz hatte Frau Vêtu die Kraft besessen, einige Schritte zu tun und sich im vollen Sonnenscheine, dessen Brennen sie nicht einmal fühlte, auf eine Bank zu setzen, während Elise Rouquet, die ihr Gesicht wieder mit dem schwarzen Tuche umwickelt hatte, einen Brunnen suchte, von dem Verlangen nach frischem Wasser verzehrt. Frau Vincent wandelte, ihre kleine Rose auf dem Arm, mit



langsamen Schritten auf und ab, lächelte zärtlich auf sie herab und suchte sie zu erheitern, indem sie ihr rohbemalte Bilder zeigte, die das schwerkranke Kind anstarrte, ohne etwas davon zu sehen.

Indessen hatte Pierre die größte Mühe, sich durch die Menschenmenge, die den Bahnsteig überflutete, einen Weg zu bahnen. Mehr als tausend Menschen wogten hin und her und drängten sich mühsam aneinander vorbei. Jeder Wagen hatte seine elenden Insassen herausgelassen, wie ein Hospitalssaal, den man ausräumt. Man konnte jetzt sehen, welch eine entsetzliche Menge von Leiden dieser schreckliche weiße Zug mit sich führte. Hier schleppten sich einige Kranke mühsam fort, dort wurden andere getragen und viele blieben auf dem Perron eng zusammengedrückt liegen. Schreie wurden laut und heftige Rufe, und ununterbrochen gab es ein Hasten und Drängen nach der Bahnhofsrestauration. Jeder beeilte sich, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Er war so kurz, dieser Aufenthalt von einer halben Stunde, der einzige, den man bis nach Lourdes haben sollte. Den einzig heiteren, erbaulichen Anblick mitten unter den schwarzen Soutanen, den abgetragenen Kleidern der armen Leute, die keine bestimmte Farbe mehr hatten, bot das lachende Weiß der kleinen Schwestern von Mariä Himmelfahrt, die in ihren schneeigen Hauben, Schleiern und Schürzen geschäftig hin und her eilten.

Als Pierre endlich an den Kantinenwagen in der Mitte des Zuges kam, fand er ihn vollständig umlagert. Ein Petroleumherd befand sich dort und eine kleine Kücheneinrichtung. Die Bouillon, aus konzentrierter Brühe hergestellt, kochte in schmiedeeisernen Töpfen. Von der in Flaschen eingeschlossenen kondensierten Milch war nur so viel verdünnt und genießbar gemacht worden, als wirklich gebraucht wurde. Verschiedene andere Vorräte waren auf Brettern aufgestapelt, Biskuit, Früchte und

Schokolade. Aber beim Anblick der vielen Hände, die sich ihr gierig entgegenstreckten, verlor die Schwester SaintFrançois, die mit der Leitung der Küche betraut war, eine kleine, dicke Frau von fünfundvierzig Jahren, von gutem, frischen Aussehen, den Kopf. Sie mußte die Verteilung fortsetzen, während sie Pierre anhörte, der nach dem Arzte fragte. Als ihr der Priester nähere Erklärungen gab und von dem armen Manne berichtete, der im Sterben lag, ließ sie eine andere an ihren Platz treten, da sie selbst nach dem Unglücklichen sehen wollte.

»Liebe Schwester, ich bin auch hierhergekommen, um Sie um eine Bouillon für eine Kranke zu bitten.«

»Gut, Herr Abbé. Ich werde sie bringen. Gehen Sie nur voraus.«

Der Arzt und der Abbé beeilten sich, und tauschten unterwegs rasch einige Fragen und Antworten aus. Ihnen folgte Schwester

SaintFrançois, welche die Tasse Bouillon vorsichtig durch die Menschenmenge trug. Der Arzt war ein brünetter Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit dem Kopfe eines jungen römischen Cäsaren, eine Gestalt, wie sie noch den sonnenverbrannten Gefilden der Provence entsproßt. Sobald Schwester Hyacinthe ihn erblickte, rief sie erstaunt aus:

»Wie, Sie sind es, Herr Ferrand?«

Sie waren beide auf das höchste verwundert über dieses Zusammentreffen. Die Schwestern von Mariä Himmelfahrt haben die schwere Aufgabe, Kranke zu pflegen, und zwar nur die armen Kranken, die nicht zahlen können, die in elenden Dachkammern mit dem Tode ringen. Sie richten sich häuslich ein in der Nähe des armseligen Lagers, leisten den Kranken alle erdenklichen Dienste, besorgen die Küche und die Haushaltung und leben als Dienerinnen und als Verwandte bis zur Genesung oder bis zum Tode des Kranken. So

hatte sich auch eines Tages Schwester Hyacinthe mit ihrem jugendfrischen, milchweißen Gesicht des jungen Mediziners, der damals noch studierte und von einem typhösen Fieber befallen war, angenommen. Wegen seiner großen Armut bewohnte er in der Rue de Four ein kellerartiges Loch, das nicht geheizt werden konnte. Sie hatte ihn nicht mehr verlassen, sie hatte ihn gerettet in ihrer Leidenschaft, für andere zu leben, sie, die einst als kleines Mädchen an einer Kirchentüre gefunden worden war, und die keine andere Familie hatte als die Leidenden, denen sie sich widmete mit ihrem heißen Verlangen nach Liebe. Und welch köstlicher Monat folgte dann, welch vortreffliche Kameradschaft in diesem reinen, durch das Leiden herbeigeführten geschwisterlichen Verhältnisse! Wenn er sie »liebe Schwester« nannte, so war es wirklich seine Schwester, mit der er sprach. Sie war aber zugleich auch seine Mutter, die ihn in die Höhe richtete und

wieder in die Kissen bettete wie ihr Kind, ohne daß irgendein anderes Band zwischen ihnen bestanden hätte als wie das innigste Mitleid, die göttliche Liebe der Barmherzigen.

»O Schwester Hyacinthe! Schwester Hyacinthe!« flüsterte er entzückt.

Ein Zufall hatte sie einander wieder zu Gesicht gebracht; denn Ferrand war kein Gläubiger, und wenn er sich hier befand, so kam das nur daher, daß er in der letzten Minute sich bereit erklärt hatte, für einen Freund einzuspringen, der plötzlich verhindert worden war. Seit beinahe einem Jahre war er Assistenzarzt an der Pitié

Die Freude des Wiedersehens ließ sie den Kranken vergessen. Sie faßte sich zuerst wieder.

»Sehen Sie, Herr Ferrand, hier ist der arme Mensch! Wir hielten ihn schon einen Augenblick für tot ... Seit Amboise macht er

uns viel Sorge und Angst, und ich habe soeben nach dem geweihten Öle geschickt ... Glauben Sie auch, daß es so schlimm mit ihm steht? Können Sie ihm nicht etwas Lebenskraft einflößen?«

Der junge Arzt untersuchte ihn. Die Teilnahme der anderen Kranken, die in dem Wagen geblieben waren, wurde wach. Marie, der Schwester SaintFrançois die Tasse Bouillon gereicht hatte, hielt sie mit so heftig zitternder Hand, daß Pierre sie ihr wieder abnehmen und versuchen mußte, ihr den Trank einzuflößen. Aber sie konnte nicht trinken. Ihre Augen ruhten starr und in banger Erwartung auf dem Manne, gleich als ob es sich um ihr eigenes Leben gehandelt hätte.

»Sagen Sie mir«, sagte Schwester Hyacinthe von neuem, »wie finden Sie ihn? Welche Krankheit hat er?«

»Oh, welche Krankheit!« murmelte Ferrand.  
»Er hat alle möglichen.«

Dann zog er ein kleines Fläschchen aus seiner Tasche und versuchte dem Kranken einige Tropfen durch die fest aufeinander gepreßten Zähne einzuflößen. Dieser stieß einen Seufzer aus, hob die Augenlider langsam in die Höhe und ließ sie gleich wieder niederfallen. Dies war alles, sonst gab er kein anderes Lebenszeichen.

Schwester Hyacinthe, die so gefaßt war und niemals in Verzweiflung geriet, wurde ungeduldig.

»Das ist schrecklich, und Schwester Claire des Anges kommt auch gar nicht zurück! Ich habe ihr doch ganz genau den Wagen des Paters Massias bezeichnet ... Mein Gott! was sollen wir nur machen?«

Schwester SaintFrançois schickte sich an, in ihren Küchenwagen zurückzukehren, da sie sah, daß sie hier unnötig war. Vorher fragte sie jedoch, ob der Kranke nicht vielleicht nur vor Hunger stürbe. Das käme vor, und sie wäre nur



hierhergekommen, um ihre Vorräte anzubieten. Als sie fortging, versprach sie, Schwester Claire des Anges zur Eile antreiben zu wollen, wenn sie ihr zufällig begegnen würde. Sie war noch nicht zwanzig Meter weit entfernt, als sie sich umdrehte und mit der Hand auf die Schwester wies, die mit kleinen und geräuschlosen Schritten zurückkehrte.

An die Tür gelehnt rief Schwester Hyacinthe mit verstärkter, hastiger Stimme:

»So beeilen Sie sich doch! So beeilen Sie sich doch ... Nun, und Pater Massias?«

»Er ist nicht da!«

»Wie? Er ist nicht da?«

»Nein. Man kann unmöglich vorwärtskommen durch die Menschenmasse. Als ich endlich den Wagen erreichte, war Pater Massias schon ausgestiegen und vom Bahnhof weggegangen.«

Der Pater müsse, wie man ihr erzählt habe, eine Zusammenkunft mit dem Kurat von SainteRadegonde verabredet haben. In den früheren Jahren hätte der nationale Pilgerzug hier einen Aufenthalt von vierundzwanzig Stunden gehabt. Man hatte die Kranken in das Hospital in der Stadt gebracht und sich in Prozession nach SainteRadegonde begeben. Dieses Jahr wäre jedoch ein Hindernis eingetreten, der Zug führe direkt bis Lourdes. Der Pater wäre sicher dort und spräche mit dem Kuraten, mit dem er etwas zu verhandeln hätte.

»Man hat mir versprochen, ihm den Auftrag auszurichten und ihn mit dem geweihten Öle herzuschicken, sobald man ihn finden würde.«

Das war ein wirkliches Unglück für Schwester Hyacinthe. Da die Wissenschaft nicht helfen konnte, so hätte vielleicht das geweihte Öl dem Kranken Erleichterung verschafft. Sie hatte das schon oft gesehen.

»Oh, liebe Schwester, liebe Schwester! Was habe ich für Kummer und Sorge ... Würden Sie vielleicht so liebenswürdig sein und noch einmal hingehen und auf den Pater Massias warten, damit Sie ihn mir gleich bringen können, wenn er zurückkommt?«

»Ja, liebe Schwester«, antwortete Schwester Claire bereitwillig und machte sich mit ihrer ernsten, geheimnisvollen Miene wieder auf den Weg, indem sie sich geschmeidig durch die Menschenmenge wand.

Ferrand war untröstlich darüber, daß er der Schwester Hyacinthe nicht die Freude bereiten konnte, ihn wieder zu beleben. Als er sein Unvermögen durch eine bedauernde Geste zu erkennen gab, bat sie flehentlich:

»Bleiben Sie bei mir, Herr Ferrand, warten Sie, bis der Pater kommt ... Ich werde dann etwas ruhiger sein.«

Er blieb, er half ihr den Mann wieder in die

Höhe richten, wenn er von der Bank herunterrutschen wollte. Das Warten zog sich lange hinaus unter dem Unbehagen der in dem Wagen zurückgebliebenen Kranken und der Neugierde derjenigen, die sich draußen anzusammeln begannen.

Ein junges Mädchen drängte lebhaft durch die Menge und wendete sich, auf das Trittbrett steigend, an Frau von Jonquière:

»Warum kommst du denn nicht, Mama? Die Damen warten mit dem Essen auf dich.«

Es war Raymonde von Jonquière. Schon etwas verblüht für ihre fünfundzwanzig Jahre, sah sie ihrer Mutter auffallend ähnlich mit ihrem dunklen Teint, ihrer kräftigen Nase, ihrem großen Munde und ihrer vollen, angenehmen Gestalt.

»Wie du siehst, liebes Kind, kann ich diese arme Frau nicht verlassen.«

Und sie zeigte auf die Grivotte, die wieder

einen Hustenanfall hatte, der sie furchtbar mitnahm.

»O Mama, das ist schade! Frau Desagneaux und Frau Volmar haben sich so sehr auf das kleine Frühstück zu viere gefreut!«

»Was willst du, mein armes Kind? Fangt nur immer ohne mich an ... Sage den Damen, daß ich mich, sobald ich könnte, hier losmachen und sie aufsuchen würde.«

Dann kam ihr plötzlich ein Gedanke.

»Halt, dort ist ein Arzt! Ich will versuchen, ob ich ihm meine Kranke anvertrauen kann. Geh voraus, ich werde dir sofort folgen. Du weißt, daß ich fast vor Hunger sterbe!«

Raymonde kehrte rasch ans Büfett zurück, während Frau von Jonquièrè Doktor Ferrand bat, zu ihr zu kommen und zuzusehen, ob er der Grivotte nicht etwas Erleichterung verschaffen könnte. Schon hatte er auf Marthas Wunsch den Bruder Isidor untersucht,

dessen Stöhnen nicht aufhörte, und wiederum hatte er mit tiefbetrübter Miene sein Unvermögen zu helfen eingestehen müssen. Dennoch beeilte er sich, dem Rufe der Frau von Jonquière Folge zu leisten, richtete die Schwindsüchtige in die Höhe, da er wollte, daß sie aufrecht sitzen sollte, in der Hoffnung, den Husten dadurch etwas zu mildern, der auch allmählich nachließ. Dann half er Frau von Jonquière, der Kranken einen beruhigenden Trank einzuflößen. Die Anwesenheit des Arztes in dem Wagen fuhr fort, die Kranken aufzuregen. Herr Sabathier, der langsam die Weintraube verzehrte, die ihm seine Frau geholt hatte, befragte ihn nicht, da er die Antwort im voraus kannte und der Sache müde war, nachdem er schon, wie er sagte, alle Fürsten der Wissenschaft konsultiert hatte. Er fühlte jedoch ein gewisses Wohlbehagen, als er sah, wie der Arzt das arme Mädchen in die Höhe richtete, dessen Nachbarschaft ihn störte.

Auf dem Perron wurde der Lärm und das Gedränge immer stärker. Man hatte nur noch eine Viertelstunde Aufenthalt. Wie unempfindlich, mit weitgeöffneten Augen und dennoch ohne etwas zu sehen, schläferte Frau Vêtu ihre Schmerzen in dem glühenden Brande der vollen Mittagsonne ein, während vor ihr mit immer gleichen wiegenden Schritten Frau Vincent ihre kleine Rose spazieren trug. Viele Leute liefen an den Brunnen, um ihre Trinkgefäße, Krüge und Flaschen zu füllen. Frau Maze, die sehr sauber und auf ihr Äußeres bedacht war, ging auch hin in der Absicht, sich die Hände zu waschen; als sie aber hinkam, traf sie Elise Rouquet dort, die gerade dort trank. Sie wich entsetzt zurück vor diesem Schreckbilde, vor diesem Hundskopfe mit dem zerfressenen Munde, an dessen Stelle ein schiefgezogenes Loch ihr entgegengähnte, aus dem die Zunge heraushing. Alle packte dasselbe Entsetzen, alle zauderten, ihre Flaschen, Krüge und

Trinkgefäße aus demselben Brunnen zu füllen, aus dem sie getrunken hatte. Eine große Anzahl Pilger hatte sich den Perron entlang gelagert, um zu essen. Man vernahm das Klappern von Krücken, auf denen eine Frau mitten durch die verschiedenen Gruppen hindurch ruhelos hin und her stelte. Dieses ganze Heer von Kranken, dieses rollende Hospital, das für eine einzige halbe Stunde sich geleert hatte, atmete mitten unter dem unaufhörlichen Auf und Ab der Gesunden in dem vollen Mittagssonnenschein frische Luft.

Pierre verließ Marie nicht, denn Herr von Guersaint war verschwunden, angelockt von dem grünen Fleckchen Erde, das man am Ende des Bahnhofs wahrnahm. Der junge Priester bemühte sich mit lächelnder Miene, als er mit Besorgnis sah, daß sie die Bouillon nicht austrank, den Appetit der Kranken zu erregen, indem er sich erbot, einen Pfirsich zu kaufen. Aber sie dankte; sie litt zu sehr, nichts machte ihr Vergnügen. Sie sah ihn mit ihren großen,



traurigen Augen an, hin und her schwankend zwischen ihrer Ungeduld über diesen Aufenthalt, der ihre Heilung so lange verzögerte, und ihrer Angst vor der qualvollen, endlosen Eisenbahnfahrt.

Ein dicker Herr trat heran und berührte Pierres Arm. Sein Haar war ergraut; er trug einen Vollbart, und sein breites Gesicht hatte einen väterlich besorgten Ausdruck.

»Verzeihung, Herr Abbé, befindet sich nicht in diesem Wagen ein Kranker, der mit dem Tode ringt?«

Und als der Priester bejahend antwortete, wurde er sofort sehr freundschaftlich und vertraut.

»Ich heiße Vigneron, bin Abteilungsleiter im Finanzministerium und habe meinen Abschied erbeten, um mit meiner Frau meinen Sohn Gustave nach Lourdes zu begleiten ... Das liebe Kind setzt seine ganze Hoffnung auf die

Heilige Jungfrau, zu der wir morgens und abends beten ... Wir sind dort in dem Wagen vor dem Ihrigen, wo wir eine Abteilung zweiter Klasse besetzt haben.«

Dann drehte er sich herum und rief seine Leute herbei.

»Kommt her, kommt her, hier ist es! Der unglückliche Kranke befindet sich wirklich sehr schlecht.«

Frau Vigneron war klein und ihr Gesicht lang und bleich und sehr blutarm, was sich auf ihren Sohn Gustave in erschreckender Weise vererbt hatte. Dieser, ein Knabe von fünfzehn Jahren, der jedoch kaum zehn alt zu sein schien, war schief gewachsen und dürr wie ein Skelett. Das rechte Bein war infolge von Blutarmut zu einem Nichts zusammengeschrumpft, was ihn zwang, an einer Krücke zu gehen. Er hatte ein kleines, feines, etwas schiefes Gesicht, von dem man eigentlich nichts weiter als die Augen sah, aber

Augen, aus denen ein klarer Verstand blitzte, die durch die Schmerzen geschärft waren und bis auf den Grund der Seele zu blicken schienen. Eine alte Dame mit gepudertem Gesicht, die die Beine mühsam nachschleppte, folgte, und Herr Vigneron, der sich daran erinnerte, daß er sie vergessen hatte, trat wieder an Pierre heran und holte die Vorstellung nach.

»Frau Chaise, die ältere Schwester meiner Frau, die ebenfalls unsern Gustave, den sie sehr liebhat, begleiten wollte.«

Und sich nahe zu Pierre hinbeugend, fügte er mit leiser Stimme in vertraulichem Tone hinzu:

»Das ist Frau Chaise, die Witwe des Seidenhändlers, ungeheuer reich. Sie hat ein Herzleiden, das ihr viel Sorge und Unruhe verursacht.«

Dann sah die ganze Familie, in eine Gruppe

zusammengedrängt, mit lebhafter Neugierde zu, was im Wagen vor sich ging. Immer mehr Zuschauer sammelten sich an, der Vater hob seinen Sohn, damit er alles gut sehen konnte, eine Zeitlang auf seinen Armen in die Höhe, während die Tante die Krücke hielt und die Mutter sich auf die Fußspitzen stellte.

In dem Wagen bot sich noch immer der nämliche Anblick: der Mann saß starr und leblos auf seinem Platze in der Ecke und lehnte den Kopf an die harte Holzwand. Er war ganz bleich, die Augenlider fest geschlossen, der Mund im Todeskampfe verzerrt und das Gesicht von kaltem Schweiß bedeckt, den Schwester Hyacinthe von Zeit zu Zeit mit einem Linnentuche abtrocknete. Sie hatte ihre Ruhe wiedergefunden und rechnete auf den Himmel. Zuweilen warf sie einen Blick auf den Bahnsteig, um zu sehen, ob der Pater Massias immer noch nicht käme.

»Sieh genau hin, Gustave«, sagte Vigneron zu

seinem Sohne, »das soll ein Schwindsüchtiger sein.«

Das Kind schien sich leidenschaftlich für diesen Todeskampf zu interessieren. Er hatte keine Furcht, nur ein unendlich trauriges Lächeln flog über sein Gesicht.

»Oh, das ist entsetzlich!« murmelte Frau Chaise, die aus Angst vor dem Tode ganz bleich war.

»Donnerwetter!« sagte Vigneron philosophisch, »jeder zu seiner Zeit, wir sind alle sterblich!«

»Laß ihn wieder herunter«, sagte Frau Vigneron zu ihrem Gatten. »Du ermüdest ihn, wenn du ihn so lange an den Beinen hältst.«

Sie war ebenso wie Frau Chaise eifrig darauf bedacht, das Kind vor jedem Stoß zu bewahren. Der arme Liebling hatte es nötig, sorgfältig behütet und gepflegt zu werden. Jede Minute fürchtete man ihn zu verlieren.

Auch der Vater war der Meinung, daß es besser wäre, wenn man ihn wieder in den Wagen zurückbrächte. Als die beiden Frauen den Kleinen fortführten, wandte sich Herr Vigneron noch einmal an Pierre und fügte tiefbewegt hinzu:

»Ach, Herr Abbé! Wenn der liebe Gott ihn uns nehmen würde, was wäre dann unser Leben... Ich will gar nicht von dem Vermögen seiner Tante reden, das auf andere Neffen übergehen würde. Und nicht wahr, es wäre doch ganz gegen die Natur, wenn er vor ihr sterben würde, besonders bei dem Gesundheitszustande, in welchem sie sich befindet... Nun, wir stehen alle in der Hand der Vorsehung, und wir rechnen fest auf die Heilige Jungfrau, die sicherlich ein Wunder tun wird.«

Endlich hatte Frau von Jonquièrre vom Doktor Ferrand die Versicherung erhalten, sie könne die Grivotte ruhig verlassen. Dennoch

gebrauchte sie noch die Vorsicht, Pierre zu sagen:

»Ich sterbe vor Hunger und will einen Augenblick an das Büfett gehen. Aber ich bitte Sie dringend, mich sofort wieder holen zu lassen, wenn der Husten meiner Kranken von neuem beginnt.«

Als es ihr endlich mit großer Mühe gelungen war, sich auf dem Bahnsteig durchzuarbeiten, geriet sie am Büfett in ein anderes Gedränge. Die bemittelteren Pilger hatten mit Sturm die Tische genommen, und besonders viele Priester waren zu dem Geklapper der Messer, Gabeln und Teller herbeigeeilt. Die drei oder vier Kellner kamen nicht dazu, ihres Amtes zu walten, da die Menschenmenge sie daran hinderte, die sich an den Ladentisch herandrängte und Früchte, kleine Brote und kaltes Fleisch kaufte. Im Hintergrunde des Saales frühstückte Raymonde an einem kleinen Tische mit Frau Desagneaux und Frau

Volmar.

»Ah, Mama, endlich!« rief sie. »Ich wollte gerade noch einmal kommen und dich holen. Man muß dich doch wenigstens essen lassen.«

Sie lachte, sehr angeregt und beglückt von all den Reiseerlebnissen, von dieser schlechten Mahlzeit, die man mit Windeseile hinunteressen mußte.

»Hier habe ich dir deine Portion Forelle aufgehoben, und dort ist auch noch ein Kotelett, das auf dich wartet... Wir anderen sind schon bei den Artischocken.«

Dann wurde es reizend. Es war ein Winkel des Frohsinns und der Heiterkeit, den man nur mit Vergnügen betrachten konnte.

Besonders anziehend war die junge Frau Desagneaux, eine zarte Blondine mit eigensinnigen, fliegenden Haaren, einem runden, milchweißen Gesicht und Grübchen in Wangen und Kinn. Sie lachte stets und besaß



ein gutes Herz. Reich verheiratet, ließ sie seit drei Jahren ihren Mann mitten in den schönen Augusttagen in Trouville allein, um die nationale Pilgerfahrt zu begleiten. Es war ihre Leidenschaft, sich während dieser fünf Tage ganz den Kranken zu widmen. Es war ein wahres Schwelgen in vollständiger Hingabe, die sie hoch beglückte. Ihr einziger Kummer war, daß sie noch kein Kind hatte, und sie bedauerte zuweilen, ihren Beruf als barmherzige Schwester verkannt zu haben.

»Oh, mein liebes Kind«, sagte sie lebhaft zu Raymonde, »bedauern Sie doch Ihre Mutter nicht, daß sie so sehr von ihren Kranken in Anspruch genommen ist. Sie hat doch wenigstens eine Beschäftigung.«

Dann wandte sie sich an Frau von Jonquière und sagte:

»Wenn Sie wüßten, wie langsam die Stunden in unserem schönen Kupee erster Klasse verrinnen! Man darf sich nicht einmal mit

einer kleinen Arbeit beschäftigen, das ist verboten... Ich hatte gebeten, man sollte mich bei den Kranken verwenden. Aber es waren schon alle Plätze besetzt, und ich bin deshalb gezwungen, heute nacht den Versuch zu machen, in meiner Ecke zu schlafen.«

Sie lachte und fügte dann hinzu:

»Nicht wahr, Frau Volmar, wir werden schlafen, da die Unterhaltung Sie zu ermüden scheint?«

Diese mußte schon die Dreißig überschritten haben; sie war sehr brünett mit einem schmalen Gesicht, feinen, müden Zügen und prachtvollen Augen, die glühenden Kohlen glichen, über welche für Augenblicke ein Schimmer huschte, der sie auszulöschen schien. Sie war auf den ersten Blick nicht schön. Je länger man sie aber betrachtete, um so berückender, sieghafter und begehrenswerter wurde sie. Übrigens bemühte sie sich, so unbeachtet wie möglich zu bleiben,

war sehr bescheiden und zurückhaltend, kleidete sich immer schwarz und trug nie Schmuck, obgleich sie die Frau eines Pariser Diamantenhändlers war.

»Oh«, flüsterte sie, »wenn man mich nur nicht allzusehr hin und her stößt, bin ich zufrieden.«

Sie war schon zweimal nach Lourdes gegangen als Pflegerin, aber man sah sie dort niemals in dem Hospital Notre Dame des Douleurs, da sie jedesmal nach der Ankunft von einer solchen Abspannung ergriffen wurde, daß sie, wie sie sagte, sich gezwungen sah, das Zimmer zu hüten.

Frau von Jonquièrre zeigte sich ihr gegenüber von liebenswürdiger Nachsicht.

»Oh, mein Gott! Sie haben jetzt Zeit, sich auszuruhen. Schlafen Sie doch, wenn Sie können. Wenn ich mich nicht mehr aufrechthalten kann, wird auch die Reihe an Sie kommen.«

Dann wandte sie sich an ihre Tochter.

»Du, mein Liebling, wirst guttun, dich nicht zu sehr aufzuregen, wenn du deinen Kopf freihalten willst.«

Aber Raymonde sah sie vorwurfsvoll an und sagte lächelnd:

»Mama, Mama! Warum sagst du mir das... Bin ich denn ein unvernünftiges Kind?«

Sie brauchte sich nicht zu rühmen, denn ein starker Wille und der feste Entschluß, sich ihr Leben selbst zu gestalten, sprach aus den grauen Augen und leuchtete aus ihrem jugendlich unbekümmerten Wesen und der lauten Freude am Leben hervor.

»Es ist wahr«, gestand die Mutter etwas verwirrt, »dieses kleine Mädchen hat zuweilen mehr recht als ich... Bitte, gib mir jetzt das Kotelett her! Gott im Himmel, was hatte ich für einen Hunger!«

Das Frühstück nahm seinen Fortgang, durch das Lachen der Frau Desagneaux und Raymondens erheitert und gewürzt. Diese lebte ordentlich auf, und ihr Gesicht, das schon etwas verblüht war, bekam die rosige Farbe des zwanzigsten Jahres wieder. Man nahm doppelte Bissen, denn man hatte nur noch zehn Minuten. In dem Saale herrschte jetzt ein noch größerer Lärm als vorher, da die Gäste fürchteten, keine Zeit mehr zum Kaffee zu haben.

Da erschien Pierre. Die Grivotte hatte einen neuen Erstickungsanfall bekommen. Frau von Jonquière verzehrte rasch ihre Artischocke. Dann kehrte sie zu ihrem Wagen zurück, nachdem sie vorher ihre Tochter umarmt hatte, die ihr heiter und unter Scherzworten gute Nacht sagte. Inzwischen hatte der junge Priester, als er Frau Volmar mit dem roten Kreuz auf ihrem schwarzen Kleide erblickte, seiner Verwunderung Ausdruck gegeben, sie hier zu finden. Er kannte sie, denn er besuchte,

wenn auch selten, die alte Frau Volmar, die Mutter des Diamantenhändlers, eine alte Bekannte seiner Mutter. Sie war ihm die schrecklichste aller Frauen und von einer solch übertriebenen Frömmigkeit und Strenge, daß sie die Fensterläden stets geschlossen hielt, damit ihre Schwiegertochter nicht auf die Straße sehen konnte. Er kannte ihre Geschichte: seit dem Tage nach ihrer Hochzeit lebte die arme junge Frau wie eine Gefangene zwischen ihrer Schwiegermutter, die sie terrorisierte, und ihrem Manne, der in seiner Eifersucht so weit ging, sie zu schlagen, obgleich er sich selbst verschiedene Mädchen hielt. Man ließ sie kaum allein in die Kirche gehen. Pierre war eines Tages hinter ihr Geheimnis gekommen, als er sie hinter der Kirche rasch einige Worte mit einem eleganten Herrn von vornehmem Aussehen wechseln sah. Verwirrt reichte sie ihm ihre kleine, schmale, kühle Hand.

»Oh, welche Überraschung, Herr Abbé... Es ist

schon lange her, daß man sich nicht gesehen hat.«

Sie teilte ihm mit, es sei nun schon das drittemal, daß sie nach Lourdes gehe. Ihre Schwiegermutter habe sie gezwungen, der Association de Notre-Dame de salut beizutreten.

»Es ist merkwürdig, daß Sie sie nicht auf dem Bahnhofe gesehen haben. Sie hat mich in den Zug gesetzt und wird mich auch bei der Rückkehr wieder abholen.«

Das wurde sehr einfach gesagt, aber mit solch scharfer Ironie, daß Pierre sich das Seinige dabei dachte. Er wußte, daß sie an nichts glaubte und die Religion nur ausübte, um sich dadurch von Zeit zu Zeit eine freie Stunde zu verschaffen. Und plötzlich kam ihm die Erkenntnis, daß sie in Lourdes erwartet wurde, daß sie nur ihrer Leidenschaft naheilte mit ihrem heißen Gesicht und den Flammenaugen, die sie unter dem Schleier toter

Gleichgültigkeit verbarg.

»Ich begleite eine Jugendfreundin, ein armes, krankes junges Mädchen«, sagte er seinerseits. »Ich empfehle sie Ihnen, Sie können sie vielleicht pflegen.«

Sie wurde etwas rot, und nun zweifelte er nicht mehr. Raymonde brachte die Rechnung in Ordnung mit der Sicherheit einer Person, die mit Zahlen umzugehen weiß. Frau Desagneaux führte Frau Volmar fort. Die Kellner verloren ihren Kopf vollständig, die Tische leerten sich und alles stürzte eilig davon, als man eine Glocke läuten hörte.

Auch Pierre beeilte sich, zu seinem Wagen zurückzukehren. Da wurde er von neuem aufgehalten.

»Ah, Herr Kurat!« rief er. »Ich habe Sie schon bei der Abfahrt gesehen, aber ich konnte leider nicht bis zu Ihnen gelangen, um Ihnen die Hand zu drücken.«



Er reichte einem alten Geistlichen von ehrwürdigem Aussehen die Hand, der ihn lächelnd betrachtete. Der Abbé Judaine war Kurat in Saligny, einer kleinen Gemeinde der Oise. Von großer und kräftiger Gestalt, hatte er ein breites, rotes, von weißen Locken umrahmtes Gesicht. Man fühlte es, daß er ein frommer Mann war, den weder das Fleisch noch der Verstand jemals gequält hatte. Von ruhiger Frömmigkeit, glaubte er fest und unerschütterlich, ohne jede Anfechtung mit dem bequemen Glauben eines Kindes, das keine Leidenschaft kennt. Nachdem ihn in Lourdes die Heilige Jungfrau von einem Augenleiden durch ein Wunder befreit hatte, von dem man noch jetzt sprach, war sein Glaube noch blinder und inniger geworden.

»Ich bin zufrieden, daß ich Sie hier bei uns sehe, mein junger Freund«, sagte er sanft, »weil die jungen Priester bei diesen Pilgerfahrten viel lernen können ... Man hat mir versichert, daß zuweilen unter ihnen ein

auführerischer Geist herrsche. Nun, sie sehen, daß alle diese armen Leute hier beten gehen; das ist ein Schauspiel, das einem Tränen entlocken muß ... Und wie ist es möglich, daß man sich nicht Gott in die Hände gibt beim Anblick von so viel geheilten oder doch wenigstens gemilderten Leiden?«

Auch er begleitete eine Kranke. Er zeigte auf eine Abteilung erster Klasse: »Abbé Judaine, reserviert.« Dann fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu:

»Wissen Sie, es ist Frau Dieulafay, die Frau des großen Bankiers. Ihr Schloß, ein wahrer Königssitz, gehört zu meinem Kirchspiele. Da sie wußten, daß die Heilige Jungfrau sich mir so außerordentlich gnädig erwiesen hatte, haben sie mich gebeten, für die arme Kranke Fürsprache einzulegen. Ich habe Messen gelesen, heiße Gelübde getan ... Sehen Sie, dort, auf der Erde! Sie hat durchaus gewollt, daß man sie einen Augenblick herausschaffen

soll trotz der Mühe, die es kosten wird, sie wieder hineinzubringen.«

An einer schattigen Stelle des Perrons lag eine Frau, deren schönes Gesicht von reinem Oval mit wunderbaren Augen auf ein Alter von nicht mehr als sechsundzwanzig Jahren schließen ließ. Sie war von einer schrecklichen Krankheit befallen, dem Schwinden der kalkartigen Salze, das eine Erweichung des ganzen Knochengerüsts nach sich zog. Als sie vor drei Jahren mit einem toten Kinde niedergekommen war, verspürte sie unbestimmte Schmerzen in der Wirbelsäule. Dann waren die Knochen nach und nach dünn geworden und veränderten ihre Form, die Wirbelknochen wurden krumm, die Beckenknochen platt, die Arm und Beinknochen schrumpften zusammen, und so war sie wie zusammengeschmolzen zu einem kleinen Stückchen Mensch, das man nicht aufrecht setzen konnte, das man nur mit aller erdenklichen Sorgfalt transportieren durfte in

der stetigen Angst, es durch die Finger entschlüpfen zu sehen. Der Kopf, der regungslos dalag, bewahrte seine Schönheit. Und diesen beklagenswerten Rest von einer Frau umgab ein verschwenderischer Luxus, der dem Beschauer das Herz noch mehr bedrückte: ihre Tragbahre war mit blauer Seide gepolstert, sie selbst war eingehüllt in kostbare Spitzen. Der Reichtum breitete sich noch über das Totenbett aus.

»Oh, welch ein Jammer!« begann der Abbé Judaine von neuem mit leiser Stimme, »sich sagen zu müssen, daß sie noch so jung, daß sie so reizend und so ungeheuer reich ist! Und wenn Sie wüßten, wie man sie liebt, mit welcher Verehrung man sie noch jetzt umgibt ... Der vornehme Herr, der bei ihr steht, ist ihr Gemahl, und dort die elegante Dame ist Frau Jousseur, ihre Schwester.«

Pierre erinnerte sich, den Namen der Frau Jousseur in den Zeitungen gelesen zu haben.

Sie war die Gattin eines Diplomaten und spielte eine große Rolle in der vornehmen katholischen Welt in Paris. Sie war sehr hübsch, mit einer wunderbaren Einfachheit gekleidet und um ihre arme Schwester mit dem Ausdrücke der hingehendsten Aufopferung beschäftigt. Der Gatte, der vor kurzem das große Bankhaus seines Vaters geerbt hatte, war ein schöner, mit peinlicher Sorgfalt gekleideter Mann von fünfunddreißig Jahren, mit hellem Teint. Seine Augen schwammen in Tränen, denn er liebte seine Frau abgöttisch und hatte alle seine Geschäfte im Stich gelassen, da er seine Frau durchaus selbst hatte nach Lourdes bringen wollen. In diesen Anruf der göttlichen Barmherzigkeit setzte er seine letzte Hoffnung.

Pierre hatte viele entsetzliche Leiden gesehen in diesem schmerzreichen weißen Zuge. Aber nichts erschütterte ihn so wie dieses jammervolle Frauenskelett, das sich mitten in seinen Spitzen und seinen Millionen auflöste.

»Die Unglückliche!« flüsterte er zusammenschauernd.

Den Abbé Judaine überkam eine Freudigkeit himmlischer Hoffnung. Er sagte vertrauensvoll:

»Die Heilige Jungfrau wird sie heilen, ich habe sie so heiß darum angefleht.«

Jetzt ertönte noch einmal die Glocke, und diesmal war es das Zeichen zur Abfahrt. Noch zwei Minuten hatte man Zeit. Ein letztes Drängen und Hasten begann. Leute kamen zurück mit Nahrungsmitteln in Papier eingewickelt, mit Flaschen und Krügen, die sie an dem Brunnen gefüllt hatten. Viele konnten ihren Wagen nicht wiederfinden, und liefen verzweifelt den Zug entlang, während die Kranken sich unter dem beschleunigten Geklapper der Krücken rascher vorwärtsschoben und andere, denen das Gehen Schwierigkeiten verursachte, am Arme von Pflegerinnen ihre Schritte zu beschleunigen

suchten. Vier Männern kostete es unendliche Mühe, Frau Dieulafay wieder in ihre Abteilung erster Klasse zurückzuschaffen. Schon waren die Vignerons, die sich begnügten, zweiter Klasse zu reisen, wieder in ihrer Abteilung mitten unter einer gewaltigen Menge von Körben, Kasten und Koffern, die es dem kleinen Gustave unmöglich machten, seine armen, verkrüppelten Glieder auszustrecken. Dann erschienen sie alle wieder: Frau Maze glitt in ihrer stummen Weise herein; Frau Vincent hob ihr liebes Töchterchen vorsichtig in den Wagen, immer von der Angst gepeinigt, sie plötzlich einen Schrei ausstoßen zu hören. Frau Vêtu mußte hereingeschoben werden, nachdem man sie aus der Betäubung ihrer Schmerzen erweckt hatte. Elise Rouquet, die sich bei ihrem gierigen Trinken naß gemacht hatte, wischte sich ihr furchtbares Gesicht ab. Während jeder seinen Platz wieder einnahm, hörte Marie ihrem Vater zu, der ganz entzückt war, daß er

bis an das Ende des Bahnhofs gegangen, bis zu einem kleinen Weichenstellerhäuschen, von wo aus man ein wirklich sehenswertes Landschaftsbild zu sehen bekäme.

»Wünschen Sie, daß wir Sie sofort wieder niederlegen?« fragte Pierre, den das angstverzernte Gesicht der Kranken tief bekümmerte.

»O nein, nein, nachher!« antwortete sie. »Ich habe noch Zeit genug, die Räder in meinem Kopfe rasseln zu hören!«

Schwester Hyacinthe bat Ferrand, noch einmal nach dem Manne zu sehen, bevor er in den Küchenwagen zurückkehrte. Sie wartete immer noch auf den Pater Massias, sehr verwundert über sein unerklärliches Ausbleiben. Sie verzweifelte aber trotzdem nicht, denn auch Schwester Claire des Anges war noch nicht wieder erschienen.

»Bitte, Herr Ferrand, sagen Sie mir, ob der



Unglückliche in direkter Gefahr schwebt.«

Von neuem untersuchte, behorchte und beklopfte ihn der junge Arzt. Dann zuckte er entmutigt die Achseln und sagte mit leiser Stimme:

»Meine feste Überzeugung ist, daß Sie ihn nicht mehr lebend nach Lourdes bringen werden.«

Alle Köpfe fuhren beängstigt in die Höhe. Wenn man nur wenigstens den Namen des Mannes gewußt hätte, woher er käme und wer er wäre! Aber niemand kannte den Unglücklichen, aus dem kein einziges Wort herauszubringen war und der in dem Wagen sterben wollte, ohne daß jemand imstande gewesen wäre, einen Namen auf sein Grab zu setzen!

Schwester Hyacinthe kam der Gedanke, ihn zu durchsuchen.

»Herr Ferrand, sehen Sie doch einmal in seine

Taschen!«

Vorsichtig durchsuchte er den Mann. In den Taschen fand er nichts weiter als einen Rosenkranz, ein Messer und drei Sous. Daraus ließ sich nichts entnehmen.

Eine Stimme meldete in diesem Augenblicke die Schwester Claire des Anges und den Pater Massias. Dieser hatte sich bei einem Gespräch mit dem Kuraten von SainteRadegonde in einem Wartesaale verspätet. Es entstand eine lebhafte Bewegung. Alles schien einen Augenblick gesund. Aber der Zug wollte abfahren, die Bahnbediensteten schlossen schon die Türen, man mußte die Letzte Ölung in aller Eile vornehmen, wenn man nicht eine zu lange Verzögerung verursachen wollte.

»Hier, hier, verehrungswürdiger Pater!« rief Schwester Hyacinthe. »Ja, ja, steigen Sie ein! Unser unglücklicher Kranker ist hier!«

Pater Massias, der, obgleich fünf Jahre älter

als Pierre, doch dessen Mitschüler im Seminar gewesen war, hatte einen großen, hageren Körper mit dem Gesichte eines Aszeten, das ein lichter Bart umrahmte, und in dem zwei unstät hin und her flackernde Augen glühten. Er war weder der von Zweifeln gepeinigte Priester, noch der Priester mit dem blinden Glauben eines Kindes, er war ein Apostel, von glühendem Fanatismus beseelt und stets bereit, zu kämpfen und zu siegen für den unbefleckten Ruhm der Heiligen Jungfrau. Unter seinem schweren Pilgergewande mit großer Kapuze strahlte er von Kampfesmut.

Sogleich hatte er aus seiner Tasche das Fläschchen mit dem geweihten Öl hervorgezogen. Die Zeremonie nahm ihren Anfang unter dem Zuschlagen der Türen und dem hastigen Hin und Her der Pilger, die sich verspätet hatten, während der Stationschef mit unruhigen Blicken auf die Bahnhofsuhr schaute, da er wohl sah, daß er einige Minuten zugeben mußte.

»Credo in unum Deum ...«, murmelte der Pater rasch.

»Amen!« antworteten Schwester Hyacinthe und der ganze Wagen.

Die es vermocht hatten, waren auf den Bänken niedergekniet. Die anderen falteten die Hände, verdoppelten das Zeichen des Kreuzes. Als bei dem Murmeln der Gebete das Klagelied der Agende folgte, da hoben sich die Stimmen, und kräftig erbrauste mit dem Kyrie eleison das heiße Verlangen nach der Vergebung der Sünden. Sein ganzes Leben, das man nicht kannte, sollte ihm vergeben sein und unbekannt und triumphierend sollte er eingehen in das Reich Gottes!

»Christe, exaudi nos.«

»Ora pro nobis, sancta Dei Genitrix.«

Pater Massias hatte die silberne Nadel herausgezogen, an der ein Tropfen geweihten Öles zitterte. Er konnte bei der Unordnung und

vor den vielen Neugierigen, die ihre Köpfe durch die Tür steckten, nicht daran denken, die Ölung, wie es sonst gebräuchlich war, an allen Sinneswerkzeugen vorzunehmen als den Türen, die das Schlechte eindringen lassen. Wie ihn die Vorschrift ermächtigte, wenn der Fall dringend war, mußte er sich mit einer einzigen Salbung begnügen. Er nahm sie an dem Munde vor, an dem bleichen, halbgeöffneten Munde, aus dem kaum ein leiser Atemzug kam, während das Gesicht mit den geschlossenen Augenlidern, schon vollständig erstarrt, wieder zu Staub und Erde geworden zu sein schien.

»Per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam indulgent tibi Dominus, quidquid per visum, auditum, oderatum, gustum, tactum deliquisti.«

Der Schluß der Zeremonie ging in dem Lärm und der Abfahrt verloren. Der Pater hatte kaum noch Zeit, den kleinen Tropfen mit dem

Stückchen Watte aufzutrocknen, das Schwester Hyacinthe bereit hielt. Er mußte den Wagen verlassen und den seinigen so rasch als möglich zu erreichen suchen, nachdem er die Flasche mit dem geweihten Öle wieder sorgfältig verwahrt hatte.

»Wir können nicht länger mehr warten, es ist unmöglich«, wiederholte der Stationschef in großer Erregung. »Sorgen Sie dafür, daß man sich beeilt!«

Endlich war es so weit. Alles hatte seinen Platz wieder eingenommen und war wieder in seine Ecke zurückgekehrt. Frau von Jonquière hatte, da der Zustand der Grivotte sie immer noch heftig beunruhigte, ihren Platz gewechselt und sich in ihre nächste Nähe gesetzt, Herrn Sabathier gegenüber, der in resigniertem Stillschweigen verharrte. Schwester Hyacinthe war nicht wieder in ihre Abteilung zurückgekehrt, da sie sich entschlossen hatte, bei dem Manne zu bleiben,

um über ihn zu wachen und ihn zu pflegen. So konnte sie auch gleich mit für den Bruder Isidor sorgen, dessen Schwester Martha nicht wie sie dem Unglücklichen Erleichterung schaffen konnte. Marie fühlte erbleichend auf ihrem traurigen Lager schon jetzt das Stoßen des Zuges, noch bevor er unter der bleischweren, niederdrückenden Sonnenhitze seine Fahrt von neuem begonnen hatte, mit seiner Krankenlast in der verpesteten Atmosphäre der überhitzten Wagen weiterrollend.

Da ertönte ein lauter, langgezogener Pfiff, die Lokomotive begann zu schnaufen, und Schwester Hyacinthe erhob sich mit den Worten:

»Das Magnifikat, meine lieben Kinder!«

## *IV*

Als der Zug sich in Bewegung setzte, wurde die Türe noch einmal geöffnet und ein Bahnbediensteter schob ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren in die Abteilung, in der Marie und Pierre sich befanden.

»Hier ist noch ein Platz! Rasch, rasch!«

Die Gesichter wurden länger, man wollte Einspruch erheben. Aber Schwester Hyacinthe rief mit lauter Stimme:

»Wie? Du bist es, Sophie? Du willst also die Heilige Jungfrau wieder besuchen, die dich im letzten Jahre geheilt hat?«

Und Frau von Jonquièrre sagte zu gleicher Zeit:

»Ach, meine kleine Freundin Sophie! Das ist hübsch, daß du so dankbar bist!«

»Gewiß, liebe Schwester! Gewiß, gnädige Frau!« antwortete das Mädchen artig.



Die Tür hatte sich schon wieder geschlossen und man mußte wohl oder übel die neue Pilgerin aufnehmen, die wie vom Himmel herabgefallen war, gerade in dem Augenblicke, da der Zug abfuhr, den sie beinahe verfehlt hätte. Sie war schwächling und nahm nur wenig Platz weg. Dann kannten die Damen sie, und die Augen aller Kranken hatten sich auf sie geheftet, als man sagen hörte, die Heilige Jungfrau hätte sie geheilt. Man hatte den Bahnhof verlassen, die Maschine keuchte und Schwester Hyacinthe wiederholte, während sie in die Hände klatschte:

»Vorwärts, vorwärts, meine lieben Kinder, das Magnifikat!«

Während der Jubelgesang angestimmt wurde, betrachtete Pierre die kleine Sophie. Sie war ein Bauernmädchen, die Tochter eines armen Landmannes in der Nähe von Poitiers, die ihre Eltern verwöhnten und als Fräulein erzogen,

nachdem sie eine durch ein Wunder Begnadete, eine Auserwählte geworden war, die die Geistlichen des ganzen Arrondissements aufsuchten. Sie trug einen Strohhut mit roten Bändern und ein grauwollenes Kleid, mit einem Volant ausgeputzt. Ihr Gesicht war nicht hübsch, aber lebenswürdig, frisch und von einem Paar heller, verschmitzter Augen belebt, die ihr ein freundliches und bescheidenes Aussehen gaben.

Als man das Magnifikat beendet hatte, konnte er dem Verlangen nicht widerstehen, Sophie zu fragen. Ein Kind in diesem Alter und von so unschuldigem Aussehen, das keine Lügnerin zu sein schien, interessierte ihn lebhaft.

»Sie hätten aber beinahe den Zug versäumt, liebes Kind?«

»Oh, Herr Abbé! Ich wäre untröstlich gewesen ... Ich war schon seit Mittag auf dem

Bahnhofs. Da sah ich den Herrn Kuraten von Sainte-Radegonde, der mich gut kennt und mich zu sich rief, um mich zu küssen, wobei er sagte, ich wäre ein gutes kleines Mädchen, weil ich wieder nach Lourdes ginge. Dann schien es, als ob der Zug abführe, und ich hatte nur noch so viel Zeit, daß ich rennen mußte ... Oh, wie bin ich gelaufen!«

Sie lachte, noch etwas außer Atem, und bereute zugleich, daß sie im Begriff gewesen war, aus Leichtsinn einen Fehler zu begehen.

»Und wie heißen Sie, liebes Kind?«

»Sophie Couteau, Herr Abbé.«

»Sie sind nicht aus Poitiers selbst?«

»Nein ... Wir sind aus Vivonne, sieben Kilometer von Poitiers entfernt. Mein Vater und meine Mutter haben ein kleines Besitztum, und es würde uns nicht schlecht gehen, wenn nicht acht Kinder im Hause wären ... Ich bin das fünfte; glücklicherweise

fangen die vier älteren schon zu arbeiten an.«

»Und du, liebes Kind, was tust du denn?«

»Ich? O Herr Abbé! Mit meiner Hilfe ist es nicht weit her ... Seit dem letzten Jahre, seitdem ich als geheilt aus Lourdes zurückgekehrt bin, hat man mich keinen Tag in Ruhe gelassen, weil man mich, wie Sie sich denken können, aufgesucht hat. Man hat mich auch zum Erzbischof gebracht und dann in die Klöster und überallhin ... Vorher, da bin ich lange krank gewesen, ich konnte nicht ohne Stock gehen, ich schrie bei jedem Schritte, so sehr tat mir mein Fuß weh.«

»Dann hat dich die Heilige Jungfrau also von einem Fußleiden geheilt ?«

Sophie hatte keine Zeit zu antworten. Schwester Hyacinthe, die zugehört hatte, mischte sich jetzt in das Gespräch.

»Vom Knochenfraß an der linken Ferse, der vor drei Jahren angefangen hatte. Der Fuß war

geschwollen und unförmig geworden, und Fisteln hatten sich gebildet, aus denen unablässig Eiter floß.«

Mit einem Schlage fingen alle Kranken im Wagen an, sich für das Wundermädchen zu begeistern. Ihre Augen wichen nicht mehr von der hübschen Kleinen. Sie suchten an ihr das Wunder. Diejenigen, die aufstehen konnten, erhoben sich, um sie besser zu sehen, und die Kranken, die auf Matratzen lagen, versuchten, sich emporzurichten, und den Kopf nach ihr zu drehen. In dem Jammer, der seit der Abfahrt von Poitiers mit erneuter Gewalt über sie gekommen war, war für sie, die mit Entsetzen an die fünfzehn Stunden dachten, die sie noch fahren sollten, das Erscheinen dieses Kindes wie eine von Gott gesandte Erleichterung, wie ein Hoffnungsstrahl, aus dem sie die Kraft schöpften, bis ans Ziel der Reise geduldig standzuhalten.

Marie besonders war wie neu belebt; sie hatte

sich halb aufgerichtet, faltete ihre zitternden Hände und wandte sich dann mit sanfter Stimme an Pierre:

»Ich bitte Sie, fordern Sie sie auf, uns alles zu erzählen ... Geheilt, mein Gott! Geheilt von einem so furchtbaren Leiden!«

Frau von Jonquière hatte sich tief gerührt über die Scheidewand herübergebeugt, um das Kind zu küssen.

»Gewiß, unsere kleine Freundin soll uns alles erzählen ... Nicht wahr, mein Liebling, du wirst uns erzählen, was die Heilige Jungfrau für dich getan hat?«

»Oh, gewiß, gnädige Frau ... Soviel Sie wollen ?«

Sie lächelte freundlich, und ihr Gesicht mit den strahlenden Augen, aus denen ein klarer Verstand leuchtete, hatte einen bescheidenen Ausdruck. Sogleich wollte sie beginnen, hob die rechte Hand in die Höhe und forderte zur

Aufmerksamkeit auf. Da kam Schwester Hyacinthe auf einen guten Gedanken.

»Steige auf die Bank, Sophie, und sprich etwas laut des Lärmes wegen.«

Das machte ihr großes Vergnügen, und sie brauchte erst einige Zeit dazu, wieder ernst zu werden, bevor sie beginnen konnte.

»Als mein Fuß damals krank war, konnte ich mich nur noch in die Kirche schleppen und mußte ihn immer in Leinwand einwickeln, da stets etwas sehr Häßliches herausfloß ... Doktor Rivoire hatte einen Schnitt gemacht, um hineinsehen zu können, und sagte, er sei gezwungen, ein Stück davon herauszunehmen, wodurch ich ganz bestimmt lahm geworden wäre ... Nachdem ich dann die Heilige Jungfrau angefleht hatte, habe ich meinen Fuß in das Wasser getaucht, mit einem so heißen Verlangen, gesund zu werden, daß ich mir nicht einmal die Zeit genommen habe, ihn aus der Leinwand zu wickeln. Und alles ist im

Wasser zurückgeblieben, an meinem Fuß war gar nichts mehr, als ich ihn herauszog.«

Ein Murmeln der Überraschung, der Verwunderung und des Verlangens durchlief den Wagen bei diesem schönen Wundermärchen. Aber die Kleine war noch nicht zu Ende. Sie nahm sich Zeit und beendete, nachdem sie wieder durch eine Handbewegung zur Aufmerksamkeit aufgefordert hatte, ihre Erzählung, wobei sie die Arme ausgebreitet hielt.

»Als Doktor Rivoire dann in Vivonne meinen Fuß wieder sah, sagte er: ›Mag es nun der liebe Gott oder der Teufel gewesen sein, der dieses Kind geheilt hat, das ist mir gleichgültig; aber geheilt ist es, das ist wahr!««

Diesmal erhob sich ein freudiges Gelächter. Sie hatte ihre Geschichte, die sie schon so oft wiederholt hatte, so daß sie sie auswendig kannte, wie am Schnürchen hergesagt. Das Wort des Doktors war von sicherer Wirkung.



Sie lachte daher auch schon im voraus darüber, da sie ganz genau wußte, daß man lachen würde.

Sie mußte jedoch eine Einzelheit vergessen haben, denn Schwester Hyacinthe flüsterte ihr leise zu:

»Sophie, und deine Worte an die Frau Gräfin, die Vorsteherin deines Saales?«

»Ach ja ... Ich hatte nicht genug Leinwand für meinen Fuß mitgebracht; und ich sagte zu ihr: »Die Heilige Jungfrau ist so gut gewesen, mich gleich am ersten Tage zu heilen, denn morgen würde mein Vorrat schon erschöpft sein.«

Von nun an erhob sich freudiger Lärm. Man war entzückt, daß sie auf diese Weise geheilt worden war! Und sie mußte auch noch auf eine Frage der Frau Jonquière die Geschichte von den Stiefeln, von den schönen, ganz neuen Stiefeln erzählen, die ihr die Frau Gräfin

geschenkt hatte, und mit denen sie in ihrem seligen Entzücken herumgelaufen, gesprungen und gehüpft war. Man denke nur, Stiefel! Sie, die seit drei Jahren keinen Pantoffel hatte tragen können!«

Pierre, den ein unbestimmtes Mißbehagen erfüllte, war ernst geworden und fuhr fort, sie genau zu betrachten. Er richtete Fragen an sie. Sie log nicht, allein er argwöhnte eine langsame Entstellung der Wahrheit, eine leicht begreifliche Ausschmückung aus Freude darüber, daß sie gerettet und dadurch eine wichtige Person geworden war. Wer konnte denn jetzt wissen, ob die vollständige Vernarbung, die in wenigen Sekunden vor sich gegangen sein sollte, nicht Tage in Anspruch genommen hatte? Wo waren die Zeugen?

»Ich war da«, erzählte Frau von Jonquière. »Sie befand sich nicht in meinem Saale, aber ich hatte sie an dem betreffenden Morgen selbst getroffen, sie hinkte ...«

Lebhaft unterbrach Pierre sie:

»Ah! Sie haben ihren Fuß vor und nach dem Eintauchen gesehen?«

»Nein, nein! Ich glaube überhaupt nicht, daß irgend jemand ihn hat sehen können, denn er war vollständig mit Kompressen umwickelt ... Sie hat Ihnen ja selbst erzählt, daß die Kompressen in die Quelle gefallen wären ...«

Und sich an das Kind wendend, sagte sie:

»Aber sie kann Ihnen ja ihren Fuß zeigen ... Nicht wahr, Sophie? Ziehe deinen Schuh aus!«

Diese zog schon ihren Schuh und dann ihren Strumpf aus mit einer Gewandtheit und Leichtigkeit, die deutlich bewiesen, wie sehr sie bereits an diesen Vorgang gewöhnt war. Und sie streckte ihren sehr sauberen, weißen und sogar gepflegten Fuß aus mit rosigen, sauber verschnittenen Nägeln und drehte ihn mit einem gewissen Wohlgefallen herum, damit ihn der junge Priester bequem

untersuchen könnte. Unter dem Knöchel befand sich eine lange Narbe, deren weißliche Spur von der Schwere des Leidens Zeugnis ablegte.

»Oh, Herr Abbé, nehmen Sie nur den Knöchel in die Hand und drücken Sie ihn mit Ihrer ganzen Kraft. Ich fühle nichts mehr.«

Pierre machte eine Bewegung mit der Hand, und man konnte glauben, die Allmacht der Heiligen Jungfrau bezaubere ihn. Zweifel beunruhigten ihn. Welche unbekannte Macht hatte da gewaltet? Oder vielmehr, welche falsche Diagnose des Arztes, welches Zusammenwirken von Irrtümern und Übertreibungen hatten zu diesem schönen Märchen geführt?

Die Kranken wollten alle den Wunderfuß sehen, diesen sichtbaren Beweis der göttlichen Heilung, die sie alle suchten. Marie, auf ihrem Lager sitzend und schon weniger Schmerzen leidend, war die erste, die ihn berührte. Dann

gab ihn Frau Maze, ihrer Melancholie entrissen, der Frau Vincent in die Hand, die ihn gern geküßt hätte wegen der freudigen Hoffnung, die er in ihr erweckte. Herr Sabathier hatte mit glückseligem Gesichte zugehört. Selbst Frau Vêtu, Frau Grivotte und der Bruder Isidor öffneten die Augen und zeigten einige Teilnahme. Sogar das Gesicht der Elise Rouquet hatte sich durch ihren Glauben verändert. Wenn eine solche Wunde verschwunden war, sollte sich da nicht auch ihre Wunde wieder schließen können, so daß ihr Gesicht nur eine leichte Narbe behielte und wieder wie die Gesichter aller Menschen wurde ? Sophie mußte sich an einer der Eisenstangen festhalten und ihren Fuß bald rechts und bald links auf die Scheidewand legen; sie wurde nicht müde, sondern war sehr stolz und glücklich über die Ausrufe, die überall laut wurden, Ausrufe voll zitternder Bewunderung und frommer Scheu, die man vor ihrer kleinen Person, vor dem kleinen Fuße

empfang, der jetzt wie geweiht und geheiligt war.

»Es ist ohne Zweifel ein fester Glaube nötig«, dachte Marie ganz laut; »man muß eine vollkommen reine Seele haben ...«

»Und sich an Herrn von Guersaint wendend, sagte sie: »Vater, ich fühle, daß ich geheilt würde, wenn ich zehn Jahre alt wäre, wenn ich die vollkommen reine Seele eines jungen Mädchens hätte.«

»Aber du bist ja doch noch ganz wie ein Kind von zehn Jahren, mein Liebling! Nicht wahr, Pierre, Mädchen von zehn Jahren können gar keine reinere Seele haben?« Mit seiner lebhaften Einbildungskraft und seinem phantastischen Sinne liebte er natürlich Wundergeschichten. Der Priester, tief bewegt von der inbrünstigen Reinheit des jungen Mädchens, vermied es, auf Erörterungen einzugehen und ließ sie ganz der tröstlichen Einbildung sich hingeben, die wie ein Wehen

durch den Wagen rauschte. Seit der Abfahrt von Portiers war die Temperatur noch drückender geworden. Ein Gewitter zog an dem kupferfarbigen Himmel auf, und es war, als ob der Zug durch einen Schmelzofen hindurchführe. Ausgestorben und verlassen in der glühenden Sonne flogen Dörfer vorüber. In CouhdVernac betete man den Rosenkranz noch einmal. Dann wurde ein Choral gesungen. Aber diese Andachtsübungen kamen lässiger zur Ausführung. Schwester Hyacinthe, die bis jetzt noch nicht einmal hatte frühstücken können, hatte sich endlich dazu entschlossen, rasch ein kleines Brot und ein paar Früchte zu essen, fuhr aber trotzdem fort, den fremden Mann zu überwachen, dessen leises, mühsames Atmen seit einigen Minuten regelmäßiger zu sein schien. Es war drei Uhr, als man in Ruffee die Abendmette der Heiligen Jungfrau betete.

»Ora pro nobis, sancta Dei Genitrix, Ut digni efficiamur promissionibus Christi.«

Als man damit zu Ende war, wandte sich Herr Sabathier, der die kleine Sophie beobachtet hatte, während sie ihren Strumpf und ihren Schuh wieder anzog, an Herrn von Guersaint.

»Der Fall dieses Kindes ist ohne Zweifel sehr interessant. Das ist aber noch gar nichts, es gibt noch viel wunderbarere Fälle ... Kennen Sie die Geschichte von Pierre de Rudder, dem belgischen Arbeiter?«

Alle schickten sich sofort an, die Geschichte mitanzuhören.

»Dieser Mann hatte bei dem Sturze von einem Baume das Bein gebrochen. Nach Verlauf von acht Jahren waren die beiden Knochenfragmente noch nicht wieder zusammengewachsen, man sah die beiden Enden tief drinnen in einer großen Wunde, aus der fortwährend Eiter floß. Das Bein hing kraftlos herunter und ließ sich nach allen Richtungen hin drehen und wenden ... Nun, bei ihm genügte es sogar, daß er ein Glas von



dem wundertätigen Wasser trank, sein Bein war mit einem Schlage wiederhergestellt. Er konnte ohne Krücken gehen, und der Arzt hat zu ihm gesagt: »Ihr Bein ist wie das eines soeben geborenen Kindes.« Es stimmte vollkommen! Ein wirklich ganz neues Bein!«

Niemand sprach, es fand nur ein Austausch von verzückten Blicken statt.

»Und so«, fuhr Herr Sabathier fort, »so ist auch die Geschichte des Steinhauers Louis Bouriette, eines der ersten Wunder von Lourdes. Kennen Sie die? ... Er war bei einer Minenexplosion verwundet worden. Das rechte Auge war ganz verloren, das linke stark gefährdet ... Da ließ er sich eines Tages von seiner Tochter eine Flasche Wasser von der Quelle holen, die noch kaum richtig floß. Mit diesem Wasser wusch er sein Auge und betete dabei heiß und inbrünstig. Plötzlich stieß er einen Schrei aus, er sah, er sah ebenso gut wie Sie und ich ... Der Arzt, der ihn behandelte, hat

darüber eine sehr ausführliche Abhandlung geschrieben, so daß auch nicht der leiseste Zweifel möglich ist.«

»Es ist wunderbar«, sagte Herr von Guersaint entzückt.

»Wollen Sie noch ein anderes Beispiel? Francois Macary, Fischer von Lavour, hatte seit achtzehn Jahren an der inneren Seite des linken Beines ein krampfaderiges Geschwür. Es war mit ihm schon so weit gekommen, daß er sich gar nicht mehr rühren konnte, und die Wissenschaft verurteilte ihn zu ewigem Siechtum ... Da schließt er sich eines Abends mit einer Flasche Wasser aus Lourdes ein. Er löst die Bandagen, wäscht sich die beiden Beine und trinkt den Rest der Flasche aus. Dann legt er sich nieder und schläft ein. Als er wieder erwacht, befühlt und betrachtet er sich, und siehe da, nichts ist mehr vorhanden! Alles ist verschwunden ... Die Haut am Knie war so glatt und so frisch, wie es mit zwanzig Jahren

sein muß.«

Diesmal erfolgte ein stürmischer Ausbruch des Erstaunens und der Verwunderung. Die Kranken und die Pilger traten ein in das Zauberland der Wunder, wo das Unmögliche sich verwirklicht, wo man gemächlich von Wunder zu Wunder schreitet. Jeder hatte eine Geschichte zu erzählen und brannte vor Begierde, seinen Glauben und seine Hoffnung durch ein Beispiel zu stützen.

Die schweigsame Frau Maze war die erste, die sich zum Erzählen veranlaßt fühlte.

»Ich habe eine Freundin, die die Witwe Rizan gekannt hat, die Dame, deren Heilung ebenfalls so großes Aufsehen erregte ... Seit vierundzwanzig Jahren war sie auf der ganzen linken Seite gelähmt. Sie gab wieder von sich, was sie aß, sie glich einer leblosen Masse, die man im Bette umdrehen mußte. Eines Abends befand sie sich so schlecht, daß der Arzt sagte, sie würde in der Nacht sterben. Eine Stunde

später erwachte sie aus ihrer Betäubung und bat mit schwacher Stimme, ihre Tochter solle bei einer Nachbarin ein Glas Wasser aus Lourdes holen. Aber erst am folgenden Morgen konnte sie das Glas Wasser bekommen und rief: ›Oh, liebe Tochter, es ist das Leben, was ich trinke! Reibe mir das Gesicht, den Arm, das Bein, den ganzen Körper!‹ Und als die Tochter ihrem Befehle nachkam, sah sie, wie sich die Geschwulst nach und nach legte, wie die gelähmten und aufgetriebenen Glieder allmählich ihre Geschmeidigkeit und ihr natürliches Aussehen wiedergewannen ... Das war aber noch nicht alles; Frau Rizan rief, sie sei geheilt, sie habe Hunger, sie wolle Fleisch und Brot haben, sie, die seit vierundzwanzig Jahren kaum gegessen hatte. Und sie stand auf und zog sich an, während ihre Tochter den Nachbarinnen, die sie für eine Waise hielten, als sie sie so erschüttert sahen, antwortete: ›Nein, nein! Mama ist nicht tot, Mama ist auferstanden!‹«

Tränen waren Frau Vincent in die Augen getreten. Oh, wenn sie doch hätte sehen können, daß ihre kleine Rose wieder auflebte, mit gutem Appetit äße und fröhlich herumspränge! Ein anderer Fall, der eines jungen Mädchens, den man ihr in Paris erzählt und der viel zu ihrem Entschlusse, ihre kleine Kranke nach Lourdes zu bringen, beigetragen hatte, kam ihr wieder ins Gedächtnis. »Auch ich kenne die Geschichte einer Gelähmten, Lucie Druon, die in einem Waisenhaus aufgezogen wurde und schon in ihrer frühesten Jugend nicht mehr niederknien konnte. Ihre Glieder waren ganz verkrümmt; ihr rechtes Bein war viel kürzer und hatte sich schließlich um das linke geschlungen. Wenn eine ihrer Gefährtinnen sie trug, so sah man die Beine wie abgestorben in der Luft herumbäumeln. Bemerken Sie wohl, daß sie nicht nach Lourdes gegangen ist. Sie hat einfach eine neuntägige Andacht gehalten. Aber während dieser neun Tage hat sie gefastet, und ihr

Verlangen nach Heilung war ein so großes, daß sie sogar die Nächte im Gebet zubrachte. Am neunten Tage endlich, als sie etwas Wasser aus Lourdes trank, fühlte sie in ihren Beinen eine heftige Erschütterung. Sie stand auf und sank zurück, stand wieder auf und konnte gehen. Alle ihre Gefährtinnen waren erstaunt, beinahe erschreckt und riefen immerfort: ›Lucie geht! Lucie geht!‹ Und es war wahr, ihre Beine waren in wenigen Sekunden wieder gerade, gesund und kräftig geworden. Sie durchschritt den Hof, konnte in die Kapelle hinaufsteigen, wo die ganze Gemeinde mit dankerfülltem Herzen das Magnifikat sang ... Ach, das liebe Kind! Sie durfte glücklich sein, sehr glücklich!«

Tränen rannen über ihre Wangen auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter herab, das sie mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Das Interesse nahm immer mehr zu, und die begeisterte Freude über diese schönen

Erzählungen, in denen der Himmel über die menschliche Schwachheit triumphierte, regte diese kindlichen Seelen so sehr auf, daß die am schwersten Kranken von neuem auflebten und die Sprache wiederfanden. Hinter der Erzählung eines jeden verbarg sich die Beschäftigung mit seinem eigenen Leiden, das Vertrauen, daß auch er geheilt werden würde, da ja schon einmal eine gleiche Krankheit wie ein wüster Traum durch einen göttlichen Hauch vertrieben worden war.

»Ah!« stammelte Frau Vêtu mit schmerzverzerrtem Munde, »da war auch eine, Antoinette Thardivail, deren Magen wie der meinige zerfressen war. Geschwülste bildeten sich so zahlreich, daß sie acht Monate hindurch Blut spie. Auch war sie dem Tode schon nahe, weil sie verhungerte. Ihre Haut lag wie festgeleimt auf den Knochen, bis sie Wasser aus Lourdes trank und sich damit die Magengrube waschen ließ. Drei Minuten später fand sie ihr Arzt, der sie am Abend

vorher mit dem Tode ringend verlassen hatte, außerhalb des Bettes am Kamin sitzend, wie sie mit dem besten Appetit einen Hühnerflügel verspeiste. Sie hatte keine Geschwülste mehr, sie lachte wie mit zwanzig Jahren, und ihr Gesicht fing an, den strahlenden Glanz der Jugend wiederzubekommen. Ach, glücklich der, der essen kann, was er mag, der wieder jung wird, der nicht mehr leidet!«

»Und die Heilung der Schwester Julienne!« sagte die Grivotte, die sich auf den Ellenbogen erhoben hatte und deren Augen im Fieber glühten. »Sie wurde, wie ich, von einem schlimmen Katarrh gequält und fing dann an, Blut zu speien. Alle sechs Monate bekam sie einen Rückfall und mußte sich ins Bett legen. Vergeblich hatte man es mit allen möglichen Arzneimitteln versucht, mit Jod, mit Zugpflastern und sonstigem. Endlich war es richtige Schwindsucht geworden, wie sechs Ärzte übereinstimmend erklärt hatten ... Gut! Da kommt sie nach Lourdes, Gott weiß, unter



welchen Schmerzen und Leiden! In Toulouse stand es so schlimm mit ihr, daß man glaubte, sie würde sterben. Die Schwestern trugen sie auf ihren Armen. Am Quell wollten die Helferinnen sie nicht baden. Sie war wie tot ... Nun, man zog sie schließlich doch aus, man tauchte die ganz Bewußtlose und über und über mit Schweiß Bedeckte unter, zog sie ganz totenbleich wieder heraus und legte sie auf den Erdboden nieder, da man glaubte, es sei mit ihr zu Ende. Da röteten sich plötzlich ihre Wangen, ihre Augen öffneten sich und sie holte tief und kräftig Atem. Sie war geheilt, sie konnte sich allein wieder anziehen und aß tüchtig, nachdem sie vorher in die Grotte gegangen war, um der Heiligen Jungfrau zu danken ... Nun, das war doch gewiß eine Schwindsüchtige, und sie ist dennoch geheilt worden!«

Dann wollte Bruder Isidor sprechen; aber er konnte nicht und begnügte sich daher, unter großer Anstrengung zu seiner Schwester zu

sagen:

»Martha, erzähle doch die Geschichte von der Schwester Dorothea, die uns der Kurat von SaintSauveur mitgeteilt hat.«

»Schwester Dorothea«, begann die Bäuerin unbeholfen, »stand eines Morgens mit einem geschwollenen Beine auf. Von diesem Augenblicke an konnte sie das Bein nicht mehr gebrauchen. Es wurde kalt und schwer wie ein Stein. Dabei hatte sie große Schmerzen im Rücken. Die Ärzte verstanden nichts davon. Sie hatte ein halbes Dutzend um Rat gefragt, die sie mit Nadeln tief ins Fleisch stachen und ihr mit einer Menge Arzneimitteln die Haut verbrannten. Das war alles, was sie konnten ... Schwester Dorothea hatte bald eingesehen, daß allein die Heilige Jungfrau das richtige Heilmittel finden würde. So reiste sie denn nach Lourdes und ließ sich in den Weiher setzen. Zuerst glaubte sie, darin sterben zu müssen, denn es war so kalt. Dann aber wurde

das Wasser weicher, so daß es ihr fast lauwarm vorkam und köstlich wie Milch. Noch niemals hatte sie etwas so Wohltuendes verspürt. Ihre Adern öffneten sich, und das Wasser drang hinein. Das Leben kehrte in ihren Körper zurück von dem Augenblicke an, da sich die Heilige Jungfrau in die Sache gemischt hatte ... Ihr fehlte von da an nicht das geringste mehr, sie ging spazieren, aß zum Abend eine ganze Taube und schlief die ganze Nacht hindurch wie eine Selige. Ruhm und Ehre der Heiligen Jungfrau! Ewige Dankbarkeit der allmächtigen Mutter und ihrem göttlichen Sohne!«

Elise Rouquet hätte auch gar zu gern ein Wunder, das sie kannte, angebracht. Aber sie sprach wegen ihres entstellten Mundes so schlecht, daß sie bis jetzt noch nicht an die Reihe hatte kommen können. Als aber eine Pause entstand, benützte sie diese, nachdem sie das Tuch, das ihre entsetzliche Wunde verbarg, etwas zur Seite geschoben hatte.

»Bei dem, was man mir erzählt hat, ist nicht von einer schweren Krankheit die Rede, aber die Geschichte ist sehr komisch ... Es handelt sich um eine Frau, Cölestine Dubois mit Namen, die sich beim Einseifen von Wäsche eine Nadel in die Hand gestochen hatte. Sieben Jahre lang blieb sie darin stecken, da kein Arzt imstande gewesen war, sie wieder herauszuziehen. Ihre Hand hatte sich ganz zusammengezogen, und sie konnte sie gar nicht mehr aufmachen. Sie kommt in Lourdes an, sie taucht die Hand in den Weiher. Aber sofort stößt sie einen Schrei aus und zieht sie wieder zurück. Mit Gewalt steckt man die Hand in das Wasser hinein und hält sie dort fest, während die Frau jammert und stöhnt und ihr Gesicht sich ganz mit Schweiß bedeckt. Dreimal tauchte man sie unter, und jedesmal sieht man, wie die Nadel wieder ein Stück weiter gewandert ist, bis sie endlich an der Spitze des Daumens zum Vorschein kommt ... Natürlich war ihr Schreien dadurch veranlaßt

worden, daß die Nadel in dem Fleische vorwärtswanderte, als wenn sie von jemand gestoßen würde, um sie herauszubekommen ... Cölestine hat niemals mehr Schmerzen gehabt, und ihre Hand hat nur eine kleine Narbe behalten zu dem einzigen Zwecke, das Werk der Heiligen Jungfrau zu zeigen.«

Diese Anekdote hatte noch mehr Wirkung als die Wunder der großartigen Heilungen. Eine Nadel, die vorwärtsdrang, gleich als wenn sie jemand gestoßen hätte! Das war eine Steigerung des Wunderbaren, das zeigte jedem Kranken seinen Schutzengel, der hinter ihm stand, bereit, ihm auf einen Wink des Himmels zu helfen. Dann wie reizend und wie kindlich war das, eine Nadel, die durch das wunderbare Wasser zum Wandern gebracht wurde, nachdem sie sieben Jahre ruhig auf einem Platze geblieben war! Und alle gaben ihrer Freude lauten Ausdruck und lachten vor Vergnügen und strahlten vor Glück, daß dem Himmel nichts unmöglich war, daß sie alle,

wenn der Himmel wolle, gesund, jung und glücklich würden. Es genügte, zu glauben und innig zu beten, damit die Natur verstumme und das Unglaubliche sich verwirkliche.

»Oh, Vater, wie schön ist das!« flüsterte Marie, durch die Erregung neu belebt und stumm vor Ergriffenheit. »Du erinnerst dich noch an das, was du mir selbst erzählt hast von jener Joachine Dehaut, die aus Belgien gekommen war und ganz Frankreich durchquert hatte mit ihrem verkrüppelten, von Geschwüren bedeckten Beine. Zuerst wurde das Geschwür geheilt. Man konnte das Knie drücken, ohne daß sie etwas verspürte; es blieb nur eine leichte Röte zurück. Dann kam die Verrenkung an die Reihe. Im Wasser schrie sie, es war ihr, als ob man ihr die Knochen zerbräche, als ob man ihr das Bein herausrisse. Zur gleichen Zeit sahen sie und die Frau, die sie badete, wie der ungestaltete Fuß sich wieder geradestreckte mit der Regelmäßigkeit eines Zeigers, der über ein Zifferblatt wandert.

Das Bein richtete sich wieder ein, die Muskeln dehnten sich und das Knie trat an seinen richtigen Platz unter so heftigen Schmerzen, daß Joachine schließlich ohnmächtig wurde. Als sie aber wieder zu sich kam, sprang sie gewandt und rasch auf und trug ihre Krücken in die Grotte!«

Herr von Guersaint lachte entzückt über dieses Wunder und bestätigte durch Kopfnicken diese Erzählung, die er von einem Pater von Mariä Himmelfahrt hatte. Der hätte, wie er sagte, noch zwanzig ähnliche Fälle erzählen können, von denen der eine immer ergreifender und wunderbarer als der andere gewesen war. Er forderte Pierre zum Zeugen auf, und dieser, der nicht glaubte, begnügte sich damit, den Kopf zu schütteln. Zuerst hatte er sich bemüht, um Marien nicht zu betrüben, sich zu zerstreuen, und zum Fenster hinausgesehen und die Felder, Bäume und Häuser, die vorüberflogen, betrachtet. Man durchfuhr gerade Angoulême, dessen endlos sich

ausbreitende Wiesenflächen mit den langen Reihen von Pappelbäumen vor dem Wagenfenster vorbeiglitten. Pierre hörte aber trotzdem, ganz gegen seinen Willen, Bruchstücke der Erzählungen und interessierte sich für diese Geschichten, die das laute Gerassel der Räder übertönten. Es war als ob die sich selbst überlassene Lokomotive sie alle in das göttliche Land der Träume geführt hätte. Man rollte dahin, man rollte weiter und weiter, und schließlich gab er es auf, hinauszublicken, und überließ sich ganz dem einschläfernden Einflüsse der drückenden Atmosphäre im Wagen, in dem die Verzückung wuchs, die wirkliche Welt aber, durch die man so raschen Laufes dahineilte, gänzlich entrückt war. Das neu belebte Gesicht Mariens erfüllte ihn mit aufrichtiger Freude. Er überließ ihr seine Hand, die sie ergriffen hatte, um ihm durch einen innigen Druck all die Hoffnungsfreudigkeit kundzutun, die in ihr eingekehrt war. Warum sollte er sie durch



seinen Zweifel betrüben, da er doch ihre Heilung wünschte? Mit unendlicher Zärtlichkeit hielt er die kleine, krankhaft feuchte Hand in der seinigen fest. Von mitleidender brüderlicher Liebe erfüllt, wollte er gern an eine höhere Gnade glauben, die den Verzweifelten den Schmerz nach ihrem Ermessen zuteilt und wegnimmt.

»Pierre«, wiederholte sie, »wie ist das schön, wie ist das schön! Und Welch ein Ruhm für mich, wenn sich die Heilige Jungfrau in ihrer Gnade meiner erbarmen würde ... Glauben Sie wirklich, daß ich dessen würdig bin?«

»Gewiß!« rief er laut. »Sie sind die beste und die reinste, die ganz fleckenlose Seele, und es gibt nicht genug gute Engel im Paradiese, um Ihnen als Ehrengeliebt zu dienen.«

Aber das Erzählen war noch nicht zu Ende. Schwester Hyacinthe und Frau von Jonquière teilten jetzt alle Wunder mit, die sie kannten, eine lange Reihe von Wundern, die seit mehr

denn dreißig Jahren in Lourdes emporblühten, wie der ununterbrochene Blütenreichtum der Rosen in einem zauberhaften Rosengarten. Man zählte sie nach Tausenden, und jedes Jahr wucherten neue empor in dem üppigen Grün eines verschwenderischen Wachstums, und erregten immer mehr Aufsehen. Die Kranken, die mit zunehmender Erregung zuhörten, waren wie die kleinen Kinder, die nach einem schönen Feenmärchen noch ein anderes und dann wieder ein anderes hören wollten. Oh, nur immer mehr solche Geschichten, in denen die schlimme Wirklichkeit verspottet und die ungerechte Natur geohrfeigt wird, in denen der liebe Gott als der letzte, der größte Heilkünstler erscheint, als der, der die Wissenschaft verlacht und Glück stiftet!

Es waren zunächst die Tauben und die Stummen, die wieder hören und sprechen konnten. Aurelie Bruneau, der das Trommelfell zersprungen und die deshalb unheilbar war, wurde ganz plötzlich durch die

himmlischen Töne eines Harmoniums entzückt. Louise Pourchet, bis zu ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre stumm, rief plötzlich vor der Grotte: »Ich grüße dich, Marie!« und noch viele andere mehr, die alle dadurch vollständig geheilt wurden, daß sie einige Tropfen von dem Wasser in ihre Ohren oder auf ihre Zunge träufelten. Dann kamen die Blinden: Pater Hermann, der gefühlt hatte, wie die Heilige Jungfrau mit sanfter Hand den Schleier fortzog, der vor seinen Augen schwebte. Fräulein von Pontbriant, der der Verlust beider Augen gedroht hatte und die infolge eines Gebetes bessere Augen bekam, als sie früher besessen hatte. Ein Kind von zwölf Jahren, dessen Pupillen Marmorkügelchen glichen, und das in drei Sekunden wieder klare und tiefe Augen bekam, aus denen die Engel herauszulächeln schienen. Vor allen aber sind es Gelähmte, die sich wieder frei bewegen, Lahme, die wieder gerade gehen können, solche, die sich von

ihrem Siechbett nicht zu rühren imstande waren und zu denen der Herr sagte: »Erhebe dich und geh!« Der gelähmte Delaunoy, der schon fünfzehnmal in Pariser Hospitälern gewesen war, von wo er die übereinstimmenden Diagnosen von zwölf Ärzten mitbrachte, fühlt plötzlich eine Kraft in sich, die ihn beim Vorüberziehen des heiligen Sakramentes in die Höhe treibt und ihn in den Stand setzt, mit gesunden Beinen zu folgen. Marie Luise Delgron, vierzehn Jahre alt, deren Beine infolge der Lähmung steif, deren Hände zusammengezogen und deren Mund schief geworden war, sah ihre Glieder wieder geschmeidig werden und sich strecken und die Verzerrung des Mundes verschwinden, als hätte eine unsichtbare Hand die entsetzlichen Bande zerschnitten, die sie entstellten. Marie Vachier, seit siebzehn Jahren an ihren Krankenstuhl gefesselt, lief und sprang nicht nur, nachdem sie aus dem Weiher gestiegen war, sondern fand sogar nicht einmal die

Spuren der Wunden wieder, mit denen ihr Körper sich infolge ihrer langen Regungslosigkeit bedeckt hatte. Georges Hauquet, der an Rückenmarkserweichung litt und vollständig gefühllos war, wird ein kerngesunder Mensch. Und Leonie Charton, die ebenfalls Rückenmarkserweichung hatte und deren Wirbelknochen einen Höcker bildeten, fühlt, wie die Verkrümmung ihres Rückgrates verschwindet, wie ihre Beine sich strecken und kräftig und wie neu geschaffen werden.

Dann kämen noch alle Arten von Übeln an die Reihe. Zuerst die verschiedenen skrofulösen Krankheiten. Marguerite Gehier, die seit siebenundzwanzig Jahren an Hüftweh litt, deren Hüfte von der Krankheit ganz zerfressen und deren rechtes Knie gelähmt war, fiel plötzlich auf dieses Knie nieder, um der Heiligen Jungfrau für ihre Rettung zu danken. Philomene Simonneau, eine junge Vendeerin, deren linkes Bein drei fürchterliche Wunden

hatte, auf deren Grunde die angefaulten Knochen sichtbar wurden, ließ plötzlich die Krücken fallen, und ihre Knochen, ihr Fleisch und ihre Haut bildeten sich neu. Dann kamen die Wassersüchtigen: Frau Ancelin, deren Füße, deren Hände und deren ganzer Körper anschwellen, ohne daß man hätte sagen können, wo all das Wasser abgeflossen wäre. Fräulein Montagnon, der man zu wiederholten Malen zweiundzwanzig Liter Wasser abgezapft hatte, entleerte sich, als sie von neuem angeschwollen war, nach Anlegung einer einfachen Kompresse, die man in die wunderwirkende Quelle getaucht hatte, ohne daß man etwas davon in dem Bette oder auf dem Fußboden gefunden hätte. Ebensowenig hält eine Magenkrankheit dem Wunder stand. Alle verschwinden auf das erste Glas. So fand Marie Souchet, die schwarzes Blut spie und immer mehr abzehrte, so daß sie zum Skelett abgemagert war, innerhalb zweier Tage ihre Körperfülle wieder. Marie Jarland, die aus

Versehen ein Glas Lauge getrunken und sich den Magen verbrannt hatte, findet die Gesundheit wieder. Geschwulstbildungen verschwinden so vollständig in dem Weiher, daß auch nicht die leiseste Spur davon zurückbleibt. Was aber noch mehr in Staunen setzt, das sind die Geschwüre, die Krebschäden, alle die entsetzlichen sichtbaren Wunden, die das heilige Wasser heilt. Ein Schauspieler, ein Jude, brauchte seine von einem Geschwür zerfressene Hand nur einzutauchen, und sie war geheilt. Ein junger reicher Ausländer, an dessen rechtem Handgelenk sich ein Lupus gebildet hatte, groß wie ein Hühnerei, sah ihn schwinden. Rose Duval, die infolge einer Eitergeschwulst am linken Ellenbogen ein Loch hatte, so groß, daß eine Nuß gut Platz darin fand, konnte der raschen Arbeit des neuen Fleisches zusehen, das das Loch zufüllte. Die Witwe Fromond, deren Lippe zur Hälfte vom Krebs zerfressen war, brauchte die kranke Stelle nur

abzuwaschen, und es blieb nicht einmal eine leise Röte zurück. Marie Moreau, die entsetzlich an Brustkrebs litt, legte sich zum Schlafen nieder, nachdem sie sich in ein mit Wasser von Lourdes getränktes Tuch eingewickelt hatte, und als sie zwei Stunden später wieder erwachte, hatten die Schmerzen aufgehört, und das Fleisch war fest und von rosiger Frische.

Dann fing Schwester Hyacinthe von den Heilungen der Schwindsucht zu erzählen an. Das setzte allem die Krone auf. Die schreckliche Krankheit, die die Menschen verheert und die, wie die Ungläubigen behaupteten, die Heilige Jungfrau nicht heilen könne, wurde dennoch von ihr geheilt durch eine einzige Bewegung ihres kleinen Fingers. Hundert Fälle, der eine immer außergewöhnlicher als der andere, folgten rasch aufeinander. Die seit drei Jahren schwindsüchtige Marguerite Coupel, an deren Lungenspitzen die Tuberkeln fraßen, steht auf



und geht fort, strotzend vor Gesundheit. Frau de la Rivière, die Blut speit, und deren Nägel schon bläuliche Farbe angenommen haben, so daß man glaubte, sie stehe auf dem Punkte, ihren letzten Seufzer auszuhauchen, hat nur nötig, einen kleinen Löffel voll Wasser zu trinken. Das Todesröcheln hört auf, sie richtet sich empor, antwortet auf die Litaneien und verlangt eine Bouillon. Bei Julie Jadot waren vier Löffel nötig. Aber sie hielt schon ihren Kopf nicht mehr aufrecht und war von so zarter Konstitution, daß die Krankheit sie ganz aufzulösen schien. In wenigen Tagen wurde sie gesund. Anna Catry, die die Schwindsucht im höchsten Grade hat – ihr linker Lungenflügel ist bereits zur Hälfte zerstört –, wird fünfmal in das kalte Wasser getaucht, ganz gegen jede Vernunft. Sie ist geheilt, die Lunge ist gesund. Eine andere, ein schwindsüchtiges junges Mädchen, von fünfzehn Ärzten aufgegeben, hat gar nichts weiter getan, als daß sie in der Grotte

niederkniete, ganz zufällig, und war auf das freudigste überrascht, so im Vorbeigehen, durch einen glücklichen Zufall geheilt worden zu sein. Sie war ohne Zweifel gerade zu der Stunde gekommen, da die Heilige Jungfrau, von Mitleid ergriffen, das Wunder aus ihren unsichtbaren Händen herabgleiten läßt.

Und Wunder und immer neue Wunder folgten! Wie Traumesblumen regneten sie von einem klaren, milden Himmel hernieder. Es waren ergreifende dabei, aber auch kindische befanden sich darunter. Eine alte Frau, die eine steife Hand hatte und sie seit dreißig Jahren nicht rühren konnte, wusch sich und machte das Zeichen des Kreuzes. Die Schwester Sophie, die wie ein Hund bellte, taucht in den Quell und steigt heraus, mit klarer Stimme einen Choral singend. Mustapha, ein Türke, betet zu der weißen Frau und bekommt sein rechtes Auge wieder, nachdem er eine Kompresse aufgelegt hat. Ein Offizier der Turkos wurde bei Sedan beschützt, und ein

Kürassier von Reichshofen wäre durch einen Schuß ins Herz getötet worden, wenn die Kugel, die sein Notizbuch durchbohrt hatte, nicht vor einem Bilde der Jungfrau von Lourdes steckengeblieben wäre. Und die Kinder, die armen, leidenden Kleinen, auch sie finden Gnade. Ein gelähmter kleiner Knabe von fünf Jahren wurde ausgezogen, fünf Minuten lang unter den kalten Strahl der Fontäne gehalten und konnte aufstehen und gehen. Ein anderer von fünfzehn Jahren, der in seinem Bette nur tierische Schreie ausstieß, sprang aus dem Weiher heraus mit dem Freudenrufe: »Ich bin geheilt!« Ein dritter, ein ganz kleiner Junge von zwei Jahren, der noch keinen Schritt gegangen war, blieb eine Viertelstunde in dem kalten Wasser und machte dann, vergnügt lächelnd, wie ein kleines Menschenkind die ersten Schritte. Bei allen, bei den Kleinen wie bei den Großen, waren die Schmerzen heftig, indes das Wunder wirkte. Aber welches Wohlbefinden folgte

dann! Die Ärzte trauten ihren Augen nicht, ihr Erstaunen wuchs bei jeder Heilung, wenn sie ihren Kranken laufen, springen und mit einem wahren Heißhunger essen sahen. Alle diese Auserwählten, diese geheilten Frauen gingen kilometerweit, setzten sich dann zu Tisch vor ein junges Huhn und schliefen schließlich zwölf Stunden lang mit geballten Fäusten. Keine Rekonvaleszenz trat ein, es war ein plötzlicher Sprung aus dem Todeskampfe zur vollen Gesundheit. Die Glieder hatten sich neu gebildet, die Wunden geschlossen, alle Organe befanden sich wieder in vollkommen unversehrtem Zustande, die Körperfülle war zurückgekehrt, und alles in der Geschwindigkeit eines Blitzstrahls. Die Wissenschaft war verhöhnt, man gebrauchte nicht einmal die einfachsten Vorsichtsmaßregeln, da die Schwindsüchtigen schweißbedeckt in das eiskalte Wasser stiegen. Man ließ die Wunden ruhig in Fäulnis übergehen, ohne irgendwelche antiseptische

Vorkehrung zu treffen. Und welch ein Jubelgesang erschallt dann nach jeder Heilung, welche Rufe der Dankbarkeit und Liebe! Die durch das Wunder Gerettete wirft sich auf die Knie nieder, alles weint, Bekehrungen finden statt, Protestanten und Juden treten zum Katholizismus über, und andere Wunder des Glaubens ereignen sich, bei denen der Himmel triumphiert. Die Bewohner stehen in Menge versammelt, um die Geheilte bei ihrer Rückkehr in das Dorf zu empfangen, während die Glocken ihre feierlichen Stimmen erschallen lassen. Wenn man sie leichtfüßig aus dem Wagen springen sieht, ertönen Freudenrufe, und man stimmt das Magnifikat an. Ruhm und Ehre der Heiligen Jungfrau! Ewige Dankbarkeit und Liebe!

Der Zug rollte vorwärts, rollte weiter und weiter. Man fuhr gerade durch Coutras, es war sechs Uhr. Schwester Hyacinthe erhob sich, klatschte in die Hände und wiederholte noch einmal:

»Das Angelus, meine Kinder!«

Niemals waren die Aves mit gläubigerer Inbrunst gebetet worden. Da begriff Pierre plötzlich, da fand er die richtige Erklärung für diese Pilgerfahrten, für alle die Züge, die durch die ganze Welt rollten, für diese zusammenströmenden Menschenmassen, für Lourdes selbst, das wie das Heil für Leib und Seele strahlte. Jammergestalten sah er seit diesem Morgen vor sich, sah, wie sie in ihren Schmerzen röchelten und stöhnten! Sie waren alle von der Wissenschaft verurteilt und aufgegeben und waren es überdrüssig, Ärzte zu konsultieren und sich mit nutzlosen Heilmitteln quälen zu lassen. So begriff man auch, daß sie in dem heißen Verlangen, zu leben, und nicht gewillt, sich mit den Anordnungen der ungerechten Natur zufrieden zu geben, sich dem Traume einer überirdischen Gewalt hingaben, einer allmächtigen Gottheit, die vielleicht die bestehenden Gesetze aufheben, den Lauf der

Gestirne verändern und die Vergangenheit wieder wachrufen würde. Blieb ihnen denn Gott nicht, wenn die Erde sie im Stiche ließ? Oh, wer doch glauben könnte, daß es irgendwo einen höchsten Gerichtsherrn gibt, der die Ungerechtigkeiten der Menschen und der Dinge ausgleicht, wer doch glauben könnte, daß es einen Erlöser gibt, einen Tröster, der der Herr ist, der die Ströme zu ihrer Quelle zurückfließen lassen, den Greisen die Jugend wiedergeben und die Toten auferwecken kann! Wer sich sagen könnte, wenn man mit Wunden bedeckt ist, wenn man verkrüppelte Glieder hat, wenn der Leib durch Geschwüre angeschwollen und die Lunge zerstört ist, wer sich dann sagen könnte, das hat nichts zu bedeuten, alles das kann verschwinden und wiedererstehen auf ein Zeichen der Heiligen Jungfrau, und es genügt, zu ihr zu beten, sie zu rühren und von ihr mit einem Wunder begnadet zu werden! Und dann, welch eine Quelle himmlischer Hoffnungen ist es, wenn

man den überreichen Strom dieser schönen Geschichten fließen läßt, die die fieberhaft erregte Einbildungskraft der Kranken und Siechen bezaubert und berauscht! Seitdem die kleine Sophie Couteau mit ihrem geheilten weißen Fuß in den Wagen gestiegen war und den grenzenlosen Himmel des Göttlichen und Übernatürlichen aufgetan hatte, wie verstand man da den Hauch von wunderbarer Genesung, der durch den Raum zog, die Verzweifelten von ihrem Siechbett emporrichtete und die Augen aller erglänzen ließ. Das Leben war auch für sie noch möglich, vielleicht würden sie selbst es bald von neuem anfangen.

Ja, so verhielt es sich. Wenn dieser jammervolle Zug dahinrollte und immer weiter und weiter rollte, wenn der Wagen voll war, wenn die anderen voll waren, wenn Frankreich und die Welt von den entferntesten Winkeln der Erde her von ähnlichen Zügen durchbraust wurden, wenn mehr als dreimalhunderttausend



Gläubige, die Tausende von Kranken mit sich führten, von einem Ende des Landes zum andern sich in Bewegung setzten, so geschah dies alles, weil dort unten die Grotte in ihrer Glorie strahlte wie ein Leuchtturm der Hoffnung und des Glaubens, wie der Triumph des Unmöglichen über die unerbittliche Materie. Diesen Traum zu träumen, das war das große, unaussprechliche Glück. Wenn von Jahr zu Jahr der Erfolg der Pilgerzüge sich steigerte, so kam das daher, weil den in ihrem Verlangen nach Trost herbeigeeilten Völkerscharen das köstliche Brot der Hoffnung winkte, nach dem die leidende Menschheit unaufhörlich Hunger hat. Und es waren nicht nur die physischen Leiden, die nach Heilung riefen, das ganze moralische und intellektuelle Sein klagte laut sein Leid in dem unstillbaren Durste nach Glück. Glückliche sein, die Gewißheit seines Lebens in den Glauben setzen, sich bis zum Tode auf diesen festen und einzig sicheren Reisetab stützen

können, das war der Wunsch, der aus allen Herzen aufstieg, der alle Schmerzen niederknien ließ in dem Flehen um Gnade, um das geistige Heil für sich selbst und für die, die man liebt. Der ungeheure Schrei pflanzte sich fort, stieg empor und erfüllte den Raum, der Schrei: Glücklich sein für immer, im Leben und im Tode!

Pierre hatte gesehen, wie alle die Leidenden, die ihn umgaben, das Rasseln der Räder nicht mehr vernahmen und wie sie ihre Kräfte wiederfanden mehr und mehr nach jeder zurückgelegten Meile, die sie dem Wunder näherbrachte. Selbst Frau Maze wurde gesprächig in der festen Überzeugung, daß die Heilige Jungfrau ihren Gatten zu ihr zurückführen würde. Frau Vincent wiegte selig lächelnd ihre kleine Rose und fand sie viel weniger krank als jene halbtoten Kinder, die man in das eiskalte Wasser tauchte und die dann spielten. Herr Sabathier plauderte mit Herrn von Guersaint und erzählte ihm, daß er

im Oktober, wenn er seine Beine wieder gebrauchen könnte, nach Rom gehen würde, eine Reise, die er schon seit fünfzehn Jahren von Jahr zu Jahr verschoben hätte. Frau Vêtu, die sich ebenfalls etwas beruhigt hatte, wenn ihr Magen sie auch noch immer quälte, glaubte Hunger zu haben und bat daher Frau von Jonquière, ihr kleine Brotschnitten in ein Glas Milch einzutauchen, während Elise Rouquet, ohne an ihre Wunde zu denken, ihr Gesicht enthüllt hatte und eine Weintraube aß. Und Frau Grivotte, die auf ihrem Platze saß, und Bruder Isidor, der aufgehört hatte zu stöhnen, waren infolge dieser schönen Märchen in einem glücklichen Fieberzustande, so daß sie in ihrem ungeduldigen Verlangen nach Heilung sich sichtlich beruhigten. Sogar der Unbekannte kam, wenn auch nur auf eine Minute, zum Bewußtsein. Als Schwester Hyacinthe von neuem den kalten Schweiß von seinem Gesichte abtrocknete, öffnete er die Augenlider, während einen Augenblick ein

Lächeln sein Gesicht verklärte. Noch einmal hatte er gehofft. Marie hielt noch immer die Hand Pierres. Es war sieben Uhr; man sollte um siebeneinhalb Uhr in Bordeaux sein. Der Zug, der sich etwas verspätet hatte, beschleunigte, um die verlorenen Minuten wieder einzuholen, seine Geschwindigkeit. Das Gewitter hatte aufgehört zu toben, und von dem weiten, klaren Himmelszelte senkte sich ein unendlich süßer Friede auf die Erde herab.

»Oh, Pierre, wie schön ist das! Wie schön ist das!« wiederholte Marie von neuem und drückte ihm die Hand in überschwellendem Zärtlichkeitsgefühl.

Dann beugte sie sich zu ihm hin und flüsterte ihm mit ganz leiser Stimme zu:

»Pierre, ich habe vorhin die Heilige Jungfrau gesehen und sie um Ihre Heilung gebeten. Sie hat sie mir zugesagt.«

Der junge Priester verstand sie und wurde ganz verwirrt von dem himmlischen Glanze ihrer Augen, die sie auf die seinigen geheftet hielt. Sie hatte sich selbst vergessen und nur um seine Bekehrung gebeten. Dieser Glaubenswunsch, der so rein von diesem leidenden Wesen ausging, brachte seine Seele zur Umkehr. Warum sollte er nicht eines Tages glauben? Er selbst war von den vielen außergewöhnlichen Erzählungen wie verwirrt. Die erstickende Hitze in dem Wagen hatte ihn betäubt, und der Anblick von so viel Elend und Jammer ließ sein mitleidiges Herz bluten. Die Ansteckung wirkte. Er wußte nicht mehr genau, wo das Wirkliche und das Mögliche aufhörte, er war unfähig, diese Überfülle verwirrender Tatsachen zu erklären oder zu verwerfen. Er gehörte sich nicht mehr selbst, er bildete sich in dem verzückten Taumel dieses rollenden Hospitals schließlich ein, daß er glaube.

## V

Der Zug verließ Bordeaux nach einem Aufenthalte von einigen Minuten, den die, die noch nicht zu Mittag gegessen hatten, dazu benützten, sich in aller Eile Vorräte einzukaufen. Die Kranken bekamen etwas Milch zu trinken und hörten nicht auf, wie Kinder um Biskuit zu bitten. Sobald sich der Zug von neuem in Bewegung gesetzt hatte, klatschte Schwester Hyacinthe in die Hände und rief:

»Vorwärts, beeilen wir uns! Das Abendgebet!«

Dann folgte beinahe eine Viertelstunde ein wirres Gemurmel der Paternoster und Aves, eine Gewissensprüfung, eine Bußübung, die gänzliche Hingabe an Gott, an die Heilige Jungfrau und an die Heiligen, ein Dankgebet für den glücklich verbrachten Tag, das mit

einer Fürbitte für die Lebenden und für die Verstorbenen schloß.

»Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes ... Amen!«

Es war acht Uhr zehn Minuten, die Abenddämmerung sank auf das Land nieder, auf eine unermessliche Ebene, die durch den Abendnebel vergrößert wurde, und in der von fern her aus vereinzelt gelegenen Häusern helles Licht freundlich herüberleuchtete. Die Lampen im Wagen flackerten unruhig hin und her und beleuchteten mit ihrer gelblichen Flamme das zahlreiche Gepäck und die Pilger, die durch die schaukelnden Bewegungen durcheinander gerüttelt wurden.

»Ihr wißt, meine lieben Kinder«, begann Schwester Hyacinthe, die stehengeblieben war, »daß ich in Lamothe, ungefähr eine Stunde von hier, Ruhe anordnen werde. Ihr habt also noch eine Stunde, um euch zu unterhalten. Aber seid vernünftig und regt euch nicht zu

sehr auf! Und dann nach Lamothe, versteht mich wohl, kein Wort mehr, nicht eine Silbe! Denn ich will, daß ihr alle gut schlafen sollt!«

Diese Worte brachten sie zum Lachen.

»Ja, das ist die Regel, und ihr seid sicherlich zu vernünftig, um nicht zu gehorchen.«

Sie hatten seit dem Morgen pünktlich das Programm der religiösen Übungen ausgeführt, die für jede Stunde bestimmt waren. Jetzt, wo alle Gebete gesprochen, die Rosenkränze hergesagt und die frommen Lieder gesungen waren, der Tag also sein Ende erreicht hatte, blieb noch eine Stunde vor der Nachtruhe der Erholung gewidmet. Aber sie wußten nicht, was sie anfangen sollten.

»Liebe Schwester«, sagte Marie, »wollen Sie nicht vielleicht den Herrn Abbé beauftragen, uns etwas vorzulesen? Er liest vortrefflich, und ich habe da ein kleines Buch, eine hübsche Geschichte der Bernadette ...«



Man ließ sie nicht vollenden, alle riefen ungestüm und leidenschaftlich wie Kinder, denen man ein schönes Märchen versprochen hatte:

»O ja, liebe Schwester! O ja, liebe Schwester!« .

»Selbstverständlich gestatte ich es«, erwiderte die Nonne, »da es sich um ein gutes Buch handelt.«

Pierre mußte einwilligen. Aber er wollte unter der Lampe sitzen und mußte deshalb mit Herrn Guersaint den Platz wechseln, der von der Ankündigung einer Geschichte ebenso entzückt war wie die Kranken. Als der junge Priester den passenden Platz gefunden und erklärt hatte, daß er gut sehen könnte, öffnete er das Buch. Ein Zittern durchlief den Wagen, alle Köpfe reckten sich in die Höhe, alle sammelten ihre Gedanken und spitzten die Ohren. Glücklicherweise hatte er eine deutliche und starke Stimme, mit der er den

Lärm der Räder übertönte, die durch die endlose Ebene dahinrollten.

Bevor Pierre jedoch mit dem Lesen anfing, prüfte er das Buch. Es war eines jener kleinen Kolportagebücher, die von katholischen Buchhandlungen herausgegeben und in einer Unzahl von Exemplaren in der ganzen Welt verbreitet werden. Schlecht gedruckt und auf billigem Papier, trug es auf seinem blauen Umschlag ein Bild unserer lieben Frau von Lourdes, ein naives Kunstwerk von steifer, unbeholfener Grazie. Eine halbe Stunde würde sicherlich genügen, es vorzulesen, ohne sich dabei zu übereilen.

Und Pierre begann mit seiner schönen, klaren Stimme, die einen angenehmen, durchdringenden Ton hatte:

»Es war in Lourdes, einer kleinen Stadt in den Pyrenäen, am Donnerstag, den 11. Februar 1858. Das Wetter war kalt und der Himmel etwas bedeckt. Es fehlte in dem Hause des

armen, aber ehrlichen Müllers, Francois Soubirous, an Holz, um das Essen zu bereiten. Seine Frau, Louise, sagte zu ihrer zweiten Tochter Marie: ›Geh an das Ufer des Gave oder in den Gemeindewald und suche Holz!‹ Der Gave ist ein Gebirgsbach, der durch Lourdes fließt.

Marie hatte eine ältere Schwester, Bernadette mit Namen, die vor kurzem vom Lande zurückgekehrt war, wo sie bei braven Bauersleuten als Schäferin gedient hatte. Sie war ein schwaches, zartes Kind von großer Unschuld, dessen ganzes Wissen darin bestand, daß es den Rosenkranz hersagen konnte. Louise Soubirous trug wegen der Kälte Bedenken, sie mit ihrer Schwester in das Holz zu schicken. Aber auf die inständigen Bitten Mariens und einer kleinen Nachbarin, Jeanne Abadie mit Namen, ließ sie sie mitgehen.

Die drei Gefährtinnen, die den Gebirgsbach

hinaufkletterten, um trockenes Holz zu sammeln, befanden sich einer Grotte gegenüber, die in das Innere eines großen Felsens hineinführte, den die Bewohner des Landes Massabielle nannten ...«

Als Pierre beim Vorlesen zu dieser Stelle gekommen war, hielt er, das Blatt umwendend, inne und ließ das kleine Buch zurücksinken. Die Kindlichkeit der Erzählung und all die leeren, nichtigen Redereien machten ihn ungeduldig, ihn, der die vollständigen Akten über diese außerordentliche Geschichte in den Händen gehabt, der mit leidenschaftlichem Eifer die unbedeutendsten Einzelheiten geprüft hatte und tief in seinem Herzen innige Liebe und unendliches Mitleid für Bernadette hegte. Er hatte sich gerade wieder gesagt, daß er die entscheidende Untersuchung, deretwegen er einst davon geträumt hatte, nach Lourdes zu gehen, schon am folgenden Tage würde beginnen können.

Und von neuem erwachte all seine Wißbegierde. Er hätte gar zu gerne diese wunderbare Geschichte zerlegt und erklärt. Sie log gewiß nicht, sie hatte die Erscheinung gehabt, Stimmen gehört wie Jeanne d'Arc, und wie Jeanne d'Arc befreite sie, nach der Ansicht der Katholiken, Frankreich. Welches war die Kraft, die sie und ihr Werk hervorgebracht hatte? Wie hatte die Vision bei diesem Kinde entstehen, wie hatte sie alle gläubigen Seelen in solche Aufregung versetzen können, daß sich die Wunder der Urzeit wieder erneuerten und man fast eine neue Religion stiftete in einer heiligen Stadt, mit einem Male um Millionen erbaut und überschwemmt von gläubigen Menschenmassen, wie man sie seit der Zeit der Kreuzzüge nicht mehr gesehen hatte?

Er las nicht weiter vor, sondern erzählte das, was er wußte, das, was er erraten und sich selbst hinzugedacht hatte. Er kannte das Land, die Sitten und die Gebräuche sehr genau, dank

der langen Gespräche, die er mit seinem Freunde, dem Doktor Chassaigne, darüber geführt hatte. Er besaß eine wohltuende Leichtigkeit des Sprechens und ein durch und durch reines Feuer aufrichtiger Begeisterung, Gaben, die er schon vom Seminar her in sich fühlte, ohne daß er jemals Gebrauch davon gemacht hätte. Als man in dem Wagen sah, daß er die Geschichte viel besser und viel ausführlicher kannte als das kleine Buch, und daß er sie mit einer so begeisterten Stimme vortrug, steigerte sich die Aufmerksamkeit von neuem, und die schmerzreichen Gemüter, die nach Glück dürsteten, gaben sich ihm mit ganzer Seele hin.

Zuerst kam die Kindheit Bernadettes, die sie in Bartrès verbracht hatte. Sie war dort bei ihrer Amme, der Frau Lagûes, die, nachdem ihr neugeborenes Kind gestorben war, den Soubirous' die Gefälligkeit erwiesen hatte, ihr Kind zu nähren und bei sich zu behalten. Dieses Dorf von vierhundert Seelen lag eine

Meile von Lourdes entfernt, weit ab von allen Verkehrswegen, mitten im Grünen verborgen. Der Weg führte steil abwärts, die wenigen Häuser standen in ziemlicher Entfernung voneinander, mitten auf Grasflächen, die mit Walnuß und Kastanienbäumen bepflanzt waren, während klare Bäche, die niemals schwiegen, den Abhängen plätschernd folgten. Die kleine, alte, romanische Kirche stand, alles beherrschend, auf einem mit den Gräbern des Friedhofes bedeckten Hügel. Nach allen Seiten steigen bewaldete Abhänge wellenförmig empor. Das Dörfchen ist wie ein Loch in dem blühenden Pflanzenteppich voll köstlichen Wohlgeruchs und tiefen Grüns. Bernadette, die, nachdem sie ein großes Mädchen geworden war, ihren Unterhalt damit bezahlte, daß sie die Schafe hütete, führte diese monatelang auf den waldigen Abhängen umher, ohne daß sie einer menschlichen Seele begegnete. Nur zuweilen erblickte sie von dem Gipfel eines Hügel den Pic du Midi oder den

Pic de Viscos. Sie sah auch, wie andere, in Dunst gehüllte Berge sich riesenhaft vergrößerten und zu unklaren und verschwommenen Erscheinungen wurden. Das Haus der Lagûes war ein einsames, stilles Haus, das letzte im Dorfe. Eine Wiese breitete sich davor aus, bepflanzt mit Apfel und Birnbäumen. In dem niedrigen und feuchten Hause befanden sich zur Rechten und Linken der Holzterrasse, die auf den Speicher führte, zwei große, mit Steinplatten belegte Räume, deren jeder vier bis fünf Betten enthielt. Die kleinen Mädchen schliefen zusammen und schlummerten jeden Abend in der Betrachtung der schönen, an die Wand geklebten Bilder ein, während die große Uhr in ihrem Gehäuse aus Tannenholz mit ernsten Schlägen in der tiefen Stille die Stunden ankündigte.

Ach, diese Jahre in Bartrès, in welch seligem Entzücken hatte Bernadette sie verlebt! Sie wuchs nur langsam und war immer krank, da sie an nervösem Asthma litt, das sie bei dem



geringsten Wehen des Windes zu ersticken drohte. Im Alter von zwölf Jahren konnte sie weder lesen noch schreiben und sprach nur den Dialekt der Umgegend. Sie war ein gutes kleines Mädchen, sehr sanft und sehr artig, im übrigen ein Kind wie jedes andere, nur nicht schwatzhaft. Sie liebte es vielmehr, zuzuhören als selbst zu reden. Obgleich sie nicht begabt war, zeigte sie natürlichen Verstand und hatte sogar bisweilen eine schlagfertige Antwort bei der Hand, ein einfaches Scherzwort, das Lachen verursachte. Man hatte unendliche Mühe gehabt, ihr den Rosenkranz beizubringen. Als sie ihn endlich auswendig wußte, schien sie ihr ganzes Wissen darauf beschränken zu wollen. Sie sagte ihn während des ganzen Tages, vom Morgen bis zum Abend, her, so daß man sie schließlich bei ihren Schafen nur noch mit dem Rosenkranz in der Hand antraf, die Pater und Aves betend. Wie viele Stunden hatte sie so auf den grasigen Abhängen der Hügel verlebt, umwogt

von dem geheimnisvollen Rauschen der Blätter, während sie von der Welt nichts weiter sah als nur auf kurze Augenblicke in weiter Ferne die höchsten Gipfel der Berge, in strahlendes Licht getaucht, wie ein Traumbild rasch entwindend. Die Tage schwanden dahin, und immer begleitete sie bei ihrem Herumziehen der engbegrenzte Traum, das einzige Gebet, das sie fortwährend wiederholte und welches ihr keine andere Gefährtin und Freundin gab als die Heilige Jungfrau mitten in dieser frischen, kindlichaiven Einsamkeit. Welch schöne Abende verlebte sie dann während des Winters in dem saalartigen Raume links von der Treppe, in dem ein Feuer brannte! Ihre Amme hatte einen Bruder, der Priester war und ihnen manchmal wunderbare Geschichten vorlas, Geschichten von heiligen Männern und Frauen, von ungeheuerlichen Abenteuern, die einen vor Angst und Freude zittern machten, von Erscheinungen des Paradieses auf der Erde, während der

halbgeöffnete Himmel den Glanz der Engel offenbarte. Die Bücher, die er mitbrachte, waren oft voll von Bildern, sie zeigten den lieben Gott in seiner ganzen Glorie, die zarte und freundliche, lichtumflossene Gestalt Jesu Christi, vor allem aber die Heilige Jungfrau, die immer wiederkehrte, glänzend und weiß, azurblau und gold gekleidet. Die Bibel war das Buch, das man am fleißigsten las, eine alte, vergilbte Bibel, die sich seit hundert Jahren in der Familie vererbt hatte. An jedem Spinnstubenabend nahm der Pflegevater, der lesen gelernt hatte, eine Nadel, steckte sie auf gut Glück in die Bibel und fing dann oben zu lesen an unter der gespannten Aufmerksamkeit der Frauen und Kinder, die schließlich den Text auswendig wußten und hätten fortfahren können, ohne sich um ein Wort zu irren.

Bernadette zog die frommen Bücher vor, in denen die Heilige Jungfrau mit ihrem Lächeln vorkam. Doch fand sie auch Gefallen an einer andern wunderbaren Geschichte, an der von

den vier Haimonskindern. Auf dem gelben Einbände des Buches sah man in einem naiven Stiche die vier ritterlichen Helden, Renaud und seine Brüder, die alle vier zusammen auf Bayard, ihrem berühmten Schlachtroß, saßen, mit dem sie einst von der Fee Orlande königlich beschenkt worden waren. Ferner erblickte man die Erbauung und Belagerung von Festungen, blutige Kämpfe, schreckliche Gefechte zwischen Roland und Renaud, der endlich auszog, das Heilige Land zu befreien, nicht zu vergessen den Zauberer Maugis mit seinen wunderbaren Zauberkünsten, und die Prinzessin Clarisse, die Schwester des Königs von Aquitanien, die schöner war als der Tag. Wenn ihre Einbildungskraft erregt war, kostete es Bernadette zuweilen viel Mühe, einzuschlafen, besonders an den Abenden, an denen man die Bücher beiseiteließ und einer von den Anwesenden eine Hexengeschichte erzählte. Sie war sehr abergläubisch, und man hätte sie niemals dazu bringen können, nach

Sonnenuntergang an einem Turme in der Nachbarschaft vorüberzugehen, den der Teufel öfters besuchen sollte. Die ganze Gegend war sehr fromm und einfältig und wimmelte von Geheimnissen, von Bäumen, welche sangen, von Steinen, aus denen Blut perlte, von Kreuzwegen, an denen man drei Vaterunser und drei Aves beten mußte, wenn man nicht dem wilden Tiere mit den sieben Hörnern begegnen wollte, das die Mädchen ins Verderben schleppte. Und welcher Reichtum an Märchen! Es gab deren Hunderte, man würde an einem Abend damit gar nicht fertig geworden sein. Zuerst kamen die Abenteuer der Werwölfe, jener unglücklichen Menschen, die von dem Teufel gezwungen werden, in eine Hundehaut zu fahren, in die Haut eines jener großen weißen Berghunde. Wenn man auf den Hund einen Flintenschuß abgibt und wenn eine einzige Kugel ihn trifft, so ist der Mensch erlöst. Wenn die Kugel aber nur den Schatten trifft, dann stirbt der Mensch sofort.

Dann folgten die Zauberer und die Hexen. Eine dieser Geschichten hörte Bernadette leidenschaftlich gern, die eines Gerichtsschreibers von Lourdes, der den Teufel sehen wollte, und den eine Zauberin am Karfreitag um Mitternacht auf ein ödes Feld führte. Der Teufel kam, prächtig in Rot gekleidet. Sofort machte er dem Gerichtsschreiber den Vorschlag, seine Seele zu kaufen, worauf jener scheinbar einging. Der Teufel trug unter seinem Arme das Register, in dem die Leute der Stadt eingezeichnet waren, die sich ihm schon verkauft hatten. Aber der schlaue Schreiber zog aus seiner Tasche ein Fläschchen heraus, in dem sich angeblich Tinte befinden sollte, während es nichts anderes als eine Flasche geweihten Wassers war. Er besprengte damit den Teufel, der entsetzliche Schreie ausstieß, während der Schreiber selbst die Flucht ergriff und das Register mitnahm. Dann begann eine tolle Jagd, deren Beschreibung den ganzen Abend

hätte in Anspruch nehmen können, eine Jagd über die Berge, durch Täler, durch Wälder, durch Wildbäche. »Gib mir das Register wieder!« – »Nein, das wirst du nicht wiederbekommen.« Und dieses kurze Zwiegespräch fing immer von neuem an. »Gib mir das Register wieder!« – »Nein, das wirst du nicht wiederbekommen!« Dem Gerichtsschreiber, der schon ganz atemlos und nahe daran war, zu unterliegen, kam endlich ein rettender Gedanke: er warf sich auf den Kirchhof in geweihte Erde und verspottete von dort aus den Teufel, indem er das Register lustig hin und her schwenkte. Auf diese Weise hatte er die Seelen all der Unglücklichen gerettet, die darin verzeichnet standen.

Einen ganzen Winter hindurch fand die Spinnstube in der Kirche statt. Der Kurat Ader hatte es erlaubt, und viele Familien kamen, um das Licht zu sparen, ganz abgesehen davon, daß man es auch viel wärmer hatte, wenn alle so beisammen waren. Man las aus der Bibel

vor oder man sagte in Gemeinschaft Gebete her. Die Kinder schliefen dabei ein. Nur Bernadette kämpfte bis zum Schluß mutig gegen den Schlaf, glücklich, hier in dem schmalen Schiff der kleinen Kirche verweilen zu dürfen, deren dünnes Balkenwerk rot und blau angestrichen war. Im Hintergrunde erhob sich in gelbroter, etwas barbarischer Pracht der Altar mit seinen gewundenen Säulen und seinen Altarblättern, die Maria und die Enthauptung des heiligen Johannes darstellten. Das Kind mußte in der Schlaftrunkenheit, die es übermannte, die Vision dieser grell gemalten Bilder, mußte das Blut aus den Wunden fließen, die Heiligenscheine strahlen und die Heilige Jungfrau immer wieder kommen sehen, die sie mit ihren lebhaften blauen Augen anschaute, während es ihr vorkam, als ob die Gebenedeite im Begriffe stände, ihre Lippen zu öffnen, um das Wort an sie zu richten. Monatelang verbrachte sie auf diese Art und Weise ihre Abende, vor dem



prunkvollen Altar, in einem Halbschlafe, in welchem schon der göttliche Traum begann, den sie dann nach Hause mitnahm, um ihn in ihrem Bett weiter zu träumen, während sie unter dem Schutze ihres guten Engels schlief.

Es war auch in jenem alten, ärmlichen Kirchlein, wo Bernadette anfing, den Katechismus zu lernen. Sie war gerade vierzehn Jahre alt geworden und mußte an ihre erste Kommunion denken. Ihre Pflegemutter, die für geizig galt, schickte sie nicht in die Schule, da sie sie vom Morgen bis zum Abend im Hause verwendete. Der Lehrer, Herr Barbet, sah sie niemals in seiner Klasse. Als er eines Tages die Katechismusstunde in Stellvertretung des erkrankten Abbé Ader abhielt, fiel sie ihm wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer Bescheidenheit auf. Der Priester liebte Bernadette sehr. Er sprach oft mit dem Lehrer von ihr und sagte zu ihm, er könnte sie nicht ansehen, ohne daß er an die Kinder der Salette dächte. Denn diese Kinder müßten so

ohne Falsch, so gut und fromm wie sie gewesen sein, daß ihnen die Heilige Jungfrau erschienen wäre. Als die beiden Männer sie dann eines Morgens außerhalb des Ortes mit ihrer kleinen Herde von weitem zwischen den großen Bäumen verschwinden sahen, drehte sich der Geistliche nach ihr um und sagte zu seinem Begleiter: »Ich weiß nicht, was in mir vorgehe aber jedesmal, wenn ich dieses Kind treffe, glaube ich Melanie, die kleine Schäferin, die Gefährtin des kleinen Maximin, zu erblicken.« Er war wie besessen von diesem Gedanken, der sich schließlich als eine richtige Prophezeiung erweisen sollte. Und hatte er nicht eines Abends während der Spinnstube in der Kirche jene wunderbare Geschichte erzählt von der Frau in dem blendend weißen Kleide, die über das Gras dahinschritt, ohne es zu krümmen, von der Heiligen Jungfrau, die sich auf dem Berge an dem Rande des Baches der Schäferin Melanie und dem kleinen Maximin gezeigt hatte, um ihnen ein großes Geheimnis

anzuvertrauen? Seit diesem Tage heilte eine Quelle, die aus den Tränen der Heiligen Jungfrau entstanden war, alle Krankheiten, während das Geheimnis, einem mit drei Wachssiegeln verschlossenen Pergament anvertraut, in Rom ruhte. Bernadette hatte in fieberhafter Aufmerksamkeit mit dem stummen Antlitz einer wachenden Träumerin diese wunderbare Geschichte angehört und sie dann mitgenommen in die Waldeinsamkeit, in der sie lebte, um sie, wenn sie hinter ihren Schafen her wandelte, sich zu wiederholen, während eine Perle ihres Rosenkranzes nach der andern durch ihre zarten Finger glitt.

So verfloß ihre Kindheit in Bartrès. Was an Bernadette alle entzückte, das waren ihre schwärmerischen Augen, die schönen Augen einer Seherin, an denen die Träume vorüberflogen wie die Vögel an dem klaren Himmelszelte. Ihr Mund war groß, stark entwickelt und verriet Güte. Der breite Kopf mit der geraden Stirn und den dichten

schwarzen Haaren würde ohne den Ausdruck lebenswürdigen Eigensinns gewöhnlich ausgesehen haben. Wer ihr aber nicht in die Augen sah, der bemerkte sie gar nicht. Sie war dann nichts anderes als ein gewöhnliches, armes Straßenkind, ein kleines, körperlich zurückgebliebenes Mädchen von einfältigem Verstande. In ihren Blicken lag alles, was in ihr zur Blüte gelangen sollte, das Leiden, das ihren armen Mädchenkörper in der Entwicklung hemmte, die Waldeinsamkeit, in der sie aufgewachsen war, die Sanftmut ihrer Schafe, der englische Gruß, den sie bei ihrem Umherziehen unter freiem Himmel bis zur Verzückung wiederholte, die ungeheuerlichen Geschichten, die sie im Hause ihrer Pflegemutter gehört, die Spinnstubenabende, die sie vor den lebenden Altarbildern der Kirche mitgemacht hatte, und die ganze Atmosphäre urwüchsigen Glaubens, die sie in dieser abgelegenen, von Bergen umschlossenen Gegend eingeatmet hatte.

Am 7. Januar war Bernadette vierzehn Jahre alt geworden, und ihre Eltern, die Soubirous', entschlossen sich, da sie sahen, daß sie in Bartrès nichts lernte, sie ganz zu sich nach Lourdes zu nehmen, damit sie regelmäßig die Katechismusstunden besuchen und sich auf diese Weise auf ihre Kommunion vorbereiten konnte. So war sie schon zwei bis drei Wochen in Lourdes, als am 11. Februar, an einem Donnerstage, bei kaltem Wetter und etwas bedecktem Himmel ...«

Aber er mußte sich hier unterbrechen, denn Schwester Hyacinthe war aufgestanden und sagte, nachdem sie kräftig in die Hände geklatscht hatte:

»Liebe Kinder! Es ist jetzt über neun Uhr ... Also Ruhe! Ruhe!«

Man war in der Tat gerade an Lamothe vorbeigefahren, und der Zug rollte durch die endlose Ebene des Landes, die in tiefes nächtliches Dunkel getaucht dalag. Eigentlich

hätte man schon seit zehn Minuten im Wagen kein Wort mehr sprechen, sondern nur ruhig seine Schmerzen ertragen oder schlafen sollen. Aber trotzdem erhob sich lauter Widerspruch.

»O liebe Schwester«, rief Marie, deren Augen vor Aufregung funkelten, »nur noch ein kleines Viertelstündchen! Wir sind jetzt gerade an dem interessantesten Punkte.«

Zehn Stimmen, zwanzig Stimmen erhoben sich.

»Oh, bitte! Nur noch ein kleines Viertelstündchen!«

Alle wollten die Fortsetzung hören, sie brannten vor Neugierde und waren von den Einzelheiten rührender Menschlichkeit, die der Erzähler berichtete, so gepackt, als ob sie die Geschichte noch nicht gekannt hätten. Aller Blicke hingen an Pierre, die Köpfe streckten sich nach ihm aus, seltsam beleuchtet von den hin und her schwankenden Lampen. Und es

waren nicht nur die Kranken, die in fieberhafter Spannung zuhörten, sondern auch die zehn Frauen am Ende des Wagens wendeten ihre armen, häßlichen Gesichter, die der kindliche Glaube merkwürdig verschönte, dem Erzähler zu, glücklich darüber, daß sie nicht ein einziges Wort verloren.

»Nein, ich kann nicht«, erklärte Schwester Hyacinthe zuerst. »Das Programm ist feststehend. Es muß jetzt Ruhe eintreten.«

Schwester Hyacinthe war jedoch nicht unbeugsam, da sie selbst ihr Herz unter dem Busenschleier klopfen fühlte. Marie fing von neuem inständig zu bitten an, während ihr Vater, Herr von Guersaint, der mit vergnügtem Gesichte zuhörte, erklärte, man würde krank davon werden, wenn die Erzählung nicht fortgeführt würde. Als dann auch Frau von Jonquière nachsichtig lächelte, gab die Schwester schließlich nach.

»Nun, gut! Also noch eine kleine

Viertelstunde! Aber nicht mehr als eine kleine Viertelstunde, nicht wahr? Sonst würde ich mich einer Ordnungswidrigkeit schuldig machen.«

Pierre hatte ruhig gewartet. Dann fuhr er mit der gleichen, durchdringenden Stimme zu erzählen fort.

Jetzt begann seine Erzählung in Lourdes, in der Rue des Petits Fossés, einer engen und krummen Gasse, die zwischen armseligen Behausungen und roh beworfenen Mauern abwärts führte. Im Erdgeschoß eines dieser Gebäude bewohnten die Soubirous' am Ende eines dunklen Ganges ein einziges Zimmer, in dem sieben Personen, der Vater, die Mutter und fünf Kinder zusammengepfercht waren. Man konnte kaum deutlich sehen. In den inneren Hof fiel nur ein grünlicher Schimmer vom Tageslicht. Dort schlief man zusammen, dort aß man, wenn man Brot hatte. Seit einiger Zeit fand der Vater, ein Müller seines



Zeichens, nur schwer Arbeit. Und aus diesem tiefen Elend war Bernadette, die älteste, an jenem kalten Donnerstag im Februar fortgegangen, um trockenes Holz zu sammeln, mit ihrer jüngeren Schwester Marie und mit Jeanne, einer kleinen Freundin aus der Nachbarschaft.

Dann ging die schöne Erzählung lange weiter: wie die drei kleinen Mädchen hinunter an das Ufer des Gave geklettert waren, an der andern Seite des Schlosses, wie sie sich schließlich auf der Insel du Chalet befunden hatten, dem Felsen von Massabielle gegenüber, von dem sie nur der enge Kanal der Mühle von Savy trennte. Es war ein wilder Ort, an den der Gemeindegirt die Schweine trieb, die bei plötzlichen Regengüssen Schutz unter jenem Felsen von Massabielle suchten, an dessen Fuße, unter Himbeersträuchern und wilden Rosenstöcken verborgen, sich eine nicht sehr tiefe Grotte befand. Das trockene Holz war selten; Marie und Jeanne durchwateten den

Kanal, da sie auf der andern Seite einen ganzen Haufen von trockenen Zweigen bemerkten, die das Wasser dort zusammengetragen hatte. Die zartere Bernadette blieb zurück, da sie es nicht wagte, ihre Füße naß zu machen. Sie hatte einen leichten Ausschlag am Kopfe, und ihre Mutter hatte ihr dringend ans Herz gelegt, sich ja recht sorgfältig in ihr Kopftuch einzuhüllen. Da sie sah, daß ihre Gefährtinnen ihr jede Hilfe verweigerten, entschloß sie sich, ihre Holzschuhe auszuziehen und ihre Strümpfe abzustreifen. Es war gegen zwölf Uhr mittags, die drei Schläge des Angelus mußten bald an der Pfarrkirche ertönen und sich emporschwingen zu dem stillen, weiten Himmelszelt, das von einem feinen Wolkenschleier überzogen war. Da bemächtigte sich ihrer eine heftige Aufregung, es brauste ihr so betäubend in den Ohren, daß sie glaubte, einen Sturm vorüberlassen zu hören. Sie sah die Bäume an und konnte sich

vor Verwunderung nicht fassen, denn es regte sich nicht ein einziges Blatt. Dann glaubte sie, sie hätte sich getäuscht, und wollte gerade ihre Holzschuhe aufheben, als von neuem dieses heftige Brausen an ihr vorüber tobte. Aber diesmal traf dieses Sausen nicht ihre Ohren, sondern ihre Augen, Sie sah die Bäume nicht mehr, sie war geblendet von einem weißen Schimmer, von einem grellen Lichte, das sich oberhalb der Grotte an den Felsen zu drücken schien in eine enge und hohe Spalte, die einem Spitzbogen an einer Kathedrale glich. Erschrocken fiel sie auf die Knie nieder. Was war denn das, mein Gott? Nach und nach wurden gewisse Umrisse sichtbar, sie glaubte eine Gestalt zu erkennen, die in dem grellen Lichte ganz weiß aussah. Aus Furcht, es könnte der Teufel sein – ihr Gehirn wurde oft von derartigen Spukgeschichten heimgesucht –, hatte sie sofort angefangen, den Rosenkranz zu beten. Das Licht erlosch dann allmählich, und als sie wieder mit Marie und Jeanne

zusammentraf, nachdem sie den Kanal durchwatet hatte, war sie sehr verwundert, daß keine von ihnen, während sie vor der Grotte Holz zusammenlasen, etwas wahrgenommen hatte. Als die drei Mädchen nach Lourdes zurückkamen, erzählten sie davon; Bernadette hätte also wirklich etwas gesehen? Sie wollte keine Antwort geben, sie war unruhig und schämte sich ein wenig. Endlich sagte sie, sie hätte etwas Weißes gesehen.

Seitdem verbreitete sich das Gerücht rasch und wuchs immer weiter. Die Soubirous', die dies erfuhren, wurden der kindlichen Schwätzereien müde und verboten ihrer Tochter, noch einmal an den Felsen von Massabielle zu gehen. Aber schon erzählten sich alle Kinder des Stadtviertels die Geschichte, und so mußten die Eltern denn schließlich nachgeben und Bernadette am Sonntag in die Grotte gehen lassen mit einer Flasche geweihten Wassers, um in Erfahrung zu bringen, ob man es nicht mit dem Teufel zu

tun hätte. Sie sah wieder die Helligkeit und die Gestalt, die deutlicher hervortrat und lächelte, ohne Furcht vor dem geweihten Wasser zu haben. Am Donnerstag ging sie in Begleitung von anderen Personen wieder hin. An diesem Tage erst hatte die lichte Glanzerscheinung die Gestalt einer Frau angenommen, die endlich das Wort an sie richtete, indem sie zu ihr sagte: »Tut mir den Gefallen und kommt vierzehn Tage lang hierher.« Allmählich hatte sich so aus der undeutlichen Lichterscheinung eine Frauengestalt entwickelt, aus dem weißen Etwas war eine Jungfrau geworden, schöner als eine Königin, wie man sie nur auf Bildern sieht. Zuerst hatte sich Bernadette den Fragen gegenüber, mit denen die Nachbarschaft vom Morgen bis zum Abend sie überschüttete, sehr zurückhaltend gezeigt, von Zweifeln gepeinigt. Dann hatte es geschienen, als ob unter dem Einfluß dieser Verhöre die Gestalt deutlichere, bestimmtere Formen annähme, als ob sie wirkliches Leben gewänne und Formen und

Farben, von denen das Kind bei seinen Beschreibungen nicht mehr abweichen durfte. Die Augen waren blau und sehr sanft, der runde Mund rot und lächelnd, das Oval des Gesichtes zeigte zu gleicher Zeit jugendliche und mütterliche Anmut. Am Rande des Schleiers, der das Haupt bedeckte und bis zu den Knöcheln hinabreichte, sah man kaum das wunderbare blonde Haar. Das schneeweiße, glänzende Gewand mußte von einem auf der Erde unbekannten Stoffe sein, der aus Sonnenstrahlen gewoben schien. Die leicht geschlungene Schärpe von der Farbe des Himmels ließ zwei lange, fliegende Enden herabhängen, mit denen der leise Morgenwind zu spielen schien. Der Rosenkranz, der um den rechten Arm geschlungen war, hatte milchweiße Perlen, während die Gelenke und das Kreuz von Gold waren. Und auf den nackten Füßen, diesen anbetungswürdigen Füßen von jungfräulichem, schneeigen Weiß, blühten zwei goldene Rosen, die mystischen

Rosen des unbefleckten Leibes der Gottesmutter. Wo hatte Bernadette sie denn gesehen, diese Heilige Jungfrau, deren einfache Darstellung sich durch Überlieferung fortpflanzte, ganz ohne Schmuck in der ursprünglichen Anmut des im Kindesalter stehenden Volkes? In welchem mit Bildern geschmückten Buche des Bruders ihrer Pflegemutter, des guten Priesters, hatte sie sie schon gesehen? Vielleicht als Statue oder auf einem Gemälde, auf einem gemalten und vergoldeten Kirchenfenster in dem Orte, wo sie aufgewachsen war? Namentlich jene goldenen Rosen auf den nackten Füßen, diese köstliche Liebesphantasie, diese fromme Blüte des Frauenkörpers, aus welchem Ritterromane stammten sie, aus welcher Geschichte, die der Abbé Ader in der Katechismusstunde erzählt hatte, aus welchem Traume, den sie auf ihren Streifereien im Waldesschatten bei Bartrès geträumt hatte, während sie ohne Ende die zehn Verse des englischen Grußes

wiederholte?

Die Stimme Pierres war noch rührender geworden, denn wenn er auch den geistig Armen, die ihm zuhörten, nicht alles sagte, so verlieh doch die menschliche Erklärung, die er diesen Wundern zu geben versuchte, seiner Erzählung eine Färbung, durch die brüderliche Sympathie hindurchschimmerte. Er liebte Bernadette wegen des Reizes ihrer Vision, die sie mit so vollendeter Liebenswürdigkeit bei ihrem Erscheinen und Verschwinden begrüßt hatte. Das große Licht zeigte sich zuerst, dann bildete sich die Erscheinung, ging, kam, verneigte sich und bewegte sich in leichter, unmerklicher Weise. Als sie verschwand, blieb das Licht noch einen Augenblick da, dann verlosch es wie ein Stern, der stirbt.

Pierre erzählte dann die anderen Erscheinungen. Die vierte und die fünfte hatten am Freitag und Sonnabend stattgefunden. Die von einem Strahlenkranze



umflossene Jungfrau, die ihren Namen noch immer nicht genannt hatte, begnügte sich, zu lächeln und zu grüßen, ohne ein Wort zu sprechen. Am Sonntag weinte sie und sagte zu Bernadette: »Betet für die Sünder!« Am Montag machte sie dem Kinde den großen Kummer, nicht zu erscheinen, ohne Zweifel, um sie zu prüfen. Am Dienstag vertraute sie ihr ein persönliches Geheimnis an, das niemals bekanntwerden durfte. Dann endlich teilte sie ihr den Auftrag mit, den sie ihr erteilen wollte: »Geh und sage den Priestern, daß hier eine Kapelle gebaut werden muß.« Am Mittwoch murmelte sie zu wiederholten Malen: »Buße! Buße! Buße!« was das Kind wiederholte, indem es die Erde küßte. Am Donnerstag sagte sie: »Geh und trinke aus der Quelle und wasche dich darin, und essen sollst du von dem Grase, das daneben steht«, Worte, die die Seherin erst dann begriff, als eine Quelle im Hintergrunde der Grotte hervorsprudelte. Das war das Wunder des Zauberbrunnens. Dann

verfloß die zweite Woche. Am Freitag erschien sie nicht, stellte sich aber an den fünf folgenden Tagen pünktlich ein, wiederholte ihre Befehle und betrachtete lächelnd das demütige Mädchen, das sie erwählt hatte und das bei jeder Erscheinung den Rosenkranz betete, die Erde küßte und auf den Knien bis an die Quelle herankroch, um daraus zu trinken und sich darin zu waschen. Endlich am Donnerstag, dem 4. März, dem letzten Tage dieser geheimnisvollen Zusammenkünfte, forderte sie den Bau einer Kapelle, damit die Völker in feierlicher Prozession wallfahrten sollten von allen Punkten der Erde. Dennoch aber hatte sie bis jetzt auf alle Bitten der Bernadette sich geweigert, zu sagen, wer sie wäre; erst drei Wochen später, am Donnerstag, dem 25. März, sagte die Jungfrau, indem sie die Hände faltete und die Augen zum Himmel aufschlug: »Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!« Noch zweimal in ziemlich langen Zwischenräumen, am, 7. April und am

16. Juli, erschien sie: das erstemal wegen des Wunders mit der Kerze, über die das Kind aus Unachtsamkeit die Hand gehalten hatte, ohne sich zu verbrennen. Das zweitemal, um Abschied zu nehmen, um ihr das letzte Lächeln und den letzten Gruß voll liebenswürdiger Anmut zu spenden. Das waren achtzehn Erscheinungen. Seitdem zeigte sie sich niemals wieder.

Pierre hatte sich gleichsam geteilt. Während er sein schönes Märchen, das die Unglücklichen so gern hörten, erzählte, erweckte er für sich selbst die bedauernswerte und liebe Bernadette, deren Leidensblume so schön geblüht hatte. Nach dem brutalen Ausspruche eines Arztes war dieses vierzehnjährige Mädchen, das in seiner verspäteten Reife von Schmerzen gequält wurde und vom Asthma zugrunde gerichtet war, nichts als eine geistig und körperlich Entartete. Wie viele Schäferinnen hatten schon vor Bernadette in derselben kindlichen Weise die Heilige

Jungfrau gesehen! War es nicht immer dieselbe Geschichte: die lichtumflossene Jungfrau, das anvertraute Geheimnis, die hervorsprudelnde Quelle, die zu erfüllende Mission, die Wunder, deren Zauber die Massen bekehren soll? Und immer war es der Traum eines armen Kindes, dieselbe Schilderung des Pfarrgeistlichen, immer das Ideal, aus Schönheit, Sanftmut und Freundlichkeit gebildet, dieselbe Kindlichkeit der Mittel und der gleiche Zweck, Befreiung von Völkern, Erbauung von Kirchen und Wallfahrt von Gläubigen! Gleichartig sind auch alle vom Himmel gesprochenen Worte, Ermahnungen zur Buße und Verheißungen der göttlichen Hilfe. Hier war etwas Neues hinzugekommen, nämlich die außerordentliche Erklärung: »Ich bin die Unbefleckte Empfängnis!«, die wie die nützliche Anerkennung des Dogmas von Seiten der Heiligen Jungfrau selbst klang, des Dogmas, das drüben am päpstlichen Hofe drei Jahre

vorher verkündet worden war. Es war nicht die unbefleckte Jungfrau, die erschienen war, sondern die Unbefleckte Empfängnis, die Abstraktion selbst, die Sache, das Dogma. Daß Bernadette die anderen Worte gehört und in einem unbewußten Winkel ihres Gedächtnisses bewahrt hatte, war möglich. Woher aber stammte denn dieses Wort, daß es dem noch umstrittenen Dogma den gewaltigen Beistand des Zeugnisses der Mutter, die ohne Sünde empfangen hat, lieh? Pierre, der von der vollkommenen Glaubwürdigkeit der Bernadette überzeugt war, der sich dagegen wehrte, sie für das Werkzeug eines Betruges anzusehen, wurde von Unruhe gepeinigt, und sein klares Denken verwirrte sich, da er fühlte, daß seine These ins Schwanken geriet.

In Lourdes war ungeheure Aufregung. Scharen von Menschen strömten herbei, Wunder fingen an zu geschehen, während die unvermeidlichen Verfolgungen nicht ausblieben, die den Triumph der neuen

Glaubenssätze bestätigten. Der Kurat von Lourdes, Abbé Peyramale, ein gelehrter, ehrenwerter Mann mit rechtschaffenem Sinne und gesundem Verstande, konnte mit vollem Recht sagen, er kenne dieses Kind gar nicht, da er es noch niemals im Katechismusunterricht gesehen habe. Wo war also die treibende Kraft, die eingelernte Lektion? Es lag nichts anderes vor als die in Bartrès verlebte Kindheit, der erste Unterricht durch den Abbé Ader, vielleicht Gespräche, religiöse Zeremonien zur Ehre des neuen Dogmas oder eine Medaille, wie man sie in Unmengen verbreitet hatte. Niemals durfte der Abbé Ader sich zeigen, der die Mission der Seherin prophezeit hatte. Er sollte der Geschichte der Bernadette fernbleiben, nachdem er der erste gewesen war, der gemerkt hatte, wie diese kleine Seele unter seinen frommen Händen sich zu regen anfing. Die unbekannten Kräfte des weltverlorenen Dorfes, dieses grünen Erdenwinkels, voll von

Beschränktheit und Aberglauben, fuhren fort, sich geltend zu machen, indem sie die Sinne verwirrten und die ansteckende Krankheit des Mysteriums verbreiteten. Man erinnerte sich, daß ein Schäfer von Argelès bei einem Gespräche über den Felsen von Massabielle vorausgesagt hatte, daß sich große Dinge dort ereignen würden. Kinder gerieten in Verzückung, wobei ihre Glieder von Krämpfen geschüttelt wurden. Aber sie sahen den Teufel. Ein Wahnsinnsrausch schien die ganze Gegend gepackt zu haben. In Lourdes erklärte eine alte Dame, Bernadette sei nichts als eine Hexe. Sie habe den Krötenfuß in ihrem Auge gesehen. Für die anderen, für die Tausende der herbeigeströmten Pilger war sie eine Heilige, deren Kleider sie küßten. Lautes Schluchzen ertönte und eine wilde Glaubensraserei bemächtigte sich aller Seelen, wenn sie vor der Grotte auf die Knie niederfiel, in der rechten Hand eine brennende Kerze haltend, während sie durch ihre linke

Hand die Perlen ihres Rosenkranzes im Gebete gleiten ließ. Sie wurde dann sehr blaß, sehr schön und wie verklärt. Langsam kam Leben in ihre Züge. Sie nahmen einen Ausdruck ungewöhnlicher Seligkeit an, während sich ihre Augen mit Glanz füllten und der halbgeöffnete Mund sich bewegte, als wenn er Worte aussprechen wollte, die niemand hören konnte. Es stand fest, daß sie nicht mehr ihren eigenen Willen hatte, daß ihr Traum sie ganz erfüllte, so daß sie ihn selbst im wachenden Zustand fortträumte, daß sie ihn für die unanfechtbare Wirklichkeit ansah, bereit, diese um den Preis ihres Lebens zu bekennen, sie immer wiederholend und so mit allen Einzelheiten in ihren Gedanken festhaltend. Sie log nicht, denn es lag ihr fern, etwas anderes zu wollen, sie konnte es gar nicht und wollte es auch gar nicht.

Pierre vergaß sich jetzt und entwarf ein reizendes Bild von dem alten Lourdes, dem kleinen, frommen Städtchen, das am Fuße der



Pyrenäen schlummerte. Früher war das Schloß, auf einem Felsen am Kreuzungspunkt der sieben Täler des Lavedan gelegen, der Schlüssel der Berge. Jetzt aber ist es geschleift und nur noch ein altes Mauerwerk am Eingange eines engen Tales. Hier stieß das moderne Leben gegen die furchtbare Mauer der gewaltigen schneebedeckten Bergriesen. Nur die transpyrenäische Eisenbahn würde, wenn man sie erbaut hätte, etwas Bewegung in das Leben gebracht haben, das in diesem weltverlorenen Winkel träumte. Von der Welt vergessen, schlummerte Lourdes glücklich und träge in seinem jahrhundertelangen Frieden mit seinen engen Straßen, mit seinen schwarzen Häusern und seiner marmornen Umrahmung. Die alten Häuser gruppierten sich um den östlichen Fuß des Schloßberges, die Straße nach der Grotte, die Rue du Bois hieß, war ein verlassenener, unbefahrbarer Weg. Die Häuser gingen nicht bis zum Gave hinunter, der damals seine schäumenden

Wellen durch eine tiefe Einsamkeit von Weiden und hohen Gräsern rollte. Auf der Place du Marcadal sah man selten Menschen, Hausfrauen, die rasch dahineilten oder kleine Rentner, die ihre Mußzeit zum Spaziergehen verwendeten. Man mußte warten, bis ein Sonntag oder die Meßzeit kam, um auf dem Gemeindeplatz die sonntäglich gekleidete Bevölkerung zu finden. Während der Badesaison brachten die Badegäste von Cauterets und Bagnères etwas Leben. Zweimal täglich passierten Postwagen die Stadt. Sie kamen auf einem abscheulichen Wege von Pau und mußten den Lapaca, der oft über seine Ufer trat, auf einer Furt durchfahren. Dann ging es den steilen Abhang der Rue Basse hinauf und an der Terrasse entlang, auf der die von hohen Ulmen beschattete Kirche lag. Tiefer Friede herrschte in dieser alten Kirche. Sie war in spanischem Stile erbaut und angefüllt mit alten Skulpturen, Säulen, Bildern und Statuen, bevölkert von goldumwobenen

Visionen und von alten Wandbildern, die im Laufe der Zeit so verblichen waren, daß man sie nur wie im Schimmer mystischer Lampen sah. Von der Bevölkerung wurde sie viel besucht, Ungläubige gab es nicht; das Volk hatte seinen Glauben bewahrt. Jede Zunft scharte sich um die Fahne ihres Heiligen; Bruderschaften aller Art vereinigten die ganze Stadt an Feiertagen zu einer einzigen christlichen Familie, Große Sittenreinheit herrschte, einer wunderbaren Blume gleich, die in einer auserlesenen Vase emporgesproßt war. Die jungen Männer fanden keine Gelegenheit, sich, zu vergessen, denn alle jungen Mädchen wuchsen in dem Dufte und der Schönheit der Unschuld unter den Augen der Heiligen Jungfrau auf.

So begreift man, daß Bernadette, eine Tochter dieser frommen Gegend, emporblühte wie eine natürliche Rose; die an den wilden Rosenstöcken am Wegesrande sich entfaltet. Sie war die Blüte dieses Landes altväterlichen

Glaubens und altväterlicher Ehrbarkeit. Sie konnte nur dort entstehen. Sie konnte sich nur dort so entwickeln in dem friedlichen Schlummer eines noch im Kindesalter stehenden Volkes unter der moralischen Zucht der Kirche. Und welche Liebe war sofort für sie aufgeflammt, welch blinder Glaube an ihre Sendung, welch unermesslicher Trost und welche Hoffnungen seit den ersten Wundern! Lauter Jubel der Erleichterung begrüßte die Heilung des alten Bourriette, der sein Augenlicht wieder bekam, und des kleinen Justin Bouhohorts, der in dem eisigen Wasser des Brunnens wieder zum Leben erwachte. Die Heilige Jungfrau trat ins Mittel zugunsten der Verzweifelten und zwang die Rabenmutter Natur, gerecht und barmherzig zu sein. Es war die neue Herrschaft der göttlichen Allmacht, die die Gesetze der Welt umstürzte zum Heile für die Leidenden und für die Armen. Die Wunder vermehrten sich; sie wurden von Tag zu Tag immer außerordentlicher und

leuchteten hell und klar als unanfechtbare Beweise der Wahrhaftigkeit der Bernadette.

Pierre war bis dahin gekommen. Er erzählte von neuem die Wunder und wollte eben in seinem Berichte über den Triumph der Grotte fortfahren, als Schwester Hyacinthe plötzlich aus der Verzauberung aufwachte, in der sie die Erzählung gefesselt hielt und rasch aufstand.

»Das ist aber wirklich nicht mehr vernünftig ... Es wird jetzt bald elf Uhr schlagen.«

Es war richtig, man hatte schon Morceux passiert und kam nach MontdeMarsan. Schwester Hyacinthe klatschte in ihre Hände.

»Ruhe, meine Kinder, Ruhe!«

Diesmal wagte man nicht zu widersprechen, denn sie hatte recht, es war nicht mehr vernünftig. Aber wie sehr bedauerte man es, daß man mitten in der schönen Geschichte stehenbleiben mußte. Die zehn Frauen in der letzten Abteilung ließen sogar ein Murmeln

des Mißfallens laut werden, während die Kranken mit gespanntem Gesicht noch immer zuzuhören schienen. Die Wunder, die ohne Unterbrechung aufeinander folgten, erfüllten sie mit unendlicher, überirdischer Freude.

»Daß ich also jetzt keine einzige Silbe mehr höre!« fügte die Nonne in scherzendem Tone hinzu; »sonst müßte ich strafen.«

Frau von Jonquière lächelte freundlich und sagte:

»Seid folgsam, meine lieben Kinder! Schlaft, schlaft ruhig, damit ihr morgen die Kraft habt, aus vollem Herzen in der Grotte zu beten!«

Dann trat Stillschweigen ein, niemand sprach mehr und man hörte nur das Rasseln der Räder, das Rütteln des Zuges, der durch die tiefschwarze Nacht dahin rollte.

Pierre konnte nicht schlafen. Neben ihm schnarchte Herr von Guersaint und lächelte glücklich trotz der harten Bank. Lange hatte

der junge Priester Mariens Augen weit geöffnet gesehen, erfüllt von dem Glänze der Wunder, die er soeben erzählt hatte. Ihre Blicke ruhten heiß auf ihm. Dann hatte sie ihre Augen geschlossen und er wußte nicht, ob sie schlief oder ob sie bei geschlossenen Augenlidern das Wunder noch einmal an ihrem Geist vorüberziehen ließ. Viele von den Kranken träumten laut. Bald lachten sie, bald stießen sie, ohne es zu wissen, Klagen aus. Vielleicht sahen sie, wie die Erzengel in ihr Fleisch schnitten, um ihr Übel herauszureißen. Andere waren von Schlaflosigkeit gequält. Sie warfen sich hin und her, seufzten tief und schwer und starrten unverwandt in das Halbdunkel. Pierre, der sich in großer Aufregung befand, verwünschte schließlich seine Vernunft und war entschlossen zu glauben. Was hatte die physiologische Untersuchung über Bernadette, die so verwickelt und so voller Lücken war, für einen Zweck? Warum wollte er sie denn nicht für

eine Auserwählte des göttlichen Unbekannten ansehen? Die Ärzte waren Stümper mit rohen Händen, während es herrlich sein mußte, in dem Glauben der Kinder, in dem Zaubergarten des Unmöglichen einzuschlummern. Er versuchte nicht mehr, sich etwas zu erklären, und nahm die Seherin, wie sie war, mit all ihrem überreichen Gefolge von Wundern und überließ es dem lieben Gott, für ihn zu denken und an seiner Stelle zu wollen. Er blickte durch das Fenster hinaus, das man der Schwindsüchtigen wegen nicht zu öffnen gewagt hatte. Er sah in die tiefe Nacht, die sich auf die Gefilde herabgesenkt hatte, durch die der Zug raste. Der nächtliche Himmel war von einer wunderbaren Reinheit. Helle Sterne funkelten auf dunklem Samt und beleuchteten mit ihrem geheimnisvollen Lichte die stummen Gefilde. Durch die Heiden, durch die Täler und an den Hügeln vorüber rollte der Zug voller Elend und Leiden weiter und weiter, überheiß und verpestet,



bejammernswert, inmitten der Reinheit dieser hehren, so schönen und süßen Nacht.

Um ein Uhr morgens hatte man Riscle passiert. Tiefes Stillschweigen herrschte, das nur von den regelmäßigen Stößen der Wagen und von den gelegentlichen Seufzern eines Kranken unterbrochen wurde. Um zwei Uhr in Vic de Bigorre begann dumpfes Stöhnen und Klagen, der schlechte Zustand der Bahn verursachte den Kranken viele Beschwerden. In Tarbes endlich unterbrach man um zwei und ein halb Uhr das Stillschweigen. Man sprach die Morgengebete, obgleich es noch vollständig Nacht war. Das Vaterunser, das Ave und das Credo wurden gebetet und Gott angefleht um das Glück eines ruhmwürdigen Tages. O mein Gott! Gib mir genug Kraft, auf daß ich alles Schlimme vermeiden, alles Gute ausüben und alle Schmerzen ertragen kann!

Jetzt wurde nicht wieder angehalten als in Lourdes selbst. Noch dreiviertel Stunden, und

Lourdes zeigte sich, mit seinem hoffnungsreichen Glanze in die lange und bange Nacht hinausstrahlend. Beim Erwachen bemächtigte sich aller eine heftige Aufregung. Die Leiden begannen von neuem.

Besonders beunruhigte sich Schwester Hyacinthe des fremden Mannes wegen. Er hatte bis jetzt noch gelebt. Sie war bei ihm geblieben, ohne einen Augenblick die Lider zu schließen. Auf den leisesten Atemzug hatte sie aufgepaßt, da es ihr sehnlichster Wunsch war, ihn wenigstens noch lebend nach Lourdes zu bringen.

Plötzlich bekam sie Angst und wandte sich daher an Frau von Jonquièrre mit den Worten:

»Ich bitte Sie, reichen Sie mir rasch die Flasche mit dem Weinessig herüber ... Ich höre ihn gar nicht mehr atmen.«

In der Tat hatte der Mann seit einem Augenblick sein leises Atmen ganz eingestellt.

Seine Augen waren immer fest geschlossen und sein Mund halb geöffnet. Seine Blässe aber hatte nicht zunehmen können. Er war kalt und sein Gesicht von der Farbe der Asche.

»Ich werde ihm die Schläfen reiben«, begann die Schwester von neuem. »Bitte, helfen Sie mir.«

Plötzlich fiel der Mann bei einem heftigen Stoße des Wagens mit dem Gesicht nach vorn.

»O mein Gott! Helfen Sie mir doch, richten Sie ihn doch wieder in die Höhe!«

Man richtete ihn wieder empor. Er war tot. Man mußte ihn in eine Ecke zurücksetzen und seinen Rücken gegen die Scheidewand lehnen. Er blieb sitzen, sein Körper war schon steif geworden, nur der Kopf wackelte noch etwas bei jedem Stoße. Der Zug raste weiter, während die Lokomotive gellende Pffiffe ausstieß, die wie ohrenzerreißende Fanfaren durch die Stille der Nacht hallten.

Eine nicht enden wollende halbe Stunde in Gesellschaft des Toten folgte, und dann war die weite Reise zu Ende. Dicke Tränen waren über die Wangen der Schwester Hyacinthe herabgerollt. Dann hatte sie die Hände gefaltet und zu beten angefangen. Der ganze Wagen zitterte vor Entsetzen über diesen schrecklichen Gefährten, den man zu spät zur Heiligen Jungfrau brachte. Aber die Hoffnung war stärker als der Schrecken, der Jubelgesang ertönte nicht weniger laut bei dem Einzug in das Land des Wunders. Die Kranken stimmten unter Tränen, die ihnen ihre Schmerzen auspreßten, das Ave Maria Stella an. Ihr Schmerzensschrei nahm zu, bis sich die Klagen in Hoffnungsschreie auflösten.

Marie hatte die Hand Pierres wieder zwischen ihre kleinen, fieberheißen Finger genommen.

»O mein Gott! Nun ist der Mann gestorben, und ich fürchtete so sehr, sterben zu müssen, bevor wir das Ziel erreichten ... Aber jetzt sind

wir da, jetzt sind wir endlich da!«

Der junge Priester zitterte vor tiefer Ergriffenheit.

»Sie müssen geheilt werden, Marie, und auch ich werde wieder genesen, wenn Sie für mich beten.«

Die Lokomotive ließ einen gellenden Pfiff durch die blaue Finsternis erschallen. Man hatte das Ziel erreicht, die Lichter von Lourdes erglänzten am Horizont, und der ganze Zug sang die Geschichte der Bernadette, ein endloses Klagelied, in dem der englische Gruß als Refrain wiederkehrte, ein Gesang, der den Himmel der Verzückung öffnete.

## Zweiter Tag

### *I*

Die Bahnhofsuhr zeigte drei Uhr zwanzig Minuten. Unter dem Schutzdach, das in einer Länge von ungefähr hundert Metern den Bahnsteig bedeckte, kamen und gingen Schatten in geduldiger Erwartung des Zuges. Weit draußen sah man in dem dunklen Gefilde ein rotes Signalfeuer blinken.

Zwei auf und ab wandelnde Männer blieben stehen. Der größere von ihnen, der ehrwürdige Pater Fourcade, Direktor der nationalen Pilgerfahrt, der schon am vorhergehenden Tage eingetroffen war, war ein Mann von sechzig Jahren. Sein schöner Kopf mit klaren, gebieterischen Augen und einem dichten, ergrauten Barte glich dem eines Feldherrn, aus dem das Siegesbewußtsein spricht. Er

schleppte das eine Bein etwas nach, da er an der Gicht litt, und stützte sich auf die Schulter seines Begleiters, des Doktor Bonamy, der als Arzt bei dem Büro zur Feststellung der Wunder angestellt war, eines untersetzten, stämmigen Mannes mit einem breiten, rasierten Gesicht und ruhigen, etwas groben Zügen.

Pater Fourcade hatte den Bahnhofsvorstand, der mit raschen Schritten aus seinem Büro herausgetreten war, gefragt:

»Hat der weiße Zug viel Verspätung?«

»Nein, ehrwürdiger Vater, höchstens zehn Minuten. Er wird in einer halben Stunde hier sein ... Was mich aber beunruhigt, das ist der von Bayonne kommende Eilzug, der schon durchgefahren sein mußte.«

Er eilte fort, um einen Befehl zu erteilen. Dann kam er wieder zurück, ganz abgehetzt von der Aufregung, die ihn zur Zeit der Pilgerfahrten

am Tage und bei der Nacht auf den Beinen hielt. Heute erwartete er, abgesehen von seinem gewöhnlichen Dienste, achtzehn Züge mit mehr als fünfzehntausend Reisenden. Die zuerst von Paris abgefahrenen Züge, der graue und der blaue, waren zur vorschriftsmäßigen Stunde eingetroffen. Die Verspätung des weißen Zuges war um so unangenehmer, als auch der Expreßzug aus Bayonne noch nicht angemeldet war. Man begriff die Aufregung, in der das Bahnpersonal lebte.

»Zehn Minuten also?« wiederholte Pater Fourcade.

»Ja, zehn Minuten, wenn wir nicht genötigt sind, die Strecke zu sperren«, rief der Bahnhofsvorstand, der nach dem Telegraphenbüro eilte.

Der Mönch und der Arzt nahmen ihren Spaziergang wieder auf. Sie waren mit Recht erstaunt, daß sich noch niemals ein ernster Unglücksfall bei diesem Durcheinander



ereignet hatte, besonders in den letzten Jahren, in denen eine unglaubliche Unordnung herrschte. Der Pater erinnerte sich an die erste Pilgerfahrt, die er im Jahre 1875 geleitet hatte, an die schreckliche, endlose Fahrt ohne Kopfkissen, ohne Matratzen, mit halbtoten Kranken, bei denen man gar nicht wußte, wie man sie ins Leben zurückrufen sollte. Und vollends die Ankunft in Lourdes! Nicht das geringste Transportmaterial war hergerichtet, weder Tragbahren, noch Wagen. Heute war alles auf das beste geordnet, ein Hospital erwartete die Kranken, die man nicht mehr in Wagenschuppen auf Stroh zu legen brauchte. Welche Qual war das damals für jene Unglücklichen! Welche Willenskraft mußte der Mann besitzen, der sie dem Wunder zuführte! Der Pater lächelte sanft bei dem Gedanken an das Werk, das er vollbracht hatte.

Er fragte jetzt den Arzt, auf dessen Arm er sich stützte:

»Wie viele Pilger haben Sie denn im letzten Jahre gehabt?«

»Ungefähr zweimalhunderttausend. Das ist seither die Durchschnittssumme gewesen. Im Jahre der Krönung der Jungfrau stieg die Zahl auf fünfmalhunderttausend. Das war natürlich ein Ausnahmefall, der sicherlich beträchtlicher Anstrengungen der Propaganda bedurft hat. Selbstverständlich wird sich eine solche Menschenmenge nicht so leicht wieder hier zusammenfinden.«

Eine kurze Pause entstand, dann murmelte der Pater:

»Ohne Zweifel ... Das Werk ist gesegnet, es gedeiht von Tag zu Tag. Wir haben mehr als zweimalhunderttausend Frank Almosen für die Reise zusammengebracht. Gott wird mit uns sein, und ich bin überzeugt, wir werden morgen zahlreiche Heilungen zu konstatieren haben.«

Dann unterbrach er sich und fuhr nach einer Weile fort:

»Ist der Pater Dargelès nicht gekommen?«

Doktor Bonamy machte eine Bewegung mit der Hand, die besagen sollte, daß er es nicht wüßte. Der Pater Dargelès war mit der Redaktion des »Journal de la Grotte« betraut. Er gehörte dem Orden der Väter von der Unbefleckten Empfängnis an, die vom Bischof in Lourdes angesiedelt und dort unumschränkte Herren waren. Wenn aber die Väter von Mariä Himmelfahrt den nationalen Pilgerzug aus Paris hergebracht hatten, dem sich die Gläubigen aus den Städten Cambrai, Arras, Chartres, Troyes, Reims, Sens, Orleans, Blois und Poitiers anschlossen, hatte es den Anschein, als ob sie vollständig verschwunden wären. Man merkte ihre Allmacht weder in der Grotte noch in der Basilika. Sie schienen mit der Ablieferung aller Schlüssel auch jede Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen.

Allein wenn auch die Väter von der Unbefleckten Empfängnis verschwunden waren, so spürte man sie trotzdem wie die verborgene und höchste Kraft, die ohne Ermüdung an dem siegreichen Gedeihen des Hauses arbeitet. Sie machten sich nützlich bis zur eigenen Erniedrigung.

»Es ist wahr«, begann Pater Fourcade von neuem das Gespräch in einem heiteren Tone; »es ist wahr, man muß bei guter Zeit aufstehen, schon um zwei Uhr morgens ... Aber ich wollte doch da sein. Was würden denn sonst meine armen Kinder gesagt haben?«

»Drei Uhr fünfundzwanzig, noch fünfundzwanzig Minuten«, sagte Doktor Bonamy, der nach der Uhr sah und ein Gähnen unterdrückte und trotz seiner unterwürfigen Haltung im Grunde doch verdrießlich darüber war, daß er sein Bett zu so früher Morgenstunde hatte verlassen müssen.

Müßige Leute, in Gruppen geteilt, Geistliche, Herren in Überrocken und ein Dragoner offizier kamen und gingen auf dem matt erleuchteten Bahnsteig auf und ab. Andere saßen auf Bänken und plauderten oder schauten mit erwartungsvollen Blicken in die finstere Landschaft. Die hellerleuchteten Wartesäle öffneten ihre Pforten. Die Lichter in dem Restaurationszimmer wurden angezündet. Man bemerkte Marmortische und das mit Brot und Fruchtkörben, mit Flaschen und Gläsern beladene Büfett.

Am rechten Ende des Schutzdaches herrschte ein gewaltiges Durcheinander. Dort befand sich ein Tor für die Wagen, mit denen man die Kranken, wegschaffte. Eine Unmenge von Tragbahren und kleinen Wagen, ein Berg von Kissen und Matratzen versperrte den Bahnsteig. Drei Abteilungen von Sänftenträgern waren da, Männer aus allen Klassen, besonders junge Leute aus den besseren Ständen. Alle trugen auf ihren

Röcken das rote, orangefarbengeränderte Kreuz. Die einen rauchten, während die anderen es sich in ihren kleinen Wagen bequem gemacht hatten und schliefen oder bei dem Lichte einer der Gasflammen eine Zeitung lasen.

Plötzlich grüßten die Sänfenträger. Ein Mann von väterlichem Aussehen, mit schneeweißen Haaren, einem guten, dicken Gesicht und großen, gläubigen Kinderaugen erschien. Es war der Baron Suire, Besitzer eines der größten Vermögen und großer Liegenschaften in Toulon, der Präsident der Hospitalität NotreDame de Salut.

»Wo ist Berthaud?« fragte er jeden mit geschäftiger Miene. »Wo ist Berthaud? Ich muß mit ihm sprechen.«

Jeder antwortete, und jeder gab einen andern Bescheid. Berthaud war der Direktor der Sänfenträger. Die einen hatten den Direktor soeben mit dem ehrwürdigen Pater Fourcade

gesehen, die anderen behaupteten, er wäre auf dem Bahnhofsplatze und besichtige die Krankenwagen.

»Wenn der Herr Präsident wünscht, daß wir den Herrn Direktor holen sollen ...«

»Nein, nein, ich danke! Ich werde ihn wohl selbst finden.«

Während dieser Zeit saß Berthaud auf einer Bank am andern Ende des Bahnhofs und plauderte in Erwartung der Ankunft des Zuges mit einem jungen Freunde, Gérard de Peyrelongue. Er war ein Mann von vierzig Jahren mit schöner, großer und ebenmäßig gebauter Gestalt, der aus Liebhaberei ein Amt übernommen hatte. Einer streitbaren legitimistischen Familie angehörend und selbst von sehr reaktionärer Gesinnung, war er Staatsanwalt der Republik in einer Stadt des Südens, bis er am Tage nach der Veröffentlichung der Dekrete gegen die geistlichen Orden sich gewissermaßen selbst

entlassen hatte durch einen aufsehererregenden, beleidigenden Brief an den Justizminister. Er hatte die Waffen aber nicht aus der Hand gelegt, sondern war wie zum Protest der Hospitalität Notre Dame de Salut beigetreten und kam jedes Jahr nach Lourdes, überzeugt, daß die Wallfahrten der Republik unangenehm und schädlich wären, und daß Gott allein die Monarchie wieder herstellen konnte durch eines der Wunder, mit denen er in der Grotte so freigebig war. Im übrigen war er ein sehr vernünftiger Mann, er lachte gern und bewies eine liebenswürdige Barmherzigkeit für die armen Kranken, für deren Transport er während der drei Tage der nationalen Wallfahrt zu sorgen hatte.

»Also für dieses Jahr steht deine Heirat fest, mein lieber Gérard?« fragte er den jungen Mann, der neben ihm saß.

»Ohne Zweifel, wenn ich die Frau finde, die ich brauche«, antwortete dieser. »Vorwärts,



Vetter! Gib mir einen guten Rat!«

Gérard de Peyrelongue, ein kleiner, magerer Mann mit rötlichbrauner Gesichtsfarbe, kräftig ausgebildeter Nase und stark hervorstehenden Backenknochen, stammte aus Tarbes, wo sein Vater und seine Mutter vor kurzem gestorben waren und ihm eine Rente von mehr als achttausend Frank hinterlassen hatten. Von starkem Ehrgeiz beseelt, hatte er in seiner Provinz die Frau nicht finden können, die er wollte, eine Frau aus einer vornehmen Familie, durch deren Verwandte er hoch steigen und es weit bringen würde. Auch er war der Hospitalität NotreDame de Salut beigetreten und begab sich ebenfalls jedes Jahr nach Lourdes in der unbestimmten Hoffnung, daß er dort unter der Menge der Gläubigen die Familie finden würde, deren er bedurfte, um seinen Weg in dieser Welt hienieden zu machen. Aber obgleich ihm schon mehrere junge Mädchen zu Gesicht gekommen waren, hatte doch noch keine ihn vollständig

befriedigt.

»Nicht wahr, du wirst mir einen guten Rat geben ... Da ist zuerst Fräulein Lemercier, die mit ihrer Tante hierherkommt. Sie ist sehr reich, man spricht von mehr als einer Million. Aber sie stammt nicht aus unseren Kreisen, und ich halte sie für einen argen Tollkopf.«

Berthaud hob den Kopf.

»Ich habe dir schon gesagt, ich, für meine Person, ich würde Fräulein von Jonquière nehmen, die kleine Raymonde.«

»Aber sie hat ja keinen Sou.«

»Das ist wahr, kaum so viel, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Aber ihre Person allein genügt schon vollständig. Sie ist vortrefflich erzogen und hat keine Neigung zum Verschwenden. Das ist ausschlaggebend, denn was hat es für einen Zweck, eine Reiche zu nehmen, wenn sie alles verbraucht, was sie dir mitbringt? Und dann, siehst du, kenne ich

diese Damen gut, denn ich treffe sie während des Winters in den Salons von Paris. Du darfst schließlich auch den Onkel nicht vergessen, den Diplomaten, der den traurigen Mut gehabt hat, im Dienste der Republik zu bleiben, und der aus dem Neffen machen kann, was er will.«

Einen Augenblick war Gérard in seinem Entschlusse wankend geworden.

»Nicht einen Sou! Nicht einen Sou! Nein! Das ist zu arg ... Ich will es mir lieber noch überlegen, ich habe wirklich zu große Angst!«

Diesmal fing Berthaud laut zu lachen an.

»Aha, du bist ehrgeizig, da muß man allerdings ein guter Rechner sein. Ich sage dir, du hast ein Gesandtschaftssekretariat, ehe zwei Jahre vergehen ... Die Damen befinden sich übrigens in dem weißen Zuge, den wir erwarten. Entscheide dich also, mache ihr den Hof!«

»Nein, nein ... Später! Ich will es mir erst noch einmal überlegen.«

In diesem Augenblicke wurden sie unterbrochen. Baron Suire, der schon zweimal an ihnen vorübergegangen war, ohne sie zu bemerken, hatte soeben das Kinderlachen des ehemaligen Staatsanwalts der Republik erkannt. Sofort erteilte er ihm mit unglaublicher Zungenfertigkeit verschiedene Befehle, wobei er heftig beklagte, daß man die Kranken nicht gleich nach der Ankunft in die Grotte bringen konnte wegen der frühen Morgenstunde.

Während der Baron und der Vorstand der Krankenträger die zu ergreifenden Maßregeln besprachen, drückte Gérard einem Priester die Hand, der sich neben ihm niedergelassen hatte. Der kaum achtunddreißigjährige Abbé des Hermoises war ein eleganter Weltgeistlicher, ein sorgfältig frasierter und parfümierter, sehr lebenswürdiger und sehr vornehmer Liebling

der Frauen. Er kam wie viele nur zum Vergnügen nach Lourdes. Aus seinen Augen leuchtete ein lebhafter Verstand, und seine Lippen umspielte das Lächeln eines Skeptikers, der über allen Götzendienst erhaben ist.

»Nun«, fragte er Gérard, »macht dieses Warten in der Nacht nicht einen tiefen Eindruck? Ich bin einer Dame wegen hier, einer meiner ehemaligen Beichtkinder in Paris. Ich weiß zwar nicht genau, mit welchem Zuge sie kommt, aber ich bleibe doch, so lebhaft interessiert mich das Ganze.«

Ein anderer Geistlicher, ein alter Landpfarrer, mischte sich in das Gespräch und sprach in freundlichem Tone von der Schönheit der Gegend von Lourdes. Es sei wie in einem Theater, wenn die Berge beim Aufgang der Sonne sichtbar würden, wie es gerade jetzt der Fall war.

Plötzlich geriet alles in Aufregung. Der

Bahnhofsvorstand erteilte mit lauter Stimme Befehle. Der Pater Fourcade ließ den Arm des Doktors Bonamy los und trat hinzu.

»Ach, es ist wegen des Eilzugs von Bayonne, der Verspätung hat«, antwortete der Vorstand auf alle an ihn gerichteten Fragen. »Die Sache beunruhigt mich.«

In diesem Augenblick ertönte das Läutewerk von neuem, ein Bahnbediensteter eilte, eine Laterne schwingend, in die Finsternis hinaus, während in der Ferne ein Signallicht erschien.

»Ah! Diesmal ist es der weiße Zug!« rief der Stationsvorsteher. »Hoffentlich haben wir noch genügend Zeit, unsere Kranken auszuladen, bevor der Expreszug einläuft.«

Er eilte weiter und verschwand. Berthaud rief Gérard zu sich, der eine Abteilung von Krankenträgern leitete. Sie beeilten sich, zu ihren Leuten zu kommen, bei denen sie den Baron Suire schon in voller Tätigkeit fanden.

Die Krankenträger strömten von allen Seiten herbei und machten sich an ihre Arbeit. Sie zogen ihre kleinen Wagen bis an die Haltestelle des weißen Zuges, einem unbedeckten Teil des Bahnsteiges, der in tiefer Finsternis lag. Bald befand sich dort ein Lager von Kissen, Matratzen und Tragbahren, die alle auf die Kranken warteten, während Pater Fourcade, Doktor Bonamy und die anderen Geistlichen und Herren, sowie der Dragoneroffizier die Geleise überschritten, um bei der Ausladung behilflich zu sein. Noch sah man nur in weiter Ferne die Lokomotive, die einem roten, immer größer werdenden Sterne glich. Pfiffe gellten durch die Nacht. Dann schwiegen sie plötzlich, und es war nur noch das Schnauben der Lokomotive und das Rollen der Räder zu vernehmen, das allmählich immer langsamer wurde. Man hörte den Gesang, das Klagelied der Bernadette, das der ganze Zug sang, mit den Aves am Schlusse eines jeden Verses. So fuhr denn dieser

Leidens und Glaubenszug, dieser klagende und singende Zug in Lourdes ein und hielt.

Sofort wurden die Türen geöffnet, und die Pilger und die Kranken, die gehen konnten, strömten heraus und überfluteten den Bahnsteig. Die wenigen Gaslaternen beleuchteten spärlich diese armseligen Menschen in den fragwürdigen Kleidern, beladen mit allen möglichen Gepäckstücken, mit Körben, mit Mantelsäcken und Holzschachteln. Aus der aufgeregten Menschenmenge heraus, die nicht wußte, nach welcher Seite sie sich wenden sollte, ertönte wirres Geschrei, Rufe wurden laut von Leuten, die sich verloren hatten und einander suchten, während an einer andern Stelle Freunde und Verwandte sich begrüßten und umarmten. Eine Frau erklärte mit einem Blicke seliger Befriedigung: »Ich habe gut geschlafen.« Ein Kurat ging mit einem Mantelsack von dannen, einer verwachsenen Dame »Guten Erfolg!« zurufend. Die meisten machten ein



betroffenes, verschlafenes und zugleich freudiges Gesicht, wie Leute, die ein Vergnügungszug auf einem unbekannten Bahnhof absetzt. Das Gedränge wurde schließlich so arg und die Verwirrung nahm bei der Finsternis derart zu, daß die Reisenden die Beamten nicht mehr verstanden, die mit lauter Stimme: »Hierher! Hierher!« riefen, um die Räumung des Bahnsteigs zu beschleunigen.

Schwester Hyacinthe war flink aus dem Wagen gestiegen, indem sie den Verstorbenen unter dem Schutze der Schwester Claire des Anges zurückließ. Sie hatte etwas den Kopf verloren und eilte nach dem Kantinenwagen, von dem Gedanken beseelt, Ferrand würde ihr helfen. Glücklicherweise traf sie dort den Pater Fourcade, dem sie den Vorfall erzählte. Er vermied es, durch irgendein Zeichen seinen Verdruß darüber kundwerden zu lassen und rief den Baron Suire herbei, der vorüberging. Einige Sekunden flüsterten sie miteinander.

Dann eilte der Baron hinweg und brach sich mit zwei Krankenträgern, die eine Bahre trugen, durch die Menschenmenge einen Weg. Der Tote wurde hinweggetragen wie ein Kranker, der die Besinnung verloren hat, ohne daß die Menge der Pilger sich weiter um ihn gekümmert hätte. Die beiden Krankenträger, denen der Baron vorausschritt, setzten ihn in dem Gepäckraum hinter Fässern nieder. Der eine von ihnen, Sohn eines Generals, blieb bei dem Leichnam als Wache.

Schwester Hyacinthe war inzwischen in den Wagen zurückgeeilt, nachdem sie die Schwester SaintFrançois und Ferrand gebeten hatte, auf dem Bahnhofsplatze bei dem reservierten Wagen zu warten, der sie zusammen nach dem Hospital NotreDame des Douleurs bringen sollte. Als sie sagte, daß sie noch ihren Kranken beim Aussteigen behilflich sein möchte, wollte Marie nicht zugeben, daß sie sich mit ihr befaßte.

»Nein, nein! Sie brauchen sich meiner nicht anzunehmen, liebe Schwester, ich will bis zuletzt hierbleiben ... Mein Vater und der Abbé Froment holen die Räder im Gepäckwagen. Ich warte hier ruhig, bis sie wiederkommen. Sie wissen ganz genau, wie alles gemacht wird, und werden mich dann wegführen. Sie brauchen sich also meinetwegen keine Sorge zu machen.«

Auch Herr Sabathier und der Bruder Isidor wünschten nicht eher fortgebracht zu werden, als bis sich die Menge etwas verlaufen hätte. Frau von Jonquièrre, die sich der Grivotte angenommen hatte, versprach dafür Sorge zu tragen, daß Frau Vêtu in einem Ambulanzwagen fortgeschafft würde. Schwester Hyacinthe entschloß sich, sofort aufzubrechen, um alles im Hospital vorzubereiten. Sie nahm auch die kleine Sophie Couteau mit und Elise Rouquet, der sie das Gesicht sorgfältig verhüllte. Vor ihnen ging noch Frau Maze fort, während Frau

Vincent sich in der Menge durchkämpfte, nur von dem einen Gedanken beseelt, ihre Tochter, die totenbleich und bewußtlos auf ihrem Arme ruhte, so schnell als möglich in die Grotte zu bringen und dort zu Füßen der Heiligen Jungfrau niederzulegen. Auf dem viereckigen Platze, der an drei Seiten von niedrigen Bahngebäuden eingeschlossen ist, herrschte fürchterliches Durcheinander von Fahrzeugen aller Art. Die Hotelomnibusse trugen auf großen Schildern den heiligsten Namen, die von Maria und Jesus, vom heiligen Michael, vom Rosenkranz und vom heiligen Herzen. Dann folgte eine Menge von Ambulanzwagen und Landauern, Kabrioletts, Möbelwagen und kleinen Eselkarren, deren Kutscher schrien, fluchten und mit den Peitschen knallten. Es war ein Tumult, der durch die Dunkelheit, die die Laternen mit ihrem flackernden Licht zu durchdringen versuchten, nur noch vergrößert wurde. Der Gewittersturm hatte einen Teil der Nacht hindurch gewütet, die Fußgänger

wateten bis an die Knöchel im Schmutze. Herr Vigneron, dem seine Gattin und Frau Claire in liebevoller Besorgnis folgten, trug seinen Sohn Gustave und dessen Krücke in den Omnibus des Hotels des Apparitions, in den auch er und seine Damen sich setzten. Frau Maze gab ängstlich dem Kutscher eines alten Coupés ein Zeichen, stieg ein und verschwand. Schwester Hyacinthe endlich konnte mit Elise Rouquet und Sophie Couteau in einem geräumigen Wagen Platz finden, in dem sich Ferrand und die Schwestern SaintFrancois und Claire des Anges niedergelassen hatten.

Beim Anblick der Menschenmenge trug Frau Vincent Bedenken, mit der teuren Last in ihren Armen weiterzugehen. Als sich der Bahnhof etwas leerte, wagte sie es. Wie schrecklich wäre es gewesen, wenn sie in diesen Pfützen, in diesem Stockdunkel mit dem Kinde zu Fall gekommen wäre! Als sie die Straße erreichte, bemerkte sie dort Gruppen von Frauen aus der Gegend, die den Fremden Wohnungen mit

oder ohne Beköstigung, je nach ihrem Geldbeutel, anboten.

»Liebe Frau«, fragte sie ein altes Weib, »welches ist der Weg zu der Grotte, bitte?«

Die Frau gab ihr keine Antwort, sondern bot ihr nur ein Zimmer an.

»Alles ist besetzt; Sie werden nichts mehr in den Hotels finden ... Vielleicht werden Sie noch etwas zu essen bekommen, aber sicherlich nicht das kleinste Loch zum Schlafen.«

Essen, schlafen, oh, mein Gott! Wie durfte Frau Vincent daran denken mit dreißig Sous in der Tasche.

»Liebe Frau, bitte, welches ist der Weg nach der Grotte?«

Unter den Frauen, die an der Straße warteten, befand sich auch ein großes und starkes Mädchen in sauberer Kleidung, mit sehr

einnehmendem Gesicht und gepflegten Händen. Sie zuckte mit den Schultern. Als ein Priester vorüberging mit breiter Brust und gesundheitstrotzendem Gesichte, stürzte sie auf ihn zu und bot ihm ein möbliertes Zimmer an. Unablässig folgte sie ihm, indem sie ihm fortwährend in die Ohren zischelte.

»Gehen Sie diesen Weg hinunter«, sagte schließlich ein anderes Mädchen, das mit der armen Frau Vincent Mitleid fühlte, »dann wenden Sie sich nach rechts und kommen so zu der Grotte.«

Auf dem Bahnsteig dauerte das Gedränge fort. Nachdem die gesunden Pilger und die Kranken, die gehen konnten, den Bahnsteig geräumt hatten, befanden sich die Schwerkranken noch dort, deren Transport viel Mühe verursachte.

Berthaud, der gefolgt von Gérard, lebhaft gestikulierend vorüberging, bemerkte in der Nähe einer Gaslaterne zwei Damen und ein

junges Mädchen, die zu warten schienen. Er erkannte sofort Raymonde und hielt seinen Begleiter mit einer lebhaften Handbewegung zurück.

»Ah, mein gnädiges Fräulein! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen! Ihre Frau Mama befindet sich doch wohl, und Sie haben eine angenehme Fahrt gehabt, nicht wahr?«

Dann fügte er, ohne zu warten, hinzu:

»Mein Freund, Herr Gérard de Peyrelongue.«

Raymonde sah den jungen Mann mit ihren hellen Augen fest an.

»Oh, ich habe das Vergnügen, den Herrn zu kennen. Wir sind bereits früher in Lourdes zusammengetroffen.«

Gérard, der fand, daß sein Vetter Berthaud sehr eigenmächtig verfuhr, begnügte sich, eine sehr höfliche Verbeugung zu machen.

»Wir erwarten Mama«, nahm das junge



Mädchen wieder das Wort. »Sie ist sehr beschäftigt, da sie sehr schwere Kranke hat.«

Die kleine Frau Desagneaux mit ihrem reizenden Kopfe und ihrem wirren blonden Haar erhob Einspruch und sagte, es geschähe der Frau von Jonquièrre ganz recht, da sie die ihr angebotenen Dienste zurückgewiesen hätte. Sie brannte vor Begierde, sich nützlich zu machen, während Frau Yolmar sich bescheiden und still im Hintergrunde hielt und nicht das geringste Interesse zeigte. Sie suchte nur mit ihren Augen, in denen ein Vulkan glühte, die Finsternis zu durchdringen, als ob sie jemand erwartete.

In diesem Augenblicke entstand ein großer Auflauf. Man trug Frau Dieulafay aus ihrer Wagenabteilung erster Klasse, und Frau Desagneaux konnte einen mitleidigen Klageruf nicht unterdrücken.

»Ach! Die arme Frau!«

Es war herzerreißend, diese junge Frau zu sehen, wie sie in ihren Spitzengewändern in einem Sarge lag, in solch jämmerlichem Zustande, daß sie ein Stück Nichts zu sein schien. Sie wartete auf dem Bahnsteig, bis man sie forttragen würde. Ihr Gatte und ihre Schwester blieben bei ihr, beide sehr elegant und sehr traurig, während ein Diener und eine Kammerfrau mit den Gepäckstücken forteilten, um sich zu versichern; ob der Wagen, den man bestellt hatte, auch wirklich im Hofe hielt. Auch der Abbé Judaine stand bei der Kranken, und als zwei Männer sie emporhoben, beugte er sich zu ihr nieder, nahm von ihr Abschied und sagte ihr noch einige freundlich tröstende Worte, die sie aber nicht zu verstehen schien. Als er sah, wie man sie forttrug, fügte er, zu Berthaud gewendet, hinzu:

»Die armen Leute! Wenn sie doch nur die Heilung kaufen könnten! Ich habe ihnen aber gesagt, daß bei der Heiligen Jungfrau das

Gebet für das kostbarste Gold gelte. Ich bin der festen Hoffnung, auch selbst genug gebetet zu haben, um den Himmel zu rühren ... Sie bringen aber trotzdem ein großartiges Geschenk mit, eine goldene Laterne für die Basilika, ein wahres Wunderwerk, mit wertvollen Steinen besetzt ... Möge sie die unbefleckte Maria eines Lächelns würdigen!«

Da kam Frau von Jonquière. Als sie Berthaud und Gérard bemerkte, rief sie: »Ich bitte Sie dringend, meine Herren, gehen Sie schleunigst zu dem Wagen, der dort ganz in der Nähe hält. Man hat dort Männer nötig, denn man muß drei oder vier Kranke herausholen ... ich bin ganz verzweifelt, ich kann nicht mehr.«

Gérard eilte sofort hinweg, nachdem er Raymonde begrüßt hatte, während Berthaud der Frau von Jonquière den guten Rat erteilte, mit ihrer Tochter und den beiden anderen Damen sofort wegzufahren und nicht länger auf dem Bahnsteig zu bleiben. Er versicherte,

daß man sie durchaus nicht mehr nötig hätte, daß er alles übernehmen wolle, und daß sie, noch bevor drei Viertelstunden vergangen wären, ihre Kranken im Hospital in dem ihrer Obhut anvertrauten Saale finden würde. Sie gab nach und nahm zusammen mit Raymonde und der Frau Desagneaux Abschied. Im letzten Augenblick war Frau Volmar verschwunden. Man glaubte gesehen zu haben, wie sie an einen unbekannten Herrn herantreten war, ohne Zweifel, um ihn über etwas um Auskunft zu bitten. Man würde sie ja wohl im Hospital wiederfinden.

Vor dem Wagen traf Berthaud mit Gérard zusammen, als dieser mit Hilfe zweier anderen Kameraden sich abmühte, Herrn Sabathier aus dem Wagen zu helfen. Das war ein hartes Geschäft. Denn er war sehr dick, sehr schwer, und man glaubte, er würde kaum durch die Tür zu bringen sein. Zwei Träger mußten bei der andern Tür einsteigen und nachhelfen. So gelang es endlich, ihn auf den Bahnsteig zu

bringen. Die ohnmächtig gewordene Grivotte lag schon auf einer Matratze. Man wartete für sie auf eine Tragbahre, während man die von einem heftigen Anfall ergriffene Frau Vêtu an einer Gaslaterne hatte niedersetzen müssen. Sie litt derart, daß man sie kaum zu berühren wagte. Pfleger mit Handschuhen an den Händen rollten unter allerlei Schwierigkeiten ihre kleinen Wagen weg. Wieder andere konnten mit ihren Tragbahren, auf denen starre Leiber sich streckten, kaum von der Stelle kommen, sich kaum einen Weg bahnen, indessen einige Kranke es versuchten, sich durchzuwinden, so ein junger, hinkender Priester und ein kleiner Knabe mit Krücken, buckelig und mit einem amputierten Bein, der sich, einem Gnom ähnlich, hinschleppte. Um einen Mann herum hatte sich eine Gruppe gebildet. Eine Lähmung hatte ihn derart verkrüppelt, daß man ihn, die Füße und den Kopf nach unten, auf einem umgekehrten Tragsessel transportieren mußte.

Der Wirrwarr erreichte seinen Höhepunkt, als der Bahnvorstand herbeistürzte und rief:

»Der Expreszug von Bayonne ist angemeldet. Beeilen wir uns! Beeilen wir uns! Ihr habt nur noch drei Minuten Zeit!«

Der Pater Fourcade blieb am Arm des Doktors Bonamy im Gewühl und sprach den Kranken mit freundlicher Miene Mut zu. Mit einer Gebärde rief er Berthaud heran und sagte zu ihm:

»Lasset sie zuerst alle aussteigen. Ihr könnt sie hernach forttragen.«

Der Rat war voll Klugheit. Man brachte die Ausladung auf den Bahnsteig zu Ende. Im Wagen befand sich nur noch Marie, die geduldig wartete. Endlich erschienen Herr von Guersaint und Pierre mit den Rädern. Pierre half dem jungen Mädchen, von Gérard unterstützt, in Eile heraus. Sie hatte die Leichtigkeit eines armen frierenden Vogels.

Die Männer legten ihre Trage auf die Räderpaare und befestigten diese mit Bolzen. Pierre hätte sodann Marie wegführen, sie augenblicklich fortrollen können, wenn ihn nicht die Menge, die den Weg versperrte, daran gehindert hätte.

»Beeilen wir uns! Beeilen wir uns!« wiederholte der Bahnhofsvorstand.

Er half selbst mit, hielt dort die Füße eines Kranken, damit man ihn schneller aus der Wagenabteilung zöge. Er stieß die kleinen Wagen fort und räumte den Rand des Bahnsteigs von Menschen. Allein in einem Wagen der zweiten Klasse wurde eine Frau von einer heftigen Nervenkrise befallen. Sie heulte, schlug mit Händen und Füßen um sich. Man durfte nicht daran denken, sie anzufassen. Dabei war jeden Augenblick die Ankunft des Expreßzuges zu erwarten. Man mußte die Tür wieder schließen und den Zug auf ein Nebengeleise führen, wo er stehenbleiben und

drei Tage lang warten sollte, bis er seine Ladung von Pilgern und Kranken wieder aufnahm. Während sich der Zug entfernte, hörte man die Schreie der Unglücklichen, die mit einer Ordensschwester hatten drin bleiben müssen, Schreie, die immer schwächer wurden, wie die Schreie eines kraftlosen Kindes, das man endlich beschwichtigt!

»Guter Gott!« murmelte der Stationsvorstand, »das war höchste Zeit!«

In der Tat lief der Expreszug von Bayonne ein und fuhr mit Blitzesschnelle an diesem jammervollen Bahnsteig vorüber, auf dem das Elend eines in allgemeiner Verwirrung begriffenen Spitals sich ausbreitete.

Nach und nach wurde es heller, ein liches Morgenrot färbte den Himmel, dessen Widerschein die dunkle Erde erleuchtete. Man fing an, die Leute und Dinge zu unterscheiden.

»Nein, nicht jetzt!« sagte Marie zu Pierre.



»Wir wollen warten, bis die Flut sich ein wenig verlaufen hat.«

Ein ungefähr sechzig Jahre alter Mann von militärischem Aussehen, der unter den Kranken herumschlenderte, fesselte seine Aufmerksamkeit. Mit seinem viereckigen Kopf und den weißen, bürstenähnlich geschnittenen Haaren würde er noch rüstig ausgesehen haben, wenn er nicht den linken Fuß nachgezogen hätte. Mit der Hand stützte er sich fest auf einen dicken Rohrstock.

Herr Sabathier, der seit sechs Jahren hierherkam, bemerkte ihn und rief lebhaft:

»Ah! Sie sind es, Herr Hauptmann!«

Vielleicht hieß er Hauptmann. Vielleicht hatte er auch nur diesen Titel wegen seiner Ordensauszeichnung. Er war dekoriert und trug ein breites rotes Band. Niemand kannte seine Geschichte. Er befand sich schon seit drei Jahren auf dem Bahnhof, mit der

Überwachung der Warenräume beauftragt. Es war eine einfache Beschäftigung, die man ihm aus Mitleid gegeben hatte und die ihm erlaubte, vollständig glücklich zu leben. Mit fünfundfünfzig Jahren traf ihn zum erstenmal ein Schlagfluß, der ihm eine kleine Lähmung der linken Seite zurückgelassen hatte. Ganz Lourdes kannte ihn wegen seiner fixen Idee, mit schleppendem Fuß und auf sein Rohr sich stützend, zu jedem einfahrenden Zug zu gehen, sich dort zu verwundern und den Kranken Vorwürfe zu machen wegen des Verlangens, das sie erfüllte, geheilt zu werden.

Seit drei Jahren sah er Herrn Sabathier. Auf diesen fiel sein Zorn.

»Wie! Sie sind schon wieder da? Sie halten also viel darauf, dieses abscheuliche Leben weiter zu leben? Aber, zum Teufel! Sterben Sie doch ruhig daheim, in Ihrem Bett! Ist das nicht das Beste auf der Welt?«

Herr Sabathier lachte, ohne ungehalten zu

werden.

»Nein, nein«, sagte er, »ich will lieber gesund werden!«

»Gesund werden – gesund werden, das verlangen alle! Hunderte von Meilen zurücklegen, heulend vor Schmerz ankommen, und das, um zu genesen, um alle Pein, alle Leiden von vorne wieder durchzumachen und dann weiter zu tragen ... Ach, mein Herr! Sie in Ihrem Alter, mit Ihrem verwüsteten Körper, Sie wären schön angeführt, wenn Ihre Heilige Jungfrau Ihnen die Beine wiedergäbe! Mein Gott, was wollten Sie denn damit machen? Welche Freude hätten Sie denn daran, die Abscheulichkeit des Greisenalters um ein paar Jahre zu verlängern? Wohlan! Sterben Sie doch sofort, da Sie einmal so weit sind. Das ist das einzige Glück!«

Während Herr Sabathier gutwillig die Achseln zuckte, gleichsam als hätte er's mit einem Kinde zu tun gehabt, blieb der Abbé Judaine

auf dem Bahnsteig stehen, um den Hauptmann, den auch er gut kannte, freundschaftlich auszuschelten.

»Lästern Sie nicht, mein lieber Freund«, sagte er; »auf das Leben verzichten und die Gesundheit nicht lieben, heißt Gott beleidigen. Sie selbst, wenn Sie auf mich gehört hätten, würden die Heilige Jungfrau schon um die Heilung Ihres Beines gebeten haben.«

Darüber ungehalten, antwortete sodann der Hauptmann:

»Mein Bein! An dem kann sie nichts machen, darüber bin ich ruhig! Der Tod mag nur kommen, es soll zu Ende gehen für immer ... Wenn man sterben muß, dreht man sich gegen die Wand und stirbt. Damit basta!«

Aber der alte Priester unterbrach ihn. Er zeigte ihm Marie, die, in ihrer Kiste ausgestreckt, ihnen zuhorchte.

»Sie würden alle unsere Kranken

zurückschicken«, sagte er, »damit sie in ihrer Heimat sterben könnten, nicht wahr? Selbst das Fräulein, das in voller Jugend steht, und das leben will?«

Marie öffnete ihre großen Augen in heißer Sehnsucht und mit dem Wunsch, zu leben, dem Wunsch, auch teilzuhaben an der Welt. Der Hauptmann hatte sich ihr genähert und betrachtete sie. Er wurde plötzlich von einer tiefen Bewegung ergriffen, welche seine Stimme zittern machte.

»Wenn das Fräulein gesund wird«, sagte er, »so wünsche ich ihm ein zweites Wunder: jenes, daß sie glücklich würde.«

Und er ging weg und setzte als heftig gekränkter Philosoph seinen Spaziergang mitten unter den Kranken fort, indem er den Fuß nachzog und die eiserne Spitze seines dicken Rohrstockes auf die Steinfliesen stieß.

Nach und nach hatte sich der Bahnsteig

geleert, man hatte Frau Vêtu und die Grivotte weggetragen. Gérard führte Herrn Sabathier in einem kleinen Wagen fort, während der Baron Suire und Berthaud bereits Befehle für den grünen Zug gaben, den man demnächst erwartete. Nur Marie war noch da, und Pierre nahm sich ihrer mit Eifer an. Als sie wahrnahmen, daß Herr von Guersaint verschwunden war, hatte er sie auf den Hof der Bahnstation gefahren. Dort bemerkten sie sofort Herrn von Guersaint, der sich mit dem Abbé des Hermoises, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte, angelegentlich unterhielt. Die gleiche Freude an der Natur hatte sie einander genähert. Der Tag war vollständig angebrochen. Die Berge der Umgebung zeigten sich in ihrer Majestät. Herr von Guersaint rief entzückt:

»Welche Landschaft! Nun sind es dreißig Jahre, daß ich das Tal von Gavarnie zu besuchen wünsche. Das ist aber noch weit und so teuer, daß ich diesen Ausflug gewiß nicht

werde machen können.«

»Sie täuschen sich! Nichts ist leichter auszuführen. Wenn mehrere daran teilnehmen, ist die Ausgabe bescheiden. Und gerade dieses Jahr will ich wieder dorthin reisen. Wenn Sie sich also uns anschließen wollen ...«

»Wie, war' es möglich? Nun, wir werden noch darüber sprechen. Tausend Dank!«

Seine Tochter rief ihn, und nach einem Austausch von herzlichen Grüßen gesellte er sich zu ihr. Pierre hatte beschlossen, Marie bis zum Hospital zu fahren, um ihr die Umlagerung in einen andern Wagen zu ersparen. Schon kamen die Omnibusse, die Landauer und die Möbelwagen zurück und füllten, auf den folgenden Zug wartend, den Hof aufs neue an. Es kostete einige Mühe, mit dem kleinen Karren, dessen Räder in den Schmutz einsanken, die Straße zu erreichen.

Als der kleine Wagen etwas freier auf der

abhängigen Straße hinrollte, fragte Marie Herrn von Guersaint, der neben ihr ging, plötzlich:

»Vater, welchen Tag haben wir heute?«

»Samstag, mein Liebling.«

»Wahrhaftig, Samstag, den Tag der Heiligen Jungfrau ... Wird sie mich heute heilen ?«

Hinter ihr brachten zwei Träger auf einer bedeckten Bahre den Leichnam des Mannes, den sie im Hintergrund des Gepäcksaaes im Dunkel der Fässer aufgeladen hatten, um ihn an einen von Pater Fourcade bezeichneten verborgenen Ort zu bringen.

## *II*

Das Hospital NotreDame des Douleurs, von



einem wohltätigen Kanonikus erbaut und aus Mangel an Geld unvollendet, ist ein weites Gebäude von vier Stockwerken. Gewöhnlich ist es von hundert kranken und armen Greisen besetzt. Aber zur Zeit der nationalen Pilgerfahrt erhalten diese Greise anderswo ein Obdach für drei Tage, und das Hospital wird an die Patres von Mariä Himmelfahrt vermietet, die manchmal bis zu fünf und sechshundert Kranke darin unterbringen.

Diesen Morgen herrschte eine große Verwirrung auf dem Hofe und vor der von zwei Personen bewachten Tür. Seit dem Tage vorher hatte sich das Personal der einstweiligen Direktion in einem Saale des Erdgeschosses eingerichtet mit einem verschwenderischen Aufwand von Registern, Karten und bedruckten Formularen. Man wollte es viel besser machen als das vorhergegangene Jahr: die Säle des unteren Stockes sollten für die schwächsten Kranken reserviert werden. Die Ausgabe der Karten,

welche den Namen des Saales und die Nummer des Bettes trugen, sollte mit größter Sorgfalt vorgenommen werden. Aber alle guten Absichten schlugen fehl angesichts des Stromes von Schwerkranken, welchen der weiße Zug mitbrachte. Die neuen Formalitäten verwickelten die Dinge dermaßen, daß man sich hatte entschließen müssen, die Unglücklichen in der Reihenfolge ihres Eintreffens im Hofe niederzulegen, in der Erwartung, sie später mit etwas mehr Ordnung unterbringen zu können. Es begann noch einmal wie auf dem Bahnhof das jämmerliche Lagern unter freiem Himmel, während die Sänfenträger und die Beamten des Sekretariatsjunge Seminaristen – von allen Seiten mit bestürzten Mienen herbeiliefen.

»Man hat allzuviel tun wollen«, rief der Baron Suire verzweifelt.

Das Wort war begründet. Man bemerkte, daß man die Kranken, die am schwierigsten von

der Stelle zu bringen waren, infolge von unerklärbaren Mißgriffen für die oberen Säle eingeschrieben hatte. Es war unmöglich, diese Einteilung umzuarbeiten. Alles wurde auf gut Glück neu organisiert. Man begann mit der Verteilung der Karten, während ein junger Priester die Namen und Adressen zur Kontrolle in ein Register eintrug. Jeder Kranke mußte seine Hospitalitätskarte vorzeigen, die die Farbe des Zuges hatte und mit seinem Namen und seiner Ordnungsnummer versehen war und auf die man den Namen des Krankensaales und die Nummer des Bettes schrieb. Das dehnte das Geschäft der Krankenaufnahme endlos aus.

Hierauf begann in dem weitläufigen Gebäude durch die vier Stockwerke hindurch ein Hasten ohne Ende. Herr Sabathier befand sich als einer der ersten in einem Saale des Erdgeschosses, im sogenannten Saal der Haushaltungen, wo die kranken Männer ermächtigt waren, ihre Frauen bei sich zu

behalten. Man nahm im Hospital Notre Dame des Douleurs übrigens keine ledigen Damen auf. Obwohl der Bruder Isidor von seiner Schwester begleitet wurde, willigte man doch ein, sie als eine Haushaltung zu betrachten. Man gab ihm einen Platz neben Herrn Sabathier. An der Seite des Saales befand sich die Kapelle, noch voll Gipsbewurf, die Fensteröffnungen mit Brettern verschlossen. Auch andere unvollendet gebliebene Säle waren mit Matratzen belegt, auf denen sich die Kranken zusammendrängten. Schon belagerte die Menge derer, die gehen konnten, das Refektorium, einen langen Saal, dessen breite Fenster auf einen Hof gingen. Die Schwestern SaintFrai, die Verwalterinnen des Hospitals, die auf ihren Posten geblieben waren, um die Küche zu besorgen, verteilten Schalen mit Milchkaffee und Schokolade an die von der fürchterlichen Reise erschöpften armen Frauen.

»Ruhet aus! Schöpft Kräfte!« wiederholte stets

der Baron Suire, der sich überall zeigte. Ihr habt drei gute Stunden Zeit. Es ist noch nicht fünf Uhr, und die ehrwürdigen Patres haben den Befehl gegeben, erst um acht Uhr in die Grotte zu gehen, um eine allzu große Ermüdung zu vermeiden.«

Oben im zweiten Stock hatte Frau von Jonquière als eine von den ersten Besitz vom Saale SainteHonorine ergriffen, dessen Direktorin sie war. Sie hatte ihre Tochter Raymonde unten lassen müssen, da diese dem Dienst des Refektoriums zugeteilt war. Die Vorschrift untersagte nämlich den jungen Mädchen den Zutritt zu den Sälen, wo sie unschickliche und gar zu schreckliche Dinge hätten sehen können. Die kleine Frau Desagneaux hatte die Direktorin nicht verlassen. Sie bat sie schon um ihre Befehle, entzückt darüber, daß sie sich endlich aufopfern konnte.

»Gnädige Frau«, sagte sie, »sind alle diese

Betten gut gemacht? Wenn ich Sie mit Schwester Hyacinthe noch einmal machen würde?«

Der hellgelb ausgemalte, durch die auf den Hof gehenden Fenster schlecht beleuchtete Saal enthielt fünfzehn, in zwei Reihen längs der Wände aufgestellte Betten.

»Wir wollen gleich nachsehen«, antwortete Frau von Jonquière, die in Gedanken versunken schien.

Sie zählte die Betten, sie prüfte den langen und engen Saal. Dann sagte sie mit halblauter Stimme:

»Ich werde nicht genug Platz haben. Mir sind dreiundzwanzig Kranke gemeldet, und man wird deshalb Matratzen auf die Erde legen müssen.«

Unterdessen hob Schwester Hyacinthe, die den Damen gefolgt war, die Decken in die Höhe und prüfte das Bettzeug.

»Oh, die Betten sind gut gemacht«, beruhigte sie Frau Desagneaux; »alles ist reinlich. Man sieht, daß die Schwestern SaintFrai dagewesen sind. Der Vorrat an Matratzen ist nahebei, und wenn Sie mir helfen wollen, so können wir ohne Verzug eine Reihe davon zwischen die Betten legen.«

»Aber gewiß!« rief die junge Frau, begeistert von dem Gedanken, mit ihren hübschen weißen Armen Matratzen zu tragen.

Frau von Jonquière mußte ihren Eifer dämpfen.

»Für den Augenblick hat das keine Eile«, sagte sie. »Warten wir, bis unsere Kranken da sind ... Ich habe diesen Saal nicht gern, da er schwer zu lüften ist. Das letzte Jahr hatte ich den Saal SainteRosalie im ersten Stock ... Nun, wir werden uns einrichten!«

Es trafen andere Damen ein – ein Bienenschwarm mit überflüssig vielen

Arbeitsbienen, die es eilig hatten, an ihr Werk zu gehen. Die große Zahl von Krankenpflegerinnen, die aus guten Gesellschaftskreisen kamen und einen glühenden Eifer mitbrachten, in den sich ein wenig Eitelkeit mischte, war eine weitere Ursache zur Verwirrung. Es waren ihrer mehr als zweihundert. Da jede bei ihrem Eintritt in die Hospitalität von NotreDame de Salut ein Geschenk geben mußte, so wagte man nicht, eine von ihnen zurückzuweisen aus Furcht, die Almosen möchten versiegen. So wuchs ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Zum Glück waren auch solche darunter, denen es genügte, das Kreuz aus rotem Tuch auf der Brust zu tragen, und die gleich nach ihrer Ankunft in Lourdes auf Ausflüge abzogen. Aber jene, die sich dem Werk widmeten, waren wirklich verdienstvoll. Sie verbrachten fünf Tage in großer Mühsal, indem sie in jeder Nacht kaum zwei Stunden schliefen und inmitten der schrecklichsten und abstoßendsten Szenen lebten. Sie waren bei



Todeskämpfen anwesend. Sie verbanden Wunden. Sie leerten die Waschbecken und Gefäße und wechselten die von den Kranken getragene Wäsche. Sie brachten die Leidenden in eine andere Lage und besorgten so eine erdrückende Arbeit, an die sie nicht gewöhnt waren.

»Wo ist Frau Volmar?« fragte Frau Desagneaux. »Ich glaubte sie hier wiederzufinden.«

In sanfter Weise gebot Frau von Jonquière ihr Einhalt, gerade als ob sie von der Sache Kenntnis hätte, aber darüber schweigen wollte als ein nachsichtiges Weib, das für menschliche Schwächen Mitgefühl besitzt.

Sie sagte daher:

»Sie ist nicht kräftig und mußte nach einem Hotel gehen, um dort auszuruhen. Man muß sie schlafen lassen.«

Dann verteilte sie die Betten zwischen die

Damen und gab jeder zwei davon zu besorgen. Alle ergriffen vollends Besitz vom Krankensaal, indem sie hin und her gingen, um zu sehen, wo die Verwaltung, die Wäschekammer, die Küchen seien.

»Wo befindet sich die Apotheke?« fragte Frau Desagneaux wiederum.

Aber es war keine Apotheke da. Nicht einmal ärztliches Personal war vorhanden. Wozu auch? Die Kranken waren ja alle von der Wissenschaft aufgegeben. Sie waren hoffnungslos und verlangten von Gott die Heilung, die ihnen die ohnmächtigen Menschen nicht versprechen konnten. Logischerweise war daher während der Pilgerfahrt jede ärztliche Behandlung unterbrochen. Wenn eine Kranke in den Todeskampf eintrat, so gab man ihr die Letzte Ölung. Nur der junge Arzt, welcher den weißen Zug begleitete, war da mit einem kleinen Kästchen voll Arzneien.

Gerade führte Schwester Hyacinthe den Doktor Ferrand herbei, den die Schwester SaintFrançois bei sich in einer benachbarten Wäschekammer behalten hatte, in der er sich aufzuhalten gedachte.

»Gnädige Frau«, sagte er zur Frau von Jonquière, »ich stehe zu Ihrer vollständigen Verfügung. Wenn Sie meiner bedürfen, brauchen Sie nur nach mir zu schicken.«

Sie hörte ihn kaum, denn sie zankte sich mit einem jungen Priester von der Verwaltung, weil für den ganzen Saal nur sieben Nachtgeschirre vorhanden waren.

»Ganz recht, Herr Doktor! Wenn wir einen beruhigenden Trank brauchen ...«

Aber sie vollendete den Satz nicht, sie setzte ihren Wortwechsel fort:

»Kurz, Herr Abbé, trachten Sie, daß ich noch vier oder fünf erhalte. Wie sollen wir uns denn behelfen? Es ist so schon recht peinlich!«

Ferrand hörte zu und blickte um sich, verstört über die seltsame Welt, in welche er geraten war. Er erstaunte über das entsetzliche Elend und Leid, das sich an die Hoffnung auf einen Glücksfall klammerte. Grundsätze, die er als junger Arzt hatte, wurden über den Haufen gestoßen angesichts dieser Sorglosigkeit, dieser Mißachtung der einfachsten Vorschriften der Wissenschaft, die sich auf die Gewißheit gründeten, daß – wenn der Himmel es wollte – die Heilung erfolgen würde, selbst unter Verleugnung der Naturgesetze. Er kehrte in sein Gemach zurück mit der unbestimmten Empfindung, sich schämen zu müssen, da er sich unnütz und ein wenig lächerlich vorkam.

»Halten Sie immerhin Opiumpillen bereit«, erklärte ihm Schwester Hyacinthe, die mit ihm in die Wäschekammer eintrat. »Man wird solche von Ihnen begehren. Wir haben Kranke, die mir Sorge machen.«

Sie richtete ihre großen blauen, sanften und

guten Augen mit ihrem göttlichen Lächeln auf ihn. Die Geschäftigkeit, in der sie sich befand, färbte ihre glänzende Haut mit dem rosigen Schein eines lebhaften Blutes. Und als gute Freundin, die einwilligte, das Werk ihres Herzens mit ihm zu teilen, fragte sie:

»Wenn ich jemand nötig habe, um einen Kranken aufzuheben oder ins Bett zu bringen, werden Sie mir wohl helfen?«

Da war er froh, daß er gekommen, daß er hier war, froh in dem Gedanken, daß er ihr nützlich sein könnte. Er sah sie wieder am Kopfende seines Bettes stehen, als er nahe daran war, zu sterben, sah, wie sie ihn pflegte mit den Händen eines Bruders, mit der gütigen, lächelnden Anmut eines Engels.

»Aber soviel Sie nur wollen, meine Schwester!« antwortete er. »Ich gehöre ganz Ihnen und werde sehr glücklich sein, Ihnen zu dienen! Sie wissen, welche Schuld der Dankbarkeit ich an Sie zu entrichten habe.«

Sie legte einen Finger auf seine Lippen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Niemand schuldete ihr etwas. Sie war Dienerin der Leidenden und Armen.

In diesem Augenblick hielt die erste Kranke ihren Einzug in den Saal SainteHonorine. Marie war es, in ihrer Holzkiste liegend, die Pierre, von Gérard unterstützt, heraufbrachte. Als die letzte vom Bahnhof weggeführt, war sie nun vor den anderen da, dank der endlosen Verwickelungen, die alle aufgehalten hatten und ihnen nunmehr den Eintritt freigaben, wie es die Verteilung der Karten gerade mit sich brachte. Herr von Guersaint hatte seine Tochter auf deren Wunsch vor der Tür des Hospitals verlassen müssen. Sie beunruhigte sich wegen der Überfüllung der Gasthöfe und wollte, daß er sofort zwei Zimmer suche, für sich und für Pierre. Sie war so müde, daß sie dareinwilligte, sich einen Augenblick ins Bett bringen zu lassen, nachdem sie alle Hoffnung aufgegeben hatte, sogleich nach der Grotte

geführt zu werden.

»Kommen Sie, mein Kind«, sagte Frau von Jonquière wiederholt, »Sie haben noch drei Stunden vor sich. Wir legen Sie in Ihr Bett. Sie werden Ruhe finden, wenn Sie nicht mehr in dieser Kiste sind.«

Sie hob die Kranke bei den Schultern in die Höhe, während Schwester Hyacinthe die Füße hielt. Das Bett befand sich in der Mitte des Saales nahe bei einem Fenster. Einen Augenblick lag die Kranke mit geschlossenen Augen da. Dann mußte Pierre wieder eintreten. Sie wurde sehr schwach und sagte, sie hätte ihm manches zu erklären.

»Gehen Sie nicht weg, mein Freund«, begann sie, »ich bitte Sie inständigst darum. Schaffen Sie die Kiste auf den Flur, aber bleiben Sie da. Denn ich will hinuntergebracht werden, sobald man mir die Erlaubnis geben wird.«

»Befinden Sie sich besser im Bett?« fragte der

junge Priester.

»Ja, ja... ohne Zweifel... Übrigens, ich weiß nicht... Es drängt mich so sehr, mich zu den Füßen der Heiligen Jungfrau niederzuwerfen!«

Als Pierre die Kiste fortgeschafft hatte, wurde Marie gleichwohl zerstreut durch die Ankunft der Kranken. Frau Vêtu, die von zwei Trägern heraufgebracht worden war, wurde auf das benachbarte Bett gelegt. Dort verharrte sie unbeweglich, ohne einen Atemzug, mit dem gelben, plumpen, entstellten Aussehen einer Krebskranken. Keine der Kranken wurde entkleidet, man begnügte sich damit, sie auszustrecken, und gab ihnen den Rat, zu schlummern, wenn sie es fertig brächten. Die, die nicht im Bette lagen, waren damit zufrieden, auf dem Rand ihrer Matratzen zu sitzen. Sie plauderten untereinander und brachten ihre Sachen in Ordnung. Elise Rouquet öffnete ihren Korb, um demselben ein reines Busentuch zu entnehmen, und war sehr



verdrießlich darüber, daß sie keinen Spiegel hatte. In weniger als zehn Minuten fanden sich alle Betten besetzt, so daß man anfangen mußte, Matratzen auf die Erde zu legen, als die von Schwester Hyacinthe und Schwester Claire des Anges getragene Grivotte erschien.

»Halt! Hier ist eine Matratze!« rief Frau Desagneaux. »Die Kranke wird an dieser Stelle, fern vom Luftzug der Tür, sich sehr gut befinden.«

In kurzem wurden sieben andere Matratzen ausgebreitet, die den ganzen mittleren Gang einnahmen. Man konnte nicht mehr hin und her gehen und mußte Vorsicht gebrauchen, um den schmalen Wegen zu folgen, welche man um die Kranken herum freigelassen hatte. Jede von ihnen hütete ihr Paket, ihre Schachtel, ihren Reisesack. Bei den improvisierten Lagerstellen bildete sich ein ganzer Haufen von armseligem Plunder, zwischen Tüchern und Bettdecken. Man hätte glauben können, in

einem jammervollen Lazarett zu sein, das nach einer großen Katastrophe, einem Brand oder einem Erdbeben, das Hunderte von Verwundeten und Unglücklichen auf die Straße geworfen hatte, in Eile errichtet worden war.

Frau von Jonquière ging von einem Ende des Saales zum andern, indem sie fortwährend wiederholte:

»Nun, nun, meine Kinder! Regt euch nicht auf, trachtet, ein wenig zu schlafen!«

Aber sie vermochte sie nicht zu beruhigen. Man mußte bei mehreren Kranken die Wäsche wechseln, andere wollten ihre Notdurft verrichten. Eine, die an einem Geschwür am Bein litt, stieß solche Klagen aus, daß Frau Desagneaux es unternahm, den Verband zu erneuern. Aber sie war ungeschickt, und trotz ihres Mutes als leidenschaftliche Pflegerin wäre sie fast in Ohnmacht gefallen, so sehr setzte ihr der unerträgliche Geruch zu. Die sich

am wohlsten befanden, begehrten Fleischbrühe, und die Tassen wanderten hin und wieder inmitten der Rufe, der Antworten, der sich widersprechenden und von niemand ausgeführten Befehle.

Die Stunden verrannen. Soeben schlug es sieben Uhr, als der Abbé Judaine eintrat. Er war Prediger des Saales SainteHonorine, und einzig die Schwierigkeit, einen Altar zu finden, um seine Messe zu lesen, hatte ihn verspätet. Sowie er erschien, erhob sich ein Schrei der Ungeduld von allen Betten.

»Oh, Herr Kurat, wir wollen aufbrechen, sogleich aufbrechen!«

Ein brennender Wunsch richtete sie auf, ein Wunsch, der von Minute zu Minute wuchs und ungestümer wurde, als ob ein heißer Durst sie ausgedörrt hätte, den nur die wunderbare Quelle stillen könnte. Ganz besonders war es die Grivotte, die, auf ihrer Matratze sitzend, die Hände faltete und flehte, man möchte sie

zur Grotte fortführen. War das nicht der Anfang des Wunders, dies Erwachen der Willenskraft, dies fieberhafte Genesungsbedürfnis, das sie wieder in die Höhe brachte? Regungslos und ohnmächtig war sie angekommen, jetzt saß sie aufrecht da, wandte ihre Blicke nach allen Seiten und zitterte nach der glückseligen Stunde, da man sie abholen würde.

»Bitte, Herr Kurat! Sagen Sie, man soll mich forttragen! Ich fühle, daß ich genesen werde!«

Der Abbé Judaine mit seinem guten Gesicht und dem Lächeln eines zärtlichen Vaters hörte die Kranken an und betörte ihre Ungeduld durch liebevolle Worte. In einem Augenblick würde man aufbrechen. Aber man müsse vernünftig sein und den Dingen Zeit lassen, sich zu entwickeln; und dann – die Heilige Jungfrau liebe es nicht, daß man sie dränge. Sie warte ihre Stunden ab und verteile die göttliche Gnade an die Bescheidensten.

Als er an dem Bett Mariens vorbeiging und gewahrte, wie sie mit gefalteten Händen eine demütige Bitte stammelte, blieb er neuerdings stehen.

»Auch Sie, meine Tochter«, sagte er, »wünschen so sehnlich aufzubrechen? Seien Sie ruhig, es wird Gnade geben für alle.«

»Mein Vater«, flüsterte sie, »die Sehnsucht verzehrt mich. Mein Herz ist allzu voll von Gebeten. Es erstickt mich.«

Er war sehr gerührt durch die leidenschaftliche Gemütsbewegung bei diesem armen, abgemagerten Kind, das in seiner Schönheit und seiner Jugend so hart getroffen worden war. Er wollte sie beruhigen, er wies sie auf ihre Nachbarin hin, Frau Vêtu, die sich nicht rührte, während sie gleichwohl ihre weit geöffneten Augen auf die vorübergehenden Leute richtete.

»Sehen Sie doch diese Frau an, wie ruhig sie

ist! Sie sammelt sich in Andacht, sie hat wohl recht, sich wie ein kleines Kind in die Hände Gottes zu begeben.«

Aber mit einer Stimme, die man nicht hörte, stammelte Frau Vêtu kaum hauchend:

»Oh, wie ich leide, wie ich leide!«

Endlich, kurz vor acht Uhr, benachrichtigte Frau von Jonquièrre die Kranken, daß sie wohl daran täten, sich vorzubereiten. Von Schwester Hyacinthe und Frau Desagneaux unterstützt, knöpfte sie ihnen die Kleider zu und zog wieder Schuhe und Strümpfe an ihre kraftlosen Füße. Viele hatten das Anstandsgefühl, sich die Hände zu waschen. Andere packten ihren Staat aus und zogen reine Wäsche an. Elise Rouquet hatte endlich einen Taschenspiegel entdeckt. Sie hatte ihn aufrecht gegen ihr Kopfkissen gestellt. Dann knöpfte sie, ganz vertieft in ihr Geschäft, mit unendlicher Sorgfalt das Busentuch um den Kopf, um ihr scheußliches Gesicht mit der blutigen Wunde

zu verbergen.

Jetzt gab der Abbé Judaine das Zeichen zum Aufbruch nach der Grotte. Er wollte seine lieben Leidenstöchter in Gott, wie er sagte, dorthin begleiten, während die Damen und die Schwestern dableiben sollten, um ein wenig Ordnung im Saale zu schaffen. Der Saal leerte sich sofort, und die Kranken wurden inmitten eines neuen Tumults hinabgeführt. Pierre, der die Kiste, in der Marie lag, wieder auf die Räder gestellt hatte, kam an die Spitze des Zuges, der aus etlichen zwanzig kleinen Wagen und Tragbahren bestand. Die anderen Säle leerten sich auf die gleiche Weise, der Hof war voll, und der Abmarsch vollzog sich auf gut Glück. Es war bald ein endloser Zug, der den ziemlich steilen Abhang der Avenue de la Grotte hinunterstieg, dergestalt, daß Pierre schon auf dem Plateau de la Merlasse angekommen war, als die letzten Träger den Hof des Hospitals verließen.

Es war acht Uhr, und die Sonne, eine triumphierende Augustsonne, stand schon hoch am Himmel, der eine bewunderswerte Reinheit zeigte. Vom Gewitter der Nacht gewaschen, schien die blaue Farbe der Luft ganz neu und von jugendlicher Frische. Der schreckliche Krankenzug bewegte sich im Glanze des strahlenden Morgens auf dem abschüssigen Pflaster dahin. Er nahm kein Ende. Die unabsehbare Reihe der Greuel verlängerte sich fortwährend und wurde zu einem ordnungslosen Gemisch aller Gebrechen. Krankheiten, die man für erloschen erachtete, traten wieder auf. Eine alte Frau litt am Aussatz, eine andere war mit Flechten bedeckt, wie ein Baum, der im Schatten verfault. Wassersüchtige kamen vorüber, aufgebläht wie Schläuche. Hände, von Rheumatismen verbogen, hingen über die Tragbahren hinab, und Füße, bis zur Unkenntlichkeit aufgetrieben, so daß sie mit Lumpen ausgestopften Säcken glichen. In



einem kleinen Wagen sitzend suchte eine Wasserköpfige ihren übermäßig großen, allzu schweren Schädel, der stets nach rückwärts fiel, aufrechtzuerhalten. Ein Mädchen zuckte ohne Unterbrechung mit allen Gliedern, während fratzenhafte Verzerrungen die linke Hälfte ihres Gesichtes in die Länge zogen. Dann kamen zu Skeletten abgemagerte Schwindsüchtige mit bleigrauer Haut, von der Farbe der Erde, in der sie bald schlafen sollten. Unter diesen befand sich eine, die ganz weiß war, aber Flammenaugen hatte. Ihr Gesicht sah aus wie ein Totenkopf, in dem eine Fackel angezündet worden war. Es folgten nacheinander verkrümmte Leiber, schief stehende Hälse, zerbrochene und zermalmte, zur Unbeweglichkeit verdamnte Wesen. Arme rhachitische Mädchen stellten ihren wachsfarbigem Teint und ihren gebrechlichen, von Skrofeln angenagten Nacken zur Schau. Weiber mit gelbem Gesicht zeigten die schmerzhaft Betäubung jener Unglücklichen,

deren Brüste der Krebs zerfrißt. Andere lagen da und richteten die traurigen Augen zum Himmel. Sie schienen das Zusammenstoßen der Geschwülste in ihren Leibern zu hören. Und fortwährend zogen neue Kranke vorüber, immer kamen schrecklichere. Eine folgte auf die andere, und jede trug zur Vermehrung des Schauders bei. Eine Blinde näherte sich, die den Kopf hoch und aufrecht trug. Ihr marmorblaues Gesicht zeigte zwei Höhlen mit entzündeten und blutigen Augen, zwei lebendige Wunden, aus denen Eiter rann. Eine alte, von Geistesschwäche betroffene Närrin, deren Nase von irgendeinem venerischen Geschwür weggefressen war, lachte. Dies Lachen mit dem leeren schwarzen Mund wirkte erschreckend. Eine Epileptische wälzte sich und schäumte auf ihrer Tragbahre, ohne daß deshalb der Krankenzug seinen Gang verlangsamte, der in dem Fieber leidenschaftlichen Verlangens, das ihn nach der Grotte trieb, sich fortbewegte.

Die Träger, die Priester und selbst die Kranken stimmten ein Kirchenlied, den Trauergesang Bernadettes, an, und alles strebte weiter inmitten der bis zum Überdruß wiederholten Aves. Die kleinen Wagen, die Tragbahren, die Fußgänger stiegen die abhängige Straße herab wie ein angeschwollener, über die Ufer tretender Bach, der seine Wellen mit großem Geräusch dahinwälzt. An der Ecke der Straße SaintJoseph, nahe beim Plateau de la Merlasse, blieb eine Familie von Ausflüglern, Leute, welche von Cauterets oder Bagnères kamen, tief erstaunt am Rand der Straße stehen. Es mußten reiche Leute sein. Die zwei erwachsenen Töchter trugen helle Kleider und hatten den fröhlichen Gesichtsausdruck glücklicher Menschen, die sich amüsieren. Aber auf die erste Überraschung der Gruppe folgte ein zunehmender Schrecken, als ob sie ein Siechenhaus für Aussätzige der alten Zeiten sich hätten öffnen sehen, eines jener legendenhaften Spitäler, das nach einer großen

Epidemie geleert worden war. Die zwei Töchter erbleichten, Vater und Mutter standen erstarrt vor dem ununterbrochenen Zug von so viel Schauerlichem. Mein Gott! Gab es wirklich so viel Häßlichkeit, so viel Schmutz, so viel Leiden! War das möglich unter dieser schönen strahlenden Sonne, unter diesem Himmel voll Licht und Freude, zu dem die Frische des Gave emporstieg, dem der Morgenwind den reinen Geruch der Berge entgegentrug!

Als Pierre an der Spitze des Krankenzuges auf das Plateau de la Merlasse vorrückte, wurde er gebadet von dieser leuchtenden Sonne, von dieser frischen, mit balsamischem Duft erfüllten Luft. Er wandte sich um und lächelte Marien liebevoll zu, und als sie in der glänzenden Pracht des Morgens auf der Place du Rosaire ankamen, da waren sie beide entzückt von der bewunderungswürdigen Rundschau, die sich vor ihnen entrollte.

Gegen Osten lag das alte Lourdes vor ihnen. Die Sonne erhob sich hinter den Bergen, und ihre Strahlen färbten die Felsen mit düsteren, lilafarbenen Streifen. In dem goldigen, fliegenden Staub sah man die Dächer der alten Stadt, während diesseits des Schlosses die neue Stadt unter Grün hervorlächelte, mit den weißen Fassaden ihrer Gasthöfe, Häuser und Kaufläden, eine reiche und geräuschvolle Stadt, die wie durch ein Wunder in wenigen Jahren in die Höhe geschossen war. Der Gave floß am Fuß des Felsens vorbei, und sein klares, blaugrünes Wasser glänzte im Sonnenlicht. Und als Hintergrund zu diesem köstlichen Gemälde mit seinen frischen Gewässern, diesem Grün, der verjüngten freundlichen Stadt erhoben sich der Kleine und der Große Gers, gewaltige Felsmassen mit kurzem Graswuchs bestanden, stets in den Himmel. Sie nahmen zarte Farben an, das Blaßrot der Malve und ein bleiches Grün, die sich in Rosenrot verloren.

Im Norden auf dem rechten Ufer des Gave, jenseits der Hügel, denen die Bahnlinie folgt, stiegen die bewaldeten Abhänge von Buala empor, vom Morgenlicht überflutet. Dort lag Bartrès. Weiter links erhob sich die vom Miramont beherrschte Talsperre des Julos. Andere, weit entfernte Gipfel zeigten sich wie leichter Dunst im Äther. Und auf der ersten ebenen Fläche jenseits des Gave lagen zahlreiche Klöster, die man da erbaut hatte und die den schönsten Punkt des Gesichtskreises bildeten. Sie schienen auf dieser Wundererde wie natürliche Pflanzen in die Höhe gewachsen zu sein. Da war zuerst ein von den Schwestern von Nevers gegründetes Waisenhaus, dessen weite Baulichkeiten in der Sonne schimmerten. Dann die Karmeliter gegenüber der Grotte, auf der Straße nach Pau. Weiter oben, am Rand des Weges von Poueyferré das Kloster von Mariä Himmelfahrt. Ferner das Kloster der Dominikanerinnen, das nur eine Seite seiner

Dachbauten zeigte. Endlich die Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis, die man die Blauen Schwestern nannte und die ganz am Ende des kleinen Tales ein Zufluchtshaus gegründet hatten. Sie nahmen darin alleinstehende Damen in Pension, reiche Pilgerinnen, welche sich nach der Einsamkeit sehnten. Zu dieser Morgenstunde trugen alle Glocken der Klöster ihre Jubelstimmen in die kristallreine Luft hinaus, während vom entgegengesetzten Ende des Horizonts her, im Süden, die Glocken anderer Klöster ihnen mit dem nämlichen, silberstimmigen Freudenschall Antwort gaben. Besonders die Glocken der Klarissinnen beim PontVieux streuten eine Skala von Tönen aus, daß man an das singende Geplauder eines Vogels hätte denken können. Auch auf dieser Seite der Stadt öffneten sich Täler, streckten Berge ihre nackten Flanken empor. Es war eine lächelnde Natur, eine wogende See von Hügeln, unter denen man die köstlich mit Karmin und zartem

Blau gefärbten Hügel von Visens bemerkte.

Als aber Marie und Pierre ihre Augen gegen Westen wandten, standen sie geblendet. Das volle Sonnenlicht fiel auf den Großen und Kleinen Bêout. Es sah aus wie Purpur und Gold, es war ein strahlender Berg, an dem man nichts unterschied als den Weg, der sich unter Bäumen hinschlängelt und zum Kalvarienhügel emporsteigt. Und dort auf diesem von der Sonne überfluteten, wie ein Heiligenschein strahlenden Hintergrund erhoben sich die drei übereinander gebauten Kirchen, die die schwache Stimme der Bernadette zum Preis der Heiligen Jungfrau hatte aus dem Felsen erstehen lassen. Unten sah man zuerst die Rosenkranzkirche. Diese war zur Hälfte in den Felsen eingehauen. Sie lag im Hintergrund eines Vorplatzes, zu dem zwei breite Rampen emporführten, damit der Pomp der Prozessionen sich entfalten und der kleine Wagen eines kranken Kindes ohne Mühe zu Gott hinauffahren könne. Dahinter



lag die Krypta, die unterirdische Kirche, von der man nur die niedrige Pforte sah. Darüber die Rosenkranzkirche, deren Bedachung aus Steinplatten bestand, und die mit ihren weiten Vorplätzen die Rampen verlängerte. Und schließlich schwang sich die weiße, im Stil eines zierlichen Geschmeides der Renaissance aus den Felsen von Massabielle erbaute und wie ein Gebet, wie der Aufflug einer reinen Taube hervorbrechende Basilika in die Höhe. Über den riesenhaften Rampen erschien die feine Turmspitze wie die kleine, aufrechte Flamme einer Kerze inmitten der endlosen, wogenden See von Tälern und Bergen. Neben dem massigen Grün des Kalvarienhügels erschien sie zerbrechlich und von der armseligen Treuherzigkeit des Kinderglaubens. Und darum dachte man bei ihrem Anblick auch an den kleinen weißen Arm, an die kleine, magere Hand eines kranken Mädchens, das in einer Krise seines irdischen Elends hinauf zum Himmel zeigt.

Die Grotte sah man nicht. Hinter der Basilika stand in größerer Entfernung der bischöfliche Palast in der Mitte des bewaldeten Tales. Die drei Kirchen leuchteten in der Morgensonne, deren Strahlenregen auf die Landschaft niederfiel, während der klangvolle Schwung der Glocken das melodische Erwachen dieses schönen jungen Tages zu feiern schien.

Als Pierre und Marie die Place du Rosaire durchquerten, warfen sie einen Blick auf die Esplanade, ein Garten mit einem Rasenplatz in seiner Mitte, den zwei breite Alleen einsäumen, und der bis zur neuen Brücke geht. Dort befand sich die große gekrönte Bildsäule der Heiligen Jungfrau. Alle Kranken, die vor ihr vorbeizogen, bekreuzigten sich. Unter dem strahlenden Himmel, unter den purpurgoldig gefärbten Bergen, zwischen den hundertjährigen Bäumen und in der ewigen Frische des strömenden Gewässers wälzte der Zug seine Verdammten dahin, die Schwindsüchtigen und die Rhachitischen, die

Epileptischen und Krebskranken, die Kropfigen, die Närrinnen und die Blödsinnigen. Ave, Ave, Ave, Maria! Der Trauergesang schwoll höher an und führte diese Flut menschlichen Elends der Grotte zu, unter dem Schrecken und Grauen der Vorübergehenden, die sich erschüttert bekreuzigten.

Pierre und Marie gingen als die ersten durch die hohe Bogenwölbung der einen Rampe. Als sie den Damm des Gave verfolgten, standen sie auf einmal vor der Grotte. Pierre schob Marien so nahe wie möglich an das Gitter. Sie konnte sich in ihrem Wagen nur erheben und murmeln:

»Oh, heiligste Jungfrau ... Vielgeliebte Jungfrau!«

Sie hatte nichts gesehen, weder die Einfassungen der Weiher, noch den Springbrunnen mit zwölf Röhren. Sie unterschied auch nicht den Verkaufsstand mit

geweihten Gegenständen und rechts die steinerne Kanzel, welche Pater Massias schon bestiegen hatte. Einzig von der leuchtenden Pracht der Grotte geblendet, schien es ihr, als ob dort hinter dem Gitter hunderttausend Kerzen brannten und die niedrige Öffnung mit dem Glanz eines feurigen Ofens erfüllten, während sie die weiter oben am Rand einer gewölbeförmigen Vertiefung aufgestellte Statue der Heiligen Jungfrau mit dem Strahlenkranz eines Gestirns umgaben. Außer dieser glorienhaften Erscheinung sah Marie nichts, weder die Krücken, mit denen man einen Teil des Gewölbes bekleidet hatte, noch die Blumensträuße, die unter den Efeuranken und den Sträuchern der Heckenrosen zu Heu verdorrten. Sie sah nicht einmal den im Mittelpunkt der Grotte aufgestellten Altar neben der Orgel. Aber als sie die Augen erhob, da fand sie am Gipfel des Felsens – am Himmel, die schlanke weiße Basilika wieder. Sie zeigte sich jetzt im Profil mit ihrer feinen

Turmspitze, die sich in der Bläue des Unendlichen verlor, gleich einem Gebet.

»Oh, mächtige Jungfrau ...« flüsterte sie. »Du Königin der Jungfrauen ... Heilige Jungfrau aller Jungfrauen!«

Inzwischen war es Pierre gelungen, den Wagen Mariens auf den ersten Platz vor den Eichenholzbänken zu schieben, die wie im Schiff einer Kirche unter freiem Himmel hintereinander standen. Diese Bänke waren schon vollständig von Kranken besetzt, die sitzen konnten. Die leeren Zwischenräume füllten Tragbahren aus, die man auf die Erde gestellt hatte, kleine Wagen, ein Haufen von Kopfkissen und Matratzen, auf denen alle Leiden im bunten Gemisch nachbarlich beieinander wohnten. Pierre hatte bei seiner Ankunft die Vignerons erkannt, die mit ihrem unglücklichen Kind Gustave die Mitte einer Bank einnahmen, während er auf den Steinfliesen das Bett der Frau Dieulafay

bemerkte. Zu ihren Häupten knieten ihr Mann und ihre Schwester und beteten. Alle Kranken unseres Eisenbahnwagens saßen in einer Reihe: Herr Sabathier und der Bruder Isidor befanden sich Seite an Seite, Frau Vêtu lag erschöpft in ihrem Wagen, Elise Rouquet saß da, und die Grivotte hob sich überreizt auf ihren beiden Fäusten in die Höhe. Er fand Frau Maze wieder, die demütig in ein Gebet versunken abseits saß, indes Frau Vincent auf den Knien lag. Sie hielt ihre kleine Rosa auf den Armen und bot sie mit der Gebärde einer vor Angst vergehenden Mutter inbrünstig der Heiligen Jungfrau dar. Die Menge der Pilger nahm fortwährend zu und verstärkte sich zu einem unabsehbaren, nach und nach bis zur Brustwehr des Gave reichenden Gewühls.

»Oh, gütige Jungfrau!« setzte Marie ihr Gebet halblaut fort. »Du getreue Jungfrau ... Jungfrau, ohne Sünde empfangen!«

Sie blickte wie außer sich auf Pierre, während

ihre Lippen ein innerliches Gebet bewegte.

»Wollen Sie«, fragte Pierre, indem er sich zu ihr niederbeugte, »daß ich hierbleibe, um Sie nachher zu den Weihern zu fahren?«

Sie machte jedoch mit dem Kopf ein Zeichen der Ablehnung. Dann sagte sie, fieberhaft erregt:

»Nein, nein! Ich will diesen Morgen nicht gebadet werden ... Es scheint mir, man müsse besonders würdig, rein und heilig sein, bevor man das Wunder versucht ... Ich will den ganzen Morgen inständig, mit gefalteten Händen darum bitten. Ich will beten mit allen meinen Kräften, von ganzer Seele ...«

Sie verlor den Atem. Dann setzte sie hinzu:

»Holen Sie mich nicht früher ab als elf Uhr. Ich werde nicht von der Stelle weichen.«

Pierre entfernte sich nicht. Er blieb bei ihr. Einen Augenblick warf er sich zu Boden.

Auch er hätte beten mögen mit inbrünstigem Glauben, um von Gott die Heilung dieses Kindes zu begehren, das er mit so brüderlicher Zärtlichkeit liebte. Aber seit er vor der Grotte stand, fühlte er einen Widerwillen, sie zu betreten. Ein dumpfer Aufruhr war in ihm, der die fromme Begeisterung seines Gebetes störte. Er wollte glauben. Er hatte die ganze Nacht gehofft, der Glaube würde als schöne Blume in seiner Seele erblühen, sobald er auf der Stätte des Wunders niedergekniet wäre. Allein er empfand nur Unbehagen und Unruhe angesichts dieses Prunks und dieser steifen Statue im blendenden Widerschein der Kerzen, zwischen der Rosenkranzbude mit ihren sich drängenden Kunden und der großen steinernen Kanzel, von der ein Pater von Mariä Himmelfahrt mit lauter Stimme Aves herabschleuderte. War seine Seele ausgetrocknet? Konnte sie kein göttlicher Tau mit Unschuld tränken und sie wieder den Seelen kleiner Kinder ähnlich machen, die sich



der Legende völlig und freudig unterwerfen?

Trotz seiner Zerstreutheit erkannte er in dem Ordensmann, der die Kanzel einnahm, den Pater Massias. Er wurde trübe gestimmt durch den düsteren Eifer, durch das magere Antlitz mit den funkelnden Augen und dem großen, beredten Mund, der dem Himmel Gewalt antat, um ihn zu zwingen, auf die Erde herabzusteigen. Wie er ihn genau betrachtete, bemerkte er zu Füßen der Kanzel den Pater Fourcade in lebhafter Unterredung mit dem Baron Suire. Dieser schien bestürzt. Auch der Abbé Judaine war anwesend. Sein breites, väterliches Angesicht drückte gleichfalls tiefe Besorgnis aus.

Mit einem Male erschien der Pater Fourcade auf der Kanzel. Er richtete seine hohe Gestalt, die ein Anfall von Gicht ein wenig beugte, hoch auf. Er wollte nicht, daß sein vielgeliebter Bruder, der Pater Massias, ganz die Kanzel verlasse. Deshalb hielt er ihn auf

einer Stufe der Treppe fest und stützte sich auf seine Schulter. Dann begann er mit voller, tiefer Stimme und mit einer gebieterischen Gewalt, die das tiefste Stillschweigen heischte:

»Meine teuren Brüder! Meine lieben Schwestern! Ich bitte euch um Verzeihung, daß ich eure Gebete unterbreche. Aber ich habe euch eine Mitteilung zu machen: ich muß den Beistand aller eurer treuen Seelen anrufen ... Wir hatten diesen Morgen einen sehr traurigen Unfall zu beklagen. Ein Bruder von uns ist in dem Zug, der euch hierhergebracht hat, gestorben, als er gerade in das Gelobte Land einzog ...«

Der Pater hielt einige Sekunden inne. Er schien noch größer zu werden. Sein schönes Angesicht, umflossen von dem langen, königlichen Bart, begann zu strahlen. Dann fuhr er fort:

»Wohlan denn, meine lieben Brüder, meine teuren Schwestern! Trotz alledem dürfen wir

nicht hoffnungslos werden ... Wer weiß, ob Gott nicht diesen Tod gewollt hat, um der Welt einen Beweis seiner Allmacht zu geben ... Ich höre eine Stimme, die mich antreibt, diese Kanzel zu besteigen und eure Gebete zu erflehen für den Mann, der nicht mehr ist, und dessen Heil dennoch in den Händen der Heiligsten Jungfrau ruht. Ja, der Mann ist da! Ich habe den Leichnam herbeibringen lassen. Vielleicht hängt es von euch ab, daß ein glänzendes Wunder die Augen der Erde blende, wenn ihr betet mit einem Eifer, der hinreicht, um den Himmel zu rühren ... Wir werden den Leib in den Weiher eintauchen und den Herrn, den Gebieter der Welt, inständigst bitten, denselben wieder zu erwecken und uns dies außerordentliche Zeichen seiner erhabenen Güte zu geben ...«

Ein eisiger Hauch wehte über die Versammlung. Alle waren bleich geworden, und ohne daß jemand die Lippen geöffnet hätte, schien ein Murmeln des Schauderns

durch die Menge zu laufen.

»Aber«, fuhr Pater Fourcade heftig fort, »mit welcher Inbrunst müssen wir beten! Meine lieben Brüder, meine lieben Schwestern! Es bedarf eurer ganzen Seele! Ich verlange ein Gebet, in welches ihr euer ganzes Herz legt, euer Blut und euer Leben mit all dem, was es Edelstes und Zartestes besitzt ... Betet aus allen Kräften. Betet, bis ihr nicht mehr wißt, weder wer ihr seid, noch wo ihr seid! Betet, wie man liebt und wie man stirbt. Denn das, was wir jetzt begehren, ist eine so kostbare, so seltene und so erstaunliche Gnade, daß einzig das Ungestüm unserer Anbetung Gott bestimmen kann, uns Erfüllung zu gewähren ... Damit aber unsere Gebete wirksam seien, und auf daß sie Zeit gewinnen aufzusteigen zu den Füßen des Ewigen, wollen wir erst diesen Abend um vier Uhr den Körper in den Weiher hinablassen. Geliebte Brüder, geliebte Schwestern! Bittet, bittet die Heiligste Jungfrau, die Königin der Engel, die Trösterin

der Betrüben!«

Und hingerissen in seiner Verzückung, nahm er das Rosenkranzgebet auf, während der Pater Massias in Schluchzen ausbrach. Dadurch wurde das tiefe, ängstliche Schweigen unterbrochen, die Menge wurde angesteckt, stieß Schreie aus, vergoß Tränen und stammelte verworrene, heiße Gebete. Es war wie der Hauch eines Deliriums, das sie ergriff, ihre Willenskräfte aufhob und aus allen diesen Personen ein einziges Wesen bildete, ein Wesen, ganz außer sich vor leidenschaftlicher Erregung, angestachelt zum wahnwitzigen, heißen Verlangen nach dem unmöglichen Wunder.

Pierre hatte einen Augenblick geglaubt, die Erde versänke unter ihm, er würde fallen und ohnmächtig werden. Mit Mühe stand er auf und entfernte sich.

### *III*

Als Pierre sich mit Unbehagen und mit einem unbesieglichen Widerwillen von der Grotte entfernte, gewahrte er Herrn von Guersaint, der in Gedanken versunken auf den Knien lag und mit aller Glaubenskraft betete. Er hatte ihn seit dem Morgen nicht wieder gesehen und wußte nicht, ob er dazu gekommen war, in irgendeinem Gasthof zwei Zimmer zu mieten. Seine erste Bewegung war, sich ihm anzuschließen. Dann zögerte er aber, da er seine Andacht nicht stören wollte. Er ging vorbei. Eben schlug es neun Uhr. Er hatte somit noch zwei Stunden vor sich.

Dort, wo ehemals die Schweine weideten, hatte man aus dem wilden, hohen Flußufer mittelst vielen Geldes eine prächtige, längs des Gave sich hinziehende Allee hergestellt. Es

war notwendig gewesen, das Bett des Flusses zu verlegen, um Raum für einen monumentalen Damm zu gewinnen. Die Allee endigte an einem zwei oder dreihundert Meter hohen Hügel und wurde so zu einem geschlossenen, mit Sitzbänken versehenen und von prächtigen Bäumen beschatteten Spazierplatz. An den heißen Augusttagen genoß man unter den schattigen Bäumen, am Strand des strömenden Wassers eine herrliche Frische.

Pierre fühlte sich auf der Stelle ruhiger. Er prüfte sich selbst und machte sich Sorge wegen seiner Empfindungen. War er denn nicht am Morgen in Lourdes angekommen mit dem sehnsüchtigen Wunsch, zu glauben, mit dem Gedanken, er fange schon wieder an so zu glauben wie in den lenksamen Jahren seiner Kindheit, als seine Mutter ihn die Hände falten ließ und ihn lehrte, Gott zu fürchten? Aber sobald er sich vor der Grotte befand, erfüllten ihn der abgöttische Kultus, der gewalttätige

Glaube und der Ansturm gegen die Vernunft mit Widerwillen. Was sollte aus ihm werden? Könnte er nicht versuchen, seine Zweifel zu bekämpfen, indem er die Reise benutzte, um zu schauen und sich zu überzeugen? Er war betrübt über den entmutigenden Anfang, und er bedurfte der schönen Bäume, des klaren Gebirgswassers und der ruhigen, frischen Allee, um seine Erschütterung zu überwinden.

Als Pierre das Ende der Allee erreichte, kam es zu einer unvorhergesehenen Begegnung. Seit einigen Augenblicken betrachtete er einen alten Herrn, der auf ihn zukam. Er war enge in einen Oberrock eingeknöpft. Der Kopf war mit einem flachkrämpigen Hut bedeckt. Er suchte sich dieses bleiche Gesicht mit der Adlernase und den schwarzen, durchdringenden Augen ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber der lange weiße Bart und die weißen Locken führten ihn irre. Der Greis blieb stehen und rief mit gleichfalls sehr erstaunter Miene:



»Wie! Pierre – Sie sind es? Hier in Lourdes?«

Plötzlich erkannte der junge Priester den Doktor Chassaigne wieder, den Freund seines Vaters und seinen eigenen Freund, der ihn in der furchtbaren körperlichen und moralischen Krise, die ihn am Tage nach seiner Mutter Tod befallen, geheilt und getröstet hatte.

»Ah, mein guter Doktor, wie bin ich erfreut, Sie zu sehen!«

Sie umarmten sich tief bewegt. Und jetzt, beim Anblick der weißen Haare, des langsamen Ganges und der unendlich traurigen Miene erinnerte sich Pierre an das Unglück, das diesen Mann zum Greis gemacht hatte.

»Sie wußten nicht, daß ich in Lourdes geblieben war? Es ist wahr, ich schreibe nicht mehr. Ich befinde mich nicht mehr unter den Lebenden. Ich wohne im Lande der Toten.«

Tränen erschienen in seinen Augen, dann fuhr er mit gebrochener Stimme fort:

»Da! Setzen Sie sich auf diese Bank! Es wird mir Freude machen, einen Augenblick wie ehemals mit Ihnen zu verbringen.«

Der Priester fühlte, daß ihn ein Schluchzen zu ersticken drohte. Er fand keine Antwort, sondern konnte nur stammeln.

»Oh, mein guter Doktor, mein alter Freund! Ich habe Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele bedauert!«

Ein Unglück war es – der Schiffbruch eines ganzen Lebens. Doktor Chassaigne und seine Tochter Marguerite, ein liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren, hatten Frau Chassaigne, deren Gesundheit ihnen Sorgen bereitete, in Cauterets häuslich eingerichtet. Sie befand sich nach Verlauf von vierzehn Tagen viel besser und entwarf schon Pläne zu Landausflügen, als man sie eines Morgens tot in ihrem Bette fand. Vater und Tochter waren betäubt durch die Grausamkeit des Schicksals. Der Doktor besaß auf dem Friedhof von

Lourdes ein Familienbegräbnis, in dem schon seine Eltern ruhten. Darum wollte er, daß auch seine Frau dort schlief, wo er bald mit ihr wieder zusammenzutreffen hoffte. Eine Woche lang blieb er noch mit Marguerite in Lourdes, als diese sich eines Abends, von einem Fieberschauer ergriffen, zu Bett legte und den zweiten Tag darauf starb, ohne daß ihr Vater sich Rechenschaft über die Krankheit hätte ablegen können. Der glückliche Mann von gestern, dem zwei teure Wesen angehörten, deren Zärtlichkeit ihm zu Herzen ging, war nur noch ein alter, elender, stammelnder und verlorener Mensch, den die Einsamkeit zu Eis erstarrte. Die Freude seines Lebens war zusammengebrochen. Er beneidete die Straßenwärter, die Steine schlugen, wenn er sah, wie barfüßige Weiber und Mädchen ihnen die Suppe brachten. Er sah davon ab, aus Lourdes wegzuziehen. Er hatte alles im Stich gelassen, seine Arbeiten und seine Kranken, um hier in der Nähe des Grabes zu bleiben, in

dem Frau und Tochter ihren letzten Schlaf schliefen.

»Oh, mein alter Freund!« wiederholte Pierre;  
»wie habe ich Sie bedauert! Welch entsetzlicher Schmerz ... Aber warum haben Sie sich hier in Ihrem Kummer eingeschlossen?«

Der Doktor machte eine Geste, die den Horizont umfaßte.

»Ich kann nicht weggehen von hier«, sagte er;  
»die Toten sind da und halten mich zurück. Ich warte, bis ich wieder mit ihnen vereinigt werde.«

Von neuem trat Stille ein. Hinter ihnen flatterten Vögel in den Sträuchern der Böschung, während sie vor sich das Murmeln des Gave vernahmen. Auf dem Hügel ruhte, im goldigen Staub das schwere Sonnenlicht. Aber unter den schönen Bäumen, auf dieser abgelegenen Bank blieb eine köstliche Kühle.

Zweihundert Schritte von der Menge entfernt, befanden sie sich allein wie in der Wüste. Niemand riß sich von der Grotte los, um sich bis zu ihnen zu verlieren.

Sie plauderten lange. Pierre hatte ihm erzählt, unter welchen Umständen er am Morgen mit dem nationalen Pilgerzug und in der Gesellschaft des Herrn von Guersaint und seiner Tochter in Lourdes angekommen war. Da fuhr er plötzlich überrascht in die Höhe.

»Wie, Doktor!« rief er, »Sie halten jetzt das Wunder für möglich? Sie? Großer Gott! Sie, den ich als ungläubig oder wenigstens als vollständig gleichgültig gekannt habe?«

Er betrachtete ihn, betäubt von dem, was er ihn über die Grotte und Bernadette sagen hörte. Ein so klarer Kopf, ein Gelehrter von so scharfem Verstand, dessen analytische Fähigkeiten er so sehr bewundert hatte! Wie hatte ein heller, von Erfahrung geleiteter Geist dahin kommen können, die Heilungen

anzuerkennen, die durch diese Quelle bewirkt wurden, die die Heilige Jungfrau unter den Fingern eines Kindes hatte hervorsprudeln lassen?

»Aber, mein lieber Doktor!« sagte er. »Besinnen Sie sich doch! Sie selbst haben ja meinem Vater Notizen über Bernadette geliefert. Und später, als diese Geschichte mich einen Augenblick leidenschaftlich ergriff, haben wiederum Sie lange mit mir von dem Mädchen gesprochen. Für Sie war es nur eine Kranke, ein Kind mit halb erwachtem Bewußtsein. Erinnern Sie sich unserer Gespräche, meiner Zweifel und daran, wie Sie mir geholfen haben, meine Vernunft wiederzugewinnen?«

War das nicht das sonderbarste aller Abenteuer? Er, ein Priester, hatte sich einst dem Glauben unterworfen, ihn aber im Umgang mit diesem ungläubigen Arzt verloren. Und jetzt traf er ihn bekehrt wieder,

gewonnen für das Übernatürliche, während er selbst von der Qual gefoltert wurde, nicht mehr glauben zu können.

»Sie, der Sie nichts gelten ließen als die exakten Tatsachen und alles auf die sinnliche Beobachtung abstellten! Sie sagen sich also los von der Wissenschaft?«

Chassaigne, der bisher still und traurig lächelte, machte jetzt eine ungestüme Gebärde voll höchster Verachtung.

»Wissenschaft!« rief er. »Weiß ich denn irgendwas? Kann ich irgendwas? ... Sie fragten mich soeben, woran meine arme Marguerite gestorben sei. Ich weiß es nicht! Ich, den man sich so gelehrt vorstellt, so wohl gerüstet gegen den Tod, ich habe nichts von ihrer Krankheit begriffen, habe nichts vermocht. Nicht um eine Stunde konnte ich das Leben meiner Tochter verlängern! Und meine Frau, die ich tot in ihrem Bett fand, nachdem sie den Abend zuvor sich so heiter schlafen gelegt

hatte – war ich denn imstande, nur das vorauszusehen, was hätte geschehen müssen? Nein, nein! Für mich hat die Wissenschaft Bankerott gemacht. Ich will nichts mehr wissen; ich bin ein dummer Mensch und ein armer Mensch.«

Das sagte er in grimmiger Empörung gegen seine stolze und glückliche Vergangenheit. Als er sich beruhigt hatte, fuhr er fort:

»Ich habe schreckliche Gewissensbisse. Ja, das treibt mich ohne Unterlaß hierher. Es quält mich, daß ich mich nicht von Anfang an vor dieser Grotte demütigte. Meine zwei teuren Wesen würden sich auf die Knie geworfen haben wie alle diese Frauen. Ich wäre aufrichtig mit ihnen niedergekniet, und die Heilige Jungfrau hätte sie mir geheilt und erhalten. Ich Schwachkopf habe nur verstanden, sie zu verlieren. Das ist meine Schuld!«

Tränen rannen aus seinen Augen. Dann fuhr er



fort:

»Ich erinnere mich, daß meine Mutter mich während meiner Kinderzeit in Bartrès die Hände falten ließ, um jeden Morgen die Hilfe Gottes anzuflehen. Dies Gebet ist mir wieder ins Gedächtnis gekommen, als ich mich allein befand, schwach und verloren wie ein Kind. Was wollen Sie, mein Freund? Meine Hände haben sich gefaltet wie ehemals. Ich war zu elend, zu verlassen und fühlte zu sehr das Bedürfnis nach einem Beistand, nach einer göttlichen Macht, die für mich denken und wollen, die mich einwiegen und in ihrer ewigen Vorsehung von hienieden wegnehmen sollte ... Ach, welche Unordnung und welche Verwirrung in meinem armen Kopf während der ersten Tage! Zwanzig Nächte verbrachte ich ohne zu schlafen. Ich dachte, ich müßte wahnsinnig werden. Allerlei Gedanken schwirrten mir durch den Kopf. Es gab Zeiten der Empörung, während deren ich dem Himmel die geballte Faust wies, um hernach in

Selbsterniedrigung zu verfallen, indem ich Gott flehentlich bat, mich nun auch von hier wegzunehmen. Schließlich beruhigte mich die Gewißheit, daß eine Liebe walten müsse, und das gab mir den Glauben wieder. Sehen Sie! Sie haben meine schöne, von Leben strahlende Tochter gekannt. Wäre es nicht die ungeheuerlichste Ungerechtigkeit, wenn es für sie, die ihr Leben nicht genossen hat, jenseits des Grabes nicht etwas Schöneres und Besseres gäbe? Sie muß wieder aufleben. Ich höre sie bisweilen: sie sagt mir, daß wir uns wiederfinden, uns wiedersehen werden. Oh, die teuren Wesen, die man verloren hat – meine liebe Tochter, meine liebe Frau wiederzusehen, und anderswo mit ihnen weiterzuleben, das ist die einzige Hoffnung, der einzige Trost in allen Trübsalen dieser Erde! Ich habe mich Gott geweiht, weil Gott allein sie mir wiedergeben kann.«

Den Greis überlief ein Zittern. Zuletzt begriff Pierre diese Bekehrung: der Gelehrte war alt

geworden, und unter der Herrschaft des Gefühls hatte er sich bekehrt. Zum erstenmal entdeckte der Priester bei diesem Sohn der Pyrenäen eine Art Glaubenserbteil. Er war im Glauben an die Legende erzogen worden, und die Legende zog ihn wieder an sich, nachdem fünfzigjährige wissenschaftliche Studien über sie hingegangen waren. Dazu kam die Ermattung des Mannes, dem die Wissenschaft das Glück nicht brachte und der sich nun wider sie empört. Schließlich erwachte in dem durchs Alter mürbe gemachten Greis das Bedürfnis im Glauben, etwas Gewisses zu besitzen: das gewisse Glück, zu entschlafen.

Pierre machte keine Einwendungen und spottete nicht. Der Anblick dieses niedergeschmetterten alten Mannes zerriß ihm das Herz. Ist es nicht zum Erbarmen, wenn man die stärksten und erleuchtetsten Männer unter solchen Schlägen zu Kindern werden sieht?

»Ach!« seufzte er, »wenn ich doch auch so viel zu leiden hätte, daß ich meine Vernunft zum Schweigen bringen, dort drüben hinknien und alles glauben könnte.«

Wiederum zeigte sich das Lächeln auf den bleichen Lippen des Doktors Chassaigne.

»Sie meinen die Wunder«, sagte er, »ist es nicht so? Mein Sohn, Sie sind Priester, und ich kenne Ihr Unglück ... Die Wunder scheinen Ihnen unmöglich. Was wissen Sie davon? Sagen Sie sich doch, daß Sie nichts davon wissen und daß das nach unserer Meinung Unmögliches sich zu jeder Minute verwirklicht ... Da! ... Wir haben lange geplaudert; es wird gleich elf Uhr schlagen, und Sie müssen zur Grotte zurückkehren. Aber ich erwarte Sie um vier Uhr. Ich werde Sie zum Büro der ärztlichen Beurkundungen führen und hoffe, Ihnen dort Dinge zu zeigen, die Sie überraschen werden ... Vergessen Sie nicht, um halb vier Uhr.«

Er entließ ihn und blieb allein auf der Bank. Die Hitze hatte zugenommen, die fernen Berghänge brannten im Sonnenglanz. Der Doktor vergaß sich selbst. Er träumte unter dem grünlichen Dämmerlicht des Laubwerks und lauschte auf das Murmeln des Gave, als ob eine Stimme aus dem Jenseits zu ihm spräche.

Pierre beeilte sich, mit Marien wieder zusammenzutreffen. Er konnte das tun ohne allzu große Mühe: die Menge lichtete sich, viele Leute gingen zum Frühstück. Ruhig bei dem jungen Mädchen sitzend, bemerkte er ihren Vater, Herrn von Guersaint. Er hatte am Morgen Lourdes länger als zwei Stunden nach allen Richtungen hin durchlaufen und an der Tür von zwanzig Gasthöfen geklopft, ohne nur den geringsten Bretterverschlag zum Schlafen auftreiben zu können. Selbst die Kammern der Mädchen waren vermietet. Man hätte keine Matratze entdeckt, um sich in einem Korridor auszustrecken. Als er beinahe schon alle

Hoffnung aufgab, fand er zwei Zimmer, zwar eng und unter dem Dach, aber in einem der bestbesuchten Gasthöfe der Stadt, dem Hotel des Apparitions. Die Leute, die sie bestellt hatten, hatten soeben telegraphiert, daß ihr Kranker gestorben sei. Mit einem Wort, ein unerhörter Glücksfall, von dem Herr Guersaint ganz aufgeheitert schien.

Es schlug elf Uhr, und der klägliche Krankenzug setzte sich wieder in Gang über die von der Sonne überfluteten Plätze und durch die Straßen der Stadt. Als er am Hospital Notre-Dame des Douleurs ankam, drang Marie in ihre Begleiter, ruhig zum Frühstück zu gehen, dann ein wenig auszuruhen und sie erst um zwei Uhr wieder abzuholen. Aber als die zwei Männer nach ihrem Frühstück in ihre Zimmer hinaufgegangen waren, fiel Herr von Guersaint in einen so tiefen Schlaf, daß Pierre nicht den Mut fand, ihn aufzuwecken. Wozu auch? Seine Anwesenheit war durchaus nicht

notwendig. Er ging daher allein ins Hospital zurück. Der Krankenzug stieg aufs neue die Avenue de la Grotte hinab, bewegte sich längs des Plateau de la Merlasse dahin und überschritt in der freudigen Helle des bewunderungswürdigen Augusttages die Place du Rosaire zwischen einer Menschenmenge, die sich schaudernd bekreuzigte.

Nachdem Marie neuerdings vor die Grotte gebracht worden war, fragte sie Pierre:

»Wird mein Vater gleich kommen?«

»Ja; er ruht einen Augenblick aus.«

Sie machte eine Gebärde, die besagen sollte, er tue ganz recht. Und mit zitternder Stimme fügte sie hinzu:

»Hören Sie, Pierre! Holen Sie mich erst in einer Stunde ab, um mich nach den Weihern zu führen ... Ich bin noch immer nicht in einem der Gnade würdigen Zustande. Ich will beten, abermals beten.«

Nachdem sie sich so inbrünstig danach geseht hatte, an Ort und Stelle zu sein, regte sie der Gedanke, daß sie das Wunder versuchen sollte, auf. Da sie erzählte, daß sie nichts habe essen können, näherte sich ein junges Mädchen.

»Mein liebes Fräulein«, sagte dieses, »wenn Sie sich allzu schwach fühlen sollten, so wissen Sie, daß wir Fleischbrühe hier haben.«

Sie erkannte Raymonde. Auch in der Grotte waren junge Mädchen angestellt, um Tassen mit Bouillon und Milch an die Kranken auszuteilen.

»Nicht wahr?« wiederholte sie, »Sie geben mir ein Zeichen, und ich werde Sie bedienen.«

Marie dankte; sie sagte, sie werde sicherlich nichts genießen. Dann wandte sie sich wieder zum Priester mit den Worten:

»Eine Stunde, eine Stunde noch, mein Freund!«



Pierre wollte bei ihr bleiben. Aber der Platz mußte Kranken reserviert bleiben. Man duldete nicht einmal die Gegenwart der Träger. Von der beweglichen Flut der Menge fortgerissen, fand sich Pierre gegen die Weiher hin getragen und stieß dort auf ein außerordentliches Schauspiel, das ihn zurückhielt. Vor den Badeplätzen – sechs für die Frauen und drei für die Männer – erstreckte sich unter den Bäumen ein weiter Zwischenraum, den ein dickes, an den Baumstämmen festgeknüpftes Seil abschloß. Dort warteten in ihren kleinen Wagen oder auf den Matratzen ihrer Tragbahren die Kranken, bis die Reihe zum Baden an sie kam, während auf der anderen Seite des Seils sich ein unermeßliches Getümmel von erhitzten Menschen drängte. Ein in der Mitte des freien Zwischenraumes stehender Kapuziner leitete die Gebete. Die Aves folgten aufeinander, und die Menge wiederholte sie mit lautem, verworrenen Gemurmel. Als Frau Vincent, die

seit langem wartete, endlich eintrat, bleich vor Angst und mit der teuren Bürde, ihrem Töchterchen, auf den Armen, das einem wächsernen Jesuskind ähnlich sah, da ließ sich der Kapuziner mit einemmal auf die Knie niederfallen und rief, die Arme in Kreuzesform ausgebreitet: »Herr! Heile unsere Kranken!« Zehnmal, zwanzigmal wiederholte er den Ruf mit wachsendem Ungestüm, und die Menge schrie ihm jedesmal nach, indem sie sich bei jedem Ruf noch mehr erregte, in Schluchzen ausbrach und die Erde küßte. Wie ein Hauch des Wahnsinns wehte es über sie hin und warf alle Stirnen nieder in den Staub. Pierre blieb stehen. Er war völlig verwirrt durch das leidvolle Schluchzen, das aus dem tiefsten Herzensgrunde dieses Volkes emporstieg: anfänglich ein immer lauter werdendes Gebet, worin bald ein anspruchsvolles, dringliches Verlangen, die Stimme der Ungeduld und eines betäubenden, erbitterten Zornes zum Ausbruch kam, wie um

den Himmel mit Gewalt zu bestürmen. »Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Es ereignete sich ein Zwischenfall. Die Grivotte weinte heiße Tränen, weil man sie nicht baden wollte.

»Sie sagen«, klagte sie, »sie tun es deshalb nicht, weil ich schwindsüchtig bin und weil sie Schwindsüchtige nicht ins kalte Wasser eintauchen dürfen. Noch diesen Morgen haben sie eine eingetaucht, ich habe es selbst gesehen. Warum also mich nicht auch? Ich rackere mich seit einer halben Stunde ab, und schwöre ihnen, daß sie der Heiligen Jungfrau Herzeleid antun. Denn ich werde geheilt werden; ich fühle es, ich werde genesen.«

Weil sie Lärm zu machen anfang, näherte sich einer der Geistlichen und suchte sie zu beruhigen. Man würde alsbald sehen, man hole eben das Gutachten der ehrwürdigen Patres ein. Benähme sie sich recht vernünftig, so

würde man sie vielleicht baden.

»Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!« Pierre bemerkte Frau Vêtu, die gleichfalls wartete. Er konnte die Blicke nicht mehr abwenden von diesem Angesicht, auf dem der Ausdruck einer qualvollen Hoffnung lag, und von den Augen, die auf die Tür geheftet waren, aus der die Glückseligen, die Erwählten geheilt heraustraten. Jetzt verdoppelte sich der Wahnwitz, die flehentlichen Gebete stiegen zur Raserei an und erschütterten den jungen Priester bis zu Tränen. Denn es erschien Frau Vincent wieder, mit ihrem Töchterchen auf den Armen, ihrem unglücklichen, angebeteten Töchterchen, das man soeben ohnmächtig ins eiskalte Wasser eingetaucht hatte. Das arme kleine, noch schlecht abgetrocknete Gesicht mit den geschlossenen Augen war ganz bleich, es sah noch leidensvoller und totenähnlicher aus. Die durch den langen Todeskampf gemarterte und durch die verweigerte Hilfe der für das Leiden

ihres Kindes zur Verzweiflung gebrachte Mutter schluchzte. Als darauf Frau Vêtu mit der erregten Hast einer Sterbenden, die das Leben trinken will, in die Grotte eintrat, ertönte gleichwohl ohne Entmutigung und ohne Überdruß aufs neue der allgemeine Ruf: »Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!« Der Kapuziner war mit dem Antlitz auf den Boden gefallen, und das schreiende Volk verzehrte die Erde mit seinen Küssen.

Pierre wollte sich zu Frau Vincent begeben, um ihr ein gutes Wort der Ermutigung zu sagen. Aber eine neue Flut von Pilgern hinderte ihn am Gehen und warf ihn gegen den Brunnen zurück, den ein anderer lärmender Haufen belagerte. Der Brunnen bestand aus einer langen steinernen Mauer mit ausgehauener Kappenverzierung. Trotz der zwölf Hähne, die das Wasser in das enge Bassin ergossen, mußten die Kranken Schlange stehen. Viele füllten dort Flaschen,

blecherne Trinkgefäße und Krüge aus Steingut. Wer kein Trinkgefäß anzufüllen hatte, kam wenigstens, um zu trinken und sich das Gesicht zu waschen. Pierre bemerkte einen jungen Mann, der sieben kleine Gläser trank und siebenmal seine Augen wusch, ohne sich abzutrocknen. Andere tranken aus Muschelschalen, aus zinnernen Töpfen und kupfernen Schöpflöffeln. Namentlich wurde er durch den Anblick der Elise Rouquet gefesselt. Diese hielt es für unnütz, wegen der abscheulichen Wunde, von der ihr Gesicht angefressen war, nach den Weihern zu gehen, und begnügte sich damit, seit dem Morgen alle zwei Stunden Abwaschungen vorzunehmen. Sie kniete nieder, breitete ihr Busentuch aus und legte auf die Wunde ein Taschentuch, das sie wie einen Schwamm mit dem wunderbaren Wasser tränkte. Um sie herum stieß sich die Menge in einem solchen Fieber, daß die Leute ihr mißgestaltetes Gesicht nicht mehr sahen, sich wuschen und aus der nämlichen Röhre

tranken, an der sie ihr Taschentuch anfeuchtete.

In diesem Moment ging Cérard vorüber, der Herrn Sabathier nach den Weihern schleppte, und rief Pierre, den er unbeschäftigt sah, zu sich. Er bat ihn, ihm zu helfen, denn der Kranke war nicht bequem von der Stelle zu bewegen und ins Wasser hinabzubringen. Die Weiherräume bestanden aus drei Abteilungen, drei Badeplätzen, in die man auf Stufen hinabstieg und die durch Zwischenwände voneinander geschieden waren. Der Eingang zu jeder Abteilung war mit einem Vorhang versehen, den man herabziehen konnte, um den Kranken abzusondern. Davor lag ein mit Steinplatten belegtes, nur mit einer Bank und zwei Stühlen ausgestattetes Zimmer, das als Wartesaal diente. Dort entkleideten sich die Kranken und bekleideten sich hernach wieder mit einer ungeschickten Hast, einer unruhigen, schamhaften Besorgnis. Ein nackter Mann war dort, der sich halb in den Vorhang einhüllte,

um mit zitternden Händen einen Verband wieder anzulegen. Ein anderer, schwindsüchtig und von erschrecklicher Magerkeit, zitterte vor Kälte und röchelte. Seine bleigraue Haut war mit violetten Flecken gestreift wie ein Zebra. Pierre fühlte eine besondere Teilnahme für den Bruder Isidor, den man aus einem Bad herauszog. Er war ohnmächtig, einen Augenblick hielt man ihn für tot, dann erholte er sich wieder und stieß Klagerufe aus. Dieser große, durch das Leiden ausgedörrte, an der Hüfte von einer eiternden Wunde durchlöchernte Leib, der einem auf die Metzgerbank geworfenen Fetzen Menschenfleisch ähnelte, war zum Erbarmen. Die zwei Pfleger, die ihn gebadet hatten, mußten alle erdenkliche Sorge anwenden, ihm sein Hemd wieder anzuziehen. Sie fürchteten, er könne ihnen unter den Händen sterben.

»Herr Abbé! Sie werden mir helfen, nicht wahr?« fragte der Helfer, der Herrn Sabathier entkleidete.



Pierre zeigte sich sofort bereit, und als er diesen mit so niedrigen Amtsverrichtungen beschäftigten Krankenwärter betrachtete, da erkannte er in ihm den Marquis von SalmonRoquebert, den ihm Herr von Guersaint beim Herabkommen vom Bahnhof gezeigt hatte. Als letzter Repräsentant einer der ältesten und berühmtesten Familien Frankreichs besaß er ein beträchtliches Vermögen, ein königlich ausgestattetes Hotel in Paris, Rue de Lille, und unermessliche Ländereien in der Normandie. Jedes Jahr, während der dreitägigen nationalen Pilgerfahrt, kam er nach Lourdes, aus reiner christlicher Liebe. Er bestand darauf, kein besonderes Amt zu übernehmen, er wollte ein einfacher Pfleger bleiben, der die Kranken badete, und dessen Hände vom Morgen bis zum Abend beschäftigt waren, Lumpen aufzuräumen, Verbände abzunehmen und wieder anzulegen.

»Geben Sie acht!« empfahl er Pierre, »ziehen

Sie die Strümpfe ohne Übereilung aus. Soeben ist bei jenem armen Mann, den man dort wieder ankleidet, ein Ausfluß eingetreten.«

Und als er Herrn Sabathier einen Augenblick verließ, um dem Unglücklichen die Schuhe wieder anzuziehen, da fühlte er unter seinen Fingern, daß der linke inwendig naß war: Eiter war ausgelaufen und füllte die Spitze des Schuhs an. Er mußte ihn draußen ausleeren, bevor er ihn mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln wieder an den Fuß des Kranken zog, wobei er es vermied, das von einem Geschwür angefressene Bein zu berühren.

In dem kleinen Saal waren nur die Kranken und die mit der Bedienung der Weiher beauftragten Krankenpfleger anwesend. Auch ein Geistlicher war da, der die Pater und Aves hersagte. Die Gebete durften keinen Augenblick aufhören. Die inbrünstigen Bitten der Volksmenge drangen mit fortwährendem

Geschrei herein, während man die grelle Stimme des Kapuziners ohne Unterbrechung den Ruf wiederholen hörte: »Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Endlich war Herr Sabathier nackt. Man hatte ihm nur eine schmale Schürze um den Bauch geknotet.

»Ich bitte Sie«, sagte er, »tauchen Sie mich nur ganz allmählich in das Wasser!«

Das kalte Wasser erschreckte ihn. Er erzählte, er habe das erstemal einen so grausamen Schauer ausgestanden, daß er sich schwur, niemals wieder zu baden. Wenn man ihn hörte, so gab es keine abscheulichere Qual. Dann hatte das Wasser auch gar nichts Einladendes. Denn aus Furcht, die von der Quelle gelieferte Menge könnte nicht genügen, ließen die Patres der Grotte das Wasser der Badeplätze nur zweimal im Tage erneuern, und da nahe an hundert Kranke durch das nämliche Wasser gingen, so kann man sich vorstellen, zu welch

schrecklicher Brühe es schließlich wurde. Es war eine gräuliche, aus allen Leiden, allen Wunden, aller Fäulnis hervorgegangene Lache, eine Brutstätte von vergiftenden Keimen, eine Essenz der furchtbarsten Gifte, und das Wunder schien darin zu bestehen, daß man aus diesem menschlichen Unrat lebendig wieder herauskam.

»Gemach, gemak!« sagte Herr Sabathier wiederholt zu Pierre und dem Marquis, die ihn unter den Schenkeln gefaßt hatten, um ihn zum Bad zu tragen.

Und er betrachtete mit einem kindischen Schrecken das Wasser, das dickliche Wasser von bleifarbigem Aussehen, auf dem verdächtige, schimmernde Häutchen schwammen. Leinwandstücke trieben darin umher wie Fetzen toten Fleisches.

»Wir werden Sie jetzt auf die Stufen hinabgleiten lassen«, erklärte der Marquis mit halblauter Stimme.

Dann empfahl er Pierre, ihn kräftig unter den Achselhöhlen zu halten.

»Besorgen Sie nichts«, sagte der Priester; »ich werde nicht loslassen.«

Herr Sabathier wurde langsam hinabgelassen. Man sah nichts mehr als seinen Rücken, einen armen, schmerzvollen Rücken, der sich in der Schwebelage hielt, aufblähte und schauernd mit Wasser bedeckte. Nachdem er untergetaucht war, legte sich der Kopf krampfhaft zurück. Man hörte etwas wie ein Krachen der Knochen, während er den Atem aushauchte, als wollte er ersticken.

Sofort hatte der Geistliche, der vor dem Baderaum stand, mit neuem Eifer den Ruf angestimmt:

»Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Herr von SalmonRoquebert wiederholte den Ruf. Pierre mußte denselben gleichfalls

ausstoßen, und so groß war sein Mitleid mit so viel Schmerzen, daß er ein wenig von seinem Glauben wiederfand. Seit langer Zeit hatte er nicht mehr derart gebetet. Er wünschte, es möchte im Himmel einen Gott geben, dessen Allmacht die elende Menschheit aufrichten könnte. Aber als sie nach Verlauf von drei oder vier Minuten Herrn Sabathier, bleifarben und vor Kälte bebend, mit großer Mühe aus dem Bad herauszogen, da fühlte Pierre noch hoffnungslosere Traurigkeit, als er den Armen so unglücklich und so vernichtet sah, weil er keine Erleichterung spürte. Wiederum ein unnützer Versuch! Die Heilige Jungfrau hatte ihn zum siebentenmal nicht der Erhörung gewürdigt.

Er drückte die Augen zu; während man ihn wieder ankleidete, rannen zwei große Tränen aus seinen geschlossenen Lidern.

Hierauf erblickte Pierre den kleinen Gustave Vigneron, der an seiner Krücke eintrat, um

sein erstes Bad zu nehmen. Die Familie kniete an der Tür nieder, Vater, Mutter und die Tante Chaise, alle drei behäbig und von musterhafter Frömmigkeit. In der Menge zischelte man heimlich; man sagte, er sei ein höherer Beamter des Finanzministeriums.

Als aber der Knabe sich zu entkleiden begann, da entstand ein verworrener Lärm. Der Pater Fourcade und der Pater Massias kamen plötzlich und gaben den Befehl, die Eintauchungen auszusetzen. Das große Wunder, die seit dem Morgen inbrünstig erflachte außerordentliche Gnade, die Wiedererweckung des toten Mannes, sollte versucht werden.

Draußen dauerten die Gebete fort. Es war ein rasender Lärm von Stimmen, die sich in der Hitze des Sommernachmittags am Himmel verloren. Eine bedeckte Bahre kam herein, die die zwei Träger in der Mitte des Saales niederstellten. Es folgten der Baron Suire und

Berthaud, einer der Vorsteher des Dienstes. Das Abenteuer brachte das ganze Personal in Bewegung. Zwischen diesen Herren und den zwei Patres von Mariä Himmelfahrt wurden einige Worte mit halblauter Stimme ausgetauscht. Dann fielen die letzteren auf die Knie, breiteten die Arme in Kreuzesform aus und beteten. Ihr Angesicht leuchtete, verklärt von dem brennenden Wunsch, die Allmacht Gottes sich offenbaren zu sehen.

»Herr! Höre uns! Herr! Erhöre uns!«

Man trug eben Herrn Sabathier weg. Es waren keine anderen Kranken mehr da als der kleine Gustave, den man halb ausgekleidet auf einem Stuhl vergessen hatte. Die Tücher auf der Bahre wurden zurückgezogen, und der starre Leichnam des Mannes zeigte sich mit seinen großen, hartnäckig offengebliebenen Augen. Man mußte ihn entkleiden, denn er hatte noch seinen Anzug am Leibe, und diese furchtbare Aufgabe ließ die Pfleger einen Augenblick



zaudern. Pierre bemerkte, daß der Marquis von SalmonRoquebert, der sich den Lebenden so ohne Widerwillen widmete, abseits getreten und gleichfalls niedergekniet war, wie um diesen Körper nicht berühren zu müssen. Er warf sich ebenfalls auf den Boden.

Pater Massias geriet in Begeisterung und betete mit so lauter Stimme, daß sie die seines Oberen, des Paters Fourcade, übertönte.

»Herr! Gib uns unseren Bruder wieder! Herr! Wirke dies zu deiner Ehre!«

Einer von den Helfern hatte sich entschlossen, an den Beinkleidern zu ziehen. Allein die Beine gaben nicht nach, und man hätte den Körper in die Höhe heben müssen. Ein anderer Helfer, der den alten Überrock aufknöpfte, machte die halblaute nachdenkliche Bemerkung, es wäre einfacher, alles mit Scheren aufzuschneiden; sonst käme man mit dem Geschäft niemals ans Ende.

Da stürzte Berthaud herbei. Er hatte den Baron Suire mit einem schnellen Wort zu Rate gezogen. Im Grunde mißbilligte er, als weltkluger Mann, daß der Pater Fourcade ein derartiges Abenteuer versucht hatte. Nur war es jetzt nicht mehr möglich, es einzustellen. Die Volksmenge wartete und flehte deshalb seit dem Morgen zu Gott. Die Klugheit gebot, es sogleich und unter Beobachtung der größtmöglichen Ehrfurcht vor dem Toten zu Ende zu führen. Darum dachte Berthaud, es wäre besser, ihn ganz angekleidet in den Weiher zu tauchen. Stünde er auf von den Toten, so wäre es immer noch Zeit, seine Kleider zu wechseln. Im entgegengesetzten Falle, mein Gott, würde es wenig verschlagen! Lebhaft sagte er dieses den Helfern und half ihnen, unter den Schenkeln und Schultern des Mannes Gurtriemen durchzuziehen.

Der Pater Fourcade hatte mit einem Zeichen des Kopfes zugestimmt. Indessen verdoppelte der Pater Massias seinen glühenden Eifer.

»Herr! Hauche ihn an, und er wird wiedergeboren sein! Herr! Gib ihm die Seele wieder, auf daß er dich lobpreise!«

Mit Anstrengung hoben die zwei Helfer den Mann an den Gurten in die Höhe, brachten ihn über den Weiher und ließen ihn, besorgt, daß er ihnen nicht entgleite, langsam ins Wasser hinab. Und Pierre, der, von Entsetzen ergriffen, nicht wegzuschauen vermochte, sah, wie der Leib untertauchte mit den armseligen Kleidern, deren Stoff an den Knochen festklebte und das Gerippe abzeichnete. Er schwamm wie ein Ertrunkener. Das abscheuliche dabei war, daß der Kopf trotz der Leichenstarre nach rückwärts fiel. Er blieb unter dem Wasser, und die Helfer mühten sich vergeblich ab, den Gurt unter den Achseln in die Höhe zu halten. Der Mann wäre fast auf den Grund des Baderaumes hinabgeglitten. Wie hätte er also seinen Atem wiederfinden können, da er den Mund voll Wasser hatte, während seine weitgeöffneten Augen unter

diesem Schleier ein zweites Mal zu brechen schienen?

Die zwei Patres von Mariä Himmelfahrt sowie der Geistliche bemühten sich während der drei endlosen Minuten, da man ihn eintauchte, in einem Paroxysmus von Hoffnung und Glauben, den Himmel mit Gewalt zu einer Offenbarung zu bestimmen.

»Herr! Schau' ihn nur an, und er wird auferstehen! Herr! Er erhebe sich auf dein Wort, auf daß er die Erde bekehre! Herr! Du brauchst nur ein Wort zu sagen, damit dir dein Volk zujauchze!«

Als ob ein Blutgefäß in seinem Hals gesprungen wäre, fiel der Pater Massias röchelnd auf seine Ellenbogen. Er hatte nur noch die Kraft, die Steinfliesen zu küssen. Von draußen drang das Geschrei der Menge herein, sowie der ohne Unterlaß wiederholte, vom Kapuziner ausgestoßene Ruf: »Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Pierre fühlte, wie der Marquis neben ihm schauderte. Es war eine allgemeine Erleichterung, als Berthaud, verdrießlich über das Abenteuer, mit barscher Stimme sagte:

»Ziehen Sie ihn heraus! Ziehen Sie ihn doch heraus"«

Der Mann wurde herausgezogen und in seinen Lumpen, die an seinen Gliedern klebten, auf die Bahre gelegt. Seine Haare tropften, Bäche rannen und überschwemmten den Saal. Der Tote aber – blieb tot.

Alle hatten sich erhoben und betrachteten ihn inmitten eines peinlichen Schweigens. Als man ihn bedeckte und forttrug, folgte ihm Pater Fourcade, indem er sich auf die Schulter des Pater Massias stützte und sein gichtkrankes Bein, dessen schmerzhafteste Steifheit er einen Augenblick vergessen hatte, nachschleppte. Er fand schon die unerschrockene Heiterkeit seiner Seele wieder. Man hörte ihn, wie er während einer Pause zu

der Menge sagte:

»Meine lieben Brüder! Meine lieben Schwestern! Gott hat ihn uns nicht wiedergeben wollen, ohne Zweifel deshalb, weil er ihn in seiner unendlichen Güte unter seinen Auserwählten bewahrt.«

Das war alles. Es war von dem Manne keine Rede mehr. Von neuem wurden Kranke herbeigebracht, auch die zwei anderen Baderäume waren besetzt. Mittlerweile beendigte der kleine Gustave, der den Vorgang ohne Schrecken, mit scharfem und neugierigem Auge verfolgt hatte, seine Entkleidung. Es zeigte sich ein armseliger, skrofulöser Kinderleib mit vorstehenden Rippen und stacheligen Rückgratwirbeln, ein Leib, so mager, daß seine Beine Rohrstäben glichen. Er hatte zwei Wunden, die eine am Schenkel, die andere in der Lendengegend. Letztere war entsetzlich: das Fleisch lag bloß. Gleichwohl lächelte er. Das Leiden hatte ihn

so geläutert, daß er mit seinen fünfzehn Jahren die Überlegung und herzhafte Philosophie eines Mannes zu besitzen schien.

Der Marquis von SalmonRoquebert, der ihn behutsam in seine Arme genommen hatte, lehnte den Beistand Pierres ab.

»Ich danke! Er wiegt nicht schwerer als ein Vogel. Und hab du keine Furcht, mein lieber Kleiner, ich werde sanft mit dir umgehen!«

»Oh, mein Herr! Ich scheue mich nicht vor dem kalten Wasser. Sie dürfen mich herzlich untertauchen!«

Er wurde also in das Bad gebracht, in das man den toten Mann eingetaucht hatte. An der Tür hatten sich Frau Vigneron und Frau Chaise, die nicht eintreten durften, auf die Knie geworfen und beteten mit Andacht, während der in den Saal zugelassene Vater große Kreuze schlug.

Pierre ging hinweg, da er sich nicht mehr

nützlich machen konnte. Der plötzlich erwachte Gedanke, daß es schon lange drei Uhr geschlagen, und daß Marie auf ihn warten mußte, trieb ihn zur Eile an. Aber als er sich durch die Menge hindurchzudrängen versuchte, sah er das Mädchen herankommen; sie wurde in ihrem kleinen Wagen von Gérard gezogen, der nicht aufgehört hatte, Kranke nach den Weihern zu bringen. Sie war ungeduldig geworden, da sie plötzlich die Gewißheit befiel, daß sie sich nunmehr in einem der Gnade würdigen Zustand befände. Sie empfing ihn mit einem Wort des Vorwurfs.

»Oh, mein Freund!« sagte sie, »Sie haben mich also vergessen!«

Er fand nichts zu erwidern. Er sah, wie sie in dem Eingang zum Weiher der Frauen verschwand, und fiel zum Tode traurig auf die Knie. So niedergeworfen wollte er sie dort erwarten, um sie geheilt und Loblieder singend, nach der Grotte zurückzuführen. Da



sie ihrer Heilung sicher war, warum sollte sie nicht geheilt werden? Er selbst suchte vergeblich nach Gebetsworten in der Tiefe seines zerrütteten Wesens. Er blieb unter dem Eindruck der schrecklichen Dinge, die er soeben gesehen hatte, und fühlte sich zermalmt. Sein Gehirn war bedrückt, und er wußte nicht mehr, was er sah, noch was er glaubte. Einzig seine übergroße, zärtliche Liebe zu Marie hielt stand und machte ihm Bitten und Demütigung zum Bedürfnis. Er dachte, daß alle Niedrigen Gnade erlangen, wenn sie eine starke Liebe haben und die Mächtigen demütig anflehen. Und mit Befremden bemerkte er, daß auch er mit einer Stimme voller Angst, die aus der Tiefe seines Wesens aufstieg, in den Ruf der Menge einstimmte:

»Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Es dauerte zehn Minuten, vielleicht eine

Viertelstunde. Dann erschien Marie wieder in ihrem Wagen. Ihr Gesicht war hoffnungslos und bleich. Ihre schönen Haare waren zu einem schweren goldenen Bündel zusammengeknotet, das das Wasser nicht berührt hatte. Sie war nicht geheilt. Die Gefühllosigkeit einer unendlichen Entmutigung machte ihr Antlitz hohler und länger, während ihre Augen sich abwandten, wie um denen des Priesters nicht zu begegnen, der sich, ergriffen und mit erstarrtem Herzen, entschloß, die Deichsel zu fassen und sie wieder vor die Grotte zu führen.

Das Geschrei der Gläubigen, die kniend, die Arme in Kreuzesform ausgebreitet, die Erde küßten, begann neuerdings mit wachsendem, durch die scharfe Stimme des Kapuziners aufgepeitschtem Wahnwitz:

»Herr! Heile unsere Kranken! Herr! Heile unsere Kranken!«

Als Pierre Marie wieder vor der Grotte

zurechtrückte, bekam sie einen Ohnmachtsanfall. Gérard war da und sah, wie Raymonde auf der Stelle mit einer Tasse Fleischbrühe zu Hilfe eilte. Dann entspann sich zwischen ihnen um die Kranke herum ein Wettstreit von Eifer. Raymonde legte Gewicht darauf, ihre Fleischbrühe anzubringen. Artig hielt sie die Tasse und nahm dabei die Miene einer guten Krankenwärterin an. Gérard fand dieses Mädchen ohne Vermögen, das schon so erfahren in den Dingen des Lebens war und ganz bereit schien, mit fester Hand liebenswürdig zu sein, trotz allem ganz reizend. Berthaud mußte recht haben: das war die Frau, deren er bedurfte.

»Fräulein«, fragte er, »wünschen Sie, daß ich sie ein wenig in die Höhe hebe?«

»Ich danke, mein Herr! Ich bin wohl stark genug ... Und dann, ich will ihr mit dem Löffel zu trinken geben, das wird besser gehen.«

Marie, die hartnäckig in ihrem feindlichen

Schweigen verharrte, kam wieder zu sich und lehnte die Fleischbrühe mit einer Gebärde ab. Sie wünschte, daß man sie in Ruhe lasse und nicht mit ihr spreche. Erst als die zwei anderen, einander zulächelnd, sich entfernt hatten, sagte sie mit dumpfer Stimme zu Pierre:

»Mein Vater ist nicht gekommen?«

Nachdem der Priester einen Augenblick gezaudert hatte, mußte er die Wahrheit eingestehen:

»Ich habe Ihren Vater schlafend verlassen, und er wird wohl noch nicht aufgewacht sein.«

Darauf fiel Marie in ihre äußerste Entmutigung zurück. Sie schickte auch ihn weg mit einer Gebärde, mit der sie jede Unterstützung ablehnte. Sie lag unbeweglich und betete nicht mehr. Mit großen, stieren Augen betrachtete sie die Jungfrau aus Marmor, die weiße Statue im Lichterglanz der Grotte.

Als es vier Uhr schlug, erinnerte sich Pierre des Stelldicheins, das ihm der Doktor Chassaigne gegeben. Gedrückten Herzens ging er nach dem Büro, in dem die Wunder festgestellt werden.

## *IV*

Doktor Chassaigne erwartete Pierre vor dem Feststellungsbüro. Dort war jedoch eine dichte, fieberhaft aufgeregte Menge versammelt, die den eintretenden Kranken auflauerte und sie ausfragte. Beim Herauskommen jubelte sie ihnen zu, da sich die Nachricht von einem Wunder verbreitete: ein Blinder sah wieder, eine Taube hörte wieder und ein Gichtbrüchiger konnte wieder gehen.

Pierre hatte große Mühe durch dieses Getümmel zu dringen.

»Nun?« fragte er den Doktor,– »hat sich ein Wunder ereignet, aber ein wirkliches, ein unbestreitbares?«

Der Doktor, nachsichtig in seinem neuen Glauben, lächelte.

»Ah, das wäre!« sagte er. »Ein Wunder geschieht nicht auf Kommando. Gott schreitet ein, wann er will.«

Pfleger bewachten die Tür streng. Aber alle kannten den Doktor, sie traten achtungsvoll auf die Seite und ließen ihn mit seinem Begleiter eintreten. Dies Büro, in dem die Heilungen festgestellt wurden, war sehr schlecht in einer elenden Bretterhütte untergebracht, die aus zwei Räumen bestand, einem engen Vorzimmer und einem allgemeinen, unzulänglichen Versammlungssaal. Übrigens ging die Rede, man würde diesen Dienstzweig verbessern, indem man ihm im kommenden Jahr ein ausgedehnteres Quartier, ein ganzes, weites

Lokal unter einer Rampe der Rosenkranzkirche anweisen wollte, dessen Einrichtung man bereits vorbereitete.

Im Vorzimmer, in dem nur eine hölzerne Bank stand, sah Pierre zwei Kranke sitzen, die unter der Aufsicht eines jungen Pflegers warteten, bis die Reihe an sie kam. Als er jedoch in den allgemeinen Saal eintrat, überraschte ihn die Anzahl der dort zusammengedrängten Personen, während ihm die erstickende Hitze, die zwischen den von der Sonne durchglühten Holzwänden angesammelt war, das Gesicht verbrannte. Der Saal war ein viereckiger, hellgelb angemalter, nackter Raum, mit einem einzigen Fenster, dessen Scheiben mit weißer Farbe getrübt waren, damit die draußen sich drückende Menge nichts sehen konnte. Man wagte nicht einmal, das Fenster zu öffnen, um den Saal zu lüften, denn sonst wäre eine Flut von neugierigen Köpfen im Rahmen sichtbar geworden. Die Einrichtung war primitiv: sie bestand aus zwei Tischen aus Tannenholz von

ungleicher Höhe, die man an ihren Enden zusammengedrückt und nicht einmal mit einer Decke bedeckt hatte, aus einer Art von großem Büchergestell mit Akten, Registern und Broschüren und einigen dreißig Strohstühlen, die den ganzen Fußboden einnahmen, und aus zwei alten, zerfetzten Armsesseln für die Kranken.

Sobald Doktor Bonamy ihn bemerkte, eilte er dem Doktor Chassaigne entgegen, an dem die Grotte eine ihrer letzten und ruhmreichsten Eroberungen gemacht hatte. Er fand einen Stuhl für ihn und hieß auch Pierre, dessen Soutane er seine Verehrung erwies, niedersitzen. Dann sagte er überaus höflich:

»Mein lieber Kollege! Sie gestatten mir fortzufahren. Wir waren eben dabei, das Fräulein zu untersuchen.«

Es handelte sich um eine Taube, ein Bauernmädchen von zwanzig Jahren, das in dem einen Armsessel saß. Aber anstatt



zuzuhören, begnügte sich der sehr ermüdete Pierre, dessen Kopf noch summt, damit, umher zu schauen, indem er versuchte, sich Rechenschaft über die Leute abzulegen, die sich da befanden. Es konnten einige fünfzig Leute sein; viele hielten sich aufrecht, indem sie sich mit dem Rücken an die Wand lehnten. Vor den zwei Tischen saßen ihrer fünf, in der Mitte der Vorstand des Weihdienstes, der unaufhörlich ein dickes Register zu Rate zog, dann ein Pater von Mariä Himmelfahrt und drei junge Seminaristen, die als Sekretäre ihres Amtes walteten. Sie schrieben, gingen die Akten durch und ordneten diese nach jeder Untersuchung wieder in ihre Fächer ein. Pierre interessierte sich besonders für einen Pater von der Unbefleckten Empfängnis, den Pater Dargelès, Chefredakteur der »GrottenZeitung«, den man ihm am Morgen gezeigt hatte. Sein kleines, unbedeutendes Gesicht mit den blinzelnden Augen, der spitzigen Nase und dem feinen Mund lächelte

fortwährend. Er saß bescheiden am Ende des niedrigsten der zwei Tische und machte bisweilen Notizen für seine Zeitung. Während der drei Tage der nationalen Pilgerfahrt zeigte er sich allein von der ganzen geistlichen Genossenschaft. Aber hinter ihm ahnte man alle die anderen, die gleichsam eine langsam angewachsene, verborgene Macht darstellten, die alles organisierte und alles zusammenfaßte.

Im übrigen zählte die Versammlung fast nur Neugierige, Zeugen, einige zwanzig Ärzte und etliche Priester. Die Ärzte, die so ziemlich von überallher gekommen waren, bewahrten größtenteils Stillschweigen. Einige von ihnen erkühnten sich, Fragen zu stellen. Sie tauschten dann und wann zweideutige Blicke aus und schienen mehr beschäftigt, sich untereinander zu überwachen, als die ihrer Prüfung unterworfenen Tatsachen festzustellen. Wer konnten sie sein? Vollständig unbekannte Namen waren hergesagt worden, nur ein einziger hatte eine

Bewegung verursacht, der eines berühmten Doktors einer katholischen Universität.

An diesem Tag hob Doktor Bonarny, der sich niemals setzte, wenn er die Sitzung leitete und die Kranken befragte, seine zuvorkommenden Artigkeiten vornehmlich für einen kleinen blonden Herrn auf. Es war ein Schriftsteller, der für eine der meistgelesenen Pariser Zeitungen arbeitete und den der Zufall am gleichen Morgen nach Lourdes gebracht hatte. War da nicht ein Ungläubiger zu bekehren, ein Einfluß und eine Gelegenheit zur Bekanntmachung des Vorgefallenen nutzbar zu machen? Der Doktor hatte ihn genötigt, den zweiten Armsessel einzunehmen. Er trug eine lächelnde Gutmütigkeit zur Schau, gab ihm eine große Vorstellung und versicherte ihn wiederholt, man hätte nichts zu verheimlichen, da alles beim hellen Tag vor sich gehe.

»Wir verlangen nur Licht«, sagte er wiederholt. »Wir hören nicht auf, Männer von

gutem Willen zur Prüfung der Tatsachen aufzufordern.«

Weil sich dann die behauptete Heilung der Tauben als sehr ungenügend herausstellte, fuhr er das Mädchen ein wenig an.

»Gehen Sie! Warum nicht gar, meine Tochter! Es ist nur ein Anfang ... Sie müssen noch einmal kommen ...«

Und halblaut fügte er bei:

»Wenn man auf sie hören würde, wären sie alle geheilt. Wir nehmen aber nur bewiesene Heilungen an, die klar sind wie die Sonne. Bemerken Sie wohl, daß ich Heilungen sage und nicht Wunder. Denn wir Ärzte erlauben uns keine Auslegung. Wir sind einfach hier, um festzustellen, daß die unserer Prüfung unterstellten Kranken keine Spur von Krankheit mehr zeigen.«

Er brüstete sich mit seiner Rechtschaffenheit und war weder ein größerer Einfaltspinsel

noch ein größerer Lügner als etwa ein anderer, der gläubig war, ohne zu glauben und sich die unverständliche und überaus erstaunliche Überzeugung zu eigen gemacht hatte, daß das Unmögliche immer in Erfüllung gehen könne. Am Abend seines ärztlichen Lebens hatte er sich so bei der Grotte eine Ausnahmestellung geschaffen, die ihre Unannehmlichkeiten, aber auch ihre Vorteile besaß, im ganzen jedoch sehr angenehm und glücklich war.

Jetzt erklärte er auf eine Frage des Pariser Journalisten die Art und Weise, wie er vorging. Jeder Kranke der Pilgerfahrt kam mit einem Aktenheft an, in dem sich fast stets ein Zeugnis des ihn behandelnden Arztes befand. Manchmal waren sogar Zeugnisse verschiedener Ärzte und eine ganze Krankheitsgeschichte vorhanden. Wenn sich dann eine Heilung vollzogen hatte und die gesundgewordene Person sich vorstellte, so genügte es, sich auf ihre Papiere zu berufen und die Zeugnisse nachzulesen, um die

Krankheit, an der sie gelitten hatte, festzustellen und durch eine Untersuchung zu konstatieren, ob diese in der Tat verschwunden sei.

Pierre hörte zu. Seitdem er in Ruhe dasaß, legte sich seine Aufregung, und er fand seinen klaren Verstand wieder. Augenblicklich belästigte ihn nur die Hitze. Angezogen durch die Erklärungen des Doktors Bonamy und begierig, sich eine Meinung zu bilden, hätte er, ohne das Kleid, das er trug, auch das Wort ergriffen. Aber das Kleid des Priesters verurteilte ihn zu einem fortwährenden zurückhaltenden Benehmen. Deshalb war er sehr erfreut, den kleinen blonden Herrn, den einflußreichen Schriftsteller, Einwendungen vorbringen zu hören, die sich auf der Stelle darboten. Schien es nicht überaus ungeeignet, daß der eine Arzt die Diagnose der Krankheit vornahm und ein anderer die Heilung feststellte? Das war doch sicher eine ununterbrochene Quelle von möglichen

Irrtümern. Das beste wäre doch sicher, wenn eine ärztliche Kommission alle Kranken gleich bei ihrer Ankunft in Lourdes untersuchte und Protokolle abfaßte, auf die dieselbe Kommission sich in jedem Heilungsfall beziehen könnte. Dagegen erhob der Doktor Bonamy Einspruch, indem er mit einiger Berechtigung vorbrachte, daß eine Kommission niemals einer so riesenhaften Arbeit gewachsen wäre.

»Bedenken Sie doch! Tausend Kranke an einem Morgen zu untersuchen! Und welche verschiedenen Theorien, welche Auseinandersetzungen und sich widersprechenden Diagnosen würden die Ungewißheit vermehren! Die vorhergehende, beinahe unmöglich durchzuführende Untersuchung der Kranken gäbe in der Tat Veranlassung zu ebenso großen Irrtümern.« In der Praxis mußte man sich an diese, von den Ärzten der Kranken ausgestellten Zeugnisse halten, die eine wesentliche, entscheidende

Wichtigkeit gewannen. Man blätterte auf dem einen Tisch in den Aktenheften und ließ den Pariser Journalisten Zeugnisse lesen. Viele waren unangenehm kurz, andere, besser abgefaßte spezifizierten die Krankheiten genau. Einige Unterschriften der Ärzte waren sogar von den Bürgermeistern beglaubigt. Aber es blieben noch zahllose, unbezwingliche Zweifel übrig. Wer waren die Ärzte? Besaßen sie die nötige wissenschaftliche Autorität? Hatten sie nicht unbekannten Umständen, rein persönlichen Interessen Gehör geschenkt? Man war versucht, über jeden von ihnen nähere Auskünfte zu fordern. Sobald alles auf dem vom Kranken mitgebrachten Aktenheft beruhte, hätte es einer sehr sorgfältigen Kontrolle der Dokumente bedurft. Denn alles fiel zusammen, wenn nicht eine strenge Kritik die Gewißheit der Tatsachen festgestellt hatte.

Ganz rot, in Schweiß gebadet, mühte sich Doktor Bonamy ab, folgendes darzulegen:



»Aber gerade das tun wir ja! Sobald ein Heilungsfall uns auf natürlichem Wege unerklärlich erscheint, schreiten wir zu einer eingehenden Untersuchung. Wir bitten die geheilte Person, wiederholt hierherzukommen, um sich untersuchen zu lassen. Und Sie sehen wohl, daß wir uns mit allen möglichen kenntnisreichen Leuten umgeben. Die Herren, die uns zuhören, sind fast lauter Ärzte. Sie sind aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs herbeigeeilt. Wir beschwören sie, uns ihre Zweifel mitzuteilen und die Fälle mit uns zu erörtern. Über jede Sitzung wird ein sehr ins einzelne gehendes Protokoll aufgenommen. Sie verstehen mich, meine Herren! Legen Sie nur Verwahrung ein, wenn hier irgend etwas geschehen sollte, was gegen Ihre Überzeugung ist.« Nicht einer von der Versammlung rührte sich. Die Mehrzahl der anwesenden Ärzte mußten Katholiken sein: natürlich beugten sie sich. Und was die anderen betrifft, die Ungläubigen, die

Gelehrten ohne Vorbehalt, so schauten sie zu, interessierten sich für gewisse Erscheinungen, vermieden es aber aus Höflichkeit, in – übrigens unnütze – Erörterungen einzutreten. Wenn ihnen als verständigen Männern das Mißbehagen zu groß wurde und sie sich dem Ärger nahe fühlten, dann gingen sie weg.

Als niemand ein Wort sprach, triumphierte Doktor Bonamy. Und als der Journalist ihn fragte, ob er denn allein eine so große Arbeit zu bewältigen hätte, antwortete er:

»Ganz und gar allein. Mein Amt als Arzt der Grotte ist nicht so kompliziert, denn ich wiederhole, es besteht einfach darin, die Heilungen festzustellen, sobald sich eine Heilung vollzieht.«

Er verbesserte sich jedoch, indem er lächelnd hinzufügte:

»Ah! Ich vergaß! Ich habe ja Raboin, der mir hilft, hier ein wenig Ordnung zu schaffen.«

Und mit einer Handbewegung bezeichnete er einen dicken, etliche vierzig Jahre alten, schon ergrauenden Mann mit plumpem Gesicht und den Kinnladen einer Dogge. Dieser war gläubig bis zum Fanatismus, ein überspannter Mensch, der nicht zugab, daß man an die Wunder rührte. Darum litt er auch unter seiner Tätigkeit im Büro der Beurkundungen und knurrte immer vor Zorn, sobald man daran zweifelte. Der Appell an die Ärzte hatte ihn außer sich gebracht, so daß ihn der Doktor beruhigen mußte.

»Lassen Sie doch, Raboin, mein Freund! Schweigen Sie! Alle aufrichtigen Meinungen haben das Recht, sich kundzugeben.«

Aber jetzt kamen die Kranken der Reihe nach an. Man brachte einen Mann herbei, dessen ganzen Rumpf ein Bläschenausschlag bedeckte. Als er das Hemd auszog, fiel von seiner Haut ein graues Mehl herab. Er war nicht geheilt. Er behauptete bloß, daß er jedes

Jahr nach Lourdes käme und jedesmal erleichtert wieder abreise. Dann war eine Dame da, eine Gräfin von entsetzlicher Magerkeit mit einer außerordentlichen Geschichte: Nachdem sie sieben Jahre früher von der Heiligen Jungfrau ein erstes Mal von einer Lungenschwindsucht geheilt worden war, hatte sie vier Kinder bekommen. Darauf wiederum der Schwindsucht verfallen, war sie jetzt morphiumsüchtig. Aber schon durch ihr erstes Bad gestärkt, nahm sie sich vor, schon am Abend mit den siebenundzwanzig Personen ihrer Familie, die sie mitgebracht hatte, der Fackelprozession beizuwohnen. – Hierauf trat eine von nervöser Sprachlosigkeit befallene Frau ein. Nachdem sie monatelang ganz stumm gewesen war, erhielt sie plötzlich, zur Zeit der Vieruhrprozession, beim Vorüberziehen des heiligen Sakraments die Sprache wieder.

»Meine Herren!« erklärte Doktor Bonamy mit dem angenommenen feinen Ton eines

Gelehrten von sehr weiten Ideen, »Sie wissen, daß wir uns die Entscheidung der Fälle nicht vorbehalten, sobald es sich um einen Nervenzufall handelt. Bemerken Sie trotzdem, daß diese Frau während sechs Monaten in der Salpetrière ärztlich behandelt worden ist und daß sie hierherkommen mußte, um das Band ihrer Zunge auf einmal gelöst zu sehen.«

Trotzdem zeigte er einige Ungeduld, denn er hätte dem Pariser Herrn einen schönen Fall vorführen mögen, wie sich deren bisweilen während dieser Vieruhrprozession ereigneten. Sie war die Stunde der Gnade und der Begeisterung, zu der die Heilige Jungfrau für ihre Auserwählten Fürbitte einlegte. Die Heilungen, die sich bis jetzt der Reihe nach gezeigt hatten, waren alle zweifelhaft und ohne Interesse gewesen. Draußen hörte man ein Getrampel von Füßen und das, dumpfe Gemurmel der Menge, die von Kirchenliedern erregt und erhitzt durch das erbitterte Verlangen nach dem, Übernatürlichen in

Fieberwahn versetzt wurde und die in der Erwartung immer nervöser wurde.

Jetzt trat aber ein Mädchen ein, lächelnd und bescheiden, mit hellen, von Vernunft leuchtenden Augen.

»Ach!« rief der Doktor freudig, »da ist ja unsere kleine Freundin Sophie. Meine Herren! Eine bemerkenswerte Heilung, die sich im letzten Jahr zu ähnlicher Zeit ereignet hat und deren Erfolg ich Ihnen zeigen möchte.«

Pierre hatte die durch ein Wunder geheilte Sophie Couteau wiedererkannt, die in Poitiers in sein Abteil eingestiegen war. Er wohnte nun einer Wiederholung der Szene bei, die sich schon vor ihm abgespielt hatte. Doktor Bonamy gab jetzt dem kleinen, blonden, sehr aufmerksam zuhörenden Herrn die umständlichsten Erklärungen: ein Knochenfraß an der linken Ferse, der Anfang eines Brandes, der das Herausschneiden des Knochens notwendig machte und eine

entsetzliche eiternde Wunde verursachte, war in einer Minute beim ersten Eintauchen in den Weiher geheilt worden.

»Sophie! Erzählen Sie es dem Herrn!«

Die Kleine nahm ihre hübsche, die Aufmerksamkeit festhaltende Haltung an.

»Ja«, begann sie, »mein Fuß war verloren. Ich konnte nicht einmal mehr in die Kirche gehen, und man mußte ihn stets in Leinwand einwickeln, denn es flossen Dinge heraus, die gar nicht sauber waren. Herr Rivoire, der Arzt, der einen Schnitt gemacht hatte, um hineinzusehen, sagte, man müsse ein Stück vom Knochen wegnehmen. Davon hätte ich ganz sicher gehinkt. Nachdem ich inbrünstig zur Heiligen Jungfrau gebetet hatte, habe ich meinen Fuß in das Wasser getaucht mit einem so großen Verlangen, geheilt zu werden, daß ich mir nicht einmal die Zeit nahm, die Leinwand wegzumachen. Und alles ist im Wasser zurückgeblieben. Als ich meinen Fuß

herauszog, war alles weg.«

Doktor Bonamy folgte ihrer Rede und billigte jedes Wort mit einem Kopfnicken.

»Wiederholen Sie uns, Sophie, was Ihr Arzt sagte!«

»Daheim, als Herr Rivoire meinen Fuß sah, da hat er gesagt: ›Sei es der liebe Gott oder der Teufel, der dieses Kind geheilt hat, mir gilt das gleich: aber wahr ist's, daß es geheilt ist.««

Schallendes Gelächter brach los, das Wort hatte seine sichere Wirkung.

»Und, Sophie, was sagten Sie zur Frau Gräfin, der Direktorin Ihres Saales?«

»Ach ja. Ich hatte für meinen Fuß nicht viel Leinwand mitgenommen, drum sagte ich zu ihr: ›Die Heilige Jungfrau ist sehr gütig gewesen, mich gleich am ersten Tag zu heilen, denn bis morgen wäre mein Vorrat erschöpft gewesen.««



Es erhob sich ein neues Gelächter, und man gab sich allgemein zufrieden, als man sie so artig sah. Sie erzählte ihre Geschichte etwas zu oft, so daß sie sie schließlich auswendig wußte, aber sie war sehr rührend und schien glaubwürdig.

»Sophie!« befahl der Doktor, »ziehen Sie den Schuh aus und zeigen Sie diesen Herren Ihren Fuß. Man muß anfühlen, niemand soll zweifeln dürfen.«

Flink erschien der kleine, sehr weiße und sehr saubere, sogar sorgfältig gepflegte Fuß mit der Narbe unter dem Knöchel, einer langen Narbe, deren weißliche Naht Zeugnis für die Bedenklichkeit des Leidens ablegte. Einige Ärzte hatten sich genähert und betrachteten sie stillschweigend. Andere, die sich ohne Zweifel eine Überzeugung gebildet hatten, rührten sich nicht aus ihrer Stellung. Einer fragte mit sehr höflicher Miene, warum die Heilige Jungfrau, da sie doch einmal daran war, nicht einen ganz

neuen Fuß gemacht habe, was ihr gewiß nicht mehr ausgemacht hätte. Doktor Bonamy erwiderte jedoch lebhaft, wenn die Heilige Jungfrau eine Narbe zurückließ, so sei dies sicher deshalb geschehen, damit eine Spur, ein Beweis des Wunders bestünde. Er ging auf technische Einzelheiten ein und zeigte, daß ein Knochensplitter sowie ein Teil des Fleisches in einem Nu wiederhergestellt werden mußten, das bliebe aber auf natürlichem Wege unerklärbar.

»Mein Gott!« unterbrach ihn der kleine blonde Herr, »es bedarf keiner so großen Umstände. Man zeige mir bloß einen Finger, der mit einem Federmesser geschnitten wurde und vernarbt aus dem Wasser herauskommt. Das Wunder wird ebenso groß sein, und ich werde mich beugen.«

Dann fügte er hinzu:

»Wenn ich eine Quelle hätte, die die Wunden schlösse, würde ich die Welt umstürzen. Ich

weiß nicht, wie ich die Sache angriffe, aber ich würde die Völker herbeirufen, und die Völker würden kommen. Ich ließe die Wunder mit solch unumstößlicher Gewißheit vor aller Augen feststellen, daß ich zum Herrn der Erde würde. Denken Sie doch nur an diese außerordentliche, wahrhaft göttliche Macht! Aber es dürfte kein Zweifel bestehen bleiben: die Wahrheit müßte hell und klar wie die Sonne erstrahlen. Die ganze Erde würde kommen und glauben.«

Er erörterte mit dem Doktor die Mittel zu einer Kontrolle. Er hatte zugegeben, daß nicht alle Kranken bei ihrer Ankunft untersucht werden könnten. Aber warum richtete man im Spital keinen eigenen, für die offenen Wunden bestimmten Saal ein? Man hätte da höchstens etliche dreißig Personen, die man einer Kommission zur vorherigen Untersuchung übergeben könnte. Es müßten Befundsprotokolle aufgenommen und sogar die Wunden photographiert werden. Wenn

sich nachher eine Heilung zeigte, so hätte die Kommission diese Tatsache nur in einem neuen Protokoll zu beurkunden. Und es würde sich da nicht mehr um innerliche Krankheiten handeln, deren Diagnose schwierig und stets bestreitbar sei. Die Dinge würden vor aller Augen liegen.

Ein wenig verlegen wiederholte Doktor Bonamy:

»Ohne Zweifel! Ohne Zweifel! Wir verlangen nur Licht. Die Schwierigkeit bestünde darin, diese Kommission zusammenzusetzen. Wenn Sie wüßten, wie wenig man einander versteht ... Aber es ist sicherlich eine Idee ...«

Er wurde unterstützt durch die Ankunft einer neuen Kranken. Während die kleine, schon vergessene Sophie Couteau ihren Schuh wieder anzog, erschien Elise Rouquet mit ihrem ungeheuerlichen Gesicht. Sie erzählte, daß sie sich seit dem Morgen mit Leinwandstücken am Brunnen wusch, und es

schiene ihr wohl, als ob ihre Wunde eintrockne und blasser werde. Es war wirklich so. Pierre konstatierte sehr überrascht, daß das Aussehen der Wunde weniger schrecklich war. Der Fall gab dem Wortstreit über die offenen Wunden neue Nahrung, denn der kleine blonde Herr blieb starrköpfig bei seiner Idee, einen eigenen Saal dafür einzurichten. In der Tat, wenn man am selben Morgen den Zustand dieses Mädchens festgestellt hätte und es sollte wirklich genesen, welch ein Triumph für die Grotte, einen Lupus geheilt zu haben! Das Wunder würde nicht mehr zu leugnen sein.

Bis dahin hatte sich Doktor Chassaigne unbeweglich und stumm abseits gehalten, als ob er die Tatsachen allein auf Pierre einwirken lassen wollte. Plötzlich neigte er sich vor, um ihm halblaut zu sagen:

»Die offenen Wunden, die offenen Wunden! Dieser Herr läßt sich nicht träumen, daß heutzutage unsere gelehrten Ärzte vermuten,

viele von jenen Wunden seien nervösen Ursprungs. Ja, man findet heraus, daß da einfach eine schlechte Ernährung der Haut vorhanden sei. Die Frage der Ernährung ist noch so wenig erforscht! Und man kann schließlich beweisen, daß der Glaube, der Heilungen bewirkt, durchaus imstande ist, Wunden, unter anderen auch gewisse Lupusgeschwüre, zu heilen. Dann frage ich Sie, welche Gewißheit würde jener Herr mit seinem famosen Saal für offene Wunden erhalten! Es gäbe nur noch mehr Verwirrung und ewigen, leidenschaftlichen Hader. Nein, nein! Alle Wissenschaft ist eitel, sie ist ein Meer von Ungewißheit.«

Er lächelte schmerzlich, während Doktor Bonamy Elise Rouquet aufforderte, die Abwaschungen fortzusetzen und jeden Morgen wiederzukommen, um sich untersuchen zu lassen.

Dann wiederholte er mit seiner verständigen

und leutseligen Miene:

»Nun ja, meine Herren! Es ist ein Anfang da; das läßt sich nicht bezweifeln.«

Nun aber wurde das Büro gänzlich in Verwirrung gebracht. Wie ein Windstoß und tanzend kam die Grivotte hereingestürzt und schrie mit voller Stimme:

»Ich bin geheilt! Ich bin geheilt!«

Sie erzählte, daß man sie anfangs nicht baden wollte. Sie habe darauf bestehen, flehentlich bitten und schluchzen müssen, bis man sich entschloß, es infolge einer förmlichen Erlaubnis des Paters Fourcade zu tun. Sie hatte es aber schon im voraus gesagt: nicht drei Minuten waren verflossen, seitdem man sie ganz in Schweiß gebadet und mit dem Röcheln einer Schwindsüchtigen im eiskalten Wasser untertauchte, da hatte sie gefühlt, wie ihr die Kräfte wiederkamen wie unter einem schweren Peitschenhieb, der in ihren ganzen

Körper einschchnitt. Sie wurde von einer Begeisterung, einem Feuer angeregt, so daß sie vor Freude strahlend hin und her trippelte und nicht auf einer Stelle stehenbleiben konnte.

»Ich bin geheilt, meine guten Herren! Ich bin geheilt!«

Pierre betrachtete sie jetzt ganz bestürzt. War denn das jenes Mädchen, das er die letzte Nacht im Zustand des äußersten Verfalls, hustend und blutspeierend, mit erdfahlem Gesicht auf der Bank des Abteils gesehen hatte? Er erkannte sie nicht wieder: sie stand da gerade und hoch aufgerichtet, mit feurigen Wangen und funkelnden Augen, voller Willen zu leben.

»Meine Herren!« erklärte Doktor Bonamy, »der Fall scheint mir sehr interessant. Wir wollen sehen.«

Er verlangte das Aktenheft der Grivotte. Aber man fand es nicht unter dem Papierhaufen auf



den zwei Tischen. Die Sekretäre, nämlich die jungen Seminaristen, kehrten das unterste zu oberst. Der Vorstand, der in der Mitte saß, mußte sich erheben und im Bücherschrank nachsehen. Als er endlich seinen Stuhl wieder einnahm, entdeckte er das Aktenheft unter dem Register, das er groß aufgeschlagen vor sich liegen hatte. Es befanden sich sogar drei ärztliche Zeugnisse darin, die er selbst vorlas. Übrigens schlossen alle drei auf eine vorgeschrittene Schwindsucht, die durch Nervenzufälle verwickelt und ganz eigentümlich gestaltet war.

Doktor Bonamy schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, eine solche Übereinstimmung lasse keinen Zweifel aufkommen. Dann hörte er die Kranke ab und flüsterte schließlich: »Ich höre nichts. Ich höre nichts.« Doch verbesserte er sich. »Oder beinahe nichts«, sagte er.

Dann wandte er sich zu den fünfundzwanzig bis dreißig Ärzten, die sich schweigend

verhielten:

»Meine Herren! Wenn einige von Ihnen mir mit Ihrem Wissen Hilfe leisten wollen ... Wir sind hier, um zu studieren und zu untersuchen.«

Zuerst rührte sich niemand von der Stelle. Hernach wagte es einer, sich darauf einzulassen. Er hörte das junge Mädchen ab, aber er sprach sich nicht aus, dachte nach und schüttelte zweifelhaft den Kopf. Endlich stotterte er, ihm schiene, man müsse die Sache abwarten. Aber sofort nahm ein anderer seinen Platz ein, und dieser sprach sich ganz bestimmt aus: er hört durchaus nichts, niemals sei diese Frau schwindsüchtig gewesen. Noch andere folgten ihm, endlich waren alle an der Reihe gewesen mit Ausnahme von fünf oder sechs, die unter feinem Lächeln eine feste Haltung bewahrten. Die Verwirrung war auf einer ihrer höchsten Stufen angelangt, denn jeder gab seine merklich abweichende

Meinung kund, derart, daß man in dem lärmenden Durcheinander der Stimmen sich selber nicht mehr sprechen hörte. Nur der Pater Dargelès zeigte die Ruhe vollständiger Unbefangenheit, denn er hatte einen jener Fälle aufgespürt, die die Leidenschaften erwecken und den Ruhm unserer lieben Frau von Lourdes bilden. An einer Ecke des Tisches machte er bereits seine Notizen.

Dank dem lauten Stimmengewirr konnten Pierre und Doktor Chassaigne abseits plaudern, ohne daß: man sie hörte.

»Oh, diese Weiher, die ich soeben gesehen habe«, sagte der junge Priester, »diese Weiher, deren Wasser man so selten erneuert! Welcher Unrat, welche Mikrobenbrühe! Ach, die Sucht und die Begeisterung für antiseptische Vorsichtsmaßregeln, der wir verfallen sind, erhält da eine gewaltige Ohrfeige. Wie kommt es nur, daß nicht eine und dieselbe Pest alle diese Kranken hinwegrafft? Die Gegner der

Theorie von den Bazillen können lachen!«

Der Doktor tat ihm Einhalt.

»Aber nein, mein Sohn! Wenn die Bäder auch nicht reinlich sind, so bringen sie doch keinen Schaden. Bedenken Sie, daß das Wasser nicht über zehn Grad steigt, und um Bazillen zu züchten, bedarf es deren fünfundzwanzig. Dann kommen durchaus keine ansteckenden Krankheiten nach Lourdes, weder Cholera noch Typhus, weder schwarze Blattern noch Masern und Scharlach. Wir sehen nur gewisse organische Krankheiten, wie Lähmungen, Skrofeln, Krebsgeschwülste, die Eitergeschwüre und Abszesse, Krebs und Schwindsucht, und diese ist durch das Wasser der Bäder nicht übertragbar. Die alten Wunden, die man darin anfeuchtet, bieten keine Gefahr der Ansteckung. Ich versichere Sie, daß in dieser Hinsicht selbst die Heilige Jungfrau nicht einzuschreiten braucht.«

»Nun, Doktor, hätten Sie vormals, als Sie noch

praktizierten, alle Ihre Kranken im eiskalten Wasser baden lassen? Die Frauen, gleichviel zu welcher Zeit des Monats, die Rheumatiker, die Herzleidenden, die Schwindsüchtigen? Dieses unglückliche, halbtote, von Schweiß überströmte Mädchen hätten Sie baden lassen?«

»Sicherlich nicht! Es gibt stark wirkende Mittel, die man nicht ohne weiteres anzuwenden wagt. Gewiß kann ein eiskaltes Bad einen Schwindsüchtigen töten, aber wissen wir denn, ob es ihn unter bestimmten Umständen nicht retten kann? Ich habe zugegeben, daß eine übernatürliche Kraft hier waltet, und ich räume sehr gern ein, daß Heilungen sich auf natürliche Weise vollziehen müssen, dank dieser Eintauchung ins kalte Wasser, die uns so töricht und barbarisch erscheint. Ach, wieviel ist uns noch unbekannt ...«

Er verfiel wieder in seinen Zorn, in seinen Haß

gegen die Wissenschaft, die er verachtete, seitdem sie ihn in seiner Ohnmacht beim Todeskampf seiner Frau und seiner Tochter im Stiche gelassen hatte.

Dann fuhr er fort:

»Sie verlangen Zuverlässigkeit, die medizinische Wissenschaft wird sie Ihnen gewiß nicht bieten. Hören Sie einen Augenblick diesen Herren zu, und seien Sie erbaut davon! Ist sie nicht schön, diese vollständige Verwirrung, in der alle Ansichten sich widerstreiten? Gewiß, es gibt Krankheiten, die man vortrefflich kennt, bis in die kleinsten Phasen ihrer Entwicklung, es gibt Mittel, deren Wirkung man mit der gewissenhaftesten Sorgfalt erforscht hat. Was man aber nicht weiß und nicht wissen kann, das ist die Beziehung, in der das Mittel zur Krankheit steht, denn jeder Kranke ist ein besonderer Fall, und bei jedem muß eben wieder ein Versuch gemacht werden. Das ist

der Grund, weshalb die Arzneiwissenschaft eine Kunst bleibt: sie kann keine auf Erfahrung gegründete strenge Regel besitzen. Stets hängt die Heilung vom Zufall, von einem glücklichen Umstand, vom findigen Geist des Arztes ab. Und dann begreifen Sie wohl, daß die Leute, die zu den Beratungen hierherkommen, mich zum Lachen bringen, wenn sie im Namen der absoluten Gesetze der Wissenschaft sprechen. Wo sind sie denn, diese Gesetze in der Medizin? Man zeige sie mir!«

Er wollte nicht weiter darüber reden. Aber seine Leidenschaft riß ihn fort.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich gläubig geworden bin. Allein ich verstehe in der Tat sehr wohl, warum dieser brave Doktor Bonamy sich durchaus nicht aufregt, und daß er die Ärzte der ganzen Welt zusammenruft, um seine Wunder zu erforschen. Je mehr Ärzte da sind, desto weniger kommt bei diesem

Widerstreit von Diagnosen und Behandlungsmethoden die Wahrheit ans Licht. Wenn man sich nicht einmal über eine sichtbare Wunde einigt, so kann man sich nicht über eine innerliche Verletzung verständigen, die die einen verneinen, während die anderen sie bestätigen. Warum sollte demnach nicht alles zum Wunder werden? Denn genau genommen, ob die Natur wirksam ist oder eine unbekannte Kraft, die Ärzte werden meistens nicht weniger in Erstaunen gesetzt durch den Ausgang der Krankheiten, den sie nur in seltenen Fällen vorhergesehen haben. Ohne Zweifel sind die Dinge hier schlecht organisiert. Diese Zeugnisse von Ärzten, die man nicht kennt, haben keinen ernsthaften Wert. Es bedürfte einer sehr strengen Kontrolle der Dokumente. Aber selbst eine absolute wissenschaftliche Strenge vorausgesetzt, wären Sie doch sehr naiv, mein liebes Kind, wenn Sie glaubten, daß sich eine offenbare Überzeugung für alle ergäbe. Der



Irrtum liegt einmal im Menschen, und es gibt kein heldenmäßigeres Werk, als auch nur die kleinste Wahrheit festzustellen.«

Da ging Pierre das Verständnis auf für das, was in Lourdes vorging: für das außerordentliche Schauspiel, dem die Welt seit Jahren beiwohnte unter der frommen Anbetung der einen und dem beschimpfenden Gespött der anderen. Gewiß waren noch wenig erforschte, selbst ganz unbekannte Kräfte tätig, wie Autosuggestion, von langer Hand vorbereitete Erschütterung, die hinreißende Gewalt der Reise, der Gebete und Gesänge, die zunehmende Aufregung und vor allem der die Heilung bewirkende Odem, die unbekannte Triebkraft, die in der heftigen Krise des Glaubens von den Volksmassen ausströmte. Darum schien es ihm nunmehr wenig verständig, an Betrug zu glauben. Die Tatsachen lagen viel höher und zugleich viel einfacher. Die Patres der Grotte brauchten nicht zu Lügen zu greifen. Es genügte ihnen,

zur Verwirrung mitzuhelfen und die allgemeine Unwissenheit auszunützen. Man durfte sogar annehmen, daß alle im guten Glauben waren: die Ärzte ohne Genie, die die Zeugnisse ausstellten, die getrösteten Kranken, die sich geheilt glaubten, und die leidenschaftlichen Zuschauer, die schwören, es gesehen zu haben ... Und aus alldem ergab sich die offenbare Unmöglichkeit, zu beweisen, daß ein Wunder vorliege oder nicht. Wurde es nicht schon dadurch für die meisten, für alle, die litten und der Hoffnung bedurften, zur Wirklichkeit?

Doktor Bonamy, der sie abseits plaudern sah, hatte sich ihnen genähert. Da wagte es Pierre, ihn zu fragen:

»In welchem Verhältnis ungefähr vollziehen sich die Heilungen?«

»Es kommen beiläufig zehn Heilungen auf hundert Kranke«, antwortete er.

Und weil er in den Augen des jungen Priesters las, was dieser nicht sagen konnte, so fügte er mit vollkommener Gutmütigkeit bei:

»Oh, wir würden deren mehr erzielen, alle wären geheilt, wenn wir auf sie hören wollten. Aber es muß wohl gesagt werden: ich bin hier, um die Wunder ein wenig unter Polizeiaufsicht zu halten. Mein ganzes Amt besteht darin, den allzu großen Eifer zu hemmen und zu verhüten, daß die heiligen Dinge ins Lächerliche gezogen werden. Kurz, mein Büro ist nur eine Beglaubigungsstelle für Heilfälle, die in der Tat ernst erscheinen.«

Aber er wurde durch dumpfes Gemurmel unterbrochen. Es war Raboin, der sich ärgerte.

»Heilfälle, die ernst erscheinen!« knurrte er. »Wozu ist deren Feststellung und Beglaubigung gut? Das Wunder vollzieht sich ununterbrochen. Wozu dasselbe für die Gläubigen amtlich feststellen? Sie haben sich nur zu beugen und zu glauben. Und für die

Ungläubigen? Was nützt es diesen wiederum? Man wird sie doch niemals überzeugen. Dummheiten machen wir hier!«

Doktor Bonamy befahl ihm streng, zu schweigen.

»Raboin!« sagte er, »Sie sind ein Rebell. Ich werde dem Pater Capdebarthe sagen, daß ich nichts mehr von Ihnen wissen will, weil Sie Ungehorsam säen.«

Und doch war er im Recht, dieser Bursche, der die Zähne wies und sich stets bereit zeigte zu beißen, sobald man an seinen Glauben rührte. Pierre betrachtete ihn mit Sympathie. In der Tat war dieses ganze, noch dazu übel eingerichtete Geschäft des Büros der Beurkundungen unnütz, da es die Frommen verletzte und für die Ungläubigen ungenügend war. Läßt sich ein Wunder beweisen? Man muß daran glauben. Es ist zu Ende mit dem Begreifen, sobald Gott einschreitet. In den Jahrhunderten der wahrhaften Gläubigkeit gab

sich die Wissenschaft nicht damit ab, Gott zu erklären. Was wollte sie hier? Sie legte dem Glauben Fesseln an und schmälerte ihr eigenes Ansehen. Nein, nein! Entweder werfe man sich nieder, küsse die Erde und glaube, oder aber man gehe weg! Da war kein Kompromiß möglich. Sobald man einmal mit den Untersuchungen begonnen hatte, gab es dafür keine Schranke mehr, und sie führten unvermeidlich zum Zweifel.

Namentlich litt Pierre unter den außerordentlichen Gesprächen, die er um sich herum hörte. Es waren Gläubige da, die mit Behagen, mit unerhörter Ruhe von den Wundern sprachen. Die erstaunlichsten Tatsachen ließen sie ganz kühl. Noch ein Wunder und wieder eins! Lächelnd erzählten sie sich Wahngelbde, ohne daß ihre Vernunft im geringsten Verwahrung dagegen eingelegt hätte.

Augenscheinlich lebten sie inmitten eines

solchen Fiebers überspannter Einbildungen, daß sie nichts mehr in Erstaunen versetzte. Und es waren durchaus nicht nur einfältige, kindische, ungebildete, von Halluzinationen heimgesuchte Leute wie Raboin, sondern es befanden sich darunter auch verstandeskräftige Männer, gebildete Geister, Gelehrte, Doktor Bonarny und andere. Es war unbegreiflich! Pierre fühlte darum ein zunehmendes Mißbehagen in sich aufsteigen, seine Vernunft wehrte sich wie ein armes Geschöpf, das man ins Wasser geworfen hat und das fühlt, wie die Wellen es von allen Seiten ergreifen und ersticken. Und er dachte, daß ein Umstand, der, wie bei Doktor Chassaigne, zum blinden Glauben umschlug, wohl zuerst dieses Mißbehagen und diesen Kampf überwinden müsse, bevor der endgültige Schiffbruch eintritt.

Er betrachtete ihn und fand ihn unendlich traurig, vom Schicksal niedergeschmettert, schwach wie ein weinendes Kind und ganz

allein auf der Welt. Trotzdem aber konnte er den Schrei des Protestes nicht unterdrücken, der ihm auf die Lippen stieg.

»Nein, nein! Wenn man auch nicht alles weiß, ja selbst wenn man niemals alles ergründet, so ist das doch kein Grund, daß man zu lernen aufhört. Es wäre schlimm, wenn das Unbekannte durch unsere Schwäche und Unwissenheit uns immer unbekannt bliebe. Unsere ewige Hoffnung soll im Gegenteil die sein, daß die unerklärlichen Tatsachen sich einst erklären werden, und vernünftigerweise sollten wir kein anderes Ideal kennen, als mit Überwindung der Schwächen unseres Körpers und unseres Geistes das Unbekannte zu erforschen, um es erkennen zu lernen und der Vernunft, wenn auch nur schrittweise, zum Siege zu verhelfen. Ach, die Vernunft, durch sie leide ich, von ihr erwarte ich auch meine ganze Stärke! Wenn sie zugrunde geht, wird das ganze Wesen zunichte. Und ich habe nur den brennenden Durst, die Forderungen der

Vernunft immer mehr zu befriedigen.«

Tränen erschienen in den Augen des Doktors Chassaigne. Ohne Zweifel erinnerte er sich soeben seiner teuren Toten. Er flüsterte:

»Die Vernunft, die Vernunft! Ja, gewiß ist sie ein großes, herrliches Ding, ja sogar die Würde des Lebens. Aber die allmächtige Kraft des Lebens ist die Liebe, das einzige Gut, das man zurückerobern soll, wenn man es verloren hat –«

Seine Stimme brach in einem erstickten Schluchzen. Er blätterte mechanisch in den Aktenheften auf dem Tische und fand dabei das Aktenstück, das in großen Buchstaben den Namen Mariens von Guersaint trug. Er öffnete es und las die Zeugnisse der zwei Ärzte, die auf eine Lähmung des Rückenmarkes schlossen.

Dann fuhr er fort:

»Ja, mein Kind! Sie haben, wie ich weiß, eine



lebhaftes Zuneigen für Fräulein von Guersaint. Was würden Sie sagen, wenn sie hier geheilt würde? Ich sehe da Zeugnisse, die ehrenwerte Unterschriften aufweisen, und Sie wissen, daß Lähmungen dieser Art fast alle unheilbar sind. Nun gut! Wenn diese junge Person plötzlich laufen und springen würde, wie ich schon so viele andere gesehen habe, wären Sie nicht sehr glücklich? Gäben Sie nicht endlich das Walten einer übernatürlichen Macht zu?«

Pierre wollte antworten, als er sich auf einmal der Konsultation seines Veters Beauclair erinnerte sowie des vorhergesagten Wunders, das sich wie ein Blitzstrahl durch ein Aufraffen, eine höchste Anspannung des ganzen Wesens kundgeben würde. Er fühlte, wie sein Unbehagen wuchs, und begnügte sich, zu sagen:

»In der Tat, ich wäre sehr glücklich. Und Sie haben recht, es bedarf in der Unruhe dieser

Welt nur des Willens, um glücklich zu sein.«

Aber er konnte nicht länger dableiben. Die Hitze wurde so groß, daß der Schweiß von den Gesichtern rann. Doktor Bonamy hatte sich daran gemacht, einem von den Seminaristen das Untersuchungsergebnis der Grivotte zu diktieren, während der Pater Dargelès die Ausdrücke überwachte und sich bisweilen erhob, um ihn einen Satz abändern zu lassen. Übrigens dauerte der Lärm um sie herum noch fort. Der Streit der Ärzte hatte eine andere Wendung genommen und bezog sich jetzt auf technische Punkte, die für den ihrem Studium unterbreiteten speziellen Fall von keinem Interesse waren. Man konnte zwischen den Bretterwänden nicht mehr atmen. Der kleine blonde Herr, der einflußreiche Pariser Schriftsteller, war unzufrieden fortgegangen, da er kein wirkliches Wunder zu sehen bekommen hatte.

Pierre sagte zum Doktor Chassaigne:

»Lassen Sie uns hinausgehen, mir wird schlecht.«

Sie traten zur nämlichen Zeit hinaus wie die Grivotte, die man entließ. Aber gleich an der Tür gerieten sie wieder in ein Menschengewühl, das sich umher drängte und stieß, um die zu sehen, an der sich ein Wunder offenbart hatte. Das Gerücht von dem Wunder mußte sich schon verbreitet haben, denn wer die Auserwählte sah, fragte sie aus und berührte sie. Sie aber mit ihren purpurroten Wangen und flammenden Augen wußte nichts anderes zu tun, als daß sie mit der Haltung einer Tänzerin wiederholte:

»Ich bin geheilt! Ich bin geheilt!«

Rufe übertönten ihre Stimme, sie wurde in den Wirbeln der lärmenden Menschenflut verschlungen und mit fortgerissen. Einen Augenblick verlor man sie aus den Augen, wie wenn sie untergegangen wäre, dann erschien sie plötzlich wieder ganz nahe bei Pierre und

dem Doktor, die sich einen Weg durch die Menge zu bahnen versuchten. Da fanden sie den Hauptmann. Es war eine von seinen fixen Ideen, zu den Weihern und der Grotte hinabzugehen, um sich zu ärgern. Militärisch in seinen Überrock eingeschnürt, stützte er sich wie immer auf seinen Rohrstock mit dem silbernen Knopf. Dabei schleppte er sein linkes Bein ein wenig nach, das ein Überbleibsel der Lähmung seit der Zeit seines zweiten Schlaganfalls steif machte. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen flammten vor Zorn, als die Grivotte ihn anstieß, um vorbeizukommen, und inmitten des entfesselten Enthusiasmus der Menge wiederum schrie:

»Ich bin geheilt! Ich bin geheilt!«

»Nun«, rief er wütend und zornig, »desto schlimmer für Sie, meine Tochter!«

Man schrie auf und fing zu lachen an, denn man kannte ihn und verzieh ihm seine

wahnwitzige Leidenschaft für den Tod. Als er aber verwirrte Worte flüsterte und sagte, es sei zum Erbarmen, daß man leben wolle, wenn man weder Vermögen noch Schönheit besitze, und daß dieses Mädchen lieber sogleich hätte sterben sollen, statt weiter zu leiden, da begann man trotzdem, ihn ringsherum auszuschelten. Der Abbé Judaine, der vorbeiging, befreite ihn aus der peinlichen Lage. Er zog ihn auf die Seite.

»Schweigen Sie doch, lieber Freund!« sagte er zu ihm. »Das ist anstößig. Warum lehnen Sie sich auf gegen die Güte Gottes, der sich manchmal gnädig erweist gegen unser Elend, indem er es erleichtert? Ich sage es Ihnen nochmals: Sie selbst sollten auf die Knie niederfallen und flehen, daß er Ihnen Ihr Bein wiedergibt und Sie noch zehn Jahre leben läßt.«

Das erwürgte ihn beinahe.

»Ich, ich soll noch zehn Jahre begehren, da

doch mein schönster Tag der sein wird, an dem ich abfare? Ich soll ebenso gemein, ebenso feig sein wie diese Tausende von Kranken, die ich hier der Reihe nach vorbeikommen sehe, von einem niederträchtigen Schrecken vor dem Tod befangen, heulend vor Schwäche und ihrer unaussprechlichen Sucht, leben zu wollen? O nein! Ich müßte mich zu sehr verachten! Daß ich doch verreckte, und zwar auf der Stelle! Es muß so schön sein, nicht mehr zu leben!«

Endlich befand er sich mit Doktor Chassaigne und Pierre außerhalb des Getümmels der Pilger und am Ufer des Gave. Er wandte sich an den Doktor, dem er oft begegnete.

»Haben sie nicht soeben versucht, einen Menschen von den Toten zu erwecken? Man hat mir so 'was erzählt, und ich wäre fast daran erstickt. He, Doktor! Begreifen Sie? Einen Menschen, der das Glück hatte, tot zu sein, und den sie sich erlaubten, in ihrem Wasser

einzuweichen in der verbrecherischen Hoffnung, ihn wieder zum Leben zu bringen? Wenn es ihnen nun geglückt wäre, wenn ihr Wasser – man weiß ja nie, was in dieser possierlichen Welt vorkommen kann – diesen Unglücklichen wiederbelebt hätte, glauben Sie, der Mann hätte nicht das Recht gehabt, ihnen seinen Zorn ins Angesicht zu speien? Hatte der Tote sie gebeten, ihn wieder zu erwecken? Wußten sie denn, ob er nicht froh war, gestorben zu sein? Man befragt doch wenigstens die Leute. Wenn sie dieses unflätige Possenspiel mit mir aufführen wollten, mit mir, wenn ich endlich den guten, langen Schlaf schlafe, haha, ich würde sie hübsch empfangen! ›Mischt euch doch nicht in Dinge, die euch nichts angehen!‹ würde ich ihnen sagen und hätte nichts Eiligeres zu tun, als wieder zu sterben!«

Er war so eigentümlich in seiner zornigen Aufwallung, daß der Abbé Judaine und der Doktor sich eines Lächelns nicht enthalten

konnten. Pierre aber blieb ernst. Hatte er nicht soeben die verzweifelten Verwünschungen des Lazarus vernommen? Oft hatte er sich eingebildet, daß der aus dem Grabe auferstandene Lazarus Jesu zuschrie: »Oh, Herr! Warum hast du mich wieder erweckt zu diesem abscheulichen Leben? Ich schlief so süß den ewigen Schlaf ohne Traum, ich kostete endlich eine süße Ruhe in der Wonne des Nichts! Alle Armseligkeiten und Schmerzen, alle Tücke und falschen Hoffnungen, Gebrechen und Krankheiten hatte ich kennengelernt. Ich hatte dem Leiden die furchtbare Schuld eines Lebenden bezahlt, denn ich war zur Welt gekommen, ohne zu wissen, warum, und ich hatte gelebt, ohne zu wissen, wie! Und nun, o Herr, läßt du mich doppelt bezahlen, du verurteilst mich, meine Strafzeit von vorne zu beginnen! Habe ich denn irgendeinen unsühnbaren Fehltritt begangen, da du ihn mit einer so grausamen Züchtigung bestrafst? Wiederum leben, ach!



Jeden Tag ein wenig von seinem Fleisch absterben zu fühlen, den Verstand zu besitzen nur, um zu zweifeln, den Willen nur, um nichts zu vermögen, ein zartes Gemüt nur, um seine Qualen zu beweinen! Und das alles war zu Ende. Ich hatte ihn getan, den erschreckenden Schritt zum Tode, ich hatte sie hinter mir, die Sekunde, die so furchtbar ist, daß sie das ganze Dasein vergiftet. Und ich hatte auch gefühlt, wie der Todesschweiß mich benetzte, wie das Blut sich aus meinen Gliedern zurückzog und der Atem in einem letzten Seufzer entwich. Du willst also, daß ich diese Pein zweimal kennenlerne: ich werde zweimal sterben müssen, und mein irdisches Elend soll jenes aller anderen Menschen überragen? Ach, Herr! Dann mag es sogleich geschehen! Ja, ich beschwöre dich darum, wirke dies andere große Wunder, daß ich mich aufs neue in das Grab lege, und daß ich, ohne zu leiden, wieder hinüberschlummere in meinen unterbrochenen ewigen Schlaf. Lege

mir gnädigst nicht die Marter eines nochmaligen Lebens auf, diese so entsetzliche Marter, zu der du kein Wesen je verdammt hast. Ich habe dich stets geliebt und dir gedient, mache mich nun nicht zum Beispiel deines höchsten Zornes, vor dem alle Geschlechter in Schrecken geraten würden. Sei gütig und mild, o Herr! Gib mir den Schlaf wieder, den ich wohlverdient habe, schläfe mich aufs neue ein in die Wonnen deines Nichts!«

Inzwischen hatte der Abbé Judaine den Hauptmann, den er endlich beruhigte, hinweggeführt, und Pierre drückte dem Doktor Chassaigne die Hand, da er sich erinnerte, daß es schon über fünf Uhr war und daß Marie auf ihn warten mußte. Als er endlich zur Grotte zurückkehrte, kam es zu einer neuen Begegnung: er traf den Abbé des Hermoises im eifrigen Gespräch mit Herrn von Guersaint, der eben erst, durch einen guten Schlaf ermuntert, sein Gasthofzimmer verlassen hatte.

Beide bewunderten die außerordentliche Schönheit, die die Begeisterung des Glaubens gewissen Frauenantlitzen verlieh. Auch plauderten sie über ihren Plan, einen Ausflug nach dem Tal von Gavarnie zu machen.

Übrigens begleitete Herr von Guersaint den jungen Priester, sobald er erfuhr, daß Marie ein erstes Bad ohne Erfolg genommen hatte. Sie trafen das junge Mädchen noch in der gleichen schmerzhaften Betäubung, die Blicke stets auf die Heilige Jungfrau geheftet, die sie nicht erhört hatte. Sie antwortete nicht auf die zärtlichen Worte, die ihr Vater an sie richtete. Sie betrachtete ihn nur mit ihren großen, tieftraurigen Augen und wandte sie dann wieder der vom Strahlenkranz der Kerzen umgebenen weißen Marmorstatue zu. Und während Pierre wartete, um sie nach dem Hospital zurückzuführen, war Herr von Guersaint andächtig niedergekniet. Zuerst betete er inbrünstig um die Genesung seiner Tochter. Hernach bat er für sich selbst: er

verlangte die Gnade, einen Teilhaber zu finden, der ihm die Million gäbe, die er zu seinen Studien über die Lenkbarkeit der Luftschiffe notwendig hatte.

## V

Gegen elf Uhr abends kam Pierre, der Herrn von Guersaint in seinem Zimmer im Hotel des Apparitions zurückließ, auf den Gedanken, einen Augenblick nach dem Hospital Notre-Dame des Douleurs zurückzukehren, ehe er sich selbst schlafen legte. Er hatte Marie so hoffnungslos, so stumm und in scheues Schweigen versunken, verlassen, daß er voll Unruhe war. Nachdem er Frau von Jonquièrre an die Tür des Saales Sainte-Honorine hatte rufen lassen, kam noch mehr Sorge über ihn, denn die Nachrichten lauteten nicht gut. Die

Vorsteherin teilte ihm mit, das junge Mädchen habe die Lippen noch immer nicht geöffnet, gebe niemandem eine Antwort und weigere sich sogar zu essen. Sie wünschte ebenfalls dringend, daß Pierre eintreten möchte. Die Frauensäle waren zwar den Männern bei Nachtzeit verboten, aber ein Priester ist ja kein Mann.

»Sie liebt nur Sie«, sagte die Vorsteherin; »sie wird nur auf Sie hören. Ich bitte Sie darum, treten Sie ein und setzen Sie sich an ihr Bett. Erwarten Sie den Abbé Judaine, der gegen ein Uhr morgens kommen muß, um den Kränksten, die sich nicht von der Stelle rühren können und die essen, sobald es Tag wird, die Kommunion zu reichen, Sie können ihm behilflich sein.«

Pierre begleitete hierauf Frau von Jonquière, die ihn zu Häupten Mariens niedersetzen ließ.

»Liebes Kind!« sagte sie, »ich bringe Ihnen jemand, der Sie sehr liebhat. Nicht wahr, Sie

werden plaudern und vernünftig sein?«

Aber als die Kranke Pierre erkannte, betrachtete sie ihn mit einer Miene verbitterten Leids, ihr Antlitz war düster und hart vor seelischer Empörung.

»Wollen Sie, daß er Ihnen etwas vorliest? Wünschen Sie eine jener schönen, tröstenden Vorlesungen, wie er uns eine im Eisenbahnwagen hielt? Nein, das würde Sie nicht unterhalten, Sie haben keine Freude daran. Nun gut! Wir werden später sehen. Ich lasse Sie allein mit ihm und bin überzeugt, daß Sie sofort sehr brav sein werden.«

Vergeblich sprach Pierre zu ihr und sagte ihr alles, was seine Zärtlichkeit Gutes und Schmeichelhaftes fand, indem er sie anflehte, nicht derart in Verzweiflung zu versinken. Wenn die Heilige Jungfrau sie nicht den ersten Tag geheilt hatte, so geschähe es wohl nur deshalb, weil sie sie für irgendein glänzendes Wunder vorbehielte. Sie hatte aber den Kopf

abgewandt, sie schien ihn nicht einmal mehr zu hören. Ihr Mund zeigte einen bitteren Zug, ihre erzürnten Augen verloren sich ins Leere. Er mußte schweigen und betrachtete den Saal rings um sich.

Dieser Saal bot ein abscheuliches Schauspiel. Noch niemals war ihm so schlimm zumute gewesen wie bei dieser von Erbarmen und Schrecken hervorgerufenen Übelkeit. Man hatte seit langem zu Nacht gegessen, aber die aus der Küche heraufgetragenen Portionen lagen trotzdem noch auf den Betten herum. Es gab Kranke, die die ganze Nacht hindurch aßen, während andere ohne Ruhe wimmerten und inständig baten, man möchte sie umdrehen oder auf das Nachtgeschirr setzen. In dem Maße, wie die Nacht vorschritt, überfiel alle eine Art unbestimmten Deliriums. Sehr wenige schliefen ruhig. Einige lagen entkleidet unter den Decken, die größte Zahl einfach darauf ausgestreckt, da sie so schwer zu entkleiden waren, daß sie während der fünf Tage der

Pilgerfahrt nicht einmal die Wäsche wechselten. Die Überfüllung des Saales schien in dem Halbdunkel noch schlimmer: man unterschied die fünfzehn längs der Wände in Reihen aufgestellten Betten, die sieben Matratzen, die den mittleren Gang verstopften und zu denen man noch einige andere hinzugefügt hatte, dann eine Anhäufung von zahllosen Lumpen, unter denen die Gepäckstücke, die alten Körbe, Kisten und Reisesäcke herumlagen. Man wußte nicht mehr, wohin man den Fuß setzen sollte. Zwei rauchende Laternen erhellten nur spärlich dieses Feldlager von todkranken Frauen. Der Geruch war entsetzlich trotz der zwei halb offenen Fenster, durch die die schwüle Hitze der Augustnacht hereinzog. Schatten huschten vorüber, vom Alpdrücken erpreßte Schreie wurden laut und bevölkerten diese Hölle der nächtlichen Qualen.

Jetzt sah Pierre Raymonde, die nach Beendigung ihres Dienstes ihre Mutter



begrüßen wollte, ehe sie hinaufstieg, um in einer den Schwestern vorbehaltenen Mansarde sich ins Bett zu legen. Frau von Jonquière selbst, die ihr Vorsteherinnenamt sehr ernst nahm, schloß drei Nächte lang die Augen nicht. Sie hatte wohl einen Sessel, um sich darauf auszustrecken, aber sie konnte keinen Augenblick darin sitzen, ohne gestört zu werden. Im übrigen wurde sie von der kleinen Frau Desagneaux unterstützt, die einen so übermäßigen Eifer bewies, daß Schwester Hyacinthe lächelnd zu ihr gesagt hatte: »Aber warum werden Sie denn keine barmherzige Schwester?« – »Nein!« antwortete sie, »ich kann ja nicht, ich bin verheiratet und bete meinen Mann an!« – Frau Volmar hatte sich nicht einmal gezeigt. Man sagte, Frau von Jonquière habe sie zu Bett geschickt, weil sie über eine heftige Migräne klagte. Das hatte Frau Desagneaux außer sich gebracht, denn sie rief laut, mit welchem Recht man hierherkäme, um die Kranken zu pflegen, wenn man selber

nicht kräftig sei. Trotzdem begann auch sie, ihre Arme und Beine zu fühlen, wenn sie es auch nicht zugestehen wollte, auf die geringste Klage herbeilief und stets zu Helfen bereit war. Sie, die in Paris eher einem Bedienten geklingelt als einen Leuchter von der Stelle gerückt hätte, ging mit den Geschirren und Waschbecken hin und her, leerte die Nachtstühle und hob die Kranken mit der vollen Kraft ihrer Arme in die Höhe, während Frau von Jonquière ihnen die Kopfkissen hinter den Rücken schob. Aber als es elf Uhr schlug, da war sie wie zerschlagen. Sie hatte die Unklugheit begangen, sich einen Augenblick, von Müdigkeit übermannt, im Sessel auszustrecken. Sie schlief auf der Stelle ein. Ihr hübscher Kopf inmitten der verblüffend reichen Flut ihrer wunderbaren blonden Haare war auf die eine Schulter gesunken, und nichts mehr vermochte sie zu wecken.

Frau von Jonquière war behutsam

wiedergekommen und sagte dem jungen Priester:

»Ich hatte wohl daran gedacht, Herrn Ferrand holen zu lassen, Sie wissen, den internen Arzt, der uns begleitet, er hätte dem armen Fräulein irgend etwas gereicht, um sie zu beruhigen. Aber er ist unten im Saal der Haushaltungen beim Bruder Isidor beschäftigt. Und dann wissen Sie, wir lassen hier niemand ärztlich behandeln. Wir kommen nur, um unsere lieben Kranken in die Hände der Heiligen Jungfrau zu legen.«

Schwester Hyacinthe, die entschlossen war, die Nacht bei der Vorsteherin zuzubringen, näherte sich.

»Ich komme aus dem Saal der Haushaltungen herauf«, sagte sie, »wohin ich Herrn Sabathier Orangen zu bringen versprochen hatte. Dort habe ich Herrn Ferrand gesehen, dem es gelungen ist, den Bruder Isidor wieder zu beleben. Wünschen Sie, daß ich noch einmal

hinuntergehe, um ihn zu holen?«

Aber Pierre widersetzte sich dem.

»Nein, nein! Marie wird schon vernünftig werden. Ich werde ihr gleich einige schöne Geschichten vorlesen, das wird sie beruhigen.«

Marie blieb immer noch stumm. An der Wand befand sich eine von den zwei Laternen, und Pierre sah ganz deutlich ihr schmales Antlitz, das unbeweglich war wie Stein. Drüben im nächsten Bett sah er den Kopf der in tiefen Schlaf versunkenen Elise Rouquet. Sie hatte kein Tuch um und streckte ihr abscheuliches Gesicht, dessen fürchterliche Wunde doch etwas blasser geworden war, in die Luft. Zu seiner Linken hatte er die entkräftete, für unheilbar erklärte Frau Vêtu; sie konnte keinen Augenblick Schlaf finden, da sie von einem ununterbrochenen Röcheln erschüttert wurde. Er sagte ihr einige freundliche Worte, und sie dankte ihm mit einer Bewegung des Kopfes. Endlich sagte sie, indem sie ihre letzten Kräfte

zusammennahm, ganz leise:

»Es fanden heute mehrere Heilungen statt, ich war sehr erfreut darüber.«

In der Tat hörte die auf einer Matratze zu Füßen des nämlichen Bettes liegende Grivotte nicht auf, sich in außerordentlicher Regsamkeit in die Höhe zu richten, um jedem, der kam, ihren Ruf zu wiederholen:

»Ich bin geheilt! Ich bin geheilt!«

Und sie erzählte, sie, die seit Monaten nicht mehr aß, hätte ein halbes Huhn verzehrt. Dann hatte sie während zweier Stunden die Fackelprozession begleitet. Sicherlich hätte sie auch bis zum Morgen getanzt, wenn die Heilige Jungfrau einen Ball gegeben hätte.

»Ich bin geheilt, ja, geheilt! Ganz und gar geheilt!«

Darauf konnte Frau Vêtu, in kindlicher Heiterkeit und mit vollkommener

Selbstverleugnung, wieder sagen:

»Die Heilige Jungfrau hat recht getan, dieses Geschöpf da zu heilen, weil sie arm ist. Das macht mir mehr Vergnügen, als wenn ich es wäre. Denn ich habe noch meinen kleinen Uhrenladen und kann warten. Es kommt jeder an die Reihe.«

Alle zeigten eine solche Freude, ein unglaubliches Glück über die Heilung anderer. Selten waren sie eifersüchtig, sie überließen sich einer Art seliger Epidemie, der ansteckenden Hoffnung, selbst gesund zu werden, wenn die Heilige Jungfrau es wollte. Man mußte sie nur nicht ungehalten machen und sich nicht allzu ungeduldig zeigen. Denn gewiß hatte sie ihre Gründe und wußte, warum sie mit der Heilung der einen früher begann als mit der der anderen. Darum beteten auch in dieser brüderlichen Gemeinschaft des Leidens und der Hoffnung die am schwersten betroffenen Kranken für ihre Nachbarinnen.

Keine verzweifelte jemals, jedes neue Wunder war eine Bürgschaft für das nächste. Ihr Glaube blieb unerschütterlich. Man erzählte die Geschichte einer gelähmten Pächtertochter, die mit außerordentlicher Willenskraft in der Grotte einige Schritte gemacht hatte. Ins Hospital zurückgekehrt, verlangte sie dann, man sollte sie wieder hinab und nach der Grotte führen. Aber auf halbem Wege war sie getaumelt und ganz weiß geworden. Nachdem man sie auf einer Tragbahre zurückgebracht hatte, war sie gestorben, geheilt, sagten ihre Saalnachbarinnen. Jede kommt an die Reihe, die Heilige Jungfrau vergißt keine ihrer geliebten Töchter, wofern sie nicht die Absicht hat, einer ihrer Auserwählten auf der Stelle die Gnade des Paradieses zu gewähren.

Im Augenblick, da Pierre sich zu Marie hinneigte, brach diese plötzlich in wildes Schluchzen aus. Sie hatte ihren Kopf auf die Schulter des Freundes gelegt und erzählte ihm

mit leiser, schrecklicher Stimme inmitten der verschwommenen Schatten dieses entsetzlichen Saales von ihrer innerlichen Empörung. Bei ihr vollzog sich, wie dies nur selten vorkam, ein Untergang des Glaubens, ein jäher Mangel an Mut, sie zeigte die ganze Wut des leidenden Geschöpfes, das nicht mehr warten konnte. Sie ging bis zur Lästerung.

»Nein, nein!« stieß sie leise hervor, »sie ist böse, sie ist ungerecht, weil sie mich nicht gleich geheilt hat. Ich war so gewiß, daß sie mich heute erhören würde, und hatte so sehr darum gefleht! Ich werde niemals geheilt werden, da dieser erste Tag jetzt zu Ende geht. Es war heute Samstag, und ich war überzeugt, daß sie mich an einem Samstag heilen würde. Ich wollte nicht mehr sprechen, verhindern Sie mich am Sprechen, denn mein Herz ist übevoll, und ich würde zuviel darüber reden.«

Er hatte ihren Kopf in brüderlicher Umarmung lebhaft an sich gedrückt und machte den



Versuch, den Schrei ihrer Empörung zu ersticken.

»Marie«, flüsterte er, »schweigen Sie, ich bitte Sie! Man darf Sie nicht hören ... Sie sind doch sonst so gottesfürchtig! Wollen Sie denn allen diesen Seelen Ärgernis geben?«

Aber trotz seiner Bemühungen konnte sie nicht schweigen.

»Ich würde ersticken, ich muß reden ... Ich liebe sie nicht mehr, ich glaube nicht mehr an sie. Lüge ist alles, was man hier erzählt. Es ist alles nur Wahn, und sie existiert nicht einmal, da sie nicht hört, wenn man zu ihr spricht und wenn man weint. Wenn Sie alles wüßten, was ich zu ihr gesagt habe! Ich will augenblicklich von hier fortgehen. Bringen Sie mich weg! Tragen Sie mich auf der Stelle in Ihren Armen davon, damit ich auf der Straße sterbe, wo wenigstens die Vorübergehenden mit meinem Leiden Mitleid haben werden.«

Sie wurde schwächer und sank auf den Rücken zurück, dann stammelte sie wie ein Kind:

»Und dann liebt mich auch niemand. Selbst mein Vater war nicht da. Auch Sie, mein armer Freund, haben mich aufgegeben. Als ich sah, daß ein anderer mich zum Weiher brachte, da fühlte ich, wie mich Kälte zu erfassen begann. Ja, eine Kälte des Zweifels, die ich oft in Paris empfand. Soviel ist sicher: wenn sie mich nicht geheilt hat, so geschah es, weil ich zweifelte. Ich werde schlecht gebetet haben und bin nicht gottgefällig genug ...«

Sie lästerte schon nicht mehr, sie fand Entschuldigung für den Himmel. Aber ihr Angesicht blieb heftig erregt in diesem Streit gegen die höhere Gewalt, die sie so sehr geliebt und so inständig angefleht und die ihr den Willen nicht getan hatte. Wenn manchmal ein Wutanfall ausbrach und es dabei in den Betten zu einer Auflehnung, zu Ausbrüchen von Verzweiflung, zu heftigem Schluchzen, ja

sogar zu Flüchen kam, so begnügten sich die erschrockenen Schwestern damit, die Vorhänge zuzumachen. Die Gnade hatte sich zurückgezogen, man mußte warten, bis sie wiederkam. Dann trat eine allmähliche Beruhigung ein, und nach Stunden war alles in tiefem, traurigen Schweigen erstorben.

Als Pierre sah, daß Marie von einer andern Krise, dem Zweifel an sich selbst und der Befürchtung, der Gnade unwürdig zu sein, ergriffen wurde, wiederholte er sehr liebevoll:

»Beruhigen Sie sich! Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie darum.«

Schwester Hyacinthe hatte sich wieder genähert.

»Mein liebes Kind«, sagte sie, »Sie werden nachher nicht die Kommunion empfangen können, wenn Sie in solchem Zustande sind ... Da wir den Herrn Abbé ermächtigen, Ihnen etwas vorzulesen, warum nehmen Sie es nicht

an?«

Sie machte eine müde Gebärde, um ihre Einwilligung auszudrücken, und Pierre beeilte sich, aus der Reisetasche zu Füßen des Bettes das kleine Buch mit blauer Decke zu nehmen, worin die Geschichte der Bernadette in naiver Weise erzählt war. Aber wie in der vorigen Nacht in dem dahin rollenden Zug hielt er sich nicht an den abgekürzten Text der Broschüre. Er improvisierte und gab die Tatsachen in seiner Weise wieder, um die einfachen Frauen, die ihm zuhörten, zu ergötzen. Aber der Denker in ihm konnte sich nicht enthalten, ganz leise die Wahrheit wiederherzustellen, und arbeitete für ihn allein diese Legende, deren fortwährendes Wunder die Heilung der Kranken unterstützte, zu einer menschlichen Geschichte um. Binnen kurzem richteten sich Frauen in allen benachbarten Betten auf. Sie wollten die Fortsetzung der Geschichte kennenlernen, denn die leidenschaftliche Erwartung der Kommunion hinderte sie fast

alle am Schlaf. Pierre saß im blassen Schein der an der Wand aufgehängten Laterne. Um vom ganzen Saal gehört zu werden, erhob er nach und nach seine Stimme. Er sprach:

»Gleich nach den ersten Wundern nahmen die Verfolgungen ihren Anfang. Bernadette wurde wie eine Lügnerin und Närrin behandelt, man drohte ihr, sie würde ins Gefängnis geworfen werden. Der Abbé Peyramale, Kurat von Lourdes, und Monsignore Laurence, Bischof von Tarbes und der ganze Klerus hielten sich abseits und warteten mit größter Vorsicht die Dinge ab, während die Zivilbehörden, der Präfekt, der Staatsanwalt, der Bürgermeister, der Polizeikommissar sich in ihrem Eifer beklagenswerten Ausschreitungen gegen die Religion überließen —«

Während Pierre fortfuhr, sah er, wie sich die wahre Geschichte mit unbezwinglicher Gewalt vor ihm erhob. Er kam ein wenig auf schon Erzähltes zurück und fand Bernadette im

Augenblick der ersten Erscheinungen wieder. Sie war ohne Falsch, reizend in ihrer Unwissenheit, ihrem guten Glauben, und ihrem Leiden. Und sie war die Seherin, die Heilige, deren Antlitz während der ekstatischen Krise den Ausdruck einer überirdischen Schönheit annahm: die Stirn strahlte, die Züge schienen sich aufzufrischen, die Augen schwammen im Licht, während der halb geöffnete Mund vor Liebe brannte. Ihre ganze Person war voller Majestät, sie machte hoheitsvolle, ganz langsame Zeichen des Kreuzes, die den Eindruck hervorriefen, als sollten sie den Horizont umfassen. Die benachbarten Täler, die Dörfer und Städte sprachen nur von Bernadette. Obwohl die Jungfrau sich noch nicht genannt hatte, erkannte man sie. Man sagte: »Sie ist es, die Heilige Jungfrau ist es.« Am ersten Markttage waren so viel Leute da, daß Lourdes gleichsam überfloß. Alle wollten das gebenedeite Mädchen sehen, die Auserwählte der Königin

der Engel, die so schön wurde, wenn sich ihren verzückten Augen die Himmel auftaten. Jeden Morgen wurde die Menge am Ufer des Gave zahlreicher, und endlich kamen Tausende von Personen, um sich dort niederzulassen. Sie stießen einander herum, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Sobald Bernadette erschien, lief ein Murmeln der Inbrunst durch die Menge: »Hier ist sie, die Heilige, die Heilige, die Heilige!« Man stürzte sich auf sie, um ihre Gewänder zu küssen. Sie war der Messias, der ewige Messias, den die Völker erwarten und nach dem sie sich über alle Generationen hinweg stets von neuem sehnen. Es war immer das gleiche Ereignis: die Jungfrau erschien einer Hirtin, eine Stimme ermahnte die Welt zur Buße, eine Quelle sprudelte empor, und Wunder wurden kund, die die immer zahlreicher herbeidrängenden, riesigen Volksmassen in Erstaunen und Entzücken versetzten.

Ach, diese ersten Wunder von Lourdes!

Welche Frühlingsblütenpracht des Trostes und der Hoffnung erweckten sie in den Herzen der Elenden, die von Armut und Krankheit verzehrt wurden! Das geheilte Auge des alten Bouriette, das im eisigen Wasser auferstandene Kind Bouhohorts, Taube, die ihr Gehör, Hinkende, die ihren geraden Gang wieder erlangten, und so viele andere, wie Blaise Maumus, Bernade Soubies, Auguste Bordes, Blaisette Soupenne, Benoit Cazeaux, die von den schlimmsten Leiden erlöst worden waren, wurden zu Gegenständen endloser Gespräche und erhitzten die Einbildungskraft aller Menschen, die in ihrem Herzen oder in ihrem Fleisch litten. Am Donnerstag, dem vierten März, dem letzten Tag der von der Heiligen Jungfrau verlangten fünfzehn Besuche, befanden sich mehr denn zwanzigtausend Personen vor der Grotte. Und diese unermessliche Menge fand das, wonach sie hungerte: die Nahrung aus Göttlichem, ein Festmahl voller Wunder, genug des



Unmögliches, um ihren Glauben an eine höhere Gewalt zu befriedigen, an eine Macht, die die Gnade hatte, sich mit den armen Menschen abzugeben, und die auf glänzende Weise einschritt, um in den kläglichen Zuständen auf Erden wieder ein wenig Gerechtigkeit und Güte herzustellen. Der Ruf der göttlichen Liebe erscholl, die unsichtbare hilfreiche Hand streckte sich endlich aus, um die ewige Wunde des Menschengeschlechts zu verbinden! Ach, dieser Traum, den jede Generation aufs neue träumte, mit welcher unzerstörbarer Kraft trieb er Blätter und Blüten bei den Enterbten, sobald er ein günstiges, durch die Umstände vorbereitetes Erdreich gefunden hatte! Vielleicht waren seit Jahrhunderten nicht alle Bedingungen so zusammengetroffen, um den mystischen Herd des Glaubens zu entflammen wie in Lourdes.

Eine neue Religion begann sich zu gründen, und sofort brachen auch die Verfolgungen los, denn die Religionen gedeihen nur unter

Martern und Empörungen. Wie ehemals in Jerusalem, als sich das Gerücht von den beim Vorüberziehen des erwarteten Erlösers emporblühenden Wundern verbreitete, so gerieten auch hier die Zivilbehörden in Leidenschaft und setzten sich in Bewegung: der Staatsanwalt, der Friedensrichter, der Bürgermeister und vor allem der Präfekt von Tarbes. Gerade der Präfekt war ein aufrichtiger, strenger Katholik von unbedingter Rechtschaffenheit. Aber er besaß den harten Kopf eines Verwaltungsbeamten und war ein leidenschaftlicher Verteidiger der guten Ordnung, erklärter Gegner des Fanatismus, aus dem Aufruhr und religiöses Verderbnis entspringen. Natürlich hatte er in Lourdes einen Polizeikommissar unter seinen Befehlen, einen durchaus verständigen und folgsamen, überdies sehr korrekten Mann, der rechtmäßigerweise in der Sache der Erscheinungen eine Gelegenheit erblickte, seine Begabung als gewandter, scharfsinniger

Beamter zu erproben. Und so begann der Kampf. Am ersten Fastensonntag, gleich nach den ersten Visionen ließ der Polizeikommissar Bernadette in sein Kabinett kommen, um sie zu verhören. Vergeblich zeigte er sich freundlich, dann aufbrausend und drohend: er brachte immer nur die nämlichen Antworten aus dem Mädchen heraus. Die Geschichte, die es erzählte mit ihren langsam erweiterten Einzelheiten, hatte sich in seinem kindlichen Kopf nach und nach unwiderruflich festgesetzt. Und bei diesem armen, duldenden, an Hysterie leidenden Geschöpf war die Erzählung keine Lüge. Sie entstand aus der unbewußten, oftmaligen Beschäftigung damit, und aus dem unheilbaren Mangel an Willenskraft, sich die erste Halluzination aus dem Sinn zu schlagen. Sie verstand nicht zu wollen, konnte nicht wollen und besaß nicht den Willen zum Wollen. Ach, das unglückliche Kind, das teure, liebenswürdige, sanfte, eines bösen Gedankens unfähige

Mädchen! Schon damals war sie für das Leben verloren. Sie wurde gekreuzigt von ihrer fixen Idee, von der man sie nur durch einen Wechsel ihrer Umgebung hätte losreißen können, wenn man sie in die weite freie Luft, in irgendeine Gegend voll hellen Lichts und zärtlicher Menschenliebe gebracht hätte. Aber sie war die Auserwählte, sie hatte die Jungfrau gesehen, und darunter sollte ihr ganzes Dasein leiden, daran sollte sie zugrunde gehen.

Pierre, der Bernadette gut kannte und ihrem Andenken ein brüderliches Mitleid, die Glut, die man für eine irdische Heilige, für ein einfaches, gerades und in der Qual seines Glaubens noch reizendes Geschöpf fühlt, bewahrte – Pierre konnte seine Bewegung nicht verbergen: seine Augen waren feucht, seine Stimme zitterte. Da wurde er unterbrochen. Marie, die bisher mit einem vor Empörung hart gewordenen Angesicht starr dalag, löste ihre verschlungenen Hände und machte eine unbestimmte Gebärde des

Mitleids.

»Ach!« flüsterte sie, »die arme Kleine stand so allein diesen Beamten gegenüber und war so unschuldig, so kühn und unwandelbar in der Wahrheit!«

Von allen Betten stieg das gleiche leidende Mitgefühl auf. Die Hölle dieses Saals in seiner nächtlichen Pein, mit der verpesteten Luft, den aneinander gedrängten Schmerzenslagern und mit dem gespenstischen Hinundhergehen der von Müdigkeit zerschlagenen Damen und Nonnen, schien von einem Glanz göttlicher Liebe erhellt zu werden. War das nicht das ewige Gaukelbild vom Glück, das sich hier in den Tränen und selbst in der unbewußten Lüge aussprach? Arme, arme Bernadette! Alle entrüsteten sich über die Verfolgungen, die sie um der Verteidigung ihres Glaubens willen erduldet hatte.

Hierauf fuhr Pierre in seiner Geschichte fort und erzählte, was das Kind alles auszustehen

hatte. Nach dem Verhör des Kommissars mußte sie noch vor Gericht erscheinen. Das gesamte Gericht war darauf versessen, einen Widerruf von ihr zu erpressen. Aber das starrsinnige Festhalten an ihrem Traum erwies sich stärker als die Vernunftgründe der vereinigten Behörden. Zwei vom Präfekten zu einer aufmerksamen Untersuchung der Kranken bestellte Doktoren schlossen ehrlich, wie dies jeder Arzt getan hätte, auf nervöse Störungen. Das Asthma war ein sicheres Merkmal dafür, und unter gewissen Umständen konnten sie den Ausschlag zur Erweckung von Visionen gegeben haben. Daraufhin mußte man sie fortbringen und in einem Krankenhaus zu Tarbes internieren. Man fürchtete die Erbitterung des Volks. Ein Bischof war gekommen, um sich vor ihr auf die Knie zu werfen. Damen wollten Gnaden von ihr erflehen und sie mit Gold aufwiegen. Stets wachsende Ströme von Gläubigen erdrückten sie mit Besuchen. Sie hatte sich zu

den Schwestern von Nevers geflüchtet, die die Krankenpflege im Hospiz der Stadt versehen. Mit Mühe lernte sie dort lesen und schreiben. Da die Heilige Jungfrau sie nur für das Glück anderer auserwählt zu haben schien und weil sie Bernadette selber gar nicht von ihren chronischen Erstickungsanfällen heilte, so entschloß man sich, sie nach den ohnehin nahen Bädern von Cauterets zu bringen, die ihr übrigens nicht gut taten. Und gleich bei ihrer Rückkehr nach Lourdes begann die Marter der gerichtlichen Verhöre und der Verehrung eines ganzen Volks aufs neue. Die Qual wurde noch ärger und flößte ihr immer mehr Abscheu vor der Welt ein. Sie durfte kein fröhliches Kind sein, kein junges Mädchen werden, das von einem Gatten träumt, keine junge Frau, die Küsse auf die Wangen praller Kinder drückt. Sie hatte die Jungfrau geschaut: sie war die Auserwählte und die Märtyrerin. Die Jungfrau, sagten die Gläubigen, hatte ihr drei Geheimnisse anvertraut und sie so mit

dreifacher Rüstung bewehrt, um sie aufrechtzuerhalten.

Lange hatte sich der Klerus, der selber voller Zweifel und Unruhe war, enthalten, eine Ansicht auszusprechen. Der Abbé Peyramale, Kurat von Lourdes, war ein rauher Mann, aber von unendlicher Güte und von bewunderungswürdiger Geradheit und Energie, wenn er sich auf dem rechten Weg glaubte. Als er das erstemal den Besuch Bernadettes empfing, trat er diesem in Bartrès erzogenen Kinde fast ebenso rauh entgegen wie der Polizeikommissar. Er weigerte sich, an seine Geschichte zu glauben, und befahl ihm mit einiger Ironie, die Dame zu bitten, sie solle vor allem den wilden Rosenstock, der sich zu ihren Füßen befand, zum Blühen bringen, was die Dame übrigens nicht tat. Wenn er später als guter Hirt, der seine Herde verteidigt, das Kind unter seinen Schutz nahm, so geschah dies, weil man davon sprach, dieses kränklich aussehende Mädchen mit den hellen,



freimütigen Augen und der Geschichte, die sie sich in ihrer bescheidenen Sanftmut in den Kopf gesetzt hatte, ins Gefängnis zu werfen. Warum hätte er fortfahren sollen, das Wunder in Abrede zu stellen, nachdem er als kluger Pfarrer, der wenig Lust zeigte, die Religion mit einem zweideutigen Abenteuer in Berührung zu bringen, einfach daran gezweifelt hatte? Die heiligen Bücher sind voll von Wundern. Das ganze Dogma ist auf ein Mysterium gegründet. Sonach widersetzte sich in den Augen eines Priesters nichts mehr der Annahme, daß die Heilige Jungfrau dieses fromme Kind mit einer Botschaft an ihn beauftragt habe, indem sie ihm sagen ließ, er solle eine Kirche bauen, zu der sich die Gläubigen in Prozession begeben könnten. Und so geschah es, daß er dazu kam, Bernadette wegen ihrer bezaubernden Anmut zu lieben und zu verteidigen, wenn er sich auch sonst abseits hielt, um die Entscheidung seines Bischofs abzuwarten.

Dieser Bischof, Monsignore Laurence, schien sich in der Tiefe seines Palastes zu Tarbes hinter dreifachen Riegeln eingesperrt zu haben. Er bewahrte das tiefste Stillschweigen, als ob in Lourdes nichts vorginge, was geeignet wäre, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er hatte seinem Klerus strenge Befehle gegeben, und nicht ein Priester hatte sich unter den großen Volksmassen blicken lassen, die ganze Tage vor der Grotte verbrachten. Er wartete, er ließ den Präfekten in Rundschreiben benachrichtigen, daß die bürgerliche Gewalt mit der religiösen Obrigkeit einig ginge. Im Grunde brauchte er nicht an die Erscheinungen in der Grotte von Massabielle zu glauben, zweifellos sah er darin nur die Halluzination eines kranken Mädchens. Das Ereignis, das das Land in Aufregung brachte, war von hinreichend großer Wichtigkeit, daß er es sorgfältig von Tag zu Tag erforschen ließ, und die Art, auf die er ihm so lange sein Interesse vorenthielt,

beweist, wie wenig er das behauptete Wunder gelten ließ. Er hatte nur die einzige Sorge, die Kirche nicht in eine Geschichte zu verwickeln, die bestimmt war, ein schlechtes Ende zu nehmen. Monsignore Laurence, sehr fromm und von kühlem, praktischen Verstande, hatte viel gesunde Vernunft zur Regierung seines Bistums mitgebracht. Die Ungeduldigen und Eiferer gaben ihm damals den Beinamen »Ungläubiger Thomas«, weil er in seinem Zweifel verharrte bis zu dem Tage, da er durch die Tatsachen zum Nachgeben gezwungen wurde. Er hatte ein taubes Ohr und war fest entschlossen, nicht nachzugeben, außer wenn die Religion nichts dabei verlieren konnte.

Aber die Verfolgungen sollten sich verschärfen. Der Kultusminister in Paris war gewonnen worden und forderte, daß alle Unordnung aufhöre. So ließ denn der Präfekt die Zugänge zu der Grotte militärisch besetzen. Schon hatte der Eifer der Gläubigen und die Dankbarkeit der Geheilten sie mit

Blumenvasen ausgeschmückt. Man warf Geldstücke in die Grotte, Geschenke für die Heilige Jungfrau strömten in Menge herbei. Es waren auch primitive Einrichtungen vorhanden, die sich von selbst entwickelten: Steinbrecher hatten eine Art Behälter ausgehauen, um das wunderbare Wasser aufzufangen, andere brachten die großen Felsblöcke hinweg und legten einen Weg auf den Hügel. Angesichts der anschwellenden Menschenflut faßte der Präfekt, nachdem er auf Bernadettes Verhaftung verzichtet hatte, den bedenklichen Entschluß, die Annäherung an die Grotte zu verbieten, und sperrte sie mittelst eines Zaunes aus starken Pfählen ab. Da hatten sich ärgerliche Dinge zugetragen: Kinder behaupteten, den Teufel gesehen zu haben, die einen machten sich einer bewußten Lüge schuldig, andere gaben damit nur wahrhaft krankhaften Anfällen nach, hervorgerufen durch die Nervenstörung, die wie eine Pest alles ergriffen hatte. Aber was

für Dinge brachte erst die Ausräumung der Grotte mit sich! Erst gegen Abend konnte der Kommissar ein Mädchen auffinden, das einwilligte, ihm einen Karren zu vermieten. Zwei Stunden später fiel dieses Mädchen und brach sich eine Rippe. Auf dieselbe Art wurde einem Mann, der eine Axt dazu hergeliehen hatte, am Tag darauf durch einen abstürzenden Stein der Fuß zerschmettert. Der Kommissar nahm unter Spott und Hohn nichts mit fort als die Blumentöpfe, die brennenden Kerzen, die Sousstücke und die silbernen Herzen, die im Sand herumlagen. Man ballte die Fäuste, man nannte ihn Dieb und Meuchelmörder. Dann wurden die Pfähle des Zaunes aufgerichtet, die Bretter hingenagelt, lauter Arbeiten, die das Mysterium verschlossen, das Unbekannte absperreten und das Wunder in Gefangenschaft hielten. Und die bürgerlichen Behörden besaßen die Naivität, zu glauben, nun wäre alles zu Ende, die paar Bretter würden die armen, nach Einbildung und Hoffnung

lehzenden Leute aufhalten!

Sobald die neue Religion geächtet und vom Gesetz wie ein Verbrechen verboten war, loderte sie im Grunde aller Herzen als unauslöschliche Flamme auf. Die Gläubigen kamen trotzdem in noch größerer Zahl, knieten in einer gewissen Entfernung nieder und schluchzten angesichts des ihnen verwehrten Himmels. Und die Kranken, namentlich die armen Kranken, denen ein barbarischer amtlicher Beschluß die Heilung untersagte, stießen sich trotz der Verbote herum, schlichen sich durch die Löcher hinein und kletterten über die Hindernisse, von dem einzigen heißen Begehren getrieben, Wasser zu stehlen. Wie! Es gab da ein wunderbares Wasser, das den Blinden das Gesicht wiedergab, die Krüppel wieder aufrichtete und alle Übel augenblicklich erleichterte, und es hatten sich Beamte gefunden, die grausam genug waren, dies Wasser unter Verschuß zu legen, damit es aufhörte, die armen Leute zu heilen? Aber

das war ja abscheulich! Ein Schrei der Verwünschung erhob sich aus dem niederen Volk, aus den Reihen der Enterbten, die das Wunder ebenso notwendig hatten wie das liebe Brot zum Leben. Dem amtlichen Beschluß zufolge mußten Protokolle über die Verbrecher aufgenommen werden, und so konnte man denn vor Gericht eine jämmerliche Reihe alter Weiber und krüppelhafter Männer vorbeiziehen sehen, die schuldig waren, am Lebensbrunnen Wasser geschöpft zu haben. Sie stammelten und flehten, und als man sie mit einer Geldbuße belegte, begriffen sie es nicht. Draußen aber murrte die Menge. Ein wütender Volksunwille stieg auf gegen diese Beamten, die so hart waren gegen das menschliche Elend, gegen diese Herren ohne Erbarmen, die erst allen Reichtum an sich gerissen hatten und nun den Armen nicht einmal den Traum des Jenseits lassen wollten, den Glauben, daß eine höhere Macht sich mütterlich um sie kümmere, indem sie ihnen

den Frieden der Seele und die Gesundheit des Leibes wiedergäbe. Ein ganzer Haufen von Elenden und Kranken suchte den Bürgermeister auf. Sie knieten im Hof nieder, beschworen ihn unter Schluchzen, die Grotte wieder öffnen zu lassen, und was sie vorbrachten, war so zum Erbarmen, daß alle Welt weinte. Eine Mutter zeigte ihr halbtotes Kind vor: würde man es so in ihren Armen absterben lassen, da doch eine Quelle da war, die die Kinder anderer Mütter gerettet hatte? Ein Blinder wies auf seine trüben Augen, ein bleicher, skrofulöser Knabe ließ die Wunden seiner Beine sehen, eine gichtbrüchige Frau mühte sich ab, ihre kläglichen, verkrümmten Hände zu falten. Wollte man sie zugrunde gehen lassen? Verweigerte man ihnen den letzten göttlichen Glücksfall, ihr Leben zu erhalten, nachdem die Wissenschaft der Menschen sie aufgegeben hatte? Ebenso groß war die Betrübniß der Gläubigen, die überzeugt waren, daß eine Ecke des Himmels



sich halb aufgetan hatte in der Nacht ihres finstern Daseins, und die sich empörten, daß man ihnen diese erträumte Freude entriß, diesen letzten Trost ihres menschlichen und sozialen Leids, zu glauben, daß die Heilige Jungfrau herabgestiegen sei, um ihnen die unendliche Süßigkeit ihrer Fürsprache zu bringen. Der Bürgermeister konnte nichts versprechen, und die Menge hatte sich weinend zurückgezogen, bereit zur Empörung, wie unter dem Eindruck einer großen Ungerechtigkeit, einer dummen Grausamkeit gegen die Geringen und Einfältigen, derentwegen der Himmel sich rächen würde.

Mehrere Monate lang dauerte dieser Kampf. Es war ein außerordentliches Schauspiel, diese Leute von gesundem Verstand zu sehen, den Minister, den Präfekten, den Polizeikommissar, die gewiß von den besten Absichten beseelt waren, wie sie sich vergeblich gegen die stets wachsende Menge von Verzweifelten abmarterten, die nicht

wollte, daß man ihr die Pforte des Traums, den mystischen Eingang zur künftigen Glückseligkeit, die sie über ihr gegenwärtiges Elend trösten sollte, verschließe. Die Behörden verlangten Ordnung, die Achtung vor einer weisen Religion und den Triumph der Vernunft, während das Volk durch das Bedürfnis nach Glück zur überspannten Begierde und Heilung in dieser und der andern Welt fortgerissen wurde. Oh, nicht mehr zu leiden haben, die Gleichheit des Wohlbefindens gewinnen, nur mehr unter dem Schutz einer gerechten und gütigen Mutter wandeln und nur sterben, um im Himmel wieder zu erwachen! Und notgedrungen mußte dieser glühende Wunsch der großen Volkshaufen, dieser heilige Wahn allgemeiner Freude das starre und finstere Gefüge einer wohlgeordneten Gesellschaft wegfegen – einer Gesellschaft, in der die krankhaften Krisen religiöser Wahnvorstellungen als Attentate gegen die gute Ordnung der gesunden Geister

verurteilt werden.

Jetzt empörte sich selbst der Saal SainteHonorine. Pierre mußte seine Vorlesung aufs neue einen Augenblick unterbrechen wegen der halb erstickten Rufe, mit denen der Polizeikommissar als Satan und Herodes bezeichnet wurde.

Die Grivotte hatte sich auf ihrer Matratze in die Höhe gerichtet, sie rief stotternd:

»Ach, die Ungeheuer ... Die gute Heilige Jungfrau, die mich geheilt hat!«

Und auch Frau Vêtu, die in ihrer geheimnisvollen Gewißheit, daß sie bald sterben würde, wieder von Hoffnung getragen wurde, ärgerte sich bei dem Gedanken, daß die Grotte nicht da wäre, wenn der Präfekt sie hinweggeschafft hätte.

»Dann gäbe es also keine Pilgerfahrten? Wir wären nicht da und würden nicht jedes Jahr zu Hunderten geheilt?«

Sie wurde von einem Erstickungsanfall erfaßt, und Schwester Hyacinthe mußte kommen, um sie aufrecht zu setzen. Frau von Jonquière benützte die Unterbrechung, um einer jungen, von einer Knochenmarkkrankheit befallenen Frau den Nachtstuhl hinzutragen. Zwei andere Frauen, die nicht auf ihrem Bett bleiben konnten, so unerträglich war die Hitze, gingen mit kleinen, leisen Schritten hin und her: sie sahen im schwärzlichen Schatten ganz weiß aus. Vom Ende des Saales her drang aus der Dunkelheit ein mühsamer Atem hervor, der nicht aufgehört und die Vorlesung wie mit einem Röcheln begleitet hatte. Nur Elise Rouquet schlief friedlich und stellte, auf dem Rücken ausgestreckt, ihre schreckliche Wunde zur Schau.

Es war ein Viertel nach zwölf Uhr, und von einem Augenblick zum andern konnte der Abbé Judaine kommen, um die Kommunion zu reichen. Die Gnade kehrte wieder ein in Maries Herzen, sie war jetzt überzeugt, daß,

wenn die Heilige Jungfrau abgelehnt hatte, sie zu heilen, die Schuld daran sicherlich an ihr lag, weil sich Zweifel in ihr regten, als sie in den Weiher eintrat. Sie bereute ihre Empörung wie ein Verbrechen. Konnte sie jemals Vergebung erlangen? Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie betrachtete Pierre mit trauriger Bestürzung.

»Oh, mein Freund!« sagte sie, »wie bin ich schlecht gewesen! Beim Anhören der aus Stolz begangenen Verbrechen dieses Präfekten und seiner Beamten habe ich meine Schuld begriffen... Glauben muß man, lieber Freund! Es gibt kein Glück außer dem Glauben und der Liebe.«

Als Pierre hier mit seiner Vorlesung aufhören wollte, schrien alle auf und verlangten die Fortsetzung. Er mußte versprechen, bis zum Sieg der Grotte zu erzählen.

Der Zaun versperrte sie noch immer, und man mußte heimlich in der Nacht kommen, wenn

man beten und eine Flasche gestohlenen Wassers mitnehmen wollte. Inzwischen nahm die Furcht vor einer Empörung zu: man erzählte, es würden ganze Dörfer vom Gebirge herabkommen, um Gott zu befreien. Es war ein Massenaufstand der Niedrigen, ein so unwiderstehlicher Vorstoß der nach dem Wunder lechzenden Leute, daß der einfache, gesunde Menschenverstand, die einfache gute Ordnung daran waren, wie Stroh weggekehrt zu werden. Monsignore Laurence in seinem bischöflichen Palast zu Tarbes war der erste, der sich ergeben sollte. All seine Klugheit, all seine Zweifel fanden sich ohnmächtig gegenüber dieser Volksbewegung. Er hatte es fünf lange Monate vermocht, sich abseits zu halten, seinen Klerus zu verhindern, die Gläubigen nach der Grotte zu begleiten und die Kirche gegen diesen entfesselten Sturm des Aberglaubens zu verteidigen. Aber wozu nützte es, weiter zu kämpfen? Er fühlte, das Elend des leidenden Volkes, dessen Wächter

er war, war so groß, daß er sich darein fügte, ihm den Götzendienst zu gestatten, den es mit Heißhunger begehrte. Trotzdem entschloß er sich infolge eines Restes von Klugheit einfach dazu, eine Verordnung zu erlassen, durch die eine Kommission ernannt wurde mit dem Auftrag, zu einer Untersuchung zu schreiten. Dies bedeutete die Annahme der Wunder auf längere oder kürzere Sicht.

Wenn Monsignore Laurence ein Mann von gesunder Bildung und kalter Vernunft war, kann man sich dann nicht vorstellen, welche Herzensangst ihn am Morgen des Tages befiel, da er diese Verordnung unterzeichnete? Er mußte in seinem Betzimmer niederknien und Gott, den Beherrscher der Welt, demütigst bitten, ihm vorzuschreiben, wie er sich zu benehmen habe. Er glaubte nicht an die Erscheinungen, er hatte eine höhere, verständigere Idee von den Offenbarungen der Gottheit. Aber war es nicht mitleidig und barmherzig, die Skrupel seiner Vernunft und

seine edlen Anschauungen über den Gottesdienst zum Schweigen zu bringen angesichts der Notwendigkeit, das Brot der Lüge zu reichen, dessen die arme Menschheit bedarf, um glücklich zu leben. »O mein Gott! Verzeih mir, wenn ich dich herabsteigen lasse von dem Thron deiner ewigen Macht, wenn ich dich erniedrige zu diesem kindischen Spiel mit den unnützen Wundern! Man beschimpft dich durch den Glauben, daß du dich in das klägliche Abenteuer einlassen solltest, bei dem es nur Krankheit und Unvernunft gibt. Aber, mein Gott! Sie leiden so sehr, sie sind so hungrig nach dem Wunderbaren und nach Feenmärchen, um den Schmerz darüber, daß sie leben, zu zerstreuen! Wenn sie deine Schafe wären, würdest du selbst helfen, sie zu täuschen. Laß sie getröstet werden, wenn auch die Idee deiner Göttlichkeit dadurch zu Schaden kommt!« So hatte der in Tränen aufgelöste Bischof der aufwallenden Hirtenliebe zu seiner beklagenswerten



menschlichen Herde das Opfer seines Gottes gebracht ...

Dann ergab sich der Kaiser. Er war damals in Biarritz, und man unterrichtete ihn täglich über die Angelegenheit dieser Erscheinungen, mit denen sich in Paris die ganze Presse beschäftigte. Der Kaiser bewahrte, während sein Minister, sein Präfekt und der Polizeikommissar für den gesunden Verstand und die gute Ordnung sich schlugen, jenes tiefe Schweigen eines wachen Träumers, das niemand je ergründete. Täglich liefen Bittschriften ein, er schwieg. Bischöfe waren gekommen und hohe Persönlichkeiten, große Damen seiner Umgebung lauerten ihm auf und führten ihn auf die Seite, aber er schwieg. Um seine Entscheidung wurde ein ganzer Kampf ohne Waffenstillstand ausgefochten. Auf der einen Seite standen die Gläubigen, die durch das Wunder in Leidenschaft versetzt wurden, auf der andern die Ungläubigen, die Männer der Regierung, die der unruhigen

Einbildungskraft nicht trauten, aber er schwieg. Plötzlich kam er zu einem verzagten Entschluß: er sprach. Es ging das Gerücht, er hätte sich durch die flehentlichen Bitten der Kaiserin zu einem Beschluß bestimmen lassen. Ohne Zweifel war diese als Vermittlerin eingeschritten, aber mehr noch war es bei dem Kaiser ein Wiedererwachen seines alten Traums, die Rückkehr seines wahrhaften Erbarmens mit den Enterbten. Wie der Bischof wollte auch er den Elenden die Pforte der Illusion nicht dadurch verschließen, daß er die unpopuläre Verordnung des Präfekten schützte, die den verzweifelte Kranken verbot, am heiligen Brunnen das Leben zu trinken. Er sandte eine Depesche mit dem kurzen Befehl, den Zaun niederzureißen, damit die Grotte frei würde.

Das war ein Hosanna, das war ein Triumph! Unter Trommelwirbel und Trompetentusch wurde die neue Verordnung in Lourdes verlesen: der Polizeikommissar in Person

mußte zur Entfernung des Zaunes schreiten. Er wurde ebenso wie der Präfekt versetzt. Die Völker kamen von allen Seiten herbei, und in der Grotte wurde der Gottesdienst eingerichtet. Ein Schrei göttlicher Freude stieg auf: »Gott hat gesiegt!« – Gott? Ach nein, sondern das menschliche Elend, das ewige Bedürfnis des Trugs, jener Hunger nach dem Wunderbaren, jene Hoffnung des Verdamnten, der sich, um Rettung zu finden, den Händen einer unsichtbaren Allmacht übergibt, die stärker ist als die Natur und allein deren unerbittliche Gesetze zu brechen vermag, wenn sie es nur will. Und was außerdem gesiegt hatte, das war das erhabene Mitleid der Führer der Herde. Bischof und Kaiser ließen in ihrer Barmherzigkeit den großen kranken Kindern den Fetisch, der die einen tröstete und die anderen manchmal sogar heilte.

Gleich Mitte November kam die bischöfliche Kommission nach Lourdes, um die Untersuchung vorzunehmen, mit der sie

beauftragt war. Sie verhörte Bernadette noch einmal und studierte eine große Anzahl von Wundern. Gleichwohl hielt sie nur dreißig Heilungen, die von unbedingter Augenscheinlichkeit waren, für erwiesen. Monsignore Laurence erklärte sich nun für überzeugt. Trotzdem legte er einen letzten Beweis seiner Klugheit dadurch ab, daß er noch drei Jahre wartete, ehe er in einer bischöflichen Verordnung den Ausspruch tat, die Heilige Jungfrau sei tatsächlich in der Grotte von Massabielle erschienen, und es hätten sich hierauf zahlreiche Wunder begeben. Er hatte von der Stadt Lourdes die Grotte selbst mit dem ganzen sie umgebenden Platz im Namen des Bistums gekauft. Dann wurden Arbeiten ausgeführt, zuerst in bescheidenem Umfang, bald aber von immer größerer Bedeutung, in dem Maß, wie das Geld aus der ganzen Christenheit herbeifloß. Man richtete die Grotte ein und verschloß sie mit einem Gitter. Der Gave wurde rückwärts

in ein neues Bett umgeleitet, um breite Zufahrten, Rasenplätze, Alleen und Promenaden anzulegen. Schließlich begann sich die Basilika, die von der Heiligen Jungfrau verlangte Kirche, auf dem Gipfel des Felsens selbst zu erheben. Vom ersten Spatenstich an leitete der Kurat von Lourdes, Abbé Peyramale, alles mit außerordentlichem Eifer, denn der Kampf hatte den glühendsten Gläubigen, den aufrichtigsten Förderer des Werkes aus ihm gemacht. Er hatte begonnen, Bernadette mit etwas rauher, väterlicher Zuneigung zu verehren. Er machte die Sendung des Kindes zu der seinigen und ergab sich mit Leib und Seele der Verwirklichung der Befehle, die er durch den Mund dieser Unschuldigen vom Himmel erhalten hatte. Er strengte sich in der Leitung der Arbeiten bis zur Erschöpfung an, er wollte, daß alles sehr schön, sehr erhaben und der Engelskönigin würdig werde, die die Gnade hatte, diesen Bergwinkel zu besuchen. Die erste religiöse

Zeremonie fand erst sechs Jahre nach den Erscheinungen statt: man errichtete in der Grotte unter großer Prachtentfaltung eine Marmorstatue der Jungfrau an der Stelle, an der sie zuerst erschienen war. An diesem Tag hatte sich Lourdes bei herrlichem Wetter in Flaggenschmuck geworfen, und alle Glocken läuteten. Fünf Jahre später, im Jahre 1869, wurde die erste Messe in der Basilika gelesen, deren Turmspitze noch nicht vollendet war. Die Geschenke vermehrten sich ohne Unterlaß, ein Goldstrom wälzte sich der Grotte zu, und eine ganze Stadt stand im Begriff, aus dem Boden emporzuwachsen. So vollendete sich die Gründung der neuen Religion. Der Wunsch, gesund zu werden, heilte, der Durst nach dem Wunder bewirkte das Wunder. Ein Gott des Erbarmens und der Hoffnung ging hervor aus dem menschlichen Leid, aus jenem Bedürfnis des Truges und des Trostes, das in allen Zeitaltern des Menschengeschlechts die wunderbaren Paradiise des Jenseits geschaffen

hat, in denen ein allmächtiges Wesen Gerechtigkeit übt und das ewige Glück austeilt.

Auch die Kranken des Saales SainteHonorine erblickten im Sieg der Grotte nur den Triumph ihrer Hoffnungen auf Genesung. Und alle freuten sich, als Pierre, dessen Herz beim Anblick all dieser armen, nach Gewißheit schmach tenden und gegen ihn gekehrten Gesichter bewegt wurde, wiederholte:

»Gott hatte gesiegt, und von jenem Tag an hörten die Wunder nicht auf. Den demütigsten Geschöpfen wird der größte Beistand zuteil.«

Er legte das Buch weg. Der Abbé Judaine trat ein, die Kommunion sollte beginnen. Aber Marie, neuerdings vom Fieber des Glaubens ergriffen, beugte sich zu ihm, ihre Hände brannten.

»Mein lieber Freund«, flüsterte sie, »erweisen Sie mir den großen Dienst, mein

Schuldbekennntnis anzuhören und mir die Absolution zu erteilen. Ich habe gelästert und befinde mich im Zustande der Todsünde. Wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen, werde ich die heilige Hostie nicht empfangen können, und ich bedarf doch so sehr des Trostes und der Stärkung!«

Der junge Priester machte eine Gebärde der Weigerung. Nie hatte er die Beichte dieser Freundin hören wollen, der einzigen Frau, die er in den gesunden und lachenden Jugendjahren geliebt und begehrt hatte.

Aber Marie bestand darauf.

»Ich bitte Sie inständig darum«, sagte sie, »Sie werden das Wunder meiner Heilung unterstützen.«

Da gab er denn nach, er empfing das Geständnis ihres Fehlers, der ruchlosen Empörung ihres Leidens gegen die Heilige Jungfrau, die für ihre Gebete taub geblieben



war. Darauf erteilte er ihr die Absolution.

Der Abbé Judaine hatte schon das Ciborium auf einem kleinen Tisch zwischen zwei angezündeten Wachskerzen niedergestellt, die im Halbdunkel des Saales zwei trüben Sternen glichen. Der Geruch der kranken Leiber und der aufgehäuften Lumpen war so unerträglich geworden, daß man sich soeben entschlossen hatte, eines von den auf den Hof gehenden Fenstern ganz zu öffnen, aber es kam keine frische Luft herein. Der enge, in nächtliche Finsternis getauchte Hof war einem geheizten Schacht ähnlich.

Pierre erbot sich zum Meßdiener und sprach das »Confiteor«. Dann erhob der mit dem Chorhemd bekleidete Geistliche, nachdem er mit dem »Misereatur« und dem »Indulgentiam« geantwortet hatte, das Hostiengefäß, indem er sprach:

»Sehet an das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!«

Und alle die in Schmerzen sich windenden Frauen, die die Kommunion mit der Ungeduld erwarteten, mit der ein Todkranker das Leben von einem neuen Trank erhofft, auf den man ihn warten läßt, wiederholten dreimal mit geschlossenem Munde den Spruch der Demütigung:

»O Herr! Ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sprich aber nur ein Wort, und meine Seele wird gesunden.«

Der Abbé Judaine hatte, begleitet von Pierre, den Gang zu den Krankenbetten angetreten, während Frau von Jonquièrre und Schwester Hyacinthe, jede mit einer Wachskerze in der Hand, ihnen folgten. Die Schwester bezeichnete die Kranken, die kommunizieren sollten, und der Priester beugte sich vor und legte, indem er die lateinischen Worte dazu murmelte, ein wenig aufs Geratewohl die Hostien auf ihre Zungen. Beinahe alle warteten mit weitgeöffneten, leuchtenden

Augen inmitten der durch die allzu hastige Einrichtung des Saals entstandenen Unordnung. Allerdings mußte man zwei von ihnen, die tief eingeschlafen waren, wecken. Viele ächzten, ohne sich dessen bewußt zu sein, und fuhren fort zu ächzen, nachdem sie Gott empfangen hatten. Im Hintergrund des Saales hielt das Röcheln der Kranken, die man nicht sehen konnte, noch immer an. Man konnte sich nichts Traurigeres denken als diesen kleinen Zug in dem Halbdunkel, durch das die zwei gelben Lichter der brennenden Wachskerzen gleich Sternen schimmerten.

Das Antlitz Mariens aber, die in Verzückung versunken war, bot eine göttliche Erscheinung. Man hatte der Grivotte, die nach dem Brot des Lebens hungerte, die Kommunion verweigert, weil sie sie am Morgen in der Rosenkranzkirche empfangen sollte. Frau Vêtu erhielt die Hostie stumm während eines Schluchzens auf ihre schwarze Zunge gelegt.

Jetzt war Marie an der Reihe, so schön im blassen Schein der Kerzen, inmitten ihrer blonden Haare, mit den erweiterten Augen und ihren vom Glauben verklärten Zügen, daß alle sie bewunderten. Sie kommunizierte mit großer Inbrunst; der Himmel stieg sichtbar in sie hinab, in ihren armen, jugendlichen, gepeinigten Körper. Einen Augenblick hielt sie Pierre mit der Hand fest.

»Oh, lieber Freund! Sie wird mich heilen, sie sagte mir's soeben ... Gehen Sie zur Ruhe! Ich werde einschlafen!«

Als Pierre sich mit dem Abbé Judaine zurückzog, bemerkte er die kleine Frau Desagneaux im Sessel, auf den die Ermüdung sie gleichsam hingeworfen hatte. Nichts konnte sie erwecken. Es war halb zwei Uhr morgens. Frau von Jonquière, von Schwester Hyacinthe unterstützt, wandelte fortwährend hin und her, drehte die Kranken um, säuberte und verband sie. Mittlerweile beruhigte sich

der Saal und verfiel, seitdem Bernadette mit ihrem Zauberreiz hindurchgeschritten war, in eine freundlichere dunkle Schwere. Das Schattenbild der kleinen Seherin irrte jetzt zwischen den Betten umher. Sie triumphierte, denn sie hatte ihr Werk getan und jeder Verzweifelten, jeder Enterbten dieser Erde ein wenig vom Himmelreich mitgebracht. Und während alle in Schlaf versanken, sahen sie die armselige und kranke Bernadette, wie sie sich über sie beugte und sie lächelnd küßte.

## **Dritter Tag**

### *I*

An diesem schönen, warmen und hellen Augustsonntag befand sich Herr von Guersaint in einem der zwei kleinen Zimmer, die er im

dritten Stock des Hotels des Apparitions in der Rue de la Grotte gemietet hatte. Er war gleich um elf Uhr zu Bett gegangen, wachte ausgeruht auf und kleidete sich an. Er ging dann sogleich ins andere Zimmer hinüber, das Pierre bewohnte. Dieser aber, der erst nach ein Uhr morgens zurückgekehrt war, war erst gegen Tag eingeschlummert und schlief noch. Seine über einen Stuhl geworfene Soutane und die anderen umherliegenden Kleidungsstücke verrieten seine Ermüdung und seine Aufregung.

»Sie Faulenzer!« rief Herr von Guersaint heiter. »Hören Sie die Glocken nicht läuten?«

Pierre fuhr aus dem Schläfe auf. Er war überrascht, sich in diesem engen, von der Sonne überfluteten Hotelzimmer zu finden. In der Tat drang durch das offene Fenster der fröhliche Schall der Glocken herein, in der ganzen glücklichen Stadt läutete es.

»Es wird uns nicht mehr gelingen, vor acht

Uhr im Hospital zu sein, um Marie abzuholen«, sagte Herr von Guersaint. »Denn wir wollen jetzt frühstücken, nicht wahr?«

»Natürlich. Bestellen Sie rasch zwei Tassen Schokolade. Ich stehe unterdessen auf, ich werde nicht lange brauchen.«

Als Pierre sich allein befand, sprang er trotz der Steifheit, die seine Glieder zerbrach, aus dem Bett und beeilte sich. Er hatte noch das Gesicht in der Waschschüssel, um sich im kalten Wasser zu erfrischen, als Herr von Guersaint, der nicht allein bleiben konnte, wieder erschien.

»Es ist geschehen«, sagte er, »man bringt uns das Frühstück herauf ... Ach, dieses Hotel! Haben Sie den ganz weiß gekleideten, würdigen Eigentümer, Herrn Majesté, in seinem Büro gesehen? Es scheint, das Haus ist überfüllt... Noch nie hatten sie so viele Gäste... Darum auch der höllische Lärm! Dreimal haben sie mich diese Nacht aufgeweckt. Ich

weiß nicht, was in dem Zimmer, das neben meinem Zimmer liegt, getrieben wird. Eben noch vernahm ich einen Stoß gegen die Wand, dann wisperte und dann seufzte es –«

Er unterbrach sich, um zu fragen:

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Durchaus nicht«, antwortete Pierre. »Ich war wie zerschlagen, es ist mir unmöglich gewesen, die Augen zu schließen. Zweifellos ist all das Getöse daran schuld, von dem Sie sprechen.«

Er sprach von den dünnen Zwischenwänden, von dem vollgestopften Haus, das unter der Last aller dieser Leute fast zusammenbrach. Die ganze Nacht hindurch hörte man unerklärliche Stöße, ungestüme Laufereien in den Gängen, schwerfällige Schritte, laute Stimmen, ohne das Ächzen der Kranken zu zählen und den Husten, den schrecklichen Husten, der von allen Seiten aus den Mauern



herauszukommen schien. Augenscheinlich kamen die ganze Nacht Leute nach Hause und gingen wieder fort, sie standen auf und legten sich wieder zu Bett. Denn man fragte gar nicht mehr nach der Zeit, man lebte in der Unregelmäßigkeit leidenschaftlicher Gemütsbewegungen und ging zur Andacht, wie man zum Vergnügen gegangen wäre.

»Und wie haben Sie Marie gestern abend verlassen?« fragte Herr von Guersaint plötzlich.

»Viel besser«, antwortete Pierre. »Sie hatte eine schlimme Krise, fand dann aber bald all ihren Mut und ihren ganzen Glauben wieder.«

Es trat Stillschweigen ein.

»Oh, ich bin nicht besorgt«, nahm der Vater in seinem ruhigen Optimismus die Rede wieder auf. »Sie werden sehen, daß es sehr gut gehen wird ... Ich bin entzückt. Ich hatte von der Heiligen Jungfrau ihren Beistand für meine

Angelegenheiten erbeten, Sie wissen, für meine große Erfindung, das lenkbare Luftschiff. Nun denn, wenn ich Ihnen sagen würde, daß sie mir ihre Gunst schon zu erkennen gegeben hat? Jawohl, als ich gestern abend mit dem Abbé des Hermoises plauderte, sprach er davon, daß er mir ohne Zweifel in Toulouse einen unermesslich reichen Geldverleiher ausfindig machen würde, einen Freund von ihm, der sich für Mechanik interessiert. Ich habe darin sogleich den Finger Gottes erkannt.«

Und er lachte wie ein Kind. Dann fügte er hinzu:

»Ein sehr liebenswürdiger Mann, dieser Abbé des Hermoises! Ich werde sehen, ob es nicht möglich ist, heute nachmittag und um billigen Preis den Ausflug nach dem Tal von Gavarnie mit ihm zu machen.«

Pierre, der alles, den Gasthof und das übrige bezahlen wollte, drängte ihn freundschaftlich.

»Freilich«, sagte er, »versäumen Sie diese Gelegenheit, die Berge zu besuchen, nicht, da Sie es so sehr wünschen. Ihre Tochter wird glücklich sein, wenn sie weiß, daß Sie glücklich sind.«

Sie wurden jedoch unterbrochen. Das Mädchen brachte ihnen auf einem mit einer Serviette belegten Tablett zwei Tassen Schokolade und zwei kleine Brote. Da sie die Tür offengelassen hatte, konnte man einen Teil des Ganges mit den Zimmerreihen sehen.

»Da! Man macht schon das Zimmer meines Nachbars«, bemerkte Herr von Guersaint. Neugierig fragte er: »Er ist verheiratet, nicht wahr?«

Das Mädchen sah ihn erstaunt an.

»O nein!« antwortete sie, »er ist ganz allein.«

»Wie, ganz allein! Es war eine unaufhörliche Bewegung bei ihm, und diesen Morgen noch wurde bei ihm geplaudert und geseufzt!«

»Das ist nicht möglich, er ist ganz allein. Soeben ging er hinunter, nachdem er Befehl gegeben, man solle rasch sein Zimmer ordnen. Und er hat nur ein Zimmer mit einem großen Schrank, dessen Schlüssel er mitgenommen hat, weil er da Wertsachen eingeschlossen hat.«

Sie vergaß sich und schwatzte weiter, während sie die zwei Tassen Schokolade auf den Tisch stellte.

»Er ist wohl ein Mann von Stande. Das letzte Jahr hatte er eines der einzeln stehenden Sommerhäuser bekommen, die Herr Majesté im nächsten Gäßchen vermietet. Dieses Jahr aber ist er zu spät gekommen, er mußte sich mit diesem Zimmer begnügen, was ihn geradezu zur Verzweiflung brachte. Weil er nicht mit aller Welt essen mag, läßt er sich in seinem Zimmer bedienen. Er trinkt guten Wein und ißt gute Speisen.«

»Das ist's«, folgerte Herr von Guersaint lustig,

»er wird gestern abend zuviel gegessen haben.«

Pierre hatte neugierig zugehört.

»Und auf dieser Seite, auf der Seite neben mir«, fragte er, »wohnen da nicht zwei Damen mit einem Herrn und einem Knaben, der an einer Krücke geht?«

»Ja, Herr Abbé! Ich kenne sie. Die Tante, Frau Chaise, hat das eine der zwei Zimmer genommen, während Herr und Frau Vigneron mit ihrem Sohn Gustave sich im andern zusammendrängen mußten. Es ist das zweite Jahr, daß sie kommen. Oh, das sind gleichfalls sehr wohlhabende Leute!«

Während der Nacht hatte Pierre in der Tat die Stimme des Herrn Vigneron, den die Hitze belästigen mußte, zu erkennen geglaubt. Da das Mädchen sich einmal dem Schwatzen überlassen hatte, so gab sie auch die anderen Mieter des Ganges an: links wohnten ein

Priester, eine Mutter mit ihren drei Töchtern und ein altes Ehepaar; rechter Hand ein anderer einzelner Herr, eine junge einzelne Dame und noch eine ganze Familie mit fünf kleinen Kindern. Das Hotel war überfüllt bis unters Dach. Die Dienstmädchen, die ihre Kammern den Gästen überlassen hatten, schliefen alle zusammen in der Waschküche. Die letzte Nacht hatte man Feldbetten bis auf die Treppenflure hinaus gestellt. Ein ehrenwerter Geistlicher hatte sich sogar genötigt gesehen, auf einem Billard zu schlafen.

Als das Mädchen sich endlich zurückgezogen und die zwei Männer ihre Schokolade getrunken hatten, ging Herr von Guersaint in sein Zimmer, um sich aufs neue die Hände zu waschen, denn er hielt sorgfältig auf seine Person. Pierre trat einen Augenblick auf den engen Balkon. Alle Zimmer des dritten Stockwerks auf dieser Seite des Hotels waren mit einem Balkon versehen, der eine

Brustlehne aus geschnitztem Holz besaß. Aber er wurde aufs äußerste überrascht. Auf dem nächsten Balkon, dem, der zu dem Zimmer gehörte, das der Herr ganz allein einnahm, sah er, wie eine Frau ihren Kopf weit zur Tür herausstreckte, er hatte Frau Volmar erkannt. Ja, sie war es, mit ihrem langen Gesicht, ihren feinen, gespannten Zügen und ihren herrlichen Augen, die glühenden Kohlen glichen. Sie fuhr auf, als sie ihn erkannte. Er selbst hatte sich, sehr verlegen und tief betrübt, sie so zu beunruhigen, in Eile zurückgezogen. Da ging ihm plötzlich das volle Verständnis für alles auf: der Herr hatte nur dieses Zimmer mieten können und verbarg darin vor allen Augen seine Geliebte, indem er sie, solange aufgeräumt wurde, im Schrank einschloß. Sie verzehrten gemeinschaftlich die Gerichte, die man ihm heraufbrachte, und beide tranken aus dem nämlichen Glas, auch die Geräusche während der Nacht fanden damit eine Erklärung. Auf diese Weise verflossen für sie

im Innern dieses abgesperrten Zimmers drei Tage Haft und Leidenschaft. Ohne Zweifel hatte sie nach beendigtem Aufräumen es gewagt, den Schrank von innen wieder zu öffnen, den Kopf aus dem Fenster zu strecken und in die Straße hinabzuschauen, um zu sehen, ob ihr Freund nicht zurückkäme. Deshalb also hatte man sie nicht wieder im Hospital gesehen, wo die kleine Frau Desagneaux fortwährend nach ihr fragte!

Pierre stand unbeweglich, sein Herz schnürte sich zusammen, und er versank in eine tiefe Träumerei, indem er über das Leben dieser Frau nachdachte, die er kannte, über die Marter ihres ehelichen Lebens in Paris zwischen einer rohen Schwiegermutter und einem unwürdigen Gatten, dann über diese drei einzigen Tage völliger Freiheit im Jahr und das ungestüme Aufflammen der Liebesglut unter dem Vorwand, in Lourdes Gott dienen zu wollen. Tränen, die er sich selbst nicht erklären konnte, Tränen, die aus



der innersten Tiefe seines Wesens, seiner freiwilligen Keuschheit aufstiegen, traten ihm in die Augen, und er fühlte sich grenzenlos traurig.

»Nun, sind wir so weit?« rief Herr von Guersaint fröhlich, indem er mit Handschuhen und in seinem Rock aus grauem Tuch wieder erschien.

»Ja, ja, wir gehen«, sagte Pierre, der sich umdrehte, um die Augen zu trocknen.

Als sie hinaustraten, hörten sie links eine fette Stimme, in der sie die des Herrn Vigneron erkannten, der eben dabei war, die Morgengebete ganz laut herzusagen. Nun aber fesselte eine Begegnung ihre Aufmerksamkeit: als sie den Gang entlang schritten, kreuzten sie einen Herrn von vierzig Jahren. Er war stark untersetzt, sein Gesicht von einem regelmäßigen Backenbart eingerahmt. Übrigens neigte er sich nach vorne und ging so schnell vorüber, daß sie seine Züge nicht

unterscheiden konnten. In der Hand trug er ein sorgfältig eingewickeltes Paket. Er steckte den Schlüssel ins Schloß, verschloß die Tür wieder und verschwand geräuschlos wie ein Schatten.

Herr von Guersaint hatte sich umgedreht.

»Ach!« sagte er, »das ist der Herr, der ganz allein da wohnt. Er muß vom Markt kommen und bringt sich wohl Leckerbissen mit.«

Pierre stellte sich, als höre er nicht, denn er hielt seinen Gefährten für zu leichtfertig, als daß er ihn hätte ins Vertrauen ziehen mögen. Dann erfaßte ihn eine Verlegenheit, eine Art schamhaften Erschreckens beim Gedanken an diese Befriedigung der Fleischeslust, von der er jetzt wußte, daß sie sich da, inmitten der ihn umgebenden mystischen Begeisterung sättigte.

Sie kamen im Hospital gerade im Augenblick an, als man die Kranken herabbrachte, um sie nach der Grotte zu führen. Da Marie gut geschlafen hatte, war sie sehr heiter. Sie

umarmte ihren Vater und schalt ihn, als sie erfuhr, daß er seinen Ausflug nach Gavarnie noch nicht festgesetzt hatte. Wenn er nicht ginge, würde es sie sehr betrüben. Übrigens würde sie an diesem Tag noch nicht geheilt werden, sagte sie mit ihrer ausgeruhten und lächelnden Miene. Dann nahm sie ein geheimnisvolles Aussehen an und bat Pierre dringend, ihr die Erlaubnis zu erwirken, die folgende Nacht vor der Grotte zubringen zu dürfen. Das war eine von allen heiß begehrte, aber nur wenigen besonders Begünstigten gewährte Gunst. Nachdem er sich sehr beunruhigt gegen eine so unter freiem Himmel verbrachte Nacht erklärt hatte, mußte er ihr, da er sie plötzlich sehr unglücklich sah, trotzdem versprechen, die nötigen Schritte zu tun. Ohne Zweifel hoffte sie, sich der Heiligen Jungfrau nur unter vier Augen, im Schlummerfrieden der Finsternis verständlich machen zu können. An diesem Morgen fand sie sich unter den vor der Grotte haufenweise versammelten Kranken

so verloren, daß sie gleich um zehn Uhr nach dem Hospital zurückgebracht zu werden wünschte. Sie klagte, das helle Tageslicht habe ihre Augen angegriffen.

Als ihr Vater und der Priester sie wieder im Saal SainteHonorine untergebracht hatten, beurlaubte sie die beiden für den ganzen Tag.

»Nein«, sagte sie, »holen Sie mich nicht ab! Ich werde diesen Nachmittag nicht nach der Grotte zurückkehren – es ist unnütz. Aber am Abend, gleich um neun Uhr, werden Sie da sein, um mich hinzuführen, nicht wahr, Pierre? Es ist abgemacht, Sie haben mir Ihr Wort gegeben.«

Er wiederholte, daß er sich bemühen würde, die Erlaubnis zu erhalten, und daß er sich nötigenfalls an den Pater Fourcade wenden würde.

»Also auf heute abend, mein Liebling!« sagte Herr von Guersaint und umarmte sie.

Und sie verließen Marie. Sie lag sehr ruhig in ihrem Bett, war ganz in Gedanken versunken, ihre großen Augen sahen träumerisch und lächelnd in die Ferne.

Als sie wieder in das Hotel des Apparitions zurückkehrten, war es kaum halb elf Uhr. Herr von Guersaint, den das schöne Wetter entzückte, sprach davon, auf der Stelle zu frühstücken, um möglichst bald eine Wanderung durch Lourdes anzutreten. Da er aber trotzdem den Weg nach seinem Zimmer einschlug und Pierre ihn begleitet hatte, so wurden sie Zeugen einer dramatischen Begebenheit. Die Tür der Vignerons stand weit offen, und man sah den kleinen Gustave, auf dem Sofa ausgestreckt, das ihm als Bett diente. Er war bleigrau und hatte gerade einen heftigen Ohnmachtsanfall überstanden, der Vater und Mutter einen Augenblick hatte glauben lassen, es sei sein Ende. Frau Vigneron war, stumpfsinnig vor Furcht, auf einen Stuhl gesunken, während Herr Vigneron,

im Zimmer hin und her eilend, alles herumstieß, indem er ein Glas Zuckerwasser bereitete, in das er Tropfen eines Elixiers träufelte. Er rief, dieser Trank werde ihn sofort wieder vollständig herstellen. Aber sei das zu begreifen? Ein solch kräftiger Knabe falle in Ohnmacht und werde weiß wie ein Huhn! Und er betrachtete die Tante, Frau Chaise, die gut aussah und vor dem Sofa stand. Seine Hände zitterten noch mehr bei dem trüben Gedanken, daß, wenn diese einfältige Krise seinen Sohn hinweggerafft hätte, jetzt die Erbschaft der Tante nicht mehr ihnen gehören würde. Er war außer sich, sperrte die Zähne des Knaben auseinander und goß ihm mit Gewalt das ganze Glas ein. Als er ihn seufzen hörte und die Augen wieder öffnen sah, zeigte sich auch seine väterliche Gutherzigkeit wieder: er weinte und nannte ihn seinen lieben Kleinen. Als sich dann Frau Chaise näherte, um zu helfen, stieß Gustave sie mit einer Gebärde heftigen Zorns zurück, wie wenn er die

moralische Verderbnis erkannt hätte, in die das Geld dieser Frau seine Eltern zog, die doch brave Leute waren. Die alte Dame setzte sich verletzt abseits, während Vater und Mutter, jetzt wieder beruhigt, der Heiligen Jungfrau dankten, daß sie ihnen dieses teure Kleinod bewahrt hatte. Der Knabe lächelte ihnen zart und traurig zu: er wußte alles und fand mit seinen fünfzehn Jahren schon keinen Geschmack mehr am Leben.

»Können wir Ihnen in irgend etwas nützlich sein?« fragte Pierre verbindlich.

»Nein, nein, meine Herren, besten Dank!« antwortete Herr Vigneron, der einen Augenblick auf den Gang hinaustrat. »Oh, welchen Schrecken haben wir gehabt! Denken Sie nur, den einzigen Sohn, der uns so teuer ist!«

Die Stunde des Frühstücks brachte das ganze Haus in lärmende Bewegung. Alle Türen klappten, die Gänge und die Treppe hallten

von fortwährendem Laufen wider. Drei erwachsene Mädchen kamen vorüber, ihre Röcke bauschten sich auf im Wind. Kinder von wenigen Jahren weinten im Hintergrund eines benachbarten Zimmers. Man sah auch alte, vernarrte Leute und bestürzte Priester, die ihre Soutanen mit beiden Händen emporhoben, um schneller zu laufen. Man fühlte, wie die Bretter unter der allzu schweren Last der in dem Hotel zusammengedrängten Leute von unten bis oben zitterten.

Ein Mädchen brachte auf einem großen Tablett ein vollständiges Frühstück. Sie hatte an der Tür des Herrn geklopf, der ganz allein wohnte; es dauerte aber lange, bis die Tür geöffnet wurde. Als sie sich endlich auftat, sah man das ruhige Zimmer, in dem der Herr allein war. Als die Magd sich zurückzog, schloß die Tür sich wieder vorsichtig hinter ihr.

»Ich hoffe fest, daß es vorbei ist, und daß die Heilige Jungfrau ihn heilen wird«, wiederholte



Herr Vigneron, der seine zwei Nachbarn nicht losließ. »Wir wollen hinuntergehen, denn ich gestehe Ihnen, die Sache hat mich ordentlich angegriffen. Ich habe einen schrecklichen Hunger.«

Als Pierre und Herr von Guersaint ihre Zimmer verlassen hatten, erwartete sie die Unannehmlichkeit, im Speisesaal auch nicht den bescheidensten Platz an einem Tisch mehr frei zu finden. Großes Gedränge herrschte in dem Saale, und die etlichen noch leeren Plätze waren belegt. Sie mußten warten und baten den Kellner, sie zu verständigen, sobald es zwei freie Gedecke gäbe. Und da sie nicht wußten, was sie tun sollten, spazierten sie in der Vorhalle des Gasthofs herum, die sich gegen die Straße öffnete, und vor der eine sonntäglich geputzte Bevölkerung vorbeizog.

Da erschien aber der Eigentümer des Hotels, Herr Majesté ganz weiß gekleidet, in eigener Person und fragte mit großer Höflichkeit:

»Möchten die Herren nicht im Salon warten?«

Er war ein dicker Mann von fünfundvierzig Jahren, der sich Mühe gab, seinen Namen mit königlichem Anstand zu tragen. Kahlköpfig und glatt, mit runden blauen Augen in einem wächsernen Gesicht und einem dreifachen Kinn, zeigte er eine große Würde. Er war mit den Schwestern, die die Waisenanstalt besorgten, von Nevers gekommen und hatte eine kleine schwarze Frau aus Lourdes geheiratet. Ganz allein machten sie in weniger als fünfzehn Jahren aus ihrem Gasthof eines der behäbigsten und bestbesuchten Häuser der Stadt. Seit einigen Jahren hatte der Wirt einen Handel mit religiösen Gegenständen damit verbunden, der links ein ganzes, weites Geschäft einnahm und dem unter der Aufsicht der Frau Majesté eine junge Nichte vorstand.

»Möchten sich die Herren nicht im Salon niedersetzen?« wiederholte der Wirt, den Pierres Soutane sehr zuvorkommend machte.

Die zwei zogen es vor, herumzugehen und stehend in der freien Luft zu warten, worauf Majesté sie nicht verließ. Er wollte einen Augenblick mit ihnen plaudern, wie er es mit den Gästen, die er auszuzeichnen wünschte, gewöhnlich tat. Die Unterhaltung drehte sich zuerst um die Fackelprozession am Abend, die bei diesem bewunderungswürdigen Wetter herrlich zu werden versprach. Es waren mehr als fünfzigtausend Fremde in Lourdes. Spaziergänger waren aus allen benachbarten Badeorten gekommen, und das erklärte die Überfüllung des Speisesaals. Vielleicht würde es in der Stadt an Brot fehlen, wie es im vergangenen Jahr vorgekommen war.

»Sie sehen das Gedränge«, schloß Majesté, »wir wissen nicht, wohin wir den Kopf wenden sollen. Wahrhaftig, es ist nicht meine Schuld, wenn man Sie ein wenig warten läßt.«

In diesem Augenblick kam der Briefträger mit einem beträchtlichen Stoß Postsachen, einem

Paket Zeitungen und Briefen an, die er im Büro auf den Tisch legte. Einen Brief behielt er in der Hand und fragte:

»Wohnt eine Frau Maze hier?«

»Frau Maze, Frau Maze?« wiederholte der Hotelbesitzer; »nein, nein, gewiß nicht.«

Pierre hatte zugehört, er trat näher und sagte:

»Es ist eine Frau Maze hier, sie muß bei den Schwestern der Unbefleckten Empfängnis abgestiegen sein, bei den blauen Schwestern, wie man sie hier nennt.«

Der Briefträger dankte und ging fort. Aber auf den Lippen Majestés war ein bitteres Lächeln aufgestiegen.

»Die blauen Schwestern«, flüsterte er, »ja, ja, die blauen Schwestern –«

Er warf einen Blick auf Pierres Soutane, dann hielt er aus Furcht, zuviel zu sagen, inne. Aber sein Herz floß über, und er hätte sich

erleichtern mögen. Auch konnte dieser junge Pariser Priester, der das Ansehen hatte, offenen Gemüts zu sein, nicht zu der »Rotte« gehören, wie er alle jene nannte, die in der Grotte Dienste leisteten und aus Unserer Lieben Frau von Lourdes Geld schlugen. Nach und nach wagte er sich mit der Sprache heraus.

»Herr Abbé!« begann er, »ich schwöre Ihnen, daß ich ein guter Christ bin. Übrigens sind wir das hier alle. Und ich übe meine Religion aus, ich halte meine Ostern. Aber wahrhaftig, das muß ich doch sagen, Nonnen sollten keinen Gasthof haben. Nein, nein, das tut nicht gut.«

Und er ließ seinen ganzen Groll als Geschäftsmann, der durch einen unredlichen Wettbewerb geschädigt wird, freien Lauf. Hätten sich diese Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis, diese blauen Schwestern, nicht an ihre wahre Aufgabe halten sollen, an die Bereitung der Hostien sowie die Instandhaltung und Bleiche der

geweihten Wäsche? Aber nein! Sie hatten ihr Kloster in einen weitläufigen Gasthof umgewandelt, in dem einzelne Damen abgesonderte Zimmer fanden und gemeinsam speisten oder sich auch besonders servieren ließen. Alles war sehr reinlich, sehr gut eingerichtet und dank den tausend Vorteilen, die sie genossen, nicht teuer. Kein Gasthof in Lourdes hatte so viel zu tun.

Kurz, ist es schicklich, daß Nonnen sich damit befassen, Suppe zu verkaufen? Hierzu kommt noch, daß die Oberin eine herrische Frau ist, die, als sie das Vermögen zufließen sah, es für ihr Haus allein wollte. Sie hat sich entschlossen von den Patres der Grotte getrennt, die sich bemühten, die Hand darauf zu legen. Ja, Herr Abbé, sie ist bis nach Rom gegangen und hat den Prozeß gewonnen. Jetzt steckt sie alles Geld allein in die Tasche! Nonnen! Mein Gott, Nonnen, die möblierte Zimmer vermieten und ein Hotel führen!«

Er hob die Arme zum Himmel empor und schien vor Ärger zu ersticken.

»Aber«, wandte Pierre endlich ruhig ein, »da doch Ihr Haus bis zum Überfluß mit Gästen angefüllt ist und Sie weder ein freies Bett noch einen Teller übrig haben, wo wollten Sie denn die Reisenden unterbringen, wenn noch welche zu Ihnen kämen?«

Majesté fuhr lebhaft auf.

»Ach, Herr Abbé! Man sieht, daß Sie das Land nicht kennen. Während der nationalen Pilgerfahrt machen wir alle ein Geschäft. Das ist wahr, und wir haben uns nicht zu beklagen. Das dauert aber nur vier oder fünf Tage, und zu gewöhnlichen Zeiten ist der Zulauf viel weniger stark. Oh, was mich betrifft, ich bin, Gott sei Dank, stets zufrieden! Das Haus ist bekannt, es steht im nämlichen Rang wie das Hotel de la Grotte, mit dem schon zwei Vermögen erworben wurden. Aber gleichviel, es ist doch ärgerlich zu sehen, wie diese

blauen Schwestern die beste Kundschaft an sich ziehen und uns die Frauen aus den besseren Kreisen wegnehmen, die vierzehn Tage und drei Wochen in Lourdes zubringen. Und das in ruhigen Zeiten, wenn es nicht viel Gäste gibt! Sie verstehen, nicht wahr? Jene wohlhabenden Leute nehmen sie uns weg, die den Lärm verabscheuen, die ganz allein und ganze Tage lang bei der Grotte beten wollen, und die gut bezahlen, ohne jemals zu handeln!«

Frau Majesté, die von Pierre und Herrn von Guersaint nicht bemerkt worden war, da sie über ein Buch gebeugt saß, in dem sie Rechnungen zusammenzählte, sprach nun mit ihrer scharfen Stimme dazwischen:

»Das letzte Jahr, meine Herren, hatten wir während zweier Monate eine solche Dame als Gast. Sie ging zur Grotte, kehrte zurück, ging wieder hin, speiste und legte sich zu Bett. Dabei sprach sie nie ein Wort. Sie hatte nur



immer ein Lächeln, mit dem sie wohl sagen wollte, daß sie alles sehr gut fand. Sie hat ihre Rechnung bezahlt, ohne sie auch nur anzuschauen. Ach, derartige Gäste, das tut einem leid.«

Sie hatte sich erhoben,: eine kleine, magere, brünnette, ganz in Schwarz gekleidete Frau mit schwächtigem platten Hals. Und nun machte sie ihre Angebote.

»Wenn die Herren vor ihrer Abreise einige kleine Andenken an Lourdes mitnehmen wollen, so dürfen Sie uns nicht vergessen. Wir haben nebenan ein Geschäft, in dem Sie eine große Auswahl finden werden. Die Personen, die im Gasthof absteigen, sind so freundlich, die Andenken gewöhnlich nirgendwo anders als bei uns zu kaufen.«

Majesté schüttelte jedoch aufs neue den Kopf mit der Miene eines guten, über die Ärgernisse der Zeit betrüben Christen.

»Gewiß«, sagte er, »möchte ich es nicht an Achtung vor den ehrwürdigen Patres fehlen lassen. Trotzdem muß man wohl sagen, daß sie wahrhaftig allzu gierig sind. Sie haben ohne Zweifel die Bude gesehen, die sie bei der Grotte eingerichtet haben, die immer voll ist, und in der fromme Artikel und Kerzen verkauft werden. Ein Bischof hat erklärt, das sei eine Schande, und man müßte die Verkäufer neuerdings aus dem Tempel jagen. Es wird auch erzählt, die Patres seien stille Gesellschafter des großen, uns in der Straße gegenüberliegenden Geschäftes, das den kleinen Kaufleuten der Stadt ihre Vorräte liefert. Mit einem Wort, wenn man auf die herumgehenden Gerüchte hören wollte, so hätten sie die Hand im ganzen Handel mit religiösen Gegenständen und nähmen im voraus soundso viel Prozent von den Millionen von Rosenkränzen, Statuetten und Medaillen für sich, die in Lourdes jährlich verkauft werden.«

Er hatte die Stimme gedämpft, denn seine Beschuldigungen nahmen einen ganz bestimmten Ausdruck an, und er zitterte schließlich, daß er sich Fremden so anvertraute. Jedoch beruhigte ihn das milde, aufmerksame Gesicht Pierres, und in seiner Leidenschaft als geschädigter Konkurrent fuhr er fort, entschlossen, bis ans Ende zu gehen.

»Ich gebe zu«, sagte er, »daß in all diesen Dingen hier etwas Übertreibung liegt. Dennoch ist es nicht weniger wahr, daß es der Religion zum großen Nachteil gereicht, wenn man die ehrwürdigen Patres Kramladen halten sieht. Ich will doch auch nicht das Geld für ihre Messen mit ihnen teilen, nicht wahr? Ich begehre auch keinen Anteil an all den Geschenken, die sie erhalten. Warum fangen sie dann an, das zu verkaufen, was ich verkaufe? Unser letztes Jahr war ihretwegen sehr mittelmäßig. Wir sind unser schon zu viele, alle Welt in Lourdes treibt Handel mit dem lieben Gott, derart, daß man bald nur

noch Brot zu essen und Wasser zu trinken haben wird! Ach, Herr Abbé! Wenn auch die Heilige Jungfrau bei uns ist, es gibt trotzdem Zeiten, da es sehr schlecht geht!«

Ein Kunde störte ihn, aber er erschien in dem Augenblick wieder, da ein junges Mädchen Frau Majesté holte.

Es war ein Mädchen aus Lourdes, sehr hübsch, klein und üppig, mit schönen schwarzen Haaren und einem runden Gesicht voll lachender Fröhlichkeit.

»Unsere Nichte Appoline«, ergriff Majesté wiederum das Wort. »Sie versieht seit zwei Jahren unser Geschäft. Sie ist die Tochter eines armen Bruders meiner Frau und hütete in Ossun auf der Seite von Bartrès die Herden, als wir uns entschlossen, bewogen durch ihre Liebenswürdigkeit, sie hierher zu nehmen. Und wir bereuen es nicht, denn sie hat sich sehr um uns verdient gemacht und ist eine sehr gute Verkäuferin geworden.«

Was er nicht sagte, war, daß über Appoline gewisse Gerüchte im Gange waren. Man hatte gesehen, wie sie des Abends mit jungen Leuten längs des Gave umherstrich. Aber sie war in der Tat köstlich und zog, vielleicht durch ihre großen schwarzen, lachenden Augen, die Kundschaft an. Das Jahr vorher kam Gérard von Peyrelongue gar nicht mehr aus dem Laden heraus, und ohne Zweifel hinderten ihn nur die Heiratsgedanken, die ihm im Kopf herumgingen, am Wiederkommen. Er schien durch den artigen Abbé des Hermoises ersetzt zu sein, der viele Damen herbeibrachte, die ihre Einkäufe hier besorgten.

»Ach! Sie sprechen von Appoline«, sagte Frau Majesté, als sie aus dem Geschäft zurückkam. »Meine Herren! Sie haben eines noch nicht bemerkt: ihre außerordentliche Ähnlichkeit mit Bernadette. Da, hier an der Wand ist eine Photographie von Bernadette, als sie achtzehn Jahre alt war.«

Pierre und Herr von Guersaint näherten sich, während Majesté rief:

»Bernadette, ganz richtig! Sie sah ganz genau aus wie Appoline, nur stand sie ihr in vielem nach, war auch traurig und arm.«

Endlich erschien der Kellner und meldete, er habe einen kleinen Tisch frei. Zweimal hatte Herr von Guersaint vergeblich einen Blick in den Speisesaal geworfen, denn er brannte vor Begierde zu frühstücken und an diesem schönen Sonntag hinauszukommen. Deshalb beeilte er sich, ohne länger auf Majesté zu hören, der mit lebenswürdigem Lächeln die Bemerkung machte, die Herren hätten nicht allzu lange warten müssen. Der kleine Tisch befand sich im Hintergrund des Saales, den sie von einem Ende zum andern durchschreiten mußten.

Es war ein langer, mit gelber Ölfarbe ausgemalter Saal, dessen mit Flecken beschmutzte Malereien sich jedoch bereits

abschuppten. Man spürte darin die rasche Abnützung und die Verunreinigung durch das fortwährende, schnelle Zusammenströmen hungriger, sich zu Tische setzender Esser. Der ganze Luxus bestand in einer Pendeluhr aus vergoldetem Zink, die zwischen zwei ähnlichen Leuchtern auf dem Kamin stand. Vorhänge aus Spitzen, die mit gedrehter Seide übersponnen waren, hingen an den fünf, auf die Straße und ins volle Sonnenlicht hinausgehenden Fenstern. Die Rollvorhänge waren herabgezogen, ließen aber trotzdem brennende Sonnenstrahlen eindringen. In der Mitte waren vierzig Personen an der gemeinsamen Tafel zusammengedrängt, die nur für dreißig Platz bot, während an den kleinen Tischen rechts und links den Wänden entlang weitere vierzig Personen sich zwängten, die bei jedem Vorübergehen der drei Kellner angestoßen wurden. Gleich beim Eintritt wurde man von einem außerordentlichen Getöse betäubt, von einem

Gewirr von Stimmen und einem Geklapper von Gabeln und Tischgeräten. Es schien, als ob man in einen feuchten Ofen eindrange, ein heißer Brodem mit erstickendem Speisegeruch schlug den Eintretenden ins Gesicht.

Pierre konnte anfänglich nichts unterscheiden. Aber als er sich an dem kleinen Tisch zurechtgesetzt hatte, einem Gartentisch, den man der Umstände wegen in den Saal stellte und auf dem die zwei Gedecke kaum Platz hatten, da wurde er betrübt, sogar ein wenig verwirrt durch das Schauspiel, das die Table d'hôte bot, und das er mit einem Blick umfaßte. Schon seit einer Stunde wurde dort gegessen, zwei Abteilungen von Gästen hatten nacheinander gespeist, die Gedecke befanden sich in wilder Unordnung, Flecken von Wein und Bratenbrühe besudelten das Tischtuch. Vor allem jedoch setzte die lärmende Menge der Gäste in Erstaunen, übermäßig dicke Priester, junge, hagere Mädchen, von Leibesfülle überfließende Mütter, ganz rot



aussehende, einzelstehende Herren und ganze Familien, in denen Generationen von bemitleidenswerter und ausgesprochener Häßlichkeit vertreten waren. Alle diese Leute schwitzten, aßen gierig und saßen, mit zusammengepreßten Armen und unbeholfenen Händen. Und in dieser durch die Ermüdung verzehnfachten Eßlust, in dieser Hast, sich vollzufüllen, um schneller zur Grotte zurückkehren zu können, saß in der Mitte des Tisches ein wohlbeleibter Geistlicher, der sich nicht beeilte und von allem mit einer weisen Langsamkeit, mit ununterbrochen und bedächtig zermalmenden Kauwerkzeugen aß.

»Donnerwetter!« sagte Herr von Guersaint, »es ist nicht kalt hier! Trotzdem esse ich gerne etwas, denn ich weiß nicht, seitdem ich in Lourdes bin, spüre ich fortwährend riesigen Appetit. Und Sie? Haben Sie nicht auch Hunger?«

»O ja, ich esse auch etwas«, antwortete Pierre.

Die Mahlzeit war reichhaltig: Lachs, Eierkuchen, Koteletts mit Kartoffelbrei, geschmorte Nieren, Blumenkohl, kaltes Fleisch und Aprikosentorte. Alles war zu stark gekocht und unschmackhaft wie aufgewärmte Überbleibsel. Aber in den Kompottschalen lagen ziemlich schöne Früchte, vornehmlich Pfirsiche. Übrigens schienen die Tischgäste nicht anspruchsvoll zu sein und weder Geschmack zu entwickeln, noch Ekel zu empfinden. Ein reizendes, sehr hübsches junges Mädchen mit schönen Augen und seidenglänzender Haut, die zwischen einen alten Priester und einen sehr schmutzigen, bärtigen Herrn eingezwängt saß, verzehrte mit entzückter Miene die Nieren, die in grauem Wasser, das ihnen als Tunke diente, blaß und bleich herumschwammen.

»Wirklich!« begann Herr von Guersaint wieder, »der Lachs ist nicht schlecht. Nehmen Sie doch ein wenig Salz dazu, das schmeckt vorzüglich.«

Pierre entschloß sich, zu essen, denn er mußte sich stärken. An einem kleinen Tisch in der Nähe erblickte er soeben Frau Vigneron und Frau Chaise. Die Damen, die einander gegenüber saßen, schienen zu warten. In der Tat kamen auch alsbald Herr Vigneron und sein Sohn Gustave, der noch sehr blaß, war und sich schwerer auf seine Krücke stützte.

»Setze dich neben deine Tante!« sagte Herr Vigneron. »Ich werde neben deiner Mutter Platz nehmen.«

Als er darauf seine zwei Nachbarn bemerkte, näherte er sich.

»Sehen Sie«, sagte er, »Gustave ist vollständig wiederhergestellt. Ich habe ihn soeben mit Kölnischem Wasser eingerieben, und bald wird er sein Bad im Weiher nehmen können.«

Er setzte sich zu Tisch und aß gierig. Er sprach ganz laut von dem eben ausgestandenen Schrecken, so sehr hatte ihn die Furcht

erschüttert, seinen Sohn vor der Tante sterben zu sehen. Diese erzählte, sie hätte sich, als sie am Abend vorher vor der Grotte kniete, plötzlich erleichtert gefühlt. Sie bildete sich ein, von ihrer Herzkrankheit geheilt zu sein, und zählte genaue Einzelheiten auf, die ihr Schwager mit großen, unwillkürlich unruhigen Augen anhörte. Gewiß, er war ein guter Mensch und hatte noch nie jemandes Tod gewünscht: aber beim Gedanken, die Heilige Jungfrau könnte dieser alten Frau die Gesundheit wiedergeben und seinen jungen Sohn vergessen, geriet er in Entrüstung. Er war schon bei den Koteletts, als er zu bemerken glaubte, daß Frau Chaise mit ihrem Neffen schmollte.

»Gustave«, sagte er auf einmal, »hast du deine Tante um Verzeihung gebeten?«

Der erstaunte Knabe öffnete weit die hellen Augen in seinem schmalen Gesicht.

»Ja, du bist unartig gewesen, du hast sie oben

zurückgestoßen, als sie helfen wollte, dich niederzusetzen.«

Frau Chaise schwieg mit überaus würdiger Miene und wartete, während Gustave ohne Hunger den Knochen seines in kleine Stücke zerschnittenen Koteletts loslöste. Er hielt die Augen auf seinen Teller gesenkt und hatte sich in den Kopf gesetzt, diesmal das traurige Werk der Zärtlichkeit, das man ihm auferlegte, zu verweigern.

»Nun, Gustave! Sei lieb! Du weißt, wie gut deine Tante ist, und was sie alles für dich zu tun gedenkt.«

Nein, nein! Er wollte nicht nachgeben. In diesem Augenblick verwünschte er sie, diese Frau, die nicht schnell genug starb, die ihm die Zuneigung seiner Eltern verdarb, so daß er, wenn er sie eifrig um sich beschäftigt sah, nicht mehr wußte, ob sie wirklich ihn retten wollten oder die Erbschaft, die sein Leben bedeutete.

Aber auch Frau Vigneron trat auf die Seite ihres Gatten und sagte mit Ernst:

»Wahrhaftig, Gustave, du tust mir sehr weh! Bitte deine Tante um Verzeihung, wenn du mich nicht ganz und gar erzürnen willst!«

Da gab er nach. Warum auch kämpfen? War es nicht besser, daß seine Eltern das Geld erhielten? Würde er nicht sowieso sterben, wenn auch später, da dies die Verhältnisse seiner Familie in Ordnung brachte? Er wußte das, er begriff alles, selbst wenn man nicht davon sprach. Die Krankheit hatte sein Gehör derart geschärft, daß er selbst die Gedanken hörte.

»Tante!« stammelte er, »ich bitte Sie um Verzeihung dafür, daß ich mich vorhin so unliebenswürdig gegen Sie benommen habe.«

Aber zwei große Tränen rollten aus seinen Augen, während er mit der Miene eines weichen, oft mißbrauchten Menschen, der viel

erlebt hat, lächelte. Sogleich umarmte ihn Frau Chaise und sagte ihm, daß sie nicht erzürnt wäre. Daraufhin entfaltete sich die Lebensfreude der Vignerons in aller Gutmütigkeit.

»Wenn die Nieren auch nicht gut sind«, sagte Herr von Guersaint zu Pierre, »so gibt es doch wenigstens schmackhaften Blumenkohl.«

Im Saal dauerte das furchtbare Kauen fort. Noch nie hatte Pierre so essen sehen, in einem solchen Schweiß, einem so erstickend heißen Gasthaus. Der Speisengeruch verdichtete sich gleichsam zu Rauch. Um sich zu verstehen, mußte man schreien, denn alle diese Gäste plauderten sehr laut, und die bestürzten Kellner räumten das Tischgerät im Fluge ab. Den jungen Priester verletzte die außerordentlich gemischte Gesellschaft an der Tafel, an der sich Männer, Frauen, junge Mädchen und Geistliche drängten, wie sie sich auf gut Glück zusammenfanden, und die ihren

Heißhunger stillten gleich einer losgelassenen Meute, die in Eile die Bissen aufschnappt. Die Brotkörbe gingen herum und leerten sich. Dann entstand eine Metzelei in kaltem Fleisch, lauter Überresten vom Vorabend, Kalbfleisch und Schinken, die mit einem Guß aus heller Gallerte umgeben waren, die wie Leim zitterte. Man hatte schon zuviel gegessen. Trotzdem erweckten diese Fleischstücke wiederum die Eßlust, weil man dachte, man dürfe nichts übriglassen. Der Priester in der Mitte des Tisches, der so bedachtsam aß, verspätete sich bei den Früchten, er war bei seinem dritten ungeheuren Pfirsich, den er langsam schälte und zerknirschten Herzens in Scheiben verzehrte.

Nun ging eine Bewegung durch den Saal: ein Kellner verteilte die Briefschaften, die Frau Majesté hatte.

»Schau!« sagte Herr Vigneron, »ein Brief für mich! Das ist überraschend. Ich habe



niemandem meine Adresse gegeben.«

Dann fiel es ihm plötzlich ein.

»Ach ja! Das wird von Sauvageot sein, der meine Stelle im Finanzministerium vertritt.«

Als er den Brief geöffnet hatte, fingen seine Hände zu zittern an, und er stieß einen Schrei aus.

»Der Abteilungsvorsteher ist gestorben!«

Frau Vigneron war bestürzt, sie konnte ihre Zunge nicht im Zaum halten.

»Dann wirst du jetzt ernannt!«

Es war ihr heimlicher Traum: der Tod des Abteilungsvorstehers, damit er, der seit zwei Jahren zweiter Vorstand war, endlich zum höchsten Rang, zu seiner Marschallwürde aufrücken könnte. Seine Freude war so groß, daß er alles unbesonnen ausplauderte.

»Ach, die Heilige Jungfrau ist entschieden mit mir! Heute morgen noch habe ich sie um

meine Beförderung gebeten, und sie hat mich erhört!«

Aber als er den auf seine Augen gehefteten Blicken der Frau Chaise begegnete und seinen Sohn Gustave lächeln sah, fühlte er, daß er nicht in solcher Weise triumphieren dürfe. Sicherlich tat jeder in der Familie sein mögliches und erflehte von der Jungfrau die ihm persönlich nötigen Gnadenbeweise. Er verbesserte sich denn auch, indem er mit der Miene eines braven Mannes sprach:

»Ich will sagen, daß die Heilige Jungfrau uns alle sehr liebt, und daß sie uns gewiß alle zufrieden entlassen wird. Ach, dieser arme Mann. Er tut mir leid. Es wird notwendig sein, daß ich seiner Witwe eine Karte schicke.«

Trotz seiner Bemühungen, es zu verbergen, frohlockte er. Er zweifelte nicht mehr, seine geheimsten Wünsche erhört zu sehen, sogar jene, die er sich selbst nicht eingestand. Und der Aprikosentorte wurde große Ehre angetan,

sogar Gustave erhielt die Erlaubnis, ein kleines Stück davon zu essen.

»Es ist seltsam«, bemerkte Herr von Guersaint, der sich eine Tasse Kaffee hatte bringen lassen, »es ist seltsam, daß man hier keine Kranken mehr sieht. Dieser Haufen Leute hat mir wahrhaftig das Ansehen, einen gesegneten Appetit zu besitzen.«

Schließlich fand er bei genauem Suchen außer Gustave, der nur Krümchen wie ein kleines Huhn aß, einen Kropfigen, der an der großen Tafel zwischen zwei Frauen saß, von denen die eine sicherlich krebskrank war. Etwas weiter saß ein junges, so mageres und blasses Mädchen, daß man es für schwindsüchtig halten mußte. Und noch weiter entfernt sah man eine Idiotin. Sie war, von zwei Verwandten geschützt, eingetreten und verschlang jetzt mit hellen Augen und abgestorbenem Gesicht ihre Speise mit dem Löffel. Vielleicht befanden sich noch andere

Kranke da, die man inmitten dieser lärmenden, ihren Hunger stillenden Gesellschaft nicht unterschied, Kranke, die die Reise aufregte und die aßen, wie sie seit langer Zeit nicht gegessen hatten. Die Aprikosentorten, der Käse, die Früchte, alles verschwand, und in der großen Unordnung des Tischgeräts sah man nur noch die Flecken von Brühe und Wein, die sich auf dem Tischtuch ausbreiteten.

Es war nahezu Mittag.

»Wir kehren sogleich nach der Grotte zurück, nicht wahr?« sagte Herr Vigneron.

Von allen Seiten hörte man übrigens den Ruf: »Nach der Grotte! Nach der Grotte!« Die vollen Mäuler beeilten sich, zu den Gebeten und Kirchengesängen zurückzukehren.

»Wissen Sie«, erklärte Herr von Guersaint, »da wir den Nachmittag vor uns haben, so schlage ich vor, die Stadt ein wenig zu besichtigen, und da meine Tochter es wünscht,

will ich versuchen, einen Wagen für meinen Ausflug zu finden.«

Pierre, dem der Atem verging, war froh, den Speisesaal zu verlassen. In der Vorhalle erholte er sich wieder. Aber dort staute sich ein neuer Strom von Gästen, die auf Plätze warteten. Man stritt sich um die kleinen Tische, die geringste Lücke an der Tafel wurde augenblicklich wieder besetzt. Noch über eine Stunde sollte der Andrang dauern, das Frühstück der Reihe nach herumgehen, um bei der Hitze, unter dem Lärm der Kinnladen und unter wachsendem Ekel mit Heißhunger verschlungen zu werden.

»Ach, Verzeihung!« sagte Pierre, der ein frisches Taschentuch holen wollte. »Ich muß noch einmal hinaufgehen.«

Als er oben an der Tür seines Zimmers ankam, hörte er in dem tiefen Schweigen, in dem die Treppe und die verlassenen Gänge dalagen, ein leises Geräusch. Es war ein zärtliches

Lachen im benachbarten Zimmer. Dann kam unfassbar, mehr geahnt als tatsächlich gehört, der Hauch eines Kusses, das Beben von Lippen, die sich auf andere Lippen preßten, um sie zum Schweigen zu bringen.

Auch dieser Herr nahm sein Frühstück ein.

## *II*

Pierre und Herr von Guersaint schritten draußen langsam dahin mitten in der unaufhörlich wachsenden Flut der sonntäglich gekleideten Menge. Der Himmel war von einem leuchtenden Blau, die Sonne setzte die ganze Stadt in Flammen, und in der Luft lag eine festliche Fröhlichkeit, jene lebhafteste Freude, die auf großen Jahrmärkten herrscht, die das Leben eines ganzen Volkes ins volle

Licht setzen. Als sie die mit Menschen überfüllte Avenue de la Grotte hinuntergegangen waren, sahen sie sich an der Ecke des Plateau de la Merlasse aufgehalten, derart staute sich dort das Gewühl unter dem Stampfen der Pferde und dem Gerassel der den Weg versperrenden Wagen.

»Wir brauchen nicht zu eilen«, sagte Herr von Guersaint. »Meine Absicht ist, zur Place du Marcadal in der alten Stadt hinaufzusteigen. Denn das Mädchen im Hotel hat mir gesagt, dort droben wohne ein Barbier, dessen Bruder um billigen Preis Wagen vermietet. Macht es Ihnen nichts aus, mitzugehen?«

»Mir!« rief Pierre, »o nein, ich begleite Sie, wohin Sie wollen!«

»Gut! Und bei dieser Gelegenheit werde ich mich gleich rasieren lassen.«

Sie gelangten auf die Place du Rosaire und vor die Rasenplätze, die sich bis zum Gave

ausdehnen, als eine Begegnung sie von neuem aufhielt. Frau Desagneaux und Raymonde von Jonqui re befanden sich dort und plauderten lustig mit Gérard von Peyrelongue. Alle beide trugen helle Kleider, und ihre wei sseidenen Sonnenschirme blinkten im hellen Sonnenschein.

»Nein, nein!« wiederholte Frau Desagneaux, »wir können Ihrem »Kasino« nicht einen Besuch abstatten, im Augenblick, da alle Ihre Kameraden beim Essen sind.«

Gérard beharrte auf seiner Bitte und wandte sich sehr artig hauptsächlich an Raymonde, deren etwas volles Gesicht heute von einem strahlenden Reiz der Gesundheit erhellt wurde.

»Aber ich versichere Sie, es ist sehr merkwürdig zu sehen. Man wird Sie vortrefflich empfangen, gnädiges Fräulein! Sie dürfen sich mir anvertrauen. Übrigens werden wir dort gewiß Herrn Berthaud finden, der entzückt sein wird, Sie zu empfangen.«



Raymonde lächelte, und ihre hellen Augen sagten, daß sie wohl möchte. Da näherten sich Pierre und Herr von Guersaint, um die Damen zu begrüßen. Sie wurden sogleich in Kenntnis gesetzt von dem, was man vorhatte. Das »Kasino« nannte man eine Art Restaurant, eine Speiseanstalt, die die Mitglieder von Notre Dame de Salut, die Sänfenträger, die Pfleger der Grotte, der Weiher und Spitäler gegründet hatten, um gemeinschaftlich und billig zu essen. Da viele von ihnen nicht reich waren – die Pflegerschaft war aus Leuten aus allen Klassen zusammengesetzt –, waren sie übereingekommen, drei gute Mahlzeiten zu halten, indem jeder drei Frank für den Tag bezahlte. Es blieben ihnen sogar noch Speisen übrig, die sie an die Armen verteilten. Aber sie verwalteten alles selbst, kauften die Vorräte ein, stellten einen Koch und Kellner an und scheuten nicht vor der Notwendigkeit zurück, in Person mitzuhelfen, um das Lokal instand zu halten.

»Das muß sehr interessant sein!« rief Herr von Guersaint aus. »Vorwärts, das wollen wir sehen, wenn wir nicht zu viele sind.«

Daraufhin gab auch die kleine Frau Desagneaux ihre Zustimmung.

Wenn wir alle zusammen hingehen, bin ich ganz damit einverstanden. Ich fürchtete nur, es schickt sich nicht.«

Und weil sie lachte, fingen alle zu lachen an. Sie hatte den Arm des Herrn von Guersaint genommen, während Pierre links von ihr ging, von Sympathie für diese lustige kleine Frau ergriffen, die so lebhaft und reizend war mit ihren zerzausten blonden Haaren und ihrem milchweißen Teint.

Hinter ihnen kam Raymonde am Arm Gérards, den sie mit ernsthafter Stimme als ein sehr gescheites Mädchen, das das Aussehen der sorglosen Jugend hatte, unterhielt. Und da sie endlich den so sehr erträumten Gatten in ihrer

Nähe hatte, nahm sie sich fest vor, ihn diesmal zu erobern. Sie berauschte ihn auch mit dem Duft eines schönen, gesunden Mädchens und setzte ihn zugleich durch ihr Verständnis für das Hauswesen und die Sparsamkeit in kleinen Dingen in Verwunderung. Denn sie ließ sich Erklärungen über ihre Einkäufe geben und bewies ihm, daß sie ihre Ausgaben noch hätte einschränken können:

»Sie müssen schrecklich müde sein?« fragte Herr von Guersaint Frau Desagneaux.

Diese widersprach und stieß einen Ruf aufrichtigen Zornes aus.

»O nein! Stellen Sie sich vor, die Müdigkeit hat mich gestern um Mitternacht im Hospital in einen Armsessel niedergeworfen. Und die Damen haben es über das Herz gebracht, mich schlafen zu lassen!«

Man fing aufs neue zu lachen an. Aber sie war noch außer sich. Darum fuhr sie fort:

»So habe ich wie ein Klotz bis zum Morgen geschlafen. Und dabei hatte ich geschworen, die Nacht durchzuwachen!«

Endlich gewann die Lachlust auch bei ihr wieder die Oberhand. Sie brach los und zeigte ihre schönen weißen Zähne.

»Bin ich nicht eine hübsche Krankenwärterin? Die arme Frau von Jonquièrre ist aufgeblieben. Ich habe eben versucht, sie zu verführen und sie mit uns zu nehmen. Aber sie hat es vorgezogen, einen Augenblick zu Bett zu gehen.«

Raymonde hatte zugehört und erhob jetzt ihre Stimme.

»O ja, die arme Mama! Sie konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten. Ich habe sie gezwungen, sich ins Bett zu legen, und habe ihr gesagt, daß sie ruhig schlafen könnte und daß alles ganz gut gehen würde.«

Sie hatte für Gérard einen klaren, lachenden

Blick. Er glaubte sogar einen unmerklichen Druck des frischen, runden Armes zu fühlen, als ob sie sich hätte glücklich darüber zeigen wollen, daß sie allein mit ihm war und daß sie miteinander, ohne von jemand gestört zu werden, ihre kleinen Angelegenheiten regeln konnten. Das entzückte ihn, und er setzte ihr auseinander, weshalb er diesen Tag nicht mit seinen Kameraden gegessen hatte. Eine abreisende befreundete Familie hatte ihn zu zehn Uhr eingeladen, und so war er erst nach der Abfahrt des Zehneinhalbuhrzuges wieder frei geworden.

»Die lustigen Kameraden!« fuhr er in seiner Rede fort. »Hören Sie sie?«

Man kam näher und vernahm in der Tat den lauten Lärm junger Leute. Er ging von einer Baumgruppe aus, unter der sich das alte Gebäude verbarg, in dem man das »Kasino« untergebracht hatte. Zuerst führte er sie in die Küche, einen weiten, sehr gut eingerichteten

Raum, der von einem großen Herd und einem breiten Tisch eingenommen wurde. Er machte sie darauf aufmerksam, daß selbst der Koch, ein vollwangiger, heiterer Mann, das rote Kreuz auf seiner weißen Jacke trug, denn auch er nahm teil an der Pilgerfahrt. Dann stieß er eine Tür auf und geleitete sie in den gemeinschaftlichen Saal.

Es war ein langer Saal, in dem eine doppelte Reihe einfacher Tische aus Tannenholz aufgestellt war. Es waren keine anderen Möbel darin, nur noch ein Tisch für den Nachtschiff und Wirtshausstühle mit Strohsitzen. Aber die mit Kalk getünchten Wände und der Backsteinfußboden von leuchtendem Rot, alles zeigte sich sauber in dieser beabsichtigten Einfachheit eines Klosterspeisesaals. Was den Eintretenden gleich beim Überschreiten der Schwelle fesselte, war die hier herrschende kindliche Fröhlichkeit. Ungefähr hundertundfünfzig Gäste jedes Alters saßen beim Essen, sie hatten guten Appetit, lachten

und spendeten mit vollem Mund denen Beifall, die sangen. Eine außerordentliche Brüderlichkeit vereinigte diese Menschen, die von überall, aus allen Ständen, aus allen Vermögensverhältnissen, aus allen Provinzen hier zusammengekommen waren. Viele kannten sich nicht. Sie saßen hier jedes Jahr während dreier Tage Ellenbogen an Ellenbogen beisammen, lebten als Brüder, reisten wieder ab und wußten den Rest des Jahres nichts voneinander. Nichts war reizender, als sich in der Ausübung der Barmherzigkeit wiederzufinden und einige Tage gemeinschaftlicher großer Plage, aber auch heiterer Freude zu verleben, nicht zu rechnen, daß das ein wenig zum Vergnügungsplan großer, gleichzeitig sich selbst überlassener Jungen gehörte, die glücklich sind, wenn sie sich aufopfern und lachen dürfen. Und alles, die einfachen Speisen, der Stolz, sich selbst zu versorgen und das zu essen, was man selber gekauft und

hatte kochen lassen, trug zur allgemeinen guten Laune bei.

»Sie sehen«, erklärte Gérard, »daß wir nicht traurig sind, trotz des harten Berufs, den wir ausüben. Die Pflegerschaft zählte mehr als dreihundert Mitglieder, aber es sind kaum hundertundfünfzig Tischgenossen anwesend. Denn man mußte zwei aufeinanderfolgende Mahlzeiten ansetzen, um den Dienst in der Grotte und den Spitälern zu erleichtern.«

Der Anblick der kleinen Gruppe von Besuchern, die auf der Schwelle stehengeblieben waren, schien aller Freude verdoppelt zu haben. Berthaud, der Vorsteher der Sänftenträger, der an einem Ende des Tisches saß, erhob sich höflich, um die Damen zu empfangen.

»Da riecht es ja sehr gut!« rief Frau Desagneaux in ihrer unbesonnenen Art. »Wollen Sie uns nicht einladen, morgen Ihre Küche zu versuchen?«



»Ach nein, keine Damen!« antwortete Berthaud lachend. »Aber wenn die Herren morgen mit uns speisen wollten, so würden sie uns das größte Vergnügen bereiten.«

Mit einem einzigen Blick hatte er das gute Einverständnis bemerkt, das zwischen Gérard und Raymonde herrschte. Er schien entzückt, er wünschte diese Heirat sehr für seinen Vetter. Darum lachte er über die Heiterkeit des jungen Mädchens, das ihn ausfragte.

»Ist das dort unten nicht der Marquis von SalmonRoquebert, zwischen den beiden jungen Leuten, die man für Hausdiener halten möchte?«

»Vielleicht«, antwortete Berthaud, »es sind die Söhne eines kleinen Papierhändlers aus Tarbes. Und es ist der Marquis, Ihr Nachbar in der Rue de Lille, der Besitzer eines königlichen Palastes, einer der reichsten und edelsten Männer Frankreichs. Sehen Sie, wie er sich an unserem Hammelragout gütlich tut!«

So war es wirklich. Der Marquis mit seinen Millionen schien ganz glücklich, sich mit drei Frank im Tage zu beköstigen und demokratisch in Gesellschaft von kleinen Bürgern und sogar Arbeitern, die es nicht gewagt hätten, ihn auf der Straße zu grüßen, an einem Tisch zu sitzen. War diese dem Zufall anheimgegebene Tischordnung nicht die soziale Gemeinschaft in voller christlicher Liebe? Er hatte diesen Morgen um so größeren Hunger, als er mehr als sechzig, mit allen abscheulichen Leiden der traurigen Menschheit behaftete Kranke in den Weihern gebadet hatte. Und um ihn herum konnte er die Verwirklichung der evangelischen Gemeinschaft beobachten, aber ohne Zweifel war sie nur deshalb so reizend und so fröhlich, weil sie nicht länger als drei Tage dauerte.

Obwohl Herr von Guersaint vom Frühstück kam, war er doch neugierig, das Hammelragout zu kosten. Er erklärte es für vorzüglich. Während dieser Zeit hatte Pierre

den Baron Suire, den Vorsteher der Pflegerschaft, entdeckt, der zwischen den zwei Tischreihen wichtig hin und her ging, als ob er es sich zur Aufgabe gemacht hätte, alles im Auge zu behalten, sogar die Art und Weise, wie sich sein Personal ernährte. Da erinnerte sich der Priester plötzlich des von Marie geäußerten, glühenden Wunsches, die Nacht vor der Grotte zuzubringen. Und er dachte, der Baron könnte ihm die gewünschte Erlaubnis bewilligen.

Dieser war bedenklich geworden.

»Gewiß«, antwortete er, »wir gestatten das bisweilen, aber es ist immer eine mißliche Sache! Sie versichern mir doch wenigstens, daß die junge Person nicht schwindsüchtig ist? Gut. Weil Sie sagen, daß sie so sehr darauf besteht, werde ich mit dem Pater Fourcade darüber reden, und ich will auch Frau von Jonquière davon in Kenntniss setzen, damit sie Ihnen gestattet, die Kranke fortzubringen.«

Im Grunde war er ein braver, guter Mann, trotzdem er sich das Ansehen gab, als wäre er unentbehrlich und mit der schwersten Verantwortlichkeit überhäuft. Er hielt die Besucher zurück und gab ihnen eine bis ins kleinste gehende Schilderung von der Organisation der Pfleger. Er führte die gemeinsam gesprochenen Gebete auf, dann sprach er von den täglich stattfindenden zwei Sitzungen des Verwaltungsrats, an denen alle Vorsteher des Dienstes sowie die. Patres und gewisse Geistliche teilnahmen. Man kommunizierte so oft als möglich. Es ergaben sich verwickelte Arbeiten, ein außerordentlicher Wechsel des Personals fand statt, kurz, es befand sich da eine ganze Welt, die zu regieren eine feste Hand beanspruchte. Er sprach wie ein General, der jedes Jahr einen großen Sieg über den Geist des Jahrhunderts davonträgt, und er schickte Berthaud zurück, um sein Frühstück zu beenden, da er die Damen bis in den kleinen, mit Sand bestreuten

und von schönen Bäumen beschatteten Hof zurückführen wollte.

»Sehr interessant, sehr interessant!« wiederholte Frau Desagneaux. »Wir danken Ihnen sehr für Ihre Gefälligkeit!«

»Bitte sehr, bitte sehr, gnädige Frau. Ich bin entzückt, die Gelegenheit gehabt zu haben, Ihnen mein kleines Volk zu zeigen.« Gérard hatte Raymonde nicht verlassen. Herr von Guersaint und Pierre berieten sich bereits mit den Blicken, um sich endlich auf die Place du Marcadal zu begeben, als Frau Desagneaux sich erinnerte, daß eine Freundin sie beauftragt hatte, ihr eine Flasche Wasser von Lourdes zu übersenden. Sie fragte Gérard, wie sie das anzufangen hätte. Dieser begann zu lachen.

»Wollen Sie mich wiederum als Führer annehmen? Aber halt! Wenn diese Herren uns begleiten, werde ich Ihnen vor allem das Lager zeigen, in dem man die Flaschen füllt, zupfropft, in eine Schachtel legt und dann

verschickt. Es ist sehr merkwürdig.«

Herr von Guersaint war sofort einverstanden. Die fünf Personen machten sich wieder auf den Weg. Frau Desagneaux ging zwischen dem Architekten und dem Priester, während Raymonde und Gérard hinter ihnen schritten. Die Menge wurde im brennenden Sonnenschein immer größer, die Place du Rosaire floß über von einem Strom gaffender Leute, wie am Tag einer öffentlichen Lustbarkeit.

Die Werkstätte befand sich übrigens da, zur linken Hand unter einem der Bogen. Sie bestand aus einer Reihe von drei sehr einfachen Sälen. Im ersten füllte man die Flaschen auf die gewöhnlichste Weise von der Welt. Ein kleines, grün angestrichenes, einem Bewässerungsfaß ziemlich ähnliches Zinkfäßchen kam voll Wasser aus der Grotte. Dann wurden die Flaschen aus weißem Glas ganz einfach Stück für Stück am Hahn gefüllt,

ohne daß der Arbeiter im Kittel immer darüber wachte, daß kein Wasser überfloß. Eine kleine Pfütze entstand auf dem Boden. Die Flaschen trugen kein Etikett, nur die Bleikapsel über dem Pfropfen aus schönem Kork hatte eine die Herkunft anzeigende Inschrift, und man überstrich dieselbe mit einer Art Bleiweiß, ohne Zweifel der besseren Erhaltung wegen. Die zwei anderen Säle dienten zum Verpacken und waren eine wirkliche Packerwerkstätte mit den dazugehörigen Werkischen, Geräten und Haufen von Hobelspänen. Man verfertigte darin hauptsächlich Holzschachteln für eine oder zwei Flaschen, sehr hübsch gearbeitete Schachteln, in die die Flaschen auf ein Bett aus feinen Spanschnitzeln niedergelegt wurden. Das Ganze glich etwa den Versandgeschäften für Blumen in Nizza und für eingemachte Früchte in Grasse.

Gérard gab mit ruhiger und befriedigter Miene Erklärungen.

»Sie sehen«, sagte er »das Wasser kommt in der Tat aus der Grotte, was die im Umlauf befindlichen, übel angebrachten Spöttereien erledigt. Und es gibt da keine Verwicklungen, alles ist natürlich und geht am hellen Tage vor sich. Ich mache Sie überdies darauf aufmerksam, daß die Patres kein Wasser verkaufen, wie man sagt. So kostet eine hier gekaufte volle Flasche nur zwanzig Centimes. Wenn Sie sie versenden lassen, tritt natürlich die Verpackung und der Versand dazu. Sie wird Sie auf einen Frank und siebenzig Centimes zu stehen kommen. Übrigens steht es Ihnen frei, alle Kannen und etwaigen sonstigen Gefäße, die es Ihnen mitzubringen beliebt, an der Quelle zu füllen.«

Pierre überlegte, daß der Gewinn der Patres nicht groß sein konnte. Denn sie verdienten fast nur an der Verpackung der Schachteln und an den Flaschen, von denen sie, tausendweise bezogen, das Stück sicher nicht zwanzig Centimes kostete. Aber Raymonde und Frau



Desagneaux und auch Herr von Guersaint mit seiner lebhaften Einbildungskraft erlebten eine große Enttäuschung angesichts des kleinen grünen Fäßchens, der mit Bleiweiß verklebten Kapseln und der um die Werkische herum angehäuften Hobelspäne. Sie hatten sich wohl Zeremonien, einen gewissen Ritus vorgestellt, mit dem das wunderbare Wasser in die Flaschen gefüllt würde. Und Pierre dachte schließlich angesichts dieses gewöhnlichen Flaschenlagers und des alltäglichen Packraumes an die wirksame Kraft des Glaubens. Wenn eine von den Flaschen in weiter Ferne in das Zimmer eines Kranken kommt, wenn man sie auspackt und er auf die Knie fällt, wenn er sich beim Beschauen und Trinken dieses reinen Wassers begeistert, bis er die Heilung seines Leidens hervorruft, so bedarf es dazu wahrhaftig eines außerordentlichen Sprungs in das Gebiet der allmächtigen Illusion.

»Halt!« rief Gérard, als alle hinausgingen,

»wollen Sie, ehe wir zur Verwaltung hinaufsteigen, sich nicht das Kerzenlager ansehen? Es sind nur zwei Schritte.«

Er wartete nicht einmal ihre Antwort ab, sondern zog sie mit sich auf die andere Seite der Place du Rosaire. Im Grunde wünschte er nur, Raymonde angenehm zu unterhalten. Das Schauspiel, das das Kerzenlager bot, war aber in Wirklichkeit noch weniger ergötzlich als die Packwerkstätten, aus denen sie herauskamen. Das Lager lag unter einem der Bogengänge rechter Hand und bestand aus einer Art Kirchengruft, einem tiefen Gewölbe, das Bauhölzer in weite Fächer abteilten. In diesen Fächern war der außerordentlichste Vorrat an Wachskerzen aufgeschichtet, die nach ihrer Größe ausgesucht und sortiert wurden. Hier schlief die Überfülle der der Grotte geschenkten Kerzen, die täglich so zahlreich gespendet wurden, daß besondere Wagen, in die die Pilger sie beim Gitter niederlegten, mehrmals in die Fächer entleert werden

mußten. Dann fuhren sie zurück, um aufs neue gefüllt zu werden. Es war Grundsatz, daß jede geopfert Kerze zu den Füßen der Jungfrau verbrannt werden sollte. Aber es waren zu viele: zweihundert von allen Größen konnten Tag und Nacht flammen, aber niemals erschöpfte man diese schrecklichen Vorräte, deren Flut ohne Unterlaß stieg. Es ging das Gerücht, die Patres seien genötigt, wieder Wachs zu verkaufen. Gewisse Freunde der Grotte gestanden mit einer kleinen Beimischung von Stolz, der Ertrag aus den Kerzen sei hinreichend, um die ganze Geschichte im Gang zu erhalten.

Die Menge allein verblüffte Raymonde und Frau Desagneaux. Welche Masse von Kerzen! Namentlich die kleinen, die zehn Sous bis zu einem Frank kosteten, waren in unberechenbarer Zahl aufgestapelt. Herr von Guersaint, der Ziffern verlangte, hatte sich in eine Statistik vertieft, in der er sich verlor. Pierre betrachtete stumm diese Haufen Wachs,

die dazu bestimmt waren, zur Ehre Gottes im hellen Sonnenschein zu verbrennen. Und obwohl ihm der Nutzen nicht das höchste war, obgleich er den Luxus der Freude und der trügerischen Vergnügungen begriff, die den Menschen in gleicher Weise wie das Brot ernähren, so konnte er sich doch des Gedankens an die Almosen nicht entschlagen, die man mit dem Geld für all dieses Wachs, das in Rauch aufging, hätte geben können.

»Und meine Flasche, die ich absenden soll?« fragte Frau Desagneaux.

»Wir gehen ins Büro«, antwortete Gérard.  
»Das ist eine Angelegenheit von fünf Minuten.«

Sie mußten die Place du Rosaire wieder überschreiten und die Treppe hinaufsteigen, die zur Basilika führte. Das Büro befand sich oben links, gerade am Eingang des Weges zum Kalvarienberge. Es war ein sehr ärmliches Gebäude, eine Hütte aus Brettern und Gips,

vom Wind und Regen beschädigt. Sie trug eine hölzerne Tafel mit den Worten:

»Wegen Messen, Geschenken, Bruderschaften wende man sich hierher. Versand von Lourdeswasser. Bestellungen auf die ›Annalen Unserer Lieben Frau von Lourdes‹ werden hier entgegengenommen.«

Wie viele Millionen waren durch dies armselige Büro gegangen, das noch aus der Zeit zu stammen schien, da man den Grundstein zur benachbarten Basilika noch nicht gelegt hatte!

Alle waren begierig, es zu sehen, und traten ein. Aber sie sahen nur einen Verschlag mit einem Schiebefenster. Frau Desagneaux mußte sich bücken, um die Adresse ihrer Freundin aufzugeben. Und nachdem sie einen Frank und sieben Centimes bezahlt hatte, streckte man ihr eine winzige Quittung heraus, ein Stück Papier, das der Güterbeamte auf den Bahnhöfen abnimmt.

Als sie wieder draußen waren, fuhr Gérard in seinen Erklärungen fort. Er zeigte auf ein weites Gebäude in zwei oder dreihundert Meter Entfernung.

»Betrachten Sie dort die Wohnung der Patres.«

»Aber man sieht die Patres niemals«, bemerkte Pierre.

Der junge Mann stand einen Augenblick still, ohne zu antworten.

»Man sieht sie nie«, erwiderte er dann, »weil sie alles, die Grotte und das übrige, während der nationalen Pilgerfahrt an die Patres von Mariä Himmelfahrt abtreten.«

Pierre betrachtete das aus behauenen Steinen aufgeführte Wohnhaus, das einem festen Schloß glich. Die Fenster wären geschlossen, man hätte glauben können, das Haus sei verlassen. Und doch ging alles von ihm aus und alles führte wieder zu ihm zurück. Während Pierre die stumme, furchtbare

Bewegung eines Rechens zu vernehmen glaubte, der sich über das ganze Tal ausstreckte, das herbeigelaufene Volk zusammenraffte und das Gold und Blut der Massen zu den Patres brachte, fuhr Gérard mit leiser Stimme fort:

»Und da! Sie sehen wohl, daß sie sich zeigen. Da kommt gerade der ehrwürdige Pater Rektor Capdebarthe.«

In der Tat ging ein Ordensmann vorüber, ein Bauer mit knorrigem Leib und einem dicken, wie mit Beilhieben zugehauenen Kopf. In seinen undurchsichtigen Augen war nichts zu lesen, und sein trügerisches Gesicht hatte eine fahle Gesichtsfarbe, einen roten und finsternen Widerschein des Erdbodens. Monsignore Laurence hatte seinerzeit eine wirklich kluge Wahl getroffen, als er die Einrichtung und den Betrieb der Grotte diesen zähen und rauen Missionaren von Garaison anvertraute, die fast alle Söhne von Gebirgsbewohnern sind und

die den Boden ihrer Heimat leidenschaftlich lieben.

Die fünf gingen dann über das Plateau de la Merlasse wieder hinab, den breiten Wall, der sich links um die Rampe schlingt und der in die Avenue de la Grotte mündet. Es war schon ein Uhr, aber das Frühstück dauerte in der ganzen, von Volk überströmenden Stadt noch fort. Die fünfzigtausend Pilger und Neugierigen hatten an den zur Verfügung stehenden Speisetischen noch nicht alle Platz nehmen und sich sättigen können. Pierre, der im Gasthof eine vollbesetzte Tafel verlassen und soeben gesehen hatte, wie wohlgemut sich die Pfleger am Tische des »Kasinos« zusammenzwängten, fand überall wieder Eßtische, nur Eßtische. Überall wurde gegessen und immer wieder gegessen. Hier, unter freiem Himmel, auf beiden Seiten der breiten Straße fiel das niedrige Volk über die Tische her, die man auf dem Bürgersteige gedeckt hatte, einfach aus langen, auf beiden



Seiten mit Sitzbänken versehenen Brettern bestanden und von einem engen Leinwandzelt überdeckt wurden. Es wurden darin Fleischbrühe und Kaffee zu zwei Sous die Tasse ausgeschenkt. Die Brötchen in hohen Körben kosteten ebenfalls zwei Sous. An den Stäben aufgehängt, die das Zelt trugen, baumelten Stränge von dicken Würsten, Schinken und Fleischwürstchen. Einige dieser fliegenden Speisewirte brieten Kartoffeln in der Pfanne, andere richteten geringe Fleischsorten mit Zwiebeln zu. Ein beißender Rauch und starke Gerüche, mit dem Staub vermischt, den das fortwährende Getrampel der Spaziergänger aufwirbelte, stieg in die sonnenheiße Luft empor. Vor jedem Speiszelt bildeten die Kunden eine lange Reihe und warteten geduldig, die Tischgäste lösten einander ab und ließen sich auf den Bänken nieder, auf dem der Breite nach kaum zwei Suppenteller Platz fanden. Alle beeilten sich und aßen gierig infolge jener unersättlichen

Eßlust, die sich nach großen moralischen Erschütterungen einstellt. Da kam das Tier wieder zum Vorschein, und es stopfte sich voll, nachdem es sich in unzähligen Gebeten erschöpft und im Himmel der Legenden die leiblichen Bedürfnisse vergessen hatte. Es entwickelte sich unter dem strahlenden Himmel dieses schönen Sonntags ein wahres Jahrmarktstreiben: man konnte die Gefräßigkeit eines Volkes in seiner Vergnügungslust und trotz der abscheulichen Krankheiten und der nur allzu selten eingetretenen Wunder die Freude am Leben beobachten.

»Was wollen Sie? Sie essen und unterhalten sich!« sagte Gérard, der die Betrachtungen der lebenswürdigen Gesellschaft erriet, die er spazierenführte.

»Ach!« murmelte Pierre, »das ist ganz gerecht und billig. Die armen Leute!«

Er war lebhaft berührt von der Rache, die die

Natur nahm. Aber als sie sich wieder unten am Wall befanden, auf dem Weg zur Grotte, wurde er durch die Zudringlichkeit der Kerzen und Blumenverkäuferinnen verletzt, die unter den Vorübergehenden herumschweiften und sie mit eroberungslustiger Ungeschliffenheit überfielen. Es waren meistens junge Frauen in bloßen Haaren oder mit einem Taschentuch auf dem Kopf, die sich überaus unverschämt zeigten. Die alten Weiber waren aber kaum bescheidener. Alle trugen ein Bündel Kerzen unter dem Arm, schlangen sie in der Luft herum und drückten ihre Ware den Spaziergängern in die Hände. »Mein Herr! Gnädige Frau! Kaufen Sie mir eine Kerze ab, das wird Ihnen Glück bringen!« Ein Herr, der von drei der Jüngsten angerempelt und umringt worden war, hätte fast die Schöße seines Rockes dabei eingebüßt.

Genau so war es mit den Blumensträußen, mit dicken, runden, kohlkopfähnlichen Sträußen, die roh mit Bindfaden umwickelt waren.

»Einen Blumenstrauß, gnädige Frau! Einen Strauß für die Heilige Jungfrau!« Wenn die Dame entschlüpfte, hörte sie hinter sich grobe Schimpfreden. Der Handel, der schamlose Handel drängte sich an die Pilger bis zu den Zugängen zur Grotte. Nicht genug, daß er sich sieghaft in allen Krambuden einrichtete, von denen sich eine an die andere zwängte, so daß sie jede Straße in einen Basar verwandelten, er schwärmte auch auf dem Pflaster herum, versperrte den Weg und fuhr auf Handkarren seine Rosenkränze, Medaillen, Statuetten und Heiligenbilder von Ecke zu Ecke. Überall wurde gekauft, um von dieser heiligen Kirmes ein Andenken mitzubringen. Und als lebhafter Ton, als heitere Zugabe zu dieser Handelsgier und dem Gedränge von allem möglichen Kram kamen noch die durch die Menge brechenden Jungen, die das »Journal de la Grotte« ausriefen. Mit dünner, scharfer Stimme drang es zu aller Ohren: »Das Journal de la Grotte! Die Nummer von heute morgen! Zwei Sous,

das Journal de la Grotte!«

Durch das Gedränge der ohne Unterlaß sich bewegenden Menschenflut wurde die Gesellschaft getrennt. Raymonde und Gérard blieben zurück. Beide hatten mit einer Miene lächelnder Vertraulichkeit wie verloren und allein unter diesen Leuten leise zu plaudern begonnen. Frau Desagneaux mußte stehenbleiben und sie rufen.

»Kommen Sie doch nach, wir werden uns sonst verlieren!«

Während sie sich näherten, hörte Pierre das junge Mädchen sagen:

»Mama ist so beschäftigt! Sprechen Sie mit ihr vor unserer Abreise!«

»Gern, Sie machen mich sehr glücklich!«

Die Heirat war also während dieses reizenden Spaziergangs zwischen den Wunderdingen von Lourdes errungen und fest beschlossen

worden. Sie hatte gesiegt, und er war, als er sie heiter und verständig an seinem Arme fühlte, endlich zu einem Entschluß gekommen.

Herr von Guersaint jedoch hob die Augen und rief:

»Sind das da oben auf diesem Balkon nicht die reichen Leute, die mit uns gereist sind? Sie wissen doch, die junge, kranke Frau, die von ihrem Mann und ihrer Schwester begleitet war?«

Er sprach von den Dieulafays, und in der Tat standen sie auf dem Balkon der Wohnung, deren Fenster auf die Rasenplätze vor der Rosenkranzkirche hinausgingen. Sie hatten hier den ersten Stock inne, der mit allem Luxus ausgestattet war, den Lourdes hatte bieten können, mit Vorhängen und Teppichen, ganz abgesehen von dem Dienstpersonal, das man schon im voraus von Paris hierher geschickt hatte. Da es schönes Wetter war, hatte man die in einem großen Armsessel

liegende Kranke an die freie Luft gerollt. Sie war in ein Hauskleid aus Spitzen gehüllt. Der Gatte, immer im tadellosen Gehrock, stand an ihrer rechten Seite, während die Schwester lächelnd zu ihrer Linken saß und sich manchmal zu ihr neigte, um zu plaudern. Sie erhielt jedoch keine Antwort.

»Wissen Sie!« erzählte die kleine Frau Desagneaux, »ich habe oft von Frau Jousseur sprechen hören. Sie ist die Frau eines Diplomaten, der sie trotz ihrer großen Schönheit verlassen hat. Man hat letztes Jahr viel von der Leidenschaft gesprochen, die sie für einen jungen, in der Pariser Welt wohlbekannten Oberst gefaßt hatte. Aber die katholischen Salons behaupten, sie habe diese Leidenschaft durch die Religion besiegt.«

Alle sahen nach oben und betrachteten sie.

»Sollte man glauben«, fuhr Frau Desagneaux fort, »daß ihre Schwester, die Kranke, die Sie dort sehen, ihr leibhaftiges Ebenbild war? Sie

hatte sogar einen unendlich weicheren Zug von Güte und Fröhlichkeit in ihrem Gesicht. Betrachten Sie sie jetzt! Sie ist für die Welt gestorben, die Arme!«

Hierauf versicherte Raymonde, daß Frau Dieulafay, die seit kaum zwei Jahren verheiratet war, alle Juwelen ihres Brautschmuckes mitgebracht habe, um sie Unserer Lieben Frau von Lourdes zum Geschenk zu machen. Gérard bestätigte dies, indem er auf Einzelheiten einging. Am Morgen hatte man ihm gesagt, die Juwelen sollten dem Schatz der Basilika übergeben werden, ganz zu schweigen von einer goldenen, mit Edelsteinen eingefassten Laterne und einer für die Armen bestimmten großen Geldsumme, die sie außerdem gestiftet hatte. Aber die Heilige Jungfrau hatte sich noch nicht rühren lassen, denn der Zustand der Kranken schien sich eher zu verschlimmern.

Von diesem Augenblick an sah Pierre nur



noch diese junge Frau auf dem verschwenderisch ausgestatteten Balkon, dieses in seinem Reichtum so bedauernswerte Geschöpf, das über der fröhlichen Menge und über Lourdes thronte. Die zwei Wesen, die zärtlich über sie wachten, die Schwester, die ihre Erfolge in der Gesellschaft verlassen hatten, und der Gatte, der seine Bank vernachlässigte, deren Millionen nach allen vier Enden der Erde rollten, trugen durch ihre tadellose Erscheinung noch zum peinlichen Eindruck der Gruppe bei. Für Pierre waren nur diese drei Personen noch vorhanden, die so unendlich reich und so unendlich elend zugleich waren!

Aber die fünf Spaziergänger, die auf der Straße standen und sich selbst vergaßen, waren jeden Augenblick in Gefahr, zermalmt zu werden. Ohne Unterlaß kamen auf den breiten Wegen Fuhrwerke daher, hauptsächlich rasch fahrende, mit vier Pferden bespannte Landauer, deren Schellen lustig klingelten. Es

waren Touristen, Besucher der Bäder von Pau, Barèges und Cauterets, die die Neugier hierherführte. Sie waren entzückt vom schönen Wetter und erfreut durch die lebhafteste Fahrt über die Berge. Da sie sich nur einige Stunden aufzuhalten gedachten, liefen sie in ihren für den Landaufenthalt berechneten Kleidern nach der Grotte und in die Basilika. Dann reisten sie wieder ab, lachend und zufrieden damit, alles gesehen zu haben. Familien in heller Sommertracht, Gesellschaften von jungen Frauen mit aufsehererregenden Sonnenschirmen schwärmten unter der grauen Masse der Pilger herum.

Auf einmal stieß Frau Desagneaux einen Schrei aus.

»Wie! Du bist es, Berta?«

Und sie umarmte eine große, reizende Brünnette, die mit drei anderen, laut lachenden und sehr lebhaften jungen Damen aus einem Landauer stieg. Die Stimmen klangen

durcheinander, leise Rufe ließen sich vernehmen, alles war entzückt, sich auf diese Weise getroffen zu haben.

»Wir sind in Cauterets, meine Liebe! Da haben wir den Plan gefaßt, alle vier hierherzufahren, wie alle Welt. Dein Mann ist wohl auch bei dir?«

Frau Desagneaux verneinte.

»Ach nein! Du weißt ja, er ist in Trouville. Am Donnerstag werde ich wieder mit ihm zusammenkommen.«

»Ja, ja, es ist wahr!« verbesserte sich die große Brünette, die gleichfalls das Aussehen einer lebenswürdigen, unbesonnenen Frau hatte. »Ich vergaß, du bist bei der Pilgerfahrt. Aber sag einmal –«

Wegen Raymonde, die lächelnd dabei stand, dämpfte sie ihre Stimme.

»Sag einmal... wie steht es mit dem Kleinen,

das so lange ausbleibt. Du hast doch die Heilige Jungfrau darum gebeten?«

Frau Desagneaux errötete ein wenig und flüsterte ihr ins Ohr:

»Ja, allerdings, schon seit zwei Jahren, und ich versichere dich, es ärgert mich recht, daß sich so lange nichts zeigt. Aber dieses Mal glaube ich, ist es so weit. Lache nicht! Ich habe ganz bestimmt etwas gespürt, als ich diesen Morgen in der Grotte betete.«

Das Lachen gewann jedoch die Oberhand über sie selbst, alle schrien durcheinander und belustigten sich wie Närrinnen. Unmittelbar darauf erbot sie sich, ihnen als Führer zu dienen, sie versprach, ihnen alles in weniger als zwei Stunden zu zeigen.

»Kommen Sie doch mit uns, Raymonde! Ihre Mutter wird sich nicht beunruhigen.«

Sie tauschten Grüße mit Pierre und Herrn von Guersaint. Auch Gérard verabschiedete sich,

er drückte zärtlich die Hand des jungen Mädchens, wie um sie sich endgültig zu verpflichten. Dann entfernten sich die Damen und schlugen die Richtung nach der Grotte ein. Es waren ihrer sechs, die sich glücklich fühlten, zu leben und den köstlichen Reiz ihrer Jugend mit sich herumtrugen.

Als Gérard ebenfalls weggegangen und zu seinem Dienst zurückgekehrt war, sagte Herr von Guersaint zu Pierre:

»Und unser Barbier auf der Place du Marcadale? Ich muß doch zu ihm gehen. Sie begleiten mich doch, nicht wahr?«

»Gewiß, wohin Sie wollen. Ich gehe mit Ihnen, weil Marie unser nicht bedarf.«

Sie gingen durch die Alleen von weiten Rasenplätzen, die sich vor der Rosenkranzkirche ausbreiten, und erreichten die neue Brücke. Dort kam es aufs neue zu einer Begegnung, sie trafen den Abbé des

Hermoses, der zwei jungen Damen, die am Morgen von Tarbes angekommen waren, als Führer diente. Er ging in ihrer Mitte mit der Miene eines artigen Weltpriesters, zeigte und erklärte ihnen Lourdes und vermied es, sie auf dessen unangenehme Seiten aufmerksam zu machen, auf die Armen, die Kranken, den ganzen Geruch des tiefen menschlichen Elends, das an diesem schönen, sonnigen Tag beinahe verschwunden war.

Beim ersten Wort des Herrn von Guersaint, der ihm vom Mieten eines Wagens für den Ausflug nach Gavarnie sprach, schien er zu befürchten, seine hübschen Begleiterinnen verlassen zu müssen. Denn er sagte eilig:

»Ganz wie Sie wollen! Bitte, besorgen Sie das, und Sie haben ganz recht, zum billigsten Preis. Denn ich werde zwei arme Geistliche mit mir nehmen. Wir werden dann vier sein. Lassen Sie mich nur heute abend in meinem Gasthof die Stunde der Abfahrt wissen!«

Dann schloß er sich wieder seinen Damen an und führte sie nach der Grotte, indem er die schattige Allee einschlug, die den Gave einsäumt, eine kühle und verschwiegene Allee für Liebende. Pierre hatte sich abseits gehalten, und sich müde an die Brustwehr der neuen Brücke gelehnt. Zum erstenmal fiel ihm die außerordentliche rasche Überhandnahme der Priester unter der Menschenmasse auf. Er betrachtete sie, wie sie überaus zahlreich über die Brücke gingen. Alle Spielarten kamen vorüber, die richtigen, mit der Pilgerfahrt eingetroffenen Priester, die man an ihrem sicheren Auftreten und ihren reinlichen Soutanen erkannte; die armen, zaghaften, oft schlecht gekleideten Landpfarrer, die kein Opfer gescheut hatten, um hierherzukommen, und bestürzt weggingen; und schließlich der Schwarm von unbeschäftigten Geistlichen, die nach Lourdes geraten waren, man wußte nicht woher, die hier unbedingte Freiheit genossen, und von denen man nicht einmal wußte, ob sie

jeden Morgen ihre Messe lasen. Die Freiheit mußte ihnen so süß erscheinen, daß die größte Zahl sich gewiß wie der Abbé des Hermoises hier befand, in Ferien, jeder Pflicht ledig, und glücklich darüber, daß sie einmal wie einfache Menschen leben konnten. Vom jungen, wohlgepflegten, gut aussehenden Priester bis zum alten Geistlichen in schmutziger Soutane und in armseligen Schuhen war die ganze Gattung vertreten – dicke, fette, magere, große und kleine Priester, solche, die der Glaube herbeiführte und die vor Eifer brannten, solche, die einfach ihren Beruf als brave Leute ausübten, und solche, die Ränke schmiedeten und nur aus Weltklugheit anwesend waren. Pierre war überrascht von diesem Strom von Priestern, der vor ihm vorbeizog, jeder mit einem besonderen Anliegen, und die alle zur Grotte eilten, wie man zu einer Pflicht geht oder zu einem Gegenstand gläubiger Verehrung, zu einem Vergnügen oder zu einem Frondienst. Er bemerkte einen darunter,



sehr klein, schwächig und schwarz, von stark italienischem Aussehen, dessen leuchtende Augen den Plan von Lourdes aufzunehmen schienen, ähnlich den Spionen, die vor der Eroberung einer Teilung eintreffen. Er sah einen andern, übermäßig dick und mit väterlicher Miene, er keuchte, weil er zuviel gegessen hatte, blieb vor einer alten kranken Frau stehen und ließ ihr endlich hundert Sous in die Hand gleiten.

Herr von Guersaint trat wieder zu ihm.

»Wir haben nur noch über den Wall und durch die Rue Basse zu gehen«, sagte er.

Pierre begleitete ihn, ohne zu antworten. Auch er fühlte die Soutane auf seinen Schultern, und noch nie hatte er sie so leicht getragen wie in diesem Getümmel der Pilgerfahrt. Er lebte in einer Art Taumel und Bewußtlosigkeit und hoffte trotz des dumpfen Mißbehagens, das in ihm zunahm, immer auf den Blitzstrahl, der seinen Glauben wieder entzünden sollte! Die

wachsende Flut der Priester verletzte ihn nicht mehr, er fand wieder ein brüderliches Gefühl für sie. Wie viele erfüllten gleich ihr rechtschaffen ihre Sendung als Führer und Tröster, ohne zu glauben!

Herr von Guersaint erhob seine Stimme.

»Sie wissen, daß diese Straße neu ist? Was man seit zwanzig Jahren für Häuser gebaut hat, das ist fast unglaublich. Es steht da wahrhaftig eine ganze neue Stadt.«

Rechts hinter den Häusern floß der Lapaca vorbei. Sie waren neugierig, wagten sich in eine kleine Straße hinein und stießen auf die alten, seltsamen Gebäude, die am Ufer des unbedeutenden Baches stehen. Die Räder mehrerer, alten Mühlen wurden hintereinander sichtbar. Man zeigte ihnen auch die, die Monsignore Laurence Bernadettes Eltern nach den Erscheinungen zum Geschenk gemacht hatte.

Der MarcadalPlatz war ein langer, dreieckiger Platz, der belebteste und prächtigste Platz der alten Stadt, auf dem sich die Kaffeehäuser, die Apotheken und schönen Kaufläden befanden. Unter allen stach ein hellgrün angemalter, mit hohen Spiegeln versehener Laden hervor, über dem sich ein breites Geschäftsschild zeigte, das in goldenen Buchstaben die Inschrift trug: »Cazaban, Barbier.«

Herr von ???Guersaint und Pierre waren eingetreten. In der Barbierstube war jedoch niemand anwesend, und sie mußten warten. Ein schreckliches Gabelgeklapper drang aus dem angrenzenden Raum, dem gewöhnlichen Speisezimmer, zu ihren Ohren. Dort befand sich ein allgemeiner Mittagstisch, und trotzdem es bereits zwei Uhr war, frühstückten noch über zwanzig Personen. Der Nachmittag schritt vor, und trotzdem wurde immer noch gegessen, von einem Ende der Stadt Lourdes bis zum andern. Auch Cazaban vermietete wie die anderen Hauseigentümer in der Stadt, ohne

Rücksicht auf ihre religiösen Ansichten, während der Pilgerzeit das eigene Zimmer und verließ seinen Speisesaal, um sich in den Keller zu flüchten. Dort aß, schlief und wohnte er mit seiner Familie in einem Loch ohne Luft von drei Quadratmeter Fläche. Das kam von der Erwerbssucht: die Bevölkerung verschwand wie die einer eroberten Stadt, indem sie den Pilgern alles, sogar Betten der Frauen und Kinder preisgab, sie an ihre Tische setzte und sie aus ihren Tellern essen ließ.

»Ist niemand da?« rief Herr von Guersaint.

Endlich erschien ein kleiner Mann, das Urbild eines lebhaften und knorrigen Pyrenäenbewohners, mit langem Gesicht und hervorspringenden Backenknochen. Die Gesichtsfarbe war sonnenverbrannt und zeigte rote Flecke. Seine großen Augen standen nie still, und über seine ganze magere Gestalt lief ein Zittern, eine ununterbrochene Fülle von Gebärden und Worten.

»Ich werde den Herrn bedienen – rasieren, nicht wahr? Ich bitte um Verzeihung, aber mein Gehilfe ist ausgegangen, und ich befand mich bei meinen Gästen. Wenn der Herr sich niedersetzen will, werde ich ihn so schnell wie möglich bedienen.«

Und Cazaban geruhte, persönlich Hand anzulegen. Er schlug die Seife zu Schaum und zog das Rasiermesser ab. Er warf einen unruhigen Blick auf die Soutane Pierres, der, ohne ein Wort zu sagen, sich gesetzt und eine Zeitung geöffnet hatte.

Es traf ein kurzes Schweigen ein. Aber Cazaban litt darunter, und deshalb begann er, als er das Kinn seines Kunden einseifte, sofort wieder:

»Stellen Sie sich vor, mein Herr! Meine Gäste haben sich so lange in der Grotte verspätet, daß sie jetzt erst frühstücken. Hören Sie sie? Ich blieb aus Höflichkeit bei ihnen. Aber, nicht wahr? Ich muß auch meine Kunden besorgen.

Man muß alle Welt zufriedenstellen.«

Herr von Guersaint, der ebenso gern plauderte, forschte ihn aus.

»Sie nehmen Pilger in Pension?«

»Oh, wir alle beherbergen welche«, antwortete der Barbier offenherzig. »Es ist so der Landesbrauch.«

»Und Sie begleiten sie in die Grotte?«

Sofort empörte sich Cazaban gegen diese Zumutung, und indem er das Rasiermesser in die Höhe hielt, sagte er sehr würdig:

»Nie, mein Herr, nie! Fünf Jahre sind es jetzt, daß ich nicht mehr in die neue Stadt, die sie bauen, hinuntergegangen bin.«

Er hielt sich noch zurück und betrachtete aufs neue die Soutane Pierres, der hinter der Zeitung verschwunden war. Auch der Anblick des auf Herrn von Guersaints Kleid befestigten roten Kreuzes machte ihn vorsichtig. Aber

seine Zunge ging mit ihm durch.

»Hören Sie, mein Herr! Alle Meinungen sind frei. Ich achte die Ihrigen, aber ich, ich gebe nichts auf diese Gaukelspiele. Und ich habe auch nie ein Geheimnis daraus gemacht. Unter dem Kaiserreich, mein Herr, war ich schon republikanisch gesinnt und ein Freidenker. Wir waren zu jener Zeit nur vier in der Stadt. Ja! Ich mache mir eine Ehre daraus.«

Er hatte die linke Wange in Angriff genommen, er triumphtierte. Von diesem Augenblick an floß ein unerschöpflicher Wortschwall über seine Lippen. Zuerst wiederholte er alle Beschuldigungen, die Majesté gegen die Väter der Grotte vorgebracht hatte: den Schacher mit religiösen Gegenständen, die unredliche Konkurrenz, die den Verkäufern von geweihten Artikeln, den Gasthofbesitzern und Zimmervermietern gemacht wurde. Ach, auch er hatte einen großen Haß auf die blauen Schwestern von der

Unbefleckten Empfängnis! Denn sie hatten ihm zwei Mieterinnen weggenommen, zwei alte Damen, die jedes Jahr drei Wochen in Lourdes zubrachten. Und man fühlte aus seinen Reden heraus, wie sich langsam ein Groll in ihm angesammelt hatte, der heute zum Überfließen kam, der Groll der alten Stadt gegen die neue, gegen die auf der andern Seite des Schlosses schnell aufgeschossene reiche Stadt mit ihren Häusern, in denen alles Leben, alle Pracht und alles Geld zusammenströmte, so daß sie sich unaufhörlich vergrößerte und bereicherte, während die ältere, altväterische und arme Bergstadt mit den kleinen verlassen Straßen, in denen Gras wuchs, ihren Todeskampf kämpfte. Trotzdem wurde der Wettstreit noch fortgesetzt. Die alte Stadt wollte nicht sterben, sie mühte sich ab, die undankbare jüngere Schwester zur Teilung zu zwingen, indem auch sie Pilger beherbergte und Läden eröffnete. Aber die Geschäfte bekamen nur dann Kunden, wenn sie sich nahe



bei der Grotte befanden. Dieser ungleiche Kampf vergrößerte den Bruch und machte die obere und untere Stadt zu unversöhnlichen Feinden, die sich in fortwährenden Kämpfen verzehrten.

»Ach nein! Mich wird man gewiß nicht in ihrer Grotte sehen«, begann Cazaban wiederum wütend. »Sie sollen die Leute ruhig mit der Grotte zum Narren halten und sie in alle Brühen tunken! Eine solche Götzendienerei, ein so grober Aberglaube im neunzehnten Jahrhundert! Fragen Sie sie doch, ob sie seit zwanzig Jahren einen einzigen Kranken der Stadt geheilt hat! Und trotzdem haben wir genug Krüppel in unseren Straßen. Im Anfang waren es die hiesigen Leute, die aus den ersten Wundern Gewinn zogen. Aber es scheint, ihr Wunderwasser hat seit langer Zeit alle Kraft für uns verloren, wir sind zu nahe dabei, man muß weit her kommen, wenn man will, daß das Ding wirken soll! Wahrhaftig, es ist zu dumm. Sie werden mich

nicht dazu bringen, da hinunterzugehen, nicht für hundert Frank!«

Die Unbeweglichkeit Pierres schien ihn zu reizen. Er ging gerade zur rechten Wange seines Kunden über und zog nun gegen die Patres von der Unbefleckten Empfängnis los, deren Geldsucht die einzige Ursache des Zwists war. Diese Patres wohnten auf ihrem eigenen Grund und Boden, denn sie hatten der Gemeinde die Plätze, auf denen sie bauen wollten, abgekauft. Aber sie hielten den mit der Stadt abgeschlossenen Vertrag nicht, denn sie hatten sich darin verpflichtet, jeden Handel und den Verkauf des Wassers und der geweihten Artikel zu unterlassen. In jedem Fall hätte man Prozesse gegen sie anstrengen können. Aber sie machten sich lustig darüber. Sie fühlten sich so stark, daß sie dem Kirchspiel kein einziges Geschenk mehr zugehen ließen, so daß alles gesammelte Geld sich anhäufte und nach der Grotte und der Basilika strömte.

Cazaban rief offenherzig:

»Wenn sie wenigstens entgegenkommend wären und einwilligten, daß es geteilt würde!«

Als dann Herr von Guersaint sich gewaschen und wieder gesetzt hatte, fuhr er fort:

»Und wenn ich Ihnen erst sagte, was sie aus unserer armen Stadt gemacht haben! Ich versichere Sie, vor vierzig Jahren waren die hiesigen Mädchen überaus sittsam. Ich erinnere mich, daß, wenn in meiner Jugendzeit ein junger Bursch einen Spaß haben wollte, es nur drei oder vier schamlose Weibsbilder hier gab, um ihn zu befriedigen. Ich sah, wie an den Markttagen die Männer vor ihren Türen Schlange standen. Mein Ehrenwort darauf! Aber die Zeiten haben sich geändert und die Sitten sind nicht mehr die nämlichen. Beinahe alle Töchter des Landes geben sich jetzt mit dem Verkauf der Kerzen und Blumensträuße ab. Haben Sie gesehen, wie sie die Vorübergehenden anhalten und ihnen ihre

Ware mit Gewalt in die Hände drücken? Solche Weiber sind eine wahre Schande! Sie verdienen viel, gewöhnen sich an die Faulheit, tun im Winter nichts mehr und warten, bis die Zeit der großen Pilgerfahrten wiederkommt. Und ich versichere Sie, heute finden die herumschwärmenden Burschen Mädchen, die mit sich reden lassen! Nehmen Sie noch die nicht seßhafte, verdächtige Bevölkerung dazu, von der wir überfallen werden, sobald die ersten schönen Tage sich einstellen – die Kutscher, Händler, Marketender, ein ganzes Nomadenvolk, das von Roheit und Laster trieft, dann haben Sie die ehrbare neue Stadt, die sie uns beschert haben, mit den Menschenmassen, die zu ihrer Grotte und in ihre Basilika kommen!«

Pierre ließ ganz betroffen seine Zeitung fallen. Er hörte zu, und zum erstenmal standen in anschaulicher Wahrheit zwei Lourdes vor ihm, das alte Lourdes, ehrenhaft und fromm in seiner ruhigen Einsamkeit, und das neue

Lourdes, verderbt und entartet durch die wachsende Flut von Fremden, die die Stadt im Eilschritt durchwanderten, durch die verhängnisvolle Fäulnis der Menschenanhäufung und die Ansteckung der bösen Beispiele. Welche Wendung, wenn man an die arglose Bernadette zurückdachte, die vor der ursprünglichen wilden Grotte kniete, und an den ganzen naiven Glauben und die reine Inbrunst der ersten Arbeiter am Werke! Hatten sie wirklich gewollt, daß das Land derart durch Gewinnsucht und Schmutz der Menschen vergiftet würde? Es genügte, daß die Völkermassen kamen, gleich brach die Pest aus!

Da Cazaban sah, daß Pierre zuhörte, machte er eine letzte drohende Gebärde, als ob er all diesen vergiftenden Aberglauben wegfeigen wollte. Dann frisierte er Herrn von Guersaint schweigend.

»Bitte sehr, mein Herr!«

Erst jetzt sprach der Architekt über den Wagen. Anfangs entschuldigte sich der Barbier, er gab vor, seinen Bruder auf der Gemeindewiese besuchen zu müssen. Zuletzt willigte er ein, den Auftrag anzunehmen. Ein zweispänniger Landauer nach Gavarnie kostete fünfzig Frank. Da er aber ganz glücklich darüber war, daß er so viel hatte plaudern können, und weil es ihm schmeichelte, als ehrenhafter Mann behandelt zu werden, so ließ er ihn schließlich für vierzig Frank. So fielen, da man zu viere war, auf jede Person zehn Frank. Man kam überein, nachts gegen zwei Uhr abzufahren, so daß man tags darauf, am Montag abend, rechtzeitig wieder zurück sein konnte.

»Der Wagen wird zur Zeit vor dem Hotel des Apparitions stehen«, wiederholte Cazaban nachdrücklich. »Sie können sich darauf verlassen.«

Da spitzte er die Ohren. Das Geklapper des hin

und her geschobenen Tischgeräts im Nebenzimmer hörte nicht auf. Man aß dort noch immer, wie überall, in der gefräßigen Gier, die von einem Ende der Stadt bis zum andern wütete. Eine Stimme erhob sich, es wurde Brot verlangt.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Cazaban lebhaft, »meine Gäste rufen nach mir.«

Seine Hände waren noch schmierig vom Kamm, doch er stürzte fort. Als die Tür eine Sekunde lang offenblieb, bemerkte Pierre an den Wänden des Eßzimmers fromme Bilder, die ihn überraschten, namentlich eine Ansicht der Grotte. Ohne Zweifel hängte sie der Barbier nur während der Zeit der Pilgerfahrten auf, um seinen Gästen ein Vergnügen zu machen.

Es war gleich drei Uhr. Als Pierre und Herr von Guersaint wieder draußen waren, setzte sie der volle Glockenklang in Erstaunen, der in der Luft schwebte. Beim ersten Beginn des in

der Basilika angestimmten Vesperläutens antwortete die Pfarrkirche, dann kamen die Klöster nacheinander und stimmten in das wachsende Geläute ein. Die kristallreine Glocke der Karmeliter mischte sich in den dumpfen Ton der Kirche von der Unbefleckten Empfängnis und die fröhlichen Glocken der Schwestern von Nevers und der Dominikanerinnen erklangen gleichzeitig. An den schönen Festtagen waren die Glocken vom Morgen bis zum Abend in Bewegung, und ihre Töne schwingen sich mit vollen Flügeln über die Dächer von Lourdes. Es gab nichts Heiteres als diesen hellen Sang des Erzes unter dem weiten blauen Himmel, über dieser gefräßigen Stadt, die endlich gefrühstückt hatte und sich nun zur Verdauung im Sonnenschein erging.



### *III*

Sobald die Nacht niedergesunken war, wurde Marie im Hospital Notre Dame des Douleurs von Ungeduld ergriffen. Sie wußte nämlich von Frau von Jonquiére, daß der Baron Suire vom Pater Fourcade für sie die Ermächtigung erhalten hatte, die Nacht vor der Grotte zuzubringen. Jede Minute drang sie mit Fragen in Schwester Hyacinthe.

»Liebe Schwester! Ich bitte Sie, ist es noch nicht neun Uhr?«

»Nein, mein Kind! Es ist kaum achteinhalb Uhr. Und sehen Sie, hier bringe ich einen guten Wollschal, in den Sie sich bei Tagesanbruch einwickeln können. Denn der Gave ist ganz nahe und die Morgenstunden sind frisch in diesem Berglande.«

»O liebe Schwester! Die Nächte sind so schön! Und dann schlafe ich so wenig in diesem Saal!

Ich kann mich draußen wirklich nicht schlechter fühlen. Mein Gott, wie bin ich glücklich! Wie herrlich, die ganze Nacht mit der Heiligen Jungfrau zuzubringen.

Der ganze Saal war eifersüchtig auf sie. War es doch eine unaussprechliche Freude, die höchste Glückseligkeit, eine ganze Nacht vor der Grotte beten zu dürfen. Man sagte, die Auserwählten sähen im tiefen Frieden der Finsternis die Jungfrau. Aber es bedurfte hoher Beschützer, um eine solche Gunst zu erlangen. Die Patres erteilten sie nur noch ungern, seitdem mehrere Kranke gestorben waren, wie wenn sie in ihrer Verzückung hinübergeschlummert wären.

»Nicht wahr, mein Kind«, fuhr Schwester Hyacinthe fort, »Sie werden morgen früh, ehe man Sie zurückbringt, in der Grotte kommunizieren?«

Es schlug neun Uhr. Sollte Pierre, der so pünktlich, war, sie vergessen haben? Man

sprach jetzt von der Fackelprozession, die sie vom Anfang bis zum Ende sehen würde, wenn sie sofort aufbräche. Die Zeremonien endigten jeden Abend mit einer ähnlichen Prozession, aber die vom Sonntag war stets die schönste, und man kündigte an, die Prozession des heutigen Abends würde sich außerordentlich glänzend entfalten, wie man es nur selten sähe. Gegen dreißigtausend Pilger mit brennenden Kerzen in der Hand sollten mitziehen, die Wunder des nächtlichen Himmels sich öffnen und die Sterne auf die Erde fallen. Die Kranken klagten darüber, wie traurig es sei, ans Bett gefesselt zu sein und nichts von diesen Wunderdingen sehen zu dürfen.

»Mein liebes Kind!« sagte Frau von Jonquière, »hier sind Ihr Vater und der Herr Abbé.«

Marie strahlte vor Freude und vergaß, daß man sie hatte warten lassen.

»Pierre«, sagte sie, »ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns rasch aufbrechen!«

Die Männer trugen sie hinunter, und der Priester zog den kleinen, unter dem sternbesäten Himmel sanft dahinrollenden Wagen, während Herr von Guersaint an dessen Seite schritt. Es war eine mondlose, bewunderungswürdig schöne Nacht, der Himmel, wie aus dunkelblauem, mit Diamanten bestickten Samt, und die köstlich milde Luft ein laues, vom Wohlgeruch der Berge balsamisch durchduftetes, reines Bad. Viele Pilger, die alle den Weg nach der Grotte einschlugen, drängten sich in die Straße, aber die Menge war schweigsam. Es war eine Flut innerlich gesammelter Menschen, die nichts mehr von dem Jahrmarktstreiben des Tages an sich hatten. Vom Plateau de la Merlasse an dehnte sich die Finsternis aus, unter dem unermeßlichen Himmelsgewölbe flutete es auf den Rasenplätzen und unter den hohen Bäumen wie ein Meer von Schatten, aus dem man nichts emportauchen sah, als links die schmale und schwarze Spitze des

Basilikakirchturms.

Pierre wurde von Unruhe ergriffen angesichts der Menschenmenge, die um so dichter wurde, je weiter man vorwärts rückte. Schon auf dem Platz der Rosenkranzkirche kam man nur mit Mühe vorwärts.

»Wir können nicht bis zur Grotte kommen«, sagte er und blieb stehen. »Das beste wäre, eine Allee hinter der ›Zuflucht der Pilger‹ zu erreichen und zu warten.«

Aber Marie wünschte lebhaft, den ersten Aufbruch der Prozession zu sehen.

»Ich bitte, lieber Freund, versuchen Sie bis an den Gave zu gelangen. Ich will von weitem zuschauen, ich will ja gar nicht nahe heran.«

Auch Herr von Guersaint war neugierig und drang darauf.

»Haben Sie keine Angst«, sagte er, »ich gehe hinter Ihnen und gebe darauf acht, daß

niemand sie anstößt.«

Pierre mußte sich fügen und den Wagen weiter ziehen. Er bedurfte einer Viertelstunde, ehe er einen Brückenbogen der rechten Rampe erreichen konnte, so sehr drängte sich dort die Menge. Dann schlug er eine etwas schräge Richtung ein und befand sich endlich auf dem Quai, am Ufer des Gave. Dort besetzten fast nur Zuschauer den Bürgersteig, und er konnte noch etwa fünfzig Meter vorwärts kommen. Dann hielt er den Wagen gegenüber der Brüstung an, von der aus man die Grotte gut beobachten konnte.

»Ist es so recht?« fragte er.

»O ja, ich danke! Nur sollte man mich zum Sitzen in die Höhe richten, ich sehe dann besser!«

Herr von Guersaint richtete sie auf und stieg dann selber auf die Steinbank, die sich auf dem Quai von einem Ende zum andern

hinzieht. Ein Getümmel von Neugierigen ballte sich dort zusammen, wie an Abenden, an denen ein Feuerwerk abgebrannt wird. Alle reckten sich und streckten die Hälse in die Höhe. Selbst Pierre fühlte sich gefesselt, obgleich man noch nicht viel sah.

Es waren dreißigtausend Personen anwesend, und noch immer strömten Menschen hinzu. Alle trugen eine Kerze in der Hand. Jede Kerze war in eine Art Tüte aus weißem Papier eingewickelt, auf dem man in blauer Farbe eine gedruckte Abbildung Unserer Lieben Frau von Lourdes sah. Aber diese Kerzen waren noch nicht angezündet. Über die wogende See der Menschenköpfe hinweg bemerkte man nur die im Lichterglanz brennende Grotte, die den Schein eines glühenden Hammerwerks ausstrahlte. Ein großes Summen erhob sich, es wurden Seufzer laut, die daran erinnerten, daß Tausende von eng aneinander gedrängten, atemlosen Geschöpfen da waren, die sich in der Tiefe des

Schattens verloren und wie ein lebendiger, sich ausbreitender Wasserspiegel ohne Aufhören hin und zurück flößen. Überall befanden sich Leute, unter den Bäumen jenseits der Grotte und in den Tiefen der Finsternis, die man gar nicht ahnte.

Die Feierlichkeit begann endlich. Da und dort leuchteten jetzt einige Kerzen. Es war, als ob plötzlich auftauchende Feuerfunken die Dunkelheit aufs Geratewohl durchbrachen. Ihre Zahl vermehrte sich rasch, es bildeten sich kleine Inseln von Sternen, während es an anderen Punkten zu Streifen und Milchstraßen kam, die inmitten der Sternbilder dahinflossen. Das waren die dreißigtausend Kerzen, die sich allmählich aneinander entzündeten, den lebhaften Glanz der Grotte verdunkelten und von einem Ende der Promenade bis zum andern die kleinen gelben Flammen glühender Kohlen wälzten.

Marie flüsterte:



»Pierre, wie ist das schön! Man möchte sagen, es sei die Auferstehung der Demütigen, der kleinen, armen Seelen, die wieder erwachen und leuchten!«

»Herrlich, herrlich!« rief Herr von Guersaint begeistert. »Seht dort drüben die zwei Streifen, die sich schneiden und ein Kreuz bilden!«

Pierre war gerührt von dem, was Marie soeben gesagt hatte. Ja, so war es: diese schwachen Flammen und mattleuchtenden Punkte stellten die Bescheidenheit eines demütigen Volkes dar. Ihre große Zahl machte den Glanz aus und bildete einen Widerschein der Sonne. Ununterbrochen kamen neue zum Vorschein, in größerer Entfernung und wie verirrt.

»Ach!« flüsterte er, »das Flämmchen dort, das ganz allein auftauchte, weit weg und so zitternd ... Sehen Sie, Marie, wie es schwimmt und wie es langsam näherkommt, um sich in dem großen Feuersee zu verlieren?«

Man sah jetzt so deutlich wie am hellen Tage. Die von unten her beleuchteten Bäume zeigten ein grünes Laub, ähnlich den gemalten Bäumen auf Kulissen. Über dem beweglichen Glutbecken schwebten unbewegliche Kirchenfahnen, sie waren erkennbar an ihren heiligen Stickereien und seidenen Schnüren. Und der helle Widerschein stieg den Felsen entlang bis zur Basilika empor, deren Turmspitze jetzt am schwarzen Himmel ganz weiß erschien, während auf der andern Seite des Gave sich die Hügel ebenfalls erhellten und inmitten ihres düstern Laubwerks die hellen Fassaden der Klöster zeigten.

Es trat noch ein Augenblick der Unschlüssigkeit ein. In dem flammenden See, in dem jeder brennende Docht eine kleine Welle darstellte, wogte das Sterngefunkel. Es schien beinahe, als wolle er ausbrechen, um sich in einen Strom zu ergießen. Dann flatterten die Fahnen hin und her, und eine Bewegung entstand.

»Da!« rief Herr von Guersaint; »sie kommen also nicht hier vorbei?«

Pierre, der Bescheid wußte, erklärte ihm hierauf, daß die Prozession zuerst den mit großen Kosten über den bewaldeten Hügel hergestellten gewundenen Weg hinansteigen würde. Sie würde sodann hinter der Basilika umkehren, bevor sie über die Rampe zur Rechten herabkäme und durch die Gärten hindurch weiterzöge.

»Sehen Sie! Man sieht bereits die ersten unter dem Laubwerk emporsteigenden Kerzen.«

Es war bezaubernd schön. Kleine, zitternde Lichtchen lösten sich ab vom weiten, feurigen Herd und hoben sich in sanftem Flug langsam in die Höhe, ohne daß man irgend etwas unterscheiden konnte, was sie auf der Erde festhielt. Es bewegte sich in der Finsternis wie Sonnenfäden. Bald gestaltete es sich zu einer schrägen Linie, dann bog sich die Linie plötzlich um einen Winkel, und es entstand

eine neue Linie, die sich dann wieder krümmte. Schließlich war der ganze Hügel von einem flammenden Zickzack durchfurcht, ähnlich jenen Blitzen, die man auf Bildern aus einem schwarzen Himmel zucken sieht. Aber die leuchtende Spur verlöschte nicht, die kleinen Lichtchen glitten stets in der nämlichen sanften und mäßigen Bewegung dahin. Nur hin und wieder, wenn die Prozession hinter einer Baumgruppe vorüberziehen mußte, entstand eine plötzliche Verfinsterung der schimmernden Sternchen. Weiter entfernt tauchten dann die brennenden Kerzen wieder auf und erhoben sich zum Himmel auf einem gewundenen, unaufhörlich unterbrochenen und wieder aufgenommenen Weg. Dann kam der Augenblick, da sie nicht weiter aufwärts stiegen: sie waren auf der Höhe des Hügels angekommen und verschwanden bei einer letzten Biegung des Weges.

In der Menge wurden Stimmen laut.

»Jetzt kehren sie hinter der Basilika um!«

»Oh, sie brauchen noch zwanzig Minuten, bis sie auf der andern Seite herunterkommen!«

»Ja! Es sind dreißigtausend, und die letzten werden kaum vor einer Stunde von der Grotte wegziehen!«

Schon als die Prozession sich in Bewegung setzte, hatte sich aus dem dumpfen Gemurmel der Menschenmenge ein Kirchengesang entwickelt, nämlich das Klagelied der Bernadette, aus sechsmal zehn Strophen bestehend, in deren Kehrreim der englische Gruß in qualvollem Rhythmus wiederkehrte. Wenn die sechzig Strophen beendet waren, wurde wieder von vorne angefangen, und so ertönte unaufhörlich und schaukelnd das »Ave, ave, ave Maria!« Es betäubte den Geist, zerschlug die Glieder und entrückte alle Wesen nach und nach in eine Art wachen Schlafes, zu einer völligen Vision des Paradieses. Wenn sie nachts schliefen, war es,

als ob das Bett die schaukelnde Bewegung angenommen hätte, und noch im Schläfe sangen sie.

»Bleiben wir hier?« fragte Herr von Guersaint, der rasch müde wurde. »Jetzt ist es immer dasselbe.«

Marie, der die in der Menge gesprochenen Worte Auskunft gaben, sagte:

»Sie hatten recht, Pierre! Es wäre besser, wenn wir da hinab unter die Bäume zurückkehrten. Ich möchte so gerne alles sehen!«

»Gewiß!« antwortete der Priester; »wir wollen uns einen Platz suchen, von dem aus Sie alles sehen können. Es ist nur schwierig, uns jetzt hier aus dem Gedränge zu winden.«

In der Tat hatte die Masse der Neugierigen eine Mauer um sie gezogen. Pierre mußte sich langsam und mit Beharrlichkeit einen Weg bahnen, indem er um ein wenig Platz für die Kranke bat. Marie wandte sich zurück und

versuchte, noch einmal den flammenden Wasserspiegel vor der Grotte zu sehen, den aus kleinen glitzernden Wellen gebildeten See, von dem die unendliche Prozession ausging, ohne daß er sich zu verringern schien. Herr von Guersaint beschloß den Zug und schützte drei Wagen vor Stößen.

Endlich befanden sich alle drei außerhalb der Menge. Nahe bei einer Bogenwölbung, an einer ganz menschenleeren Stelle, konnten sie einen Augenblick aufatmen. Dort hörte man nur noch den fernen Klagegesang mit seinem hartnäckigen Kehrreim, und man sah nur den Widerschein der Kerzen in Form einer leuchtenden Wolke, die auf der Seite schwebte, auf der sich die Basilika befand.

»Man würde den besten Platz haben, wenn man auf den Kalvarienberg stiege«, erklärte Herr von Guersaint. »Das Dienstmädchen im Hotel hat mir das noch heute morgen gesagt. Von da oben muß, der Anblick feenhaft schön

sein.«

Aber man durfte nicht daran denken. Pierre betonte nachdrücklich die Schwierigkeiten.

»Wie wollen Sie uns mit dem Wagen auf diese Höhe hinaufbringen? Dann muß man auch an den Abstieg denken, der in dunkler Nacht und mitten im Gedränge sehr gefährlich wäre.«

Marie selbst zog vor, in den Gärten und unter den Bäumen zu bleiben, wo es so angenehm war. Deshalb kehrten sie zurück und traten der großen gekrönten Jungfrau gegenüber auf die Esplanade hinaus. Die Bildsäule war durch farbige Gläser beleuchtet, die sie im Heiligschein blauer und gelber Lämpchen in eine Jahrmarktsglorie versetzten. Trotz seiner Frömmigkeit fand dies Herr von Guersaint von abscheulichem Geschmack.

»Da«, sagte Marie, »bei diesem dichten Gehölz werden wir gut aufgehoben sein.«

Sie deutete auf eine an der Seite der »Zuflucht



der Pilger« stehende Baumgruppe. Der Platz war in der Tat vortrefflich, denn er gestattete, die Prozession über die Rampe linker Hand herabsteigen zu sehen und ihr mit den Blicken bis zur neuen Brücke zu folgen, und zwar in ihrer doppelten parallelen Bewegung des Hin und Zurückgehens. Außerdem verlieh die Nähe des Gave dem Laubwerk eine köstliche Frische. Niemand war da, und im dichten Schatten der hohen, die Allee einsäumenden Platanen genoß man einen unendlichen Frieden.

Herr von Guersaint stellte sich auf die Fußspitzen, er war ungeduldig, die ersten Kerzen bei ihrem Rundgang um die Basilika wieder erscheinen zu sehen.

»Es zeigt sich noch nichts«, murmelte er. »Ich setze mich einen Augenblick ins Gras nieder. Meine Beine sind mir wie abgeschlagen.«

Dann sorgte er sich um seine Tochter.

»Soll ich dich zudecken? Es ist sehr frisch hier.«

»O nein, Vater! Mich friert nicht, ich bin so glücklich! Es ist recht lange her, daß ich keine so gute Luft mehr geatmet habe. Es müssen hier irgendwo Rosen sein. Riechst du diesen köstlichen Duft nicht?«

Dann wandte sie sich an Pierre und sagte:

»Lieber Freund, wo stehen denn die Rosen? Sehen Sie sie?«

Als Herr von Guersaint sich neben dem Wagen niedergesetzt hatte, kam Pierre der Gedanke, zu suchen, ob sich nicht ein Rosenbeet in der Nähe befände. Aber vergeblich stöberte er auf den dunklen Rasenplätzen herum, er unterschied nur dichten grünen Pflanzenwuchs. Und als er auf dem Rückweg vor der »Zuflucht der Pilger« vorbeikam, da trieb ihn die Neugierde, dort einzutreten.

Es war ein großer Saal mit sehr hoher Decke, den breite Fenster von zwei Seiten beleuchteten. Mit Steinplatten belegt und mit nackten Wänden, hatte er keine anderen Möbel als Bänke, die kreuz und quer herumstanden, so daß die obdachlosen Pilger, die sich hierher geflüchtet hatten, ihre Körbe, Pakete und Reisesäcke in den Fensteröffnungen aufgestapelt hatten. Übrigens war der Saal leer. Alle armen Leute, die er vor Wind und Wetter schützte, mußten mit der Prozession gegangen sein. Aber obgleich die Tür weit offenstand, herrschte darin ein unerträglicher Geruch. Die Mauern waren durchdrungen vom Elend, die Steinfliesen schmutzig und feucht trotz des schönen, sonnigen Tages und ganz naß von Speichel, Fett und verschüttetem Wein. Der Saal wurde zu allem benützt: man aß darin und schlief darin auf den Bänken in einem Haufen von unsauberen Leibern und von Lumpen.

Pierre sagte sich, der liebliche Rosengeruch

ströme jedenfalls nicht von da aus. Trotzdem beendigte er seinen Gang durch den Saal, den vier rauchige Laternen erhellten und den er ganz leer glaubte, als er zu seiner Überraschung an der linken Mauer eine unbestimmte Gestalt wahrnahm. Es war eine schwarz gekleidete Frau, die ein weißes Bündel auf ihren Knien hielt. Sie befand sich ganz allein in der Einsamkeit, bewegte sich nicht von der Stelle und hatte die Augen weit offen.

Der Priester näherte sich und erkannte Frau Vincent. Mit leiser, gebrochener Stimme sagte sie zu ihm:

»Ja, Rose hat heute so viel gelitten! Seit dem Morgengrauen hat sie nur Klagerufe ausgestoßen. Dann ist sie eingeschlafen, jetzt sind's bald zwei Stunden, und ich wage nicht, mich zu rühren, aus Furcht, daß sie erwacht und dann von neuem zu leiden hat.«

Sie hielt sich unbeweglich, eine Märtyrerin,

die ihre Tochter schon seit Monaten so hielt in der starrsinnigen Hoffnung, sie zu heilen. Sie hatte sie auf ihren Armen nach Lourdes gebracht, trug sie dort mit sich herum und schläfernte sie auf ihren Armen ein, da sie weder eine Kammer noch selbst ein Spitalbett hatte.

»Geht es denn der armen Kleinen nicht besser?« fragte Pierre, dessen Herz blutete.

»Nein, Herr Abbé, nein! Ich glaube nicht.«

»Aber«, fuhr er fort, »auf dieser Bank sind Sie sehr schlecht untergebracht. Man hätte etwas unternehmen sollen, daß Sie nicht so auf der Straße bleiben. Ihr Töchterchen wäre irgendwo aufgenommen worden, ganz bestimmt.«

»Herr Abbé, wozu? Sie ist auf meinen Knien gut aufgehoben. Und hätte man mir erlaubt, stets bei ihr zu sein? Nein, nein! Ich trage sie lieber mit mir herum, mir ist, als ob ihr das schließlich das Leben retten wird.«

Zwei große Tränen rannen über ihr unbewegliches Gesicht. Dann fuhr sie mit erstickter Stimme fort:

»Ich bin nicht ohne Geld. Ich hatte dreißig Sous bei der Abreise von Paris, und ich habe noch zehn davon übrig. Mir genügt Brot, und sie kann nicht einmal mehr Milch trinken. Es reicht schon noch bis zur Heimfahrt, und wenn sie gesund wird, dann sind wir ja reich, reich!«

Sie hatte sich geneigt und betrachtete im flackernden Licht der nächsten Laterne das weiße Gesicht Roses, deren Lippen ein schwacher Atem halb öffnete.

»Sehen Sie doch, wie sie schläft! Nicht wahr, Herr Abbé, die Heilige Jungfrau wird Erbarmen haben und sie heilen. Wir haben nur noch einen Tag, aber ich verzweifle nicht. Und ich werde abermals die ganze Nacht beten, ohne von diesem Platz zu weichen. Morgen wird's geschehen. Wenn wir nur bis morgen am Leben bleiben.«

Pierre überfiel ein unendliches Mitleid. Er ging hinweg, da er fürchtete, daß auch er weinen müßte.

»Ja, ja, arme Frau! Nur die Hoffnung nicht aufgeben!«

Dann ließ er sie allein im Hintergrund des weiten, öden und ekelhaften Saales unter den unordentlich herumstehenden Bänken. Sie blieb unbeweglich in ihrem leidenschaftlichen Mutterschmerz sitzen und hielt sogar ihren Atem zurück aus Furcht, der Aufruhr in ihrer Brust könnte die kleine Kranke aufwecken. In ihren Qualen betete sie inbrünstig mit geschlossenem Mund.

Als Pierre zu Marie zurück kam, fragte sie ihn lebhaft:

»Nun? Und die Rosen? Nicht wahr, es gibt hier Rosen?«

Er wollte sie mit der Erzählung dessen, was er soeben gesehen hatte, nicht betrüben. Deshalb

antwortete er nur: »Nein, ich habe gesucht, aber es sind keine Rosen da.«

»Das ist eigentümlich«, fuhr sie nachdenklich fort. »Dieser Duft ist so süß und dabei so durchdringend. Sie riechen ihn, nicht wahr? Und da! In diesem Augenblick ist er von außerordentlicher Stärke, als ob um uns herum alle Rosen des Paradieses in der Nacht blühten.«

Ein leichter Ausruf ihres Vaters unterbrach sie. Herr von Guersaint hatte sich wieder aufgerichtet, als er auf der Höhe der Rampen links von der Basilika leuchtende Punkte erscheinen sah.

»Da sind sie endlich!«

In der Tat zeigte sich die Spitze der Prozession und sofort vermehrten sich die leuchtenden Punkte und verlängerten sich zu einer doppelten, schwankenden Linie. Die Finsternis überschwemmte alles. Es schien, als zeigten



sich die Lichter hoch oben, als träten sie aus den schwarzen Tiefen des Unbekannten hervor. Und zur selben Zeit begann wieder der Gesang, der nicht enden wollende Klagegesang der Bernadette, aber er war noch so entfernt, so leise, daß er nur dem leichten Rauschen eines Windstoßes in den nahen Bäumen glich.

»Ich hatte es ja gesagt«, murmelte Herr von Guersaint, »man müßte auf dem Kalvarienberg stehen, um alles zu sehen.«

Mit kindischem Eigensinn kam er auf seine erste Idee zurück und beklagte sich darüber, daß man den schlechtesten Platz gewählt hätte.

»Aber, Papa!« sagte endlich Marie, »warum gehst du nicht auf den Kalvarienberg? Es ist noch Zeit. Pierre wird bei mir bleiben.«

Und mit einem traurigen Lächeln setzte sie hinzu:

»Geh nur! Mich wird niemand entführen.«

Er weigerte sich, dann aber gab er, unfähig, seinem Wunsche zu widerstehen, auf einmal nach. Er mußte sich beeilen und die Rasenplätze schnell überschreiten.

»Geht nicht von hier fort, sondern erwartet mich unter diesen Bäumen. Ich werde euch erzählen, was ich von dort oben gesehen habe.«

Pierre und Marie blieben allein zurück in diesem dunklen, einsamen Winkel, in dem der Wohlgeruch von Rosen herrschte, ohne daß es in der Umgebung eine einzige Rose gab. Sie sprachen nicht, sie betrachteten die Prozession, die in ununterbrochener Bewegung ins Tal glitt.

Sie glich einer zweifachen Reihe zitternder Sterne, die an der linken Ecke der Basilika auftauchte und jetzt der monumental gebauten Rampe folgte, deren Rundung sie nach und nach abzeichnete. In dieser Entfernung sah man noch immer die Pilger nicht, die die

Kerzen trugen. Man erblickte nur wandelnde, in Reih und Glied sich einordnende Feuer, die im Schatten gerade Linien zogen. Selbst die Bauwerke waren unter dem blauen Nachthimmel nur ganz unbestimmt wahrnehmbar und wurden kaum durch eine Verdichtung der Finsternis angedeutet. Aber allmählich und in dem Maße, in dem die Zahl der Kerzen zunahm, erhellten sich auch die architektonischen Umrisse, die hoch emporstrebenden Gewölbe der Basilika, die riesenhaften Brückenbogen der Rampen und die schwerfällige, gedrückte Fassade der Rosenkranzkirche. Mit dem ununterbrochenen Strom lebhafter Lichtfunken, der fort und fort ohne Hast dahinfloß, in der starrsinnigen Weise einer über ihre Ufer getretenen Flut, der nichts den Weg versperrt, brach es wie eine Morgenröte an: es entstand eine leuchtende Wolke, die sich über den Horizont verbreitete und ihn endlich ganz mit ihrem Glanze überzog.

»Sehen Sie doch nur, Pierre!« rief Marie, die von einer kindlichen Freude ergriffen war. »Es hört gar nicht auf, es kommen immer mehr.«

In der Tat dauerte in der Höhe das plötzliche Erscheinen der kleinen Lichter mit mechanischer Regelmäßigkeit fort, als ob diese Sonnenfäden aus irgendeiner unerschöpflichen Himmelsquelle hervorgesprudelt wären. Die Spitze der Prozession hatte soeben die Gärten erreicht und befand sich auf der Höhe der gekrönten Jungfrau, so daß die doppelte Flammenlinie erst die Kurve des Dachwerks der Rosenkranzkirche und die der großen Zufahrtsrampe abzeichnete. Aber die Annäherung der Menge machte sich durch eine Unruhe der Luft fühlbar, durch einen lebhaften, von fern hergekommenen Hauch. Die Stimmen schwollen an, der Klagegesang der Bernadette steigerte sich zum Getöse einer Meeresflut, die den Kehrreim »Ave, ave, ave Maria!« in rhythmischem, immer lauter

werdendem Schaukeln mit sich wälzte.

»O diese Worte!« murmelte Pierre; »sie dringen in die Haut ein. Ich glaube, mein ganzer Körper wird sie schließlich noch mitsingen.«

Marie ließ wieder ihr leises Kinderlachen hören.

»Es ist wahr«, sagte sie; »sie verfolgen mich auch überallhin, und ich horte sie neulich nachts im Schläfe. Jetzt ergreifen sie mich wiederum und wiegen mich hinüber in die Gefilde über der Erde.«

Sie unterbrach sich, um zu bemerken: »Jetzt sind sie vor uns auf der andern Seite des Rasens.«

Die Prozession verfolgte nun die lange gerade Allee und kam, nachdem sie am Kreuz der Bretonen umgekehrt war, um den Rasenplatz herum durch die zweite lange Allee wieder herauf. Es bedurfte mehr als einer

Viertelstunde, um diese Bewegung auszuführen. Jetzt bildete die doppelte Linie zwei lange parallele Flammenzüge, über denen die Figur einer Sonne triumphierend emporragte. Der Marsch dieser feurigen Schlange, die ohne Aufenthalt dahin glitt, deren goldene Ringe sanft über den schwarzen Boden krochen und sich ins unendliche verlängerten, ohne daß der aufgewickelte ungeheure Leib ein Ende zu nehmen schien, erregte immer wieder Bewunderung. Mehrmals mußten Aufenthalte entstanden sein, denn die Linien hatten gewankt, als wollten sie brechen. Doch die Ordnung war bald wiederhergestellt, die gleitende Bewegung mit langsamer Regelmäßigkeit wieder aufgenommen. Am Himmel schienen weniger Sterne zu stehen. Eine Milchstraße mit ihren Stäubchen, die Welten bedeuten, war von oben herabgefallen und setzte auf Erden den Rundtanz ihrer Gestirne fort. Ein blauer Lichtglanz rieselte, alles schien in einen

einzigem Himmel ineinander geschwommen zu sein. Die Bauten und Bäume nahmen im geheimnisvollen Schimmer der Kerzen, deren Zahl stets wuchs, den Anschein von Traumgebilden an.

Marie stieß einen Seufzer atemloser Bewunderung aus, Sie fand keine Worte und wiederholte nur:

»Wie ist das schön! Mein Gott, wie ist das schön! Sehen Sie doch, Pierre, wie schön das ist!«

Seitdem aber die Prozession einige Schritte von ihnen vorüberzog, bestand sie nicht mehr einzig aus einer rhythmischen Bewegung von Sternen, die von keiner Hand getragen wurden. Sie unterschieden jetzt in der leuchtenden Wolke die Personen und erkannten beim Vorübergehen auf Augenblicke die Pilger, die die Kerzen hielten. Da war zuerst die Grivotte, die trotz der später Stunde mit dabei sein wollte. Sie übertrieb die Tatsache ihrer

Heilung, wiederholte, daß sie sich nie besser befunden hätte, und behielt in der frischen Nacht, die ihr einen Schauer verursachte, den überspannten Gang einer Tänzerin bei. Dann erschienen die Vignerons, der Vater an der Spitze. Er trug seine Kerze recht hoch und war von Frau Vigneron und Frau Chaise begleitet, die ihre müden Beine nur mühsam fortschleppten, während der kleine, abgezehrte Gustave, dessen rechte Hand von Wachstropfen bedeckt war, den Sand mit seiner Krücke stampfte. Alle Kranken, die gehen konnten, waren anwesend, auch Elise Rouquet, die mit ihrem nackten roten Gesicht wie die Erscheinung einer Verdammten vorüberzog. Andere lachten. Die im vorigen Jahre wunderbar geheilte kleine Sophie Gouteau vergaß ihre Umgebung und spielte mit ihrer Kerze wie mit einem Stock. Kopf an Kopf zog es dahin, hauptsächlich waren es Frauen, zum Teil von schmutziger Gemeinheit, bisweilen von stolzer Haltung,



Gesichter, die man eine Sekunde flüchtig sah und die dann in der phantastischen Beleuchtung untertauchten. Endlos ging der Zug an ihnen vorüber. Da bemerkten sie noch einen kleinen, dunklen, ganz bescheiden dahinziehenden Schatten: es war Frau Maze, die sie gar nicht erkannt hätten, wenn sie nicht einen Augenblick ihr bleiches, von Tränen überströmtes Gesicht erhoben hätte.

»Sehen Sie dorthin«, sagte Pierre zu Marie, »dort kommen die ersten Lichter der Prozession auf dem Platz der Rosenkranzkirche an, und ich bin gewiß, daß die Hälfte der Pilger sich noch vor der Grotte befindet.«

Marie hatte die Augen erhoben. In der Tat sah sie oben an der linken Ecke der Basilika andere Lichter regelmäßig und ohne Unterbrechung auftauchen, in einer Art mechanischer Bewegung, die nie aufzuhören schien.

»Ach«, sagte sie, »wie viele mit Mühsal beladene Seelen sind das! Denn stellt nicht jedes dieser kleinen Flämmchen eine leidende und sich befreiende Seele dar?«

Pierre mußte sich neigen, um sie zu verstehen. Denn das Kirchenlied, der Klagegesang der Bernadette betäubte sie, seitdem die Flut so nahe bei ihnen vorüberzog. Die Stimmen erschallten in wachsendem Taumel, die Strophen erklangen allmählich ganz durcheinander, jeder Teil der Prozession sang eine andere mit verzückten Stimmen, wie Besessene, die sich selber nicht mehr verstehen. Es war ein ungeheures, verworrenes Geschrei, das rasende Geschrei einer Menschenmenge, die ihr Glaubenseifer ganz berauschte. Und immer wieder erscholl der Kehrreim, das »Ave, ave, ave Maria!« und übertönte den Lärm mit seinem qualvollen Rhythmus, der rasend machen konnte.

Pierre und Marie waren erstaunt, Herrn von

Guersaint plötzlich wiederzusehen.

»Ach, Kinder!« begann dieser, »ich wollte mich da oben nicht verspäten. Soeben habe ich wiederholt die Prozession durchbrochen, um hierherzukommen. Aber welch ein Schauspiel! Das ist sicher das erste wirklich schöne Schauspiel, dem ich beiwohne, seitdem ich hier bin.«

Und er schickte sich an, ihnen die von der Höhe des Kalvarienbergs gesehene Prozession zu beschreiben.

»Stellt euch, meine Kinder, einen zweiten Himmel hier unten vor, der den Abglanz des oberen zurückstrahlt, einen Himmel, den ein einziges, unermessliches Sternbild vollständig einnimmt. Der Feuerstrom stellt eine Monstranz dar. Ja, eine wirkliche Monstranz! Ihr Fuß wurde durch die Rampen gebildet, der Schaft durch die zwei Parallelalleen, die Hostie durch den runden Rasen. Eine Monstranz aus brennendem Gold, die in der

Tiefe der Finsternis beim immerwährenden Funkeln der sich bewegenden Sterne aufflammt. Darüber geht nichts, sie ist riesig, großartig. Wahrhaftig, ich habe noch niemals etwas so Außerordentliches gesehen!«

Er fuchtelte mit den Armen herum, war außer sich und floß über von künstlerischer Erregung.

»Väterchen!« sagte Marie zärtlich, »weil du jetzt doch zurück bist, solltest du schlafen gehen. Es ist beinahe elf Uhr, und du weißt, daß du um zwei Uhr morgen früh abreisen mußt.«

Um ihn zu einem Entschluß zu bringen, fügte sie hinzu:

»Mir macht es so viel Vergnügen, daß du diesen Ausflug unternimmst! Nur sei frühzeitig wieder zurück, denn du wirst sehen, du wirst sehen —«

Sie wagte nicht zu behaupten, daß sie gewiß

war, geheilt zu werden.

»Du hast recht«, sagte Herr von Guersaint besänftigt. »Ich werde mich gleich zu Bett legen. Da Pierre bei dir ist, habe ich keine Sorge.«

»Aber«, rief sie aus, »ich will nicht, daß Pierre die Nacht hier bei mir verbringt. Wenn er mich zur Grotte geführt hat, wird er sich dir wieder anschließen. Ich habe dann niemanden mehr nötig. Der erste beste Sänfenträger wird mich morgen früh ins Hospital zurückbringen.«

Pierre schwieg. Dann sagte er einfach:

»Nein, nein, Marie! Ich bleibe. Ich werde mit Ihnen die Nacht vor der Grotte bleiben.«

Sie öffnete den Mund zum Sprechen, wollte auf ihrem Willen bestehen und ärgerlich werden. Aber er hatte es so sanft gesagt, und sie fühlte aus seinen Worten ein so schmerzhaftes Verlangen nach Glück heraus, daß sie, bis in den Grund der Seele gerührt,

Schweigen bewahrte.

»Also Kinder«, begann der Vater wieder, »seht, wie ihr fertig werdet! Ich weiß, daß ihr beide sehr verständig seid. Und nun gute Nacht, habt keine Sorge um mich!«

Er umarmte lange seine Tochter, drückte die beiden Hände des jungen Priesters, ging dann hinweg und verlor sich in den gedrängten Reihen der Prozession, die er aufs neue durchbrechen mußte.

Dann waren sie allein in ihrem schattigen, einsamen Winkel unter den großen Bäumen. Sie saß noch immer in der Tiefe ihres Wagens. Er kniete zwischen den Gräsern und stützte den Ellenbogen auf eines der Räder. Es war wunderschön, der Zug der Kerzen dauerte fort, und diese verdichteten sich, indem sie den Platz der Rosenkranzkirche umkreisten, zu ganzen Massen. Den jungen Priester entzückte es, daß von den Zechgelagen des Tages nichts an Lourdes zu halten schien. Es dünkte ihn, ein

reinigender Wind sei herabgekommen von den Bergen und habe den starken Speisegeruch, die gefräßigen Sonntagsfreuden und den ganzen glühenden, verpesteten Jahrmarktsstaub, der über der Stadt schwebte, hinweggefegt. Nun breitete sich nur noch ein grenzenloser Himmel mit reinen Sternen über Lourdes aus. Die Frische des Gave war köstlich, und die wehenden Lüftchen trugen die Wohlgerüche wilder Blumen herbei. Die geheimnisvolle Unendlichkeit vermischte sich mit dem unumschränkten Frieden der Nacht, und von der Welt blieb nichts übrig als diese kleinen Flammen der Kerzen, die seine Gefährtin mit leidenden Seelen verglichen hatte. Eine wohltuende Ruhe kam über ihn und eine Hoffnung ohne Grenzen. Seitdem er sich hier befand, verließen ihn nach und nach die verletzenden Erinnerungen an den Nachmittag, an die gierige Eßlust, den schamlosen Handel mit heiligen Gegenständen, die alte, verdorbene und der Entehrung preisgegebene

Stadt. Sie überließen ihn nur dieser göttlichen Erfrischung, dieser wundervollen Nacht, in der sein ganzes Wesen sich badete wie in einem Wasser der Auferstehung.

Auch Marie flüsterte, von unendlicher Weichheit durchdrungen:

»Ach, wie glücklich würde Blanche sein, wenn sie alle diese Wunder sähe!«

Sie dachte an ihre in Paris zurückgelassene Schwester, die sich mit dem harten Beruf abquälte, Unterricht zu geben. Und dies einfache Wort, die Erwähnung der Schwester, von der sie seit ihrer Ankunft in Lourdes nicht gesprochen hatte und die nun da unerwartet vor ihrem Gedächtnis auftauchte, genügte, um die ganze Vergangenheit heraufzubeschwören.

Ohne zu sprechen, durchlebten Marie und Pierre noch einmal ihre Kinderzeit, die Spiele von einst in den zwei aneinander grenzenden Gärten, die eine Hecke schied. Dann kam die



Trennung, der Tag, an dem er ins Seminar eintrat und an dem sie ihn unter heißen Tränen auf die Wangen küßte, indem sie schwur, ihn nie zu vergessen. Jahre gingen darüber hin, da fanden sie sich wieder, auf ewig geschieden. Er war Priester, sie durch die Krankheit ans Lager gefesselt, und sie hatte keine Aussicht mehr, Weib zu werden. Ihre ganze Geschichte bestand in einer glühenden, ihnen selbst lange unbewußt gebliebenen Zärtlichkeit, dann in einem gänzlichen Bruch, als ob sie gestorben wären, obgleich sie nebeneinander lebten. Sie sahen jetzt im Geiste die armselige Wohnung wieder, in der die ältere Schwester sich abmühte, durch ihre Unterrichtsstunden ein wenig Wohlbehagen zu schaffen, die armselige Wohnung, von der man fortgezogen war, um nach Lourdes zu gehen, allerdings nach vielen Kämpfen und Beratungen, nach den von seiner Seite ausgesprochenen Zweifeln und ihrem leidenschaftlichen Glauben, der schließlich den Sieg

davongetragen hatte. Und nun war es wirklich köstlich, sich so ganz allein wiederzufinden in diesem finstern Winkel, in dieser bewunderungswürdigen Nacht, in der es auf Erden ebensoviel Sterne gab wie am Himmel.

Marie hatte sich bisher die Seele eines kleinen Kindes, die beste und reinste Seele, eine fleckenlose Seele, wie ihr Vater sagte, bewahrt. Sie war mit dreizehn Jahren von der Krankheit befallen worden und seitdem nicht mehr älter geworden. Heute mit ihren dreiundzwanzig Jahren war sie immer noch dreizehn, denn vom Augenblick der Katastrophe an war sie ein in sich selbst gekehrtes, kindliches Wesen geblieben. Man sah das an ihren unbeweglichen Augen, ihrem zerstreuten Gesichtsausdruck, an der beständigen Vertraulichkeit, an der Unfähigkeit, etwas anderes zu wollen. Sie hatte die Seele eines sittsamen, heranwachsenden Mädchens, bei dem die erwachende Leidenschaft sich mit innigen

Küssen auf die Wangen begnügte. Sie hatte keinen andern Roman erlebt als den Abschied, den sie unter Tränen von ihrem Freunde nahm, und das genügte, ihr Herz seit zehn Jahren auszufüllen. Die frommen Bücher, die man ihr gestattete, erhielten sie in der Begeisterung für eine übernatürliche Liebe. Sogar die Geräusche der Außenwelt verhallten an der Tür des Zimmers, in dem sie klösterlich eingeschlossen lebte. Und wenn man sie bisweilen von einem Ende Frankreichs zum andern, von einem Badeort zum anderen brachte, so ging sie durch die Volksmassen wie eine Nachtwandlerin, die nichts sieht und hört, sondern nur von der fixen Idee beherrscht wird, daß sie das Band verloren hat, das sie mit ihrem Geschlecht verknüpfte. Daher diese Reinheit und Kindlichkeit, und so wurde sie zur Tochter des Leidens, die von Liebe nichts wußte und in ihrem Herzen nur das entfernte Dämmern ihrer dreizehn Jahre bewahrte.

Die Hand Mariens suchte im Finstern Pierres

Hand. Als sie sie gefunden hatte, da hielt sie sie lange fest. O welche Freude! Nie hatten sie eine so reine und vollkommene Freude gekostet, fern von aller Welt in diesem höchsten Reiz des Schattens und des Geheimnisses derart beisammen zu sein! Um sie herum bewegten sich nur noch die kreisenden Lichtersterne. Der Wiegengesang selbst trug sie wie auf Flügeln in schwindelnde Höhen empor. Marie wußte wohl, daß sie am folgenden Tage geheilt würde, wenn sie eine Nacht der Begeisterung vor der Grotte zubrachte. Sie war völlig überzeugt davon, daß sie sich der Heiligen Jungfrau verständlich machen und sie erweichen würde, sobald sie sich allein von Angesicht zu Angesicht mit ihr befände, um sie anzuflehen. Die Kranke verstand auch genau, was Pierre vorhin damit hatte sagen wollen, als er den Wunsch ausdrückte, gleichfalls die ganze Nacht vor der Grotte zu bleiben. War er nicht entschlossen, eine letzte Anstrengung um seinen Glauben zu

machen, wie ein kleines Kind niederzuknien, um die allmächtige Mutter zu bitten, ihm den verlorenen Glauben wiederzugeben? Ohne daß sie davon zu reden brauchten, trat ihnen das alles in der Vereinigung ihrer Hände wieder vor die Seele. Sie versprachen sich, füreinander zu beten, sie vergaßen sich selbst, bis sie ineinander aufgingen mit einem solch heißen Wunsch nach ihrer Heilung und nach ihrem gegenseitigen Glück, daß sie einen Augenblick den Grund jener Liebe berührten, die sich hingibt und sich opfert. Es war ein göttlicher Genuß.

»Ach!« flüsterte Pierre, »dieser blaue Nachthimmel, dieser endlose Schatten! Wie haben sie alle Häßlichkeit der Menschen und Dinge hinweggeräumt! In diesem unermesslichen, erfrischenden Frieden möchte ich meine Zweifel einschläfern.«

Seine Stimme verlöschte. Da sagte Marie ganz leise:

»Und die Rosen! Dieser Rosenduft. Verspüren Sie ihn nicht, mein Freund? Wo mögen sie nur sein, da Sie sie doch nicht gesehen haben?«

»Ja, ja! Ich rieche sie. Aber es gibt hier keine Rosen. Ich hätte sie sonst sicherlich gesehen, denn ich habe eifrig nach ihnen gesucht.«

»Wie können Sie sagen, daß keine Rosen da sind, da sie doch die Luft um uns herum durchduften und wir uns in ihrem Wohlgeruch baden! Da! Minutenlang ist der Duft so stark, daß es mir ist, als ob ich vor Freude vergehe! Gewiß sind Rosen da, in zahlloser Menge sind sie unter unseren Füßen.«

»Nein, ich schwöre es Ihnen. Ich habe mich überall umgesehen, es gibt hier keine Rosen. Oder aber sie müssen unsichtbar sein, es muß das Gras selbst sein, das wir mit Füßen treten, und diese großen Bäume, die uns umringen. Vielleicht dringt ihr Duft sogar aus der Erde heraus und kommt vom nahen Wildbach, von den Wäldern und den Bergen.«

Sie schwiegen einen Augenblick. Dann fuhr sie halblaut fort:

»Wie gut die Rosen riechen, Pierre! Mir scheinen unsere Hände auch ein Blumenstrauß zu sein.«

»Ja, Marie! Der Duft ist entzückend. Und jetzt strömt der Wohlgeruch von Ihnen aus, gerade als ob die Rosen aus Ihren Haaren blühten!«

Sie sprachen nicht mehr. Die Prozession zog noch immer vorüber, und noch immer erschienen an der Krümmung bei der Basilika helle Funken, die aus der Dunkelheit in die Höhe sprudelten wie aus einer unerschöpflichen Quelle. Der unermessliche Strom der beweglichen Flämmchen zog in seinem zweifachen Kreislauf die Linien eines dunklen, von Feuer eingefassten Bandes nach. Aber das hauptsächliche Schauspiel erblickte man auf dem Platz der Rosenkranzkirche. Dort drehte sich die Spitze der Prozession, indem sie ihre langsame Schwenkung beibehielt, in

einen immer engeren Kreis, in eine Art Wirbel zusammen, der die von Müdigkeit zerschlagenen Pilger betäubte und ihre Gesänge bis zur Heftigkeit steigerte. Bald war dieser Kreis nur noch ein brennender Kern, der Kern eines Nebelsterns, um den sich das feurige Band schlang, das kein Ende nehmen wollte. Aber der glühende Kreis breitete sich aus, er wurde zu einem Teich, dann zu einem See. Der ganze weite Platz vor der Rosenkranzkirche verwandelte sich in ein brennendes Meer, das seine kleinen funkelnden Wellen im Wirbel eines Strudels wälzte, der nie still stand.

Ein der Morgenröte ähnlicher Widerschein ließ, die Basilika weiß erscheinen, der Rest des Horizonts verfiel in tiefe Dunkelheit. Auf der Seite sah man nur einige verlorene Kerzen, die ihren Weg allein zogen, so wie Leuchtkäfer mit ihren kleinen Laternen ihre Bahn suchen. Ein Teil der Prozession mußte jedoch auf den Kalvarienberg gestiegen sein, denn



Lichtersterne wandelten auch dort droben unter dem freien Himmel umher. Endlich kam der Augenblick, da die letzten Kerzen erschienen, ihren Gang um die Rasenplätze machten, zusammenflossen und im Flammenmeer untergingen. Dreißigtausend Kerzen brannten, indem sie ihre Kreisbewegung fortsetzten und ihre Glut schürten. Oben an dem hohen ruhigen Himmel waren die Gestirne bleicher geworden. Das dröhnende Rollen der Stimmen, die »Ave, ave, ave Maria!« glichen dem Knistern der flammenden Herzen, die sich in Gebeten verzehrten, um die Seelen zu retten.

Soeben waren die Kerzen nacheinander erloschen und die Herrscherin Nacht dunkel und mild aufs neue herniedergesunken, als Pierre und Marie merkten, daß sie sich noch immer auf derselben Stelle befanden, Hand in Hand unter der geheimnisvollen Hülle der Bäume. In der Ferne, in den dunklen Straßen von Lourdes gingen nur noch verirrte Pilger,

die sich nach dem Weg erkundigten, um ihr Lager aufzusuchen. Im Schatten streifte und huschte alles herum, was am Ende von Festtagen sich umhertreibt und den Schlaf sucht. Sie aber vergaßen sich selbst, wichen nicht von der Stelle und fühlten sich unaussprechlich glücklich im Duft der unsichtbaren Rosen.

## *IV*

Pierre rollte Maries kleinen Wagen vor die Grotte und brachte ihn so nahe wie möglich beim Gitter unter. Mitternacht war vorüber und einige hundert Personen befanden sich noch dort: die einen saßen auf den Bänken, die meisten lagen, wie bis zur Vernichtung in das Gebet vertieft, auf den Knien. Die von den Kerzen beleuchtete Grotte flammte gleich

einer brennenden Kapelle, ohne daß man darin etwas anderes unterscheiden konnte als den sternflimmernden Staub, aus dem in ihrer Nische die Statue der Heiligen Jungfrau traumhaft weiß auftauchte. Das herabfallende grüne Laub nahm einen Smaragdglanz an, die tausend Krücken, die die Wölbung bekleideten, glichen einem unentwirrbaren Netz abgestorbenen Holzes, das bald wieder grünen zu wollen schien. Durch einen so lebhaften Glanz wurde die Nacht noch dunkler, die Umgebung versank in einem dichten Schatten, in dem man weder Wände noch Bäume mehr erkannte. Nur die ununterbrochen murmelnde Stimme des Gave ließ sich vernehmen. Er wälzte in der Nähe seine Wellen vorüber, die unter dem hohen, ruhigen, von der Schwüle eines Gewitters beladenen Himmel eine köstliche Frische ausströmten.

»Befinden Sie sich wohl, Marie?« fragte Pierre sanft. »Frieren Sie nicht?«

Ein Zittern hatte sie überlaufen. Aber es war nur ein schwacher Hauch aus dem Jenseits, den ihr die Grotte zuzuwehen schien.

»Nein, nein! Ich fühle mich ganz wohl! Breiten Sie nur das Tuch über meine Knie... Ich danke, Pierre! Und beunruhigen Sie sich meiner wegen nicht, ich habe niemand mehr nötig, denn jetzt bin ich bei ihr...«

Ihre Stimme versagte. Sie fiel bereits in Ekstase, mit gefalteten Händen, die Augen zur weißen Statue erhoben, und ihr armes, krankes Gesicht war ganz von Glückseligkeit verklärt.

Trotzdem blieb Pierre noch einige Minuten an ihrer Seite. Er hätte sie, da er ihre kleinen, abgemagerten Hände zittern sah, gern in das Tuch eingewickelt. Aber er fürchtete sich, dies gegen ihren Willen zu tun, und begnügte sich, sie wie ein Kind zuzudecken. Sie bemerkte ihn schon gar nicht mehr.

Eine Bank stand in der Nähe, und um sich

selbst zu sammeln, setzte er sich darauf, als seine Blicke auf eine im Schatten kniende Frau fielen. Sie war schwarz gekleidet, erschien so klein und hielt sich so bescheiden im Hintergrund, daß er sie zuerst gar nicht bemerkt hatte. Dann erriet er Frau Maze. Der Gedanke an den Brief, den sie im Laufe des Tages erhalten haben mußte, stieg in ihm auf, und er bemitleidete sie. Er fühlte die Verlassenheit dieser Einsamen, der keine körperliche Wunde geheilt zu werden brauchte, sondern die von der Heiligen Jungfrau nur verlangte, sie solle ihr Herzeleid stillen durch die Bekehrung ihres untreuen Mannes. Der Brief mußte irgendeine harte Antwort enthalten haben, denn mit geneigtem Angesicht schien sie in der Demut eines armen, gepeinigten Geschöpfes zu vergehen. Nur zur Nachtzeit mochte sie sich hier ganz vergessen. Sie war glücklich, sich so ganz in ihr Leid versenken, Stunden hindurch weinen, ihr Martyrium erdulden und um die

Wiederkehr der verschwundenen Zärtlichkeiten flehen zu können, ohne daß jemand ihr schmerzliches Geheimnis ahnte. Ihre Lippen bewegten sich nicht einmal, nur ihr gequältes Herz betete und verlangte nach seinem Anteil an Liebe und Glück.

Ach, dieser unlöschbare Durst nach Glück! Alle diese an Leib und Seele Verwundeten führte er hierher, und auch Pierre fühlte, wie er ihm die Kehle austrocknete und ein brennendes Bedürfnis erweckte, gelöscht zu werden. Er hätte sich auf die Knie werfen und den göttlichen Beistand mit dem demütigen Glauben dieser Frau anflehen mögen. Aber seine Glieder waren wie gefesselt, und er fand die nötigen Worte nicht. Es war eine Erleichterung für ihn, als er fühlte, daß jemand seinen Arm berührte.

»Herr Abbé, kommen Sie doch mit mir, wenn Sie die Grotte nicht kennen. Ich werde Sie dort unterbringen. Man befindet sich zu dieser

Stunde recht gut darin.«

Er erhob den Kopf und erkannte den Baron Suire, den Vorsteher der Pfleger Notre Dame de Salut. Ohne Zweifel hatte ihn dieser wohlwollende und aufrichtige Mann liebgewonnen. Er nahm die Einladung an und begleitete ihn in das Innere der ganz leeren Grotte. Der Baron verschloß sogar hinter ihnen das Gitter, zu dem er einen Schlüssel besaß.

»Sehen Sie, Herr Abbé«, sagte er, »das ist die Stunde, zu der man sich wahrhaft wohl hier befindet. Wenn ich einige Tage in Lourdes zubringe, so lege ich mich selten vor dem Morgen zu Bett, weil ich gewohnt bin, hier die Nacht zuzubringen ... Es ist niemand mehr da, man befindet sich so allein, und nicht wahr, wie hübsch es ist! Man fühlt sich wie bei der Heiligen Jungfrau zu Hause.«

Er lächelte mit der Miene eines gutmütigen Mannes und zeigte sich trotz seiner großen Frömmigkeit nicht im geringsten verlegen: er

plauderte und gab Erklärungen mit der Vertraulichkeit eines Mannes, der weiß, daß er mit dem Himmel auf freundschaftlichem Fuße steht.

»Sie betrachten die Kerzen ... Es brennen zu gleicher Zeit nahe an zweihundert Tag und Nacht hindurch; auf diese Art wird die Grotte schließlich geheizt ... Selbst im Winter ist es ganz warm hier.«

Pierre ging im lauwarmen Geruch des Wachses in der Tat ein wenig der Atem aus. Geblendet durch die lebhaft Helligkeit, in die er eintrat, betrachtete er den großen Kerzenständer in der Mitte, der wie eine Pyramide gestaltet und ganz mit kleinen Kerzen bespickt war, so daß er einem flammenden, aus Sternen gebildeten Dreieck glich. Im Hintergrund hielt ein fast in der Höhe des Erdbodens angebrachter gerader Leuchter die dicken, in einer Linie von ungleicher Höhe wie Orgelpfeifen



aufgesteckten Kerzen, von denen einige den Umfang eines Schenkels hatten. Noch andere Kerzenständer, die schweren Armleuchtern glichen, waren da und dort auf den Vorsprüngen des Felsens aufgestellt. Die Wölbung der Grotte senkte sich nach links, und dort war das Gestein wie angebrannt und schwarz gefärbt von den ewigen Flammen, die es seit Jahren erhitzten. Ununterbrochen ging ein Regen von Wachs wie unwahrnehmbarer Schneefall nieder. Die Schalen der Kerzenständer flossen davon über und nahmen von dem ohne Unterlaß sich verdickenden Staub eine weiße Färbung an. Der ganze Felsen war damit überzogen und fühlte sich fett an, besonders aber bedeckte den Boden eine solche Wachsschicht, daß Unfälle vorgekommen waren. Man hatte Strohmatten ausbreiten müssen, um zu vermeiden, daß jemand niederstürzte.

»Sehen Sie diese dicken Kerzen dort?« fuhr der Baron Suire fort. »Das sind die teuersten,

sie kosten sechzig Frank und brauchen einen Monat zum Verbrennen .... Die kleinsten, die fünf Sous kosten, brennen nur drei Stunden ... Oh, wir sparen nicht damit, wir haben keinen Mangel daran! Sehen Sie, hier sind noch zwei Körbe voll. Man hat keine Zeit gefunden, sie ins Lager zu bringen.«

Dann erklärte er die einzelnen Möbelstücke: ein mit einem Überzug bedecktes Harmonium, ein Schrankgestell mit breiten Schubladen, in denen man die heiligen Gewänder verschloß, Bänke und Stühle, die man dem kleinen Vorzugspublikum vorbehielt, das in der Grotte während der Zeremonien zugelassen wurde, und schließlich ein sehr schöner, mit gravierten Silberplatten bedeckter verschiebbarer Altar. Es war das Geschenk einer hohen Dame. Übrigens wagte man ihn nur während der reichen Pilgerfahrten zu benutzen, aus Besorgnis, die Feuchtigkeit könnte ihn verderben.

Pierre wurde durch das Geschwätz des gefälligen Mannes gestört. Seine religiöse Erregung verlor dadurch an Kraft. Beim Eintritt in die Grotte hatte er trotz seines mangelnden Glaubens eine Unruhe, eine Art seelischen Schwankens erlitten, als ob das Geheimnis ihm jetzt offenbart werden sollte. Es war gleichzeitig ein banges und ein beseligendes Gefühl. Er sah Dinge, die ihn unendlich rührten: haufenweise zu den Füßen der Jungfrau niedergelegte Blumensträuße, kindliche Ex voto-Geschenke, kleine verblichene Schuhe, ein kleines eisernes Mieder, eine einem Spielzeug ähnliche, für eine Puppe passende Krücke.

Unterhalb des natürlichen Gewölbes, in dem die Erscheinungen sich gezeigt hatten, nämlich an der Stelle, an der die Pilger die Rosenkränze und Medaillen rieben, die sie weihen wollten, war der Felsen abgenützt und glattgeschliffen. Millionen von inbrünstigen Lippen hatten sich mit solcher Liebeskraft

darauf gedrückt, daß der Stein verkalkt, schwarz geädert und glänzend wie Marmor geworden war.

Nun aber blieb er im Hintergrund vor einer Höhlung stehen, in der sich eine beträchtliche Menge von Briefen und Papieren aller Art angehäuft befand.

»Äh, ich vergaß!« begann der Baron Suire; »das ist ja das Interessanteste. Das sind die Briefe, die die Gläubigen täglich durch das Gitter in die Grotte werfen. Wir sammeln sie und legen sie da hinein. Es macht mir dann Spaß, sie im Winter zu ordnen ... Sie begreifen, man kann sie nicht verbrennen, ohne sie zuvor zu Öffnen, denn sie enthalten oft Geld, Zehn und Zwanzigsousstücke und namentlich auch Briefmarken.«

Er wühlte in den Briefen herum, nahm aufs Geratewohl einen heraus, zeigte die Aufschrift und entsiegelte ihn, um ihn zu lesen. Fast alle waren Briefe von armen, ungebildeten Leuten,

und ihre Adresse zeigte in großen, unregelmäßigen Buchstaben die Worte: »An Unsere Liebe Frau von Lourdes.« Viele enthielten in unrichtigen Redewendungen Bitten oder Danksagungen in einer außergewöhnlichen Orthographie. Manchmal war nichts rührender als die Art dieser Bitten: man bat um einen kleinen Bruder, der gerettet, einen Prozeß, der gewonnen werden sollte, einen Liebhaber, den man zu bewahren, eine Heirat, die man zu schließen wünschte. Andere Briefe lauteten verdrießlich: die Heilige Jungfrau wurde darin ausgescholten, weil sie nicht so höflich gewesen war, einen ersten Brief dadurch zu beantworten, daß sie die Wünsche des Schreibers erfüllte. Dann gab es wieder andere, mit sorgfältig abgefaßten Sätzen, die Bekenntnisse und glühende Gebete enthielten, – Briefe von Frauen, die der Königin des Himmels das schrieben, was sie keinem Priester im Schatten des Beichtstuhls anzuvertrauen wagten. Ein auf gut Glück

geöffneter Briefumschlag enthielt einfach die Photographie eines jungen Mädchens, das Unserer Lieben Frau von Lourdes ihr Bild mit der Widmung zusandte: »An meine gute Mutter.« Kurz, diese Höhlung erwies sich jeden Tag als das Postfach einer sehr mächtigen Königin, die Bittgesuche und vertrauliche Mitteilungen empfing und durch Gnaden und Wohltaten aller Art darauf antworten sollte. Die Zehn und Zwanzigsousstücke waren einfache, naive Liebesbeweise, um die Heilige zu erweichen. Und die Briefmarken wurden nur der bequemerem Übersendung wegen geschickt, wofern es nicht aus purer Einfalt geschah, wie im Briefe einer Bäuerin. Diese hatte nämlich eine Nachschrift hinzugefügt, worin gesagt war, sie lege eine Marke bei und erwarte eine Antwort.

»Ich versichere Sie«, schloß der Baron, »unter diesen Briefen sind sehr hübsche und weniger sinnlose, als man glauben möchte ... Seit drei

Jahren habe ich die äußerst interessanten Schreiben einer Dame gefunden, die nichts tat, ohne es der Heiligen Jungfrau zu erzählen. Die Dame war verheiratet und fühlte die verderblichste Leidenschaft für einen Freund ihres Gatten ... Nun denn, Herr Abbé, sie hat sie besiegt, die Heilige Jungfrau hat ihr dadurch geantwortet, daß sie ihr Rüstung und Schutz für ihre Keuschheit und die göttliche Kraft verlieh, ihrem Herzen Widerstand zu leisten ...«

Da unterbrach er sich und sagte:

»Aber setzen Sie sich doch hierher, Herr Abbé! Sie werden sehen, wie wohl man sich da fühlt!«

Pierre nahm neben dem Baron auf der Bank zur linken Hand Platz, dort, wo der Felsen sich senkte. Es war das in der Tat eine Ecke voll köstlicher Ruhe. Weder der eine noch der andere sprach, und es herrschte ein tiefes Schweigen. Da hörte er hinter seinem Rücken

ein unbestimmtes Murmeln, eine feine, kristallhelle Stimme, die aus dem Unsichtbaren zu kommen schien. Er machte eine Bewegung, die der Baron Suire verstand.

»Was Sie hören«, sagte er, »ist die Quelle. Sie befindet sich dort im Boden hinter diesem Drahtgitter. Wollen Sie sie sehen?«

Und ohne abzuwarten, ob Pierre sein Anerbieten annehmen würde, hatte er sich schon gebückt, um einen Riegel zu öffnen. Dabei bemerkte er, wenn man die Quelle derart verschlösse, so geschähe dies aus Besorgnis, die Freidenker könnten kommen und Gift hineinwerfen. Dieser außerordentliche Einfall überraschte den Priester einen Augenblick, aber er schrieb ihn schließlich dem Baron zu, der wirklich viel Kindisches an sich hatte.

Unterdessen mühte sich dieser vergeblich mit dem Buchstabengeheimschloß ab, das nicht aufgehen wollte.



»Das ist seltsam«, murmelte er, »das Wort heißt ›Rom«, und ich bin ganz sicher, daß man es nicht geändert hat ... Die Feuchtigkeit verdirbt alles. Wir sind genötigt, alle zwei Jahre die Krücken, die in Staub zerfallen, zu erneuern ... Bringen Sie mir doch eine Kerze!«

Als Pierre dem Baron mit einer Kerze, die er von einem Kerzenständer genommen, leuchtete, gelang es endlich, das kupferne, von Grünspan angefressene Geheimschloß zu öffnen. Das geflochtene Drahtgitter drehte sich, und die Quelle wurde sichtbar. Es war ein in der Felsenwand auf einem Grund von schlammigem Kies langsam dahinfließendes Wasser, das klar und ohne Sprudel hervorquoll. Aber sie schien aus ziemlich weiter Entfernung zu kommen. Der Baron erklärte, man habe sie, um sie zu den Brunnen zu leiten, durch von Zement überdeckte Röhren kanalisiert. Er gestand sogar, daß man hinter den Weihern einen Behälter hatte anlegen müssen, um das Wasser während der

Nacht aufzufangen, denn die geringe, von der Quelle gelieferte Menge hätte für die täglichen Bedürfnisse nicht genügt.

»Wollen Sie das Wasser versuchen?« fragte er plötzlich. »Hier bei seinem Austritt aus der Erde ist es noch besser.«

Pierre antwortete nicht, er betrachtete dieses ruhige, unschuldige Wasser, das im schwankenden Kerzenlicht goldene, bandförmige Reflexe zeigte. Wachstropfen fielen hinein und ließen es erzittern. Er dachte an alles das, was es Geheimnisvolles mit sich brachte.

»Trinken Sie doch ein Glas davon!«

Der Baron hatte ein Glas, das sich stets an Ort und Stelle befand, eingetaucht und gefüllt, der Priester mußte es leeren. Es war gutes, reines Wasser, ein so durchsichtiges und frisches Wasser, wie es aus allen Hochebenen der Pyrenäen in die Tiefe rieselt.

Nachdem das Geheimschloß wieder befestigt war, nahmen beide ihren Platz auf der Bank wieder ein. Hinter sich hörte Pierre auf Augenblicke immer wieder die Quelle wie das leise Zwitschern eines verborgenen Vogels. Und nun sprach der Baron mit ihm von der Grotte und ihrer Geschichte zu den verschiedenen Jahreszeiten, in einer rührseligen Geschwätzigkeit voll kindlicher Einzelheiten.

Der Sommer war die Zeit, zu der die auswärtigen, die großen Pilgerfahrten bildenden Massen, die Tausende von Wallfahrern zusammenströmten, die mit lärmendem Eifer beteten und schrien. Mit dem Herbst aber traten die Regen, die sintflutartigen Regengüsse ein, die viele Tage lang auf die Schwelle der Grotte niederklatschten. Dann kamen die Pilgerzüge aus weit entfernten Ländern an, es kamen Indier, Malayen und sogar Chinesen: kleine schweigsame und ekstatische Scharen, die auf

einen Wink der Missionare im Kot niederknieten. Aus Frankreich selbst schickte die Bretagne von allen alten Provinzen die frömmsten Pilger hierher. Ganze Pfarren kamen herbei, die Männer in gleicher Zahl wie die Frauen, und die gute, gottesfürchtige Haltung, der einfache ehrbare Glaube waren dazu angetan, die Welt zu erbauen. Dann kam der Winter, der Dezember mit seiner schrecklichen Kälte und seinen dichten Schneefällen, die die Gebirgswege versperrten. Zu dieser Zeit nahmen die Pilger familienweise Wohnung in den Gasthöfen. Es kamen trotz allem jeden Morgen Gläubige zur Grotte, alle die nämlich, die den Lärm flohen und zu der Heiligen Jungfrau in einsamer, zärtlicher Innigkeit sprechen wollten. Es gab auch Pilger, die niemand kannte, die sich nur zeigten, wenn sie sicher waren, allein wie eifersüchtige Liebhaber in Inbrunst niederknien zu können, und die, durch das erste Herannahen der Menge verscheucht, sich

wieder entfernten.

Wie lieblich war die Grotte bei schlechtem Winterwetter! Bei Regen, im Wind und im Schneetreiben bewahrte sie ihren Flammenglanz. Sogar während der rasenden Sturmnächte, wenn keine Seele anwesend war, leuchtete sie hinaus in die leere Finsternis: sie brannte gleich einer Liebesglut, die nichts zu löschen vermochte.

Der Baron erzählte, er hätte während der heftigen Schneestürme des vorigen Winters an dieser Stelle, auf der Bank, worauf er jetzt saß, ganze Nachmittage zugebracht. Es herrschte in der Grotte, obwohl sie nach Norden lag und das Sonnenlicht nie eindrang, dennoch eine liebliche Wärme. Ohne Zweifel erklärte der durch die Kerzen ununterbrochen erhitzte Felsen diese angenehme, milde Temperatur. Aber konnte man nicht überdies an eine Wohltat der Jungfrau glauben, die hier einen ewigen Mai walten ließ? Alle Finken der

Nachbarschaft flüchteten sich hierher und flatterten im Efeu um die heilige Statue herum, wenn der Schnee ihre Krallen zu Eis erstarrte. Dann erwachte endlich wieder der Frühling. Der Gave wälzte mit Donnergetöse die geschmolzenen Schneemassen fort, der Saft schoß in die Bäume und machte sie wieder grün, während die zurückkehrenden Pilgermassen lärmend die leuchtende Grotte überfielen und die Vögelchen des Himmels daraus verjagten.

»Ja, ja«, wiederholte der Baron Suire mit gedämpfter Stimme, »ich habe hier ganz allein entzückende Wintertage zugebracht ... Ich sah nur eine Frau, die dort am Gitter kniete, um ihre Knie nicht in den Schnee zu drücken. Sie war jung, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, und sehr hübsch, mit prachtvollen blauen Augen. Sie sprach nichts und schien nicht einmal zu beten. Dennoch verweilte sie mit unendlich trauriger Miene stundenlang in dieser Stellung ... Ich weiß nicht, wer sie war,

ich habe sie nie wiedergesehen ...«

Er hörte auf zu sprechen, und als ihn Pierre, erstaunt über sein Schweigen, zwei Minuten später betrachtete, sah er, daß er eingeschlafen war. Die Hände über dem Bauch gefaltet, das Kinn auf der Brust, schlief er mit einem unbestimmten Lächeln den guten Schlaf eines Kindes. Wenn er sagte, daß er hier die ganze Nacht verbrachte, so wollte er damit ohne Zweifel ausdrücken, daß er hierherkam, um als glücklicher alter Mann einen ersten Schlaf zu tun, in dem er den Besuch der Engel erhielt.

Jetzt kostete Pierre den Reiz der Einsamkeit. Es war wirklich wahr, eine süße Empfindung durchdrang die Seele in diesem Felsenwinkel. Sie entstand aus dem Geruch des Wachses und aus dem ekstatischen Schwindel, in den man mitten im Glanze der Kerzen verfiel. Er unterschied weder die Krücken in der Wölbung, noch die an den Wänden aufgehängten Geschenke, weder den Altar aus

graviertem Silber, noch das Harmonium in seinem Überzug. Eine langsame Trunkenheit bemächtigte sich seiner und eine wachsende Vernichtung seines ganzen Wesens. Vor allem hatte er die göttliche Empfindung, fern von der Welt, auf den Grund des Unglaublichen und Überirdischen zu sinken, wie wenn das einfache eiserne Gitter den Eingang zur Unendlichkeit selbst verschließen würde.

Ein leises Geräusch beunruhigte Pierre. Es war die Quelle mit ihrem Vogelgezwitscher ähnlichen Rauschen. Ach, wie gerne hätte er auf die Knie fallen und an das Wunder glauben, wie gerne hätte er die Gewißheit besitzen mögen, daß dies göttliche Wasser dem Felsen nur entsprungen sei, um die leidende Menschheit zu heilen! War er nicht gekommen, um der Heiligen Jungfrau zu Füßen zu fallen und sie anzuflehen, daß sie ihm den Glauben, wie ihn kleine Kinder besitzen, wiedergebe? Warum betete er also nicht und warum flehte er nicht inständig



darum, daß sie ihm die Gnade erweise? Der Atem verging ihm, die Kerzen blendeten ihn bis zum Wahnsinn. Da kam ihm der Gedanke, daß er in der großen Freiheit, die die Priester in Lourdes genossen, seit zwei Tagen versäumt hatte, seine Messe zu lesen. Er befand sich also im Zustande der Sünde. Vielleicht war es diese Last, die ihm das Herz bedrückte. Diese Vorstellung wurde in ihm zu einer solchen Qual, daß er sich erheben und weggehen mußte. Er begnügte sich, das Gitter leise aufzustoßen, und ließ den Baron Suire schlafend auf der Bank zurück.

Marie hatte sich in ihrem Wagen nicht aus ihrer Stellung bewegt. Sie saß noch immer auf die Ellenbogen gestützt, halb aufgerichtet und hielt das verzückte Antlitz auf die Jungfrau gerichtet.

»Fühlen Sie sich wohl, Marie? Frieren Sie nicht?« fragte der Priester.

Sie antwortete nicht. Er fühlte ihre Hände an,

sie waren warm, aber sie zitterten ein wenig.

Er zog das Tuch in die Höhe und entfernte sich. Von einer unsagbaren Unruhe erfaßt, ging er in die Nacht hinaus. Beim Heraustreten aus der lichten Helle der Grotte schien ihm die Nacht schwarz wie Tinte, ein aus Finsternis bestehendes Nichts, in dem er aufs Geratewohl dahintappte. Dann gewöhnten sich seine Augen daran, und er fand sich wieder in der Nähe des Gave, folgte dessen Ufer und ging eine von hohen Bäumen beschattete Allee entlang, in der es wieder dunkel und frisch wurde. Diese Dunkelheit und diese Frische erquickten ihn jetzt, und er empfand nur noch Bestürzung darüber, daß er nicht niedergefallen war und wie Marie mit der ganzen Hingebung seiner Seele gebetet hatte. Was war denn das Hindernis in ihm? War es der unwiderstehliche Aufruhr, der ihn abhielt, sich nach und nach dem Glauben zu überlassen, selbst wenn sein Wesen die Hingabe an den Glauben wünschte? Er

verstand, daß seine Vernunft allein Widerspruch dagegen erhob. Er befand sich in einer Stunde, da er sie hätte töten mögen, diese gefräßige Vernunft, die an seinem Leben zehrte und ihn verhinderte, glücklich zu sein, wie unwissende und einfache Menschen glücklich sind. Vielleicht hätte er die Kraft zu glauben gefunden, wenn er ein Wunder gesehen hätte. Wenn sich zum Beispiel Marie mit einemmal erhoben hätte und vor ihm hergegangen wäre, würde er sich dann nicht, endlich besiegt, niedergeworfen haben? Dieses Bild, das er sich von der geretteten, der geheilten Marie machte, erregte ihn so stark, daß er stehenblieb und die zitternden Arme zu dem sternbedeckten Himmel emporstreckte. Ach, großer Gott! Welche tiefe und geheimnisvolle, von Wohlgeruch durchduftete, milde und schöne Nacht! Und welche Freude träufelte nieder in dieser Hoffnung des wiedererlangten ewigen Heils, der ewigen Liebe, die wie der Frühling immer

wiedergeboren wird! Dann ging er weiter. Aber seine Zweifel kamen zurück: wenn man ein Wunder verlangt, um zu glauben, so bedeutet das, daß man zu glauben unfähig ist. Gott braucht keinen Beweis seiner Existenz zu erbringen. Dann wurde er bei dem Gedanken, Gott würde ihn nicht erhören, solange er nicht seine priesterliche Pflicht erfüllt und seine Messe gelesen hätte, wieder von Unbehagen ergriffen. Warum ging er nicht sofort in die Rosenkranzkirche, deren Altäre den vorübergehend in Lourdes weilenden Priestern von Mitternacht bis Mittag zur Verfügung standen? Er schritt eine zweite Allee hinab und befand sich wieder unter den Bäumen und im laubbedeckten Winkel, von dem aus er mit Marie die Fackelprozession hatte vorüberziehen sehen. Keine Helle zeigte sich mehr, nur ein Meer von Schatten ohne Grenzen.

Dort erlitt Pierre einen neuen Anfall von Schwäche, und mechanisch, als ob er hätte

Zeit gewinnen wollen, trat er in die »Zuflucht der Pilger« ein. Die Tür stand weit offen, ohne dem weiten, mit Leuten angefüllten Saal genügend frische Luft zuzuführen. Gleich bei den ersten Schritten wurde er von der schwülen Hitze, die die zusammengehäuften Leiber ausströmten, vom verdorbenen Geruch des Atems und der Ausdünstungen betäubt. Die rauchigen Laternen warfen ein so schlechtes Licht, daß er Vorsicht anwenden mußte, um nicht auf da und dort liegende menschliche Glieder zu treten, denn der Raum war vollkommen überfüllt. Viele von den Leuten, die auf den Bänken keinen Platz finden konnten, hatten sich auf der Erde, auf den feuchten, seit dem Morgen von Speiseüberresten besudelten Steinfliesen ausgestreckt. Ein namenloses Durcheinander bot sich seinen Blicken dar: Männer, Weiber und Priester, lagen im bunten Gemisch herum, wie sie der Zufall nebeneinander hingeworfen hatte. Niedergestreckt von der

unwiderstehlichen Übermüdung, schliefen sie mit offenem Mund. Viele schnarchten sitzend, den Rücken an die Mauer gelehnt, während der Kopf auf der Brust schlenkerte. Andere waren von den Bänken gefallen, und ihre Beine verstrickten sich ineinander: ein junges Mädchen lag quer über einem alten Landpfarrer, der, ruhig wie ein Kind schlafend, den Engeln zulächelte. Es war ein Stall, in den die Armen von der Straße eintraten und den sie als eine vom Zufall gewährte Unterkunft betrachteten. Alle befanden sich darin, die an diesem schönen Festabend kein Obdach hatten und die jetzt brüderlich Arm in Arm eingeschlafen waren. Trotzdem fanden einige von ihnen in ihrer fieberhaften Aufregung keine Ruhe, sie drehten und wendeten und erhoben sich schließlich, um ihre Körbe ganz zu leeren. Dann bemerkte man andere, die unbeweglich blieben und ihre weit geöffneten Augen fest ins Dunkle versenkten. Aufschreie von

Träumenden und schmerzhaften Klagen wurden zwischen den Schnarchtönen laut. Diese Herde von elenden Geschöpfen erweckte wirklich ein großes Mitleid, ein dumpfes, beklemmendes Erbarmen stieg von ihnen auf, wie sie so zusammengebrochen, in ihren ekelhaften Lumpen auf Haufen herumlagen, während ihre reinen Seelen ohne Zweifel anderswo, in den blauen Gefilden ihres mystischen Traumes schwebten.

Pierre zog sich zurück, denn es wurde ihm übel. Da hemmte ein ununterbrochenes schwaches Stöhnen seine Schritte, und auf dem nämlichen Platz und in der gleichen Stellung erkannte er Frau Vincent wieder, die die kleine Rose auf ihren Knien wiegte.

»Ach, Herr Abbé!« murmelte sie. »Hören Sie nur! Vor bald einer Stunde ist sie aufgewacht, und seitdem schreit sie ... Aber ich schwöre Ihnen, daß ich keinen Finger gerührt habe, so glücklich machte es mich, sie schlafend zu

betrachten.«

Der Priester hatte sich geneigt und untersuchte die Kleine, die nicht die Kraft besaß, auch nur die Augenlider zu öffnen. Ihre Klagen kamen wie der Atem selbst aus dem Mund, und sie war so weiß, daß er zitterte, denn er fühlte das Herannahen des Todes.

»Mein Gott! Was soll ich jetzt tun?« fuhr die gepeinigte Mutter fort, die am Ende ihrer Kräfte angelangt war. »Das kann nicht so weitergehen, ich kann sie nicht mehr schreien hören ... Wenn Sie wüßten, was ich ihr alles sage: ›Mein Kleinod, mein Schatz, mein Engel! Ich flehe dich an, schrei nicht mehr! Sei lieb, die Heilige Jungfrau wird dich heilen!‹ Aber sie schreit immerzu ...«

Sie schluchzte, und große Tränen fielen auf das Gesicht des Kindes nieder, dessen Röcheln nicht aufhörte.

»Wenn es Tag würde, wäre ich schon aus



diesem Saal fortgegangen. Eine alte Dame hier hat sich schon beschwert ... Aber ich fürchte, es ist kalt. Und dann, wohin in der Nacht? ... Ach, Heilige Jungfrau, Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!«

Pierre drückte, zu Tränen bewegt, einen Kuß auf Roses blonde Haare. Um nicht mit dieser schmerzbewegten Mutter in Weinen auszubrechen, entfloh er und begab sich geradeswegs in die Rosenkranzkirche, als ob er entschlossen gewesen wäre, den Tod zu besiegen.

Er hatte die Rosenkranzkirche schon am hellen Tage gesehen, und sie hatte ihm mißfallen, da der Architekt durch den Bauplatz, der an den Felsen anstieß, beengt wurde und die Kirche rund, niedrig, und plattgedrückt mit einer von viereckigen Pfeilern gestützten Kuppelwölbung bauen mußte. Das Schlimmste daran war, daß sie trotz ihres antiken byzantinischen Stils keinen religiösen

Eindruck machte. Sie entbehrte des Geheimnisvollen und der Andacht und war einer allzu neuen Getreidehalle ähnlich, die von der Kuppel und den mit Fensterscheiben versehenen breiten Türen grell erleuchtet wurde. Übrigens war sie durchaus nicht vollendet: der ornamentale Schmuck fehlte, und große Stücke der nackten Wand, an die sich die Altäre lehnten, hatten keine andere Verzierung als Rosen aus farbigem Papier und bescheidene Geschenke. Das gab der Kirche das Aussehen eines weiten Durchgangssaals mit gepflastertem Boden, der bei Regenwetter, wie die Fliesen eines Eisenbahnsaals, die Nässe anzog. Der vorläufige Hauptaltar war aus bemaltem Holz angefertigt. Unzählige Bankreihen füllten die mittlere Rundung aus. Sie glichen den Bänken eines öffentlichen Armenhauses, auf denen man jederzeit Platz nehmen konnte, denn die Rosenkranzkirche blieb der Menge der Pilger Tag und Nacht weit geöffnet. Ebenso wie die »Zuflucht« war diese

Kirche ein Stall, in dem Gott die Armen aufnahm.

Als Pierre eintrat, machte die Kirche auf ihn abermals den Eindruck einer jedem zugänglichen Halle. Aber das zu lebhaftes Tageslicht überflutete nicht mehr die blassen Wände. Die auf allen Altären brennenden Kerzen leuchteten allein gleich Sternen im ausgedehnten, unbestimmten, unter den Bogenwölbungen schlummernden Schatten. Um Mitternacht war mit außerordentlichem Gepränge ein feierliches Hochamt zelebriert worden, unter der Pracht der Lichter, Gesänge, goldenen Gewänder und der geschwungenen, brennenden Rauchfässer. Von all diesem herrlichen Lichterglanz waren auf den fünfzehn Altären, die im Umkreis standen, nur die vorschriftsmäßig zur Feier der Messen notwendigen Kerzen übriggeblieben. Mitternacht begannen die Messen und hörten bis Mittag nicht mehr auf. In der Rosenkranzkirche allein wurden während

dieser zwölf Stunden fast vierhundert gelesen. In ganz Lourdes zählte man über fünfzig Altäre, die Zahl der Messen stieg täglich auf mehr als zweitausend. Und der Andrang der Priester war so groß, daß viele ihre Pflicht nur mit Schwierigkeiten erfüllten, Sie mußten stundenlang anstehen, ehe sie einen freien Altar fanden. Pierre staunte, als er sah, wie diese Nacht alle Altäre von zahlreichen Priestern belagert waren, die in der halben Dunkelheit unten an den Stufen geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam, während der amtierende Geistliche die lateinischen Formeln unter großen Kreuzeszeichen eilig hersagte. Die Ermüdung war so niederdrückend, daß der größte Teil der harrenden Priester sich auf die Erde gesetzt hatte, und daß manche von ihnen, von der Anstrengung überwältigt, in einem Haufen beisammen auf den Altarstufen schliefen. Sie war(?) warteten darauf, daß der Kirchendiener sie wecken würde.

Einen Augenblick ging Pierre unentschlossen herum. Sollte er warten wie die anderen? Aber das Schauspiel hielt ihn zurück. An allen Altären, bei allen Messen drängte sich eine Flut von Pilgern, die hastig, mit einer Art gierigen Eifers kommunizierten. Die Hostienkelche füllten und leerten sich ohne Unterlaß, und die Hände der Priester ermüdeten beim Austeilen des Lebensbrotes. Er staunte aufs neue, denn niemals hatte er einen Erdenwinkel ausgiebig vom göttlichen Blut betaut gesehen – niemals eine Stelle, von der der Glaube in einer solchen Hingebung der Seelen aufstieg. Das glich einer Rückkehr zu den heroischen Zeiten der Kirche, als die Völker unter dem nämlichen Hauch der Leichtgläubigkeit und im Schrecken ihrer Unwissenheit ihre Knie beugten, als sie sich zu ihrem Glück den Händen des allmächtigen Gottes überlieferten. Er hätte sich acht oder neun Jahrhunderte für die Epochen der hohen öffentlichen Gottesverehrung zurückversetzt

halten können, da man an das nahe bevorstehende Ende der Welt glaubte, um so mehr, als die Menge der aufrichtigen Leute, das ganze Gewühl, das dem Hochamt beigewohnt hatte, auf den Bänken geblieben war und sich im Hause Gottes so behaglich fühlte wie im eigenen. Viele besaßen kein Obdach. War die Kirche nicht ihr Haus, die Zufluchtsstätte, in der Tag und Nacht die Tröstung auf sie wartete? Viele, die nicht wußten, wo sie schlafen sollten, die nicht einmal einen Platz in der »Zuflucht« gefunden hatten, gingen in die Rosenkranzkirche und ließen sich auf einer Bank nieder oder streckten sich auf dem Pflaster aus. Wieder andere, die ihr Bett erwartete, blieben aus Freude, eine ganze Nacht in diesem göttlichen Hause voll schöner Träume zubringen zu dürfen.

Bis zum Morgen dauerte der Andrang und das außerordentliche Durcheinander an. Alle Reihen der Bänke waren besetzt, Schläfer

lagen in allen Winkeln hinter jedem Pfeiler. Männer, Frauen und Kinder saßen aneinander gelehnt herum, ließen den Kopf auf die Schulter des Nachbars fallen und vermischten in unschuldiger Ruhe ihre Atemzüge. Man schien eine plötzlich vom Schlaf überwältigte und zu Boden geworfene heilige Versammlung, eine zufällig zu einem Heim umgewandelte Kirche zu sehen, deren Tür in der schönen Augustnacht weit offenstand und alle im Finstern Wandelnden eintreten hieß, die Guten und die Bösen, die Müden und die Verlorenen. Und von allen Seiten her, an jedem der fünfzehn Altäre klingelten ohne Unterlaß die Glöckchen, und jeden Augenblick erhoben sich aus dem bunten Gemisch der Schläfer Gesellschaften von Gläubigen, die zur Kommunion gingen und dann zurückkamen, um sich in der Herde ohne Namen und ohne Hirten, die in das Halbdunkel wie in einen Schleier eingehüllt war, wieder zu verlieren.

Pierre fuhr fort, mit unentschlossener und

unruhiger Miene durch diese Gruppen zu irren, als ihn ein alter Priester, der auf der Stufe eines Altars saß, durch eine Handbewegung zu sich rief. Seit zwei Stunden wartete er, und im Augenblick, da er endlich an der Reihe war, fühlte er sich von einer solchen Schwäche befallen, daß er aus Furcht, seine Messe nicht vollenden zu können, es vorzog, seinen Platz an einen anderen Priester abzutreten. Ohne Zweifel hatte ihn der Anblick des gequälten, im Schatten verlorenen Pierre gerührt. Er selbst bezeichnete ihm die Sakristei, wartete noch, bis sein Stellvertreter im Meßgewand und mit dem Kelch zurückkam, und schloß dann auf einer der nächsten Bänke ein. Hierauf las Pierre seine Messe, wie er sie in Paris las: als ehrlicher Mann, der seine Berufspflicht erfüllt. Er bewahrte den äußeren Anschein eines unbedingten Glaubens. Aber nichts rührte ihn, und nichts von dem, was er von den zwei Tagen fieberhafter Aufregung, die er durchlebt hatte, und von der außerordentlichen



verwirrenden Umgebung, in der er sich seit dem Vorabend befand, zu erwarten glaubte, griff ihm ans Herz. Er hoffte, es würde ihn im Augenblick der Kommunion, wenn das göttliche Geheimnis sich erfüllt, eine heftige Gemütsbewegung niederwerfen, er würde vor dem geöffneten Himmel Angesicht zu Angesicht mit Gott in Gnade gehüllt werden. Aber nichts zeigte sich, sein eiskaltes Herz schlug nicht einmal. Er sprach die gewohnten Worte bis zum Ende und machte die vorgeschriebenen Bewegungen mechanisch und einwandfrei. Aber trotz seines eifrigen Bestrebens, seine Aufmerksamkeit auf die heilige Handlung zu konzentrieren, kehrte stets eine einzige Idee wieder, nämlich die, daß die Sakristei für eine so ungeheure Anzahl von Messen viel zu klein wäre. Wie könnten die Mesner dazu kommen, die heiligen Gewänder und die Wäsche zu liefern? Dieser Gedanke verwirrte ihn und beschäftigte seinen Geist mit törichter Beharrlichkeit.

Dann war Pierre erstaunt, sich wieder draußen zu befinden. Von neuem wandelte er in der Nacht dahin, in einer Nacht, die ihm noch schwärzer, noch stummer und von unermeßlicher Leere erschien. Die Stadt war tot, kein einziges Licht schimmerte. Es blieb nur das Rauschen des Gave übrig, das er auch bald nicht mehr vernahm, weil sein Gehör gegen das eintönige Geräusch abgestumpft war. Da flammte auf einmal wie eine Wundererscheinung die Grotte vor ihm auf und entflammte Finsternis zu heller Glut. Ohne Zweifel durch den Gedanken an Marie geleitet, war er hierher zurückgekehrt, ohne sich dessen bewußt zu werden. Es mußte gleich drei Uhr schlagen, die Bänke hatten sich geleert. Es waren nur noch etwa zwanzig Personen da, dunkle, verschwommene Gestalten, unbestimmte Gruppen von Knienden und eingeschlummerte Ekstatische, die in eine göttliche Betäubung gefallen waren. Man hätte sagen können, die

vorschreitende Nacht habe die Schatten verdichtet und die Grotte in eine traumhafte Entfernung gerückt. Alles lag düster in der Tiefe einer köstlichen Erschlaffung, und auch die unermessliche dunkle Landschaft schlummerte, während die unsichtbare Stimme des Flusses den Rhythmus dieses Schlummers selbst zu bilden schien, in dem die Heilige Jungfrau, ganz weiß und vom Heiligenschein der Kerzen umgeben, leise lächelte. Frau Maze lag unter den Frauen noch immer auf den Knien, mit gefalteten Händen und geneigtem Kopf. Sie war so unscheinbar, daß sie in ihrem glühenden Gebet aufgegangen zu sein schien.

Pierre hatte sich sofort Marie genähert. Er zitterte vor Kälte und bildete sich ein, sie müßte bei der Annäherung des Morgens zu Eis erstarrt sein.

»Marie! Decken Sie sich zu! Ich bitte Sie darum«, sagte er. »Wollen Sie denn noch mehr leiden?«

Und er hob die herabgeglittene Decke auf und bemühte sich, sie bis unter das Kinn heraufzuziehen.

»Sie frieren, Marie! Ihre Hände sind erstarrt.«

Sie antwortete nicht. Sie hatte die gleiche Haltung beibehalten wie zwei Stunden vorher, als er von ihr weggegangen war. Die Ellenbogen stützten sich auf die Ränder des Wagens, und ihre Gestalt hob sich halb empor. Ihr verklärtes, von himmlischer Freude strahlendes Gesicht war im Feuer der Begeisterung der Heiligen Jungfrau zugekehrt. Ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut hörbar wurde. Vielleicht setzte sie eine geheimnisvolle Unterhaltung fort, die sie im Lande der Verzückung und während ihres wachen Traumes führte, seitdem sie sich hier befand. Er sprach wiederholt zu ihr, aber sie gab ihm keine Antwort. Dann flüsterte sie von selbst, und ihre Stimme schien aus weiter Ferne zu kommen:

»Pierre! Wie bin ich glücklich!... Ich habe sie gesehen und für Sie zu ihr gebetet. Sie hat mir zugelächelt und ein kleines Zeichen mit dem Kopf gemacht, um mir zu sagen, daß sie mich hörte und erhörte... Und Pierre! Sie hat nicht gesprochen zu mir, ich habe aber dennoch alles verstanden, was sie mir sagte. Morgen um sechs Uhr abends, wenn das heilige Sakrament vorüberzieht, werde ich geheilt werden!«

Er hörte sie erschüttert an. Hatte sie mit offenen Augen geschlafen? Hatte sie im Traum die marmorne Heilige Jungfrau den Kopf neigen und lächeln sehen? Bei dem Gedanken, daß dies reine Kind für ihn gebetet hatte, wurde er von einem heftigen Schreck ergriffen. Er ging bis zur Grotte, fiel dort auf beide Knie nieder und stammelte: »O Marie! O Marie!« ohne zu wissen, ob dieser Aufschrei seines Herzens sich an die Jungfrau richtete oder an die angebetete Freundin seiner Kinderjahre. Dann blieb er vernichtet dort und

erwartete die Gnade.

Es verflossen Minuten ohne Ende. Eine übermenschliche Kraft schien in ihm erwacht zu sein, er erwartete das Wunder, das er für sich selbst suchte, die plötzliche Offenbarung, den Blitzstrahl, der ihm den aufrichtigen, verjüngten und triumphierenden Glauben wiedergeben sollte. Er gab sich ganz hin, er hätte gewünscht, daß eine höchste Macht sein Wesen einschließen und umgestalten möchte. Aber wie bei seiner Messe hörte er in seinem Innern nur ein unbegrenztes Schweigen und fühlte nur eine unergründliche Leere. Nichts trat ein, sein verzweifelter Herz schien nicht mehr zu schlagen. Es half ihm auch nichts, daß er sich abmühte, zu beten und seine Gedanken aufs äußerste auf diese mächtige, den armen Menschen so gütige Jungfrau zu richten. Trotz alledem entschlüpfen ihm die Gedanken, wurden von der äußeren Welt wieder erobert und beschäftigten sich mit kindischen Einzelheiten. In der Grotte, auf der andern

Seite des Gitters, sah er den eingeschlummerten Baron Suire, der seinen glücklichen Schlaf mit auf dem Bauch gefalteten Händen fortsetzte. Auch andere Dinge interessierten ihn noch: die Blumensträuße zu Füßen der Jungfrau, die dorthin geworfenen Briefe und die feinen Spitzen aus Wachs, die oben um die Flamme der dicken Kerzen herum stehenblieben und sie gleich einer reichen Goldschmiedarbeit aus durchbrochenem Silber umgaben. Er dachte scheinbar ohne jeden Zusammenhang über seine Kinderzeit nach, und die Gestalt seines Bruders Guillaume stellte sich sehr bestimmt vor sein geistiges Auge. Seit ihrer Mutter Tod hatte er ihn nicht wieder gesehen. Er wußte nur, daß er sehr abgeschieden lebte und sich in dem kleinen Haus, in das er sich mit einer Geliebten und zwei großen Hunden gleichsam wie in ein Kloster eingeschlossen hatte, mit der Wissenschaft beschäftigte. Er hätte nichts mehr von ihm gehört, wenn er nicht unlängst

seinen Namen anlässlich eines revolutionären Attentats in einer Zeitung gelesen hätte. Man sagte, er gebe sich mit Studien über Sprengstoffe ab und pflege Umgang mit den Häuptern der fortgeschrittensten Parteien. Warum erschien er ihm also an diesem Ort der Ekstase inmitten des mystischen Lichts der Kerzen, wie er ihn ehemals gekannt hatte, als zärtlicher Bruder, der sich liebevoll gegen alle Leiden empörte? Voll schmerzlichen Bedauerns über diese verlorene innige Bruderliebe wurde er durch die Erinnerung einen Augenblick in Anspruch genommen. Dann kam er wiederum ohne Übergang auf sich selbst zurück. Er begriff, daß der Glaube nicht wiederkehren würde, wenn er sich dies auch starrsinnig in den Kopf setzen wollte. Nichtsdestoweniger fühlte er trotzdem eine Art Leben bei der letzten Hoffnung in sich aufsteigen, dem Gedanken nämlich, daß er ohne Zweifel glauben würde, wenn die Heilige Jungfrau das große Wunder der Heilung



Mariens tun sollte. Damit gab er sich gleichsam eine letzte Frist, als ob er für den nämlichen Tag um vier Uhr abends, wenn das heilige Sakrament, wie sie gesagt hatte, vorüberziehen würde, ein Stelldichein mit dem Glauben verabredet hätte. Auf der Stelle wich seine Beängstigung, er blieb auf den Knien liegen, von Ermüdung gebrochen und von einer unbesieghchen Schlagsucht überfallen.

Pierre sah nach und nach den Glanz der Kapelle erbleichen. Er staunte darüber und wurde unter gelindem Frostschauder völlig wach: der Tag brach an bei trübem, mit Wolken bedeckten Himmel. Er merkte, daß eines jener in Gebirgsländern so plötzlich auftretenden Gewitter rasch von Süden her aufstieg. Schon rollte der Donner in der Ferne, während Windstöße durch die Straßen fegten. Vielleicht hatte auch er geschlafen, denn er fand den Baron Suire nicht mehr, obwohl er sich nicht an sein Fortgehen erinnern konnte. Es blieben keine fünfzehn Personen vor der

Grotte zurück, und unter ihnen erkannte er wiederum Frau Maze, die das Gesicht in den Händen verbarg. Als sie jedoch bemerkte, daß es heller Tag wurde und daß man sie sah, erhob sie sich und verschwand auf dem engen Fußpfad, der zum Kloster der blauen Schwestern hinunterführte. Unruhig sagte Pierre, zu Marie, daß sie nicht länger dableiben dürfe, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, durchnäßt zu werden.

»Ich werde Sie ins Hospital zurückführen.«

Sie lehnte dies ab und bat ihn dringend: »Nein, nein! Ich erwarte die Messe, da ich versprochen habe, hier zu kommunizieren ... Haben Sie keine Sorge um mich, sondern gehen Sie schnell in Ihren Gasthof zurück und legen Sie sich schlafen, ich bitte Sie darum. Sie wissen ja, daß, wenn es regnet, geschlossene Wagen hierherkommen und die Kranken holen.«

Sie blieb dabei, während er wiederholt

versicherte, daß er sich nicht zu Bett legen wolle. In der Tat wurde am frühen Morgen eine Messe in der Grotte gelesen, und es war für die Pilger eine göttliche Freude, dort nach einer langen Nacht der Verzückung im Glorienschein der aufgehenden Sonne kommunizieren zu können. Und als eben große Tropfen zu fallen begannen, erschien ein Priester im Meßgewand. Er war von zwei Klerikern begleitet, von denen einer, um den Kelch zu schützen, einen weit ausgespannten Regenschirm aus weißer, goldgestickter Seide über dem Geistlichen hielt.

Pierre hatte den Wagen an das Gitter geschoben, um Marie unter dem Wetterdach der Grotte, wohin sich die wenigen Anwesenden ebenfalls geflüchtet hatten, vor dem Regen zu bewahren. Soeben sah er, wie das junge Mädchen die Hostie mit glühender Inbrunst empfing, als seine Aufmerksamkeit durch ein jammervolles Schauspiel angezogen wurde, das sein Herz zerriß.

Im Regen, der jetzt wie eine Sintflut dicht und schwer niederfiel, bemerkte er Frau Vincent. Sie bot der Heiligen Jungfrau auf beiden ausgestreckten Armen ihre kleine Rose dar, deren teure, schmerzhaftige Bürde sie immerfort trug. Da sie in der »Zuflucht«, in der sich Klagen wegen des unablässigen Ächzens der Kleinen erhoben hatten, nicht hatte bleiben können, hatte sie sie in der Nacht fortgetragen. Über zwei Stunden war sie dann außer sich, wahnwitzig, mit dieser traurigen Bürde, ohne ihr Erleichterung verschaffen zu können, im Finstern hin und her gelaufen. Sie wußte nicht, welchen Weg sie eingeschlagen und unter welchen Bäumen sie sich verirrt hatte. Sie war ganz in Aufruhr gegen das ungerechte Leiden, welches dies arme, kleine, so schwache und fleckenlose Wesen, das noch unfähig war, eine Sünde zu begehen, mit solcher Härte traf. Waren diese Qualen der Krankheit, die ihr Kind seit Wochen unaufhörlich verfolgten, nicht eine Abscheulichkeit – ihr Kind, dessen

Schreien sie auf keine Weise zu beschwichtigen wußte? Sie trug es hin und her, sie wiegte es ohne Ruhe auf den Armen, lief mit ihm wie rasend quer über die Wege und hoffte immer, daß sie es einschläfern, daß sie dies Schreien, das ihr das Herz aus dem Leib riß, zum Schweigen bringen könnte. Da war sie plötzlich entkräftet, selbst in Todesangst durch diesen langen Todeskampf, vor der Grotte angekommen, – da stand sie nun zu Füßen der Jungfrau, die Wunder wirkte, Verzeihung gewährte und heilte!

»O Jungfrau! Wunderbare Mutter, heile sie! ...  
O Jungfrau! Mutter der göttlichen Gnade, heile sie! ...«

Sie war auf die Knie gefallen und hielt ihr sterbendes Kind auf zitternden Armen empor, schwärmerische Sehnsucht und Hoffnung erregten sie bis zum Wahnsinn. Sie fühlte auf ihren Fersen nicht den Regen, der hinter ihr, tosend wie ein überströmender Gießbach,

niederklatschte, während heftige Donnerschläge die Berge erschütterten. Einen Augenblick hielt sie sich für erhört. Rose hatte einen leichten Stoß erhalten, als ob sie vom Erzengel besucht worden wäre. Die Augen standen offen, der Mund stand offen und sie war ganz weiß. Und sie stieß einen letzten schwachen Atemzug aus, dann schrie sie nicht mehr.

»O Jungfrau, Mutter des Erlösers, heile sie! ...  
O Jungfrau, allmächtige Mutter, heile sie! ...«

Sie fühlte jedoch ihr Kind leichter auf ihren ausgestreckten Armen. Und jetzt entsetzte sie sich, weil sie es nicht mehr klagen hörte, weil sie es so weiß sah mit seinen offenen Augen, seinem offenen Mund und ohne Atemzug. Warum lächelte sie nicht, wenn sie geheilt war? Auf einmal stieß sie einen herzerreißenden Schrei aus, den Schrei einer Mutter, der den Donner in dem sich steigernden Gewitter übertönte. Ihre Tochter

war tot! Und sie erhob sich ganz aufrecht, wandte dieser tauben Jungfrau, die die Kinder sterben ließ, den Rücken und ging im strömenden Gußregen wie eine Wahnsinnige davon. Der Blitz schlug ein und spaltete einen der nächsten Bäume mit einem riesigen Beilhieb, unter dem lauten Krachen des Donners und der fallenden, zerbrochenen Äste.

Pierre war aufgesprungen, um Frau Vincent zu begleiten, zu führen und zu stützen. Aber er konnte ihr nicht folgen, da er sie bald hinter dem düstern Vorhang des Regens aus dem Gesicht verlor. Als er zurückkam, ging die Messe ihrem Schluß entgegen. Der Regen fiel weniger heftig und der amtierende Geistliche konnte endlich unter dem Schirm aus weißer, goldgestickter Seide weggehen, während eine Art Omnibus die wenigen Kranken erwartete, um sie ins Hospital zurückzuführen.

Marie drückte die beiden Hände Pierres.

»Wie bin ich glücklich!... Holen Sie mich

nicht vor drei Uhr ab!«

Im Regen, der feiner fiel und eigensinnig andauerte, trat Pierre in die Grotte ein und setzte sich auf die Bank neben der Quelle. Er wollte sich nicht zu Bett legen, denn in der nervösen Überreizung, in welcher er sich seit dem Vorabend befand, bereitete ihm der Schlaf trotz seiner Müdigkeit nur Unruhe. Der Tod der kleinen Rose hatte ihn soeben in einen noch fieberhafteren Zustand versetzt, denn er konnte den Gedanken an diese gequälte, mit dem Leichnam ihres Endes auf den kotigen Wegen herumirrende Mutter nicht verscheuchen. Welche Beweggründe bestimmten wohl die Beschlüsse der Jungfrau? Es befremdete ihn, daß sie eine Wahl treffen konnte. Er hätte wissen mögen, warum ihr Herz als Gottesmutter sich entschließen konnte, von hundert Kranken nur zehn zu heilen, jene zehn Prozent, über die Doktor Bonamy eine Statistik aufgestellt hatte. Schon am Abend vorher hatte er sich gefragt, welche



er ausgewählt haben würde, wenn ihm die Macht zu Gebote gestanden hätte, zehn von ihnen zu retten. Eine schreckliche Macht, eine furchtbare Wahl, zu der er den Mut nicht in sich gefühlt hätte. Warum diesen und warum nicht jenen? Wo blieb die Gerechtigkeit und wo die Güte? Stieg nicht aus den Herzen der Schrei empor, sich unendlich mächtig zu zeigen und alle zu heilen? Die Jungfrau erschien ihm grausam, schlecht unterrichtet, ebenso hart und gleichgültig wie die gefühllose Natur, die Leben und Tod aufs Geratewohl und nach Gesetzen verteilt, die dem Menschen unbekannt sind.

Der Regen ließ nach. Pierre befand sich seit zwei Stunden hier, als er fühlte, daß seine Füße naß wurden. Er sah sich um und war sehr überrascht: die Quelle war durch die vergitterte Füllung ausgetreten. Schon befand sich der Boden der Grotte unter Wasser, und ein Wasserspiegel floß von außen herum, unter den Bänken bis zur Brustlehne des Gave. Die

letzten Gewitter hatten die Wasseradern der Umgebung angeschwellt. Und er dachte, die Quelle, so wunderbar sie auch sein mochte, wäre doch den Gesetzen der anderen Quellen unterworfen, denn sie stand sicher mit natürlichen Behältnissen in Verbindung, in die das Regenwasser eindrang und in denen es sich ansammelte. Er entfernte sich, um keine nassen Füße zu bekommen.

## V

Pierre schritt weiter. Er hatte das Bedürfnis, reine Luft zu schöpfen, denn sein Kopf war so schwer, daß er den Hut abgenommen hatte, um seine brennende Stirn zu kühlen. Trotz der Ermüdung der vergangenen Nacht dachte er an keinen Schlaf, er wurde aufrechterhalten durch eine Empörung seines ganzen Wesens, die sich

nicht legte. Es schlug acht Uhr, und er ging aufs Geratewohl weiter unter der herrlichen Morgensonne, die von einem fleckenlosen, durch das Gewitter rein gewaschenen Himmel herableuchtete.

Plötzlich hob er jedoch den Kopf, um zu erkennen, wo er sei. Er staunte, denn er hatte schon ein Stück Wegs zurückgelegt und befand sich unterhalb des Bahnhofs, nahe beim städtischen Hospiz. An der Gabelung der zwei Straßen zögerte er, da er nicht wußte, welche Richtung er einschlagen sollte, als eine Hand sich freundlich auf seine Schulter legte.

»Wohin gehen Sie zu dieser Stunde?«

Es war Doktor Chassaigne, der, in seinen Überrock eingeknöpft und ganz schwarz gekleidet, seine hohe Gestalt gerade richtete.

»Haben Sie sich denn verirrt? Bedürfen Sie irgendwelcher Auskunft?«

»Nein, nein! Ich danke«, antwortete Pierre

verwirrt. »Ich habe die Nacht mit der jungen Kranken, die mir nahesteht, vor der Grotte zugebracht und fühlte mich so unbehaglich, daß ich spazieren gehe, um mich zu erholen, ehe ich in den Gasthof zurückkehre und mich einen Augenblick ins Bett lege.«

Der Doktor fuhr fort, ihn zu betrachten. Er las deutlich den schrecklichen Kampf in ihm, seine Verzweiflung, nicht glauben zu können, und das ganze Leiden seines nutzlosen Bemühens.

»Ach, mein armes Kind!« flüsterte er. Dann sagte er väterlich:

»Da Sie spazieren gehen, wünschen Sie, daß wir dies zusammen tun? Ich kam gerade von dieser Seite am Ufer des Gave herab. Kommen Sie doch, auf dem Rückweg werden Sie sehen, wie wunderschön der Horizont ist!«

So ging er jeden Morgen ganz allein während zwei Stunden umher. Zuerst und gleich nach

dem Aufstehen begab er sich auf den Kirchhof, um am Grab seiner Frau und seiner Tochter, das er zu jeder Jahreszeit mit Blumen schmückte, niederzuknien. Dann ging er wieder seines Wegs und kam erst zum Frühstück heim, wenn die Müdigkeit ihn dazu zwang.

Pierre war einverstanden. Sie stiegen die abschüssige Straße Seite an Seite und ohne ein Wort zu sprechen hinab. Sie schwiegen lange. Diesen Morgen schien der Doktor noch bedrückter als sonst. Jetzt folgte die Straße dem Lauf des Gave auf dem rechten Ufer und der andern Seite der neuen Stadt. Man bemerkte die Gärten, die Rampen, die Basilika. Dann zeigte sich gerade gegenüber die Grotte in der nie erlöschenden Glut ihrer Kerzen, die der helle Tag etwas blaß erscheinen ließ.

Doktor Chassaigne hatte den Kopf erhoben und machte das Kreuzzeichen. Pierre begriff

ihn anfangs nicht. Als er dann die Grotte sah, betrachtete er mit Überraschung seinen alten Freund. Er fiel in sein Erstaunen vom Vorabend zurück, in das Erstaunen über diesen Mann der Wissenschaft, den Gottesleugner und Materialisten, den der Schmerz niedergeschmettert hatte und der jetzt glaubte, daß er in einem andern Leben seine teuren Toten wiedersehen werde. Das Herz hatte die Vernunft besiegt: der alte, alleinstehende Mann lebte nur noch von der Illusion, im Paradies aufs neue zu leben. Dadurch wurde das Unbehagen des jungen Priesters vermehrt. Sollte er denn warten, bis er alt wurde, und ein gleiches Leid erdulden, um endlich eine Zuflucht im Glauben zu finden?

Sie setzten ihren Weg fort und entfernten sich von der Stadt längs des Gave. Sie wurden gleichsam eingewiegt von diesem klaren Wasser, das zwischen hohen, mit Bäumen bepflanzten Ufern über Kiesel dahinrollte. Und während sie im gleichen Schritt, jeder in seine

unendliche Traurigkeit verloren, die öde Straße entlang gingen, schwiegen sie noch immer.

Da fragte Pierre auf einmal:

»Haben Sie Bernadette gekannt?«

Der Doktor erhob den Kopf.

»Bernadette ... Ja, ja! Ich habe sie einmal gesehen, in späterer Zeit.«

Einen Augenblick fiel er zurück in sein Schweigen, dann erzählte er:

»Sie begreifen, im Jahre 1858, zur Zeit der Erscheinungen, war ich dreißig Jahre alt. Ich befand mich als junger Arzt in Paris, war ein Feind alles Übernatürlichen und dachte kaum daran, nach meinen Bergen zurückzukommen, um eine Halluzinierte zu sehen. Aber fünf oder sechs Jahre später, um 1864 herum, bin ich hierhergegangen und war neugierig genug, um Bernadette, die noch im Hospiz bei den

Schwestern von Nevers war, einen Besuch abzustatten.«

Pierre erinnerte sich, daß der Wunsch, seine Untersuchung über Bernadette zu vervollständigen, eine von den Ursachen seiner Reise nach Lourdes gewesen war. Wer wußte, ob ihm die Gnade nicht durch dieses demütige und verehrungswürdige Mädchen zuteil wurde, sobald er die Überzeugung von der Sendung von Gottes Gnaden besaß, die sie auf Erden erfüllt hatte? Vielleicht genügte es ihm, sie besser zu kennen, um sich zu überzeugen, daß sie trotzdem eine Heilige und Auserwählte war.

»Erzählen Sie mir von ihr, ich bitte Sie darum. Sagen Sie mir alles, was Sie wissen!«

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen des Doktors. Er begriff und wünschte diese vom Zweifel gequälte Priesterseele zu beruhigen.

Deshalb antwortete er:



»Mit Vergnügen. Ich wäre so glücklich, wenn ich beitragen könnte, daß es Licht wird in Ihnen! Sie haben recht, Bernadette zu lieben, das kann Sie retten. Denn ich habe seit jenem Ereignisse viel über Bernadette nachgedacht und erkläre heute, daß ich niemals ein so aufrichtiges und liebliches Geschöpf getroffen habe.«

Im langsamen Rhythmus ihres Ganges auf der schönen, vom Sonnenlicht überstrahlten Straße und in der köstlichen Frische des Morgens schilderte der Doktor seinen Besuch bei Bernadette im Jahre 1864. Sie war gerade zwanzig Jahre alt geworden und schon vor sechs Jahren hatten sich die Erscheinungen ereignet. Sie überraschte den Doktor durch ihre einfache, vernünftige Miene und durch ihre große Bescheidenheit. Die Schwestern von Nevers hatten sie lesen gelehrt und behielten sie bei sich im Hospiz, um sie der öffentlichen Neugierde zu entziehen. Sie beschäftigte sich dort und half den

Schwwestern. Übrigens war sie so oft krank, daß sie wochenlang im Bett bleiben mußte. Am meisten bezauberten ihn ihre wunderschönen, unbefangenen und freimütigen Augen voll kindlicher Reinheit. Das übrige Gesicht war ein wenig verdorben, die Gesichtsfarbe trübte sich, die Züge waren gröber geworden. Dem Ansehen nach war sie nur ein Dienstmädchen wie die anderen, klein, unscheinbar und schwächlich. Ihre Frömmigkeit war groß, aber sie hatte ihm nicht die ekstatische Schwärmerin geschienen, für die man sie hätte halten können. Im Gegenteil zeigte sie einen mehr praktischen Geist ohne jeden Aufschwung, da sie stets eine kleine Arbeit, ein Strickzeug oder eine Stickerei in der Hand hatte. Mit einem Wort, sie ging den allgemeinen Weg und glich in nichts den großen, leidenschaftlichen Verehrern Christi. Sie hatte niemals wieder Visionen gehabt, und aus eigenem Antrieb sprach sie auch niemals von den achtzehn Erscheinungen, die über ihr

Leben entscheiden sollten. Man mußte sie ausforschen und ihr eine bestimmte Frage stellen. Sie antwortete kurz und trachtete, die Unterredung abubrechen, da sie es nicht liebte, von diesen Dingen zu sprechen. Wenn man sie weiter drängen wollte, indem man sie über die Natur der drei Geheimnisse befragte, die ihr von Gott anvertraut worden waren, so schwieg sie und wandte die Augen fort. Unmöglich war es, sie in Widerspruch mit sich selbst zu setzen. Stets blieben die Einzelheiten, die sie gab, mit ihrer ersten Darstellung in Übereinstimmung. Sie schien dahin gekommen zu sein, die gleichen Worte im gleichen Tonfall zu wiederholen.

»Ich hielt sie während eines ganzen Nachmittags fest«, fuhr der Doktor fort, »und niemals hat sie auch nur eine Silbe geändert. Es war, um aus der Fassung zu geraten. Ich schwöre gern, daß sie nicht log und daß sie niemals gelogen hat, aus dem Grunde, weil sie der Lüge unfähig war.«

Pierre wagte zu widersprechen.

»Aber, Doktor, halten Sie nicht eine Krankheit des Willens für möglich? Ist es heutzutage kein Erfahrungsgesetz, daß gewisse kindische weibliche Wesen sich keines Traumes, keiner Halluzination, keiner irgendwie gearteten Einbildung ent schlagen können, namentlich wenn sie in der Umgebung festgehalten werden, in der das Phänomen sich zeigte? Die im Kloster eingesperrte, nur in ihrer fixen Idee lebende Bernadette setzte sich die Sache natürlich immer mehr in den Kopf.«

Der Doktor lächelte aufs neue und sagte mit einer großen, unbestimmten Geste:

»Ach, mein Kind! Sie fragen mich da zuviel! Sie wissen, daß ich nur noch ein armer, alter Mann bin, der auf seine Wissenschaft nicht stolz ist, der keinen Anspruch mehr erhebt, irgend etwas zu erklären. Ja, ich kenne das berühmte klinische Beispiel von dem jungen Mädchen, das bei ihren Eltern freiwillig

verhungert wäre, weil es glaubte, es sei von einer schweren Magenkrankheit befallen, und das aß, als man es an einen andern Platz gebracht hatte. Aber was wollen Sie? Das ist nur eine einzige Tatsache, und es gibt so viele, die dagegen sprechen.« Sie schwiegen einen Augenblick, und man hörte auf der Straße nur das Geräusch ihrer Schritte. Dann fuhr der Doktor fort:

»Übrigens ist es sehr wahr, daß Bernadette die Welt floh, da sie nur in ihrem kleinen, einsamen Winkel glücklich war. Niemals hatte sie eine vertraute Freundin oder eine besondere Anhänglichkeit an irgendeinen Menschen. Sie war gleich lieb und gut gegen alle, und nur für die Kinder zeigte sie eine lebhaftere Zuneigung. Und da der Arzt trotz alledem nicht vollständig in mir gestorben ist, so will ich Ihnen gestehen, daß ich mich manchmal damit abquälte, zu wissen, ob sie auch geistig eine Jungfrau geblieben war, wie sie es körperlich zuverlässig gewesen ist. Es ist

das sehr möglich. Sie war von schwerfälligem und dürftigem Temperament und fast stets krank, ohne von der unschuldigen Umgebung zu sprechen, in der sie anfangs in Bartrès, dann im Kloster aufwuchs. Trotzdem stieg mir ein Zweifel auf, als ich von dem zärtlichen Interesse erfuhr, das sie dem Waisenhaus entgegenbrachte, das von den Schwestern Nevers auf der nämlichen Straße gebaut wurde. Man nimmt darin die armen kleinen Mädchen auf und rettet sie dort vor den Gefahren der Straße. Und wenn sie es recht groß wünschte, um alle gefährdeten Schafe darin aufnehmen zu können, geschah dies vielleicht nicht aus dem Grunde, weil sie sich erinnerte, selber mit nackten Füßen auf den Wegen herumgelaufen zu sein, und weil sie zitterte beim Gedanken, was aus ihr ohne die Hilfe der Heiligen Jungfrau hätte werden können?«

Er fuhr fort und erzählte von den Volksmengen, die zusammenströmten, um

Bernadette zu sehen und zu verehren. Es ging kein Tag vorüber, ohne daß sich eine Flut von Besuchern einstellte. Von allen Punkten Frankreichs, selbst vom Ausland kamen sie herbei. Es wurde dringend notwendig, die Neugierigen auszuschließen, und man ließ nur die wahren Gläubigen zu, die Mitglieder des Klerus und vornehme Leute, die man nicht vor der Tür stehen lassen konnte. Stets war eine Klosterfrau zugegen, um Bernadette vor allzu lebhaften Zudringlichkeiten zu schützen, denn die Fragen regneten auf sie herab, und man erschöpfte sie, indem man sie ihre Geschichte erzählen ließ. Hohe Damen warfen sich ihr zu Füßen, küßten ihr Kleid und hätten gern einen Fetzen davon als Reliquie mitnehmen mögen. Sie mußte ihren Rosenkranz verteidigen, denn alle baten sie schwärmerisch, ihn um teures Geld zu verkaufen. Eine Marquise wollte ihn dadurch erobern, daß sie ihr einen andern, von ihr mitgebrachten schenkte, der ein goldenes Kreuz hatte und dessen Körner aus Perlen

bestanden. Viele hofften, sie würde vielleicht ein Wunder vor ihren Augen vollbringen. Man brachte ihr Kinder, um sie zu berühren, man holte ihren Rat über Krankheiten ein, man bemühte sich, den Einfluß zu erkaufen, den sie auf die Heilige Jungfrau ausüben mußte. Große Summen wurden ihr angeboten. Beim geringsten Zeichen, und wenn sie den Wunsch zu erkennen gegeben hätte, eine mit Edelsteinen geschmückte, mit goldener Krone gekrönte Königin zu werden, hätte man ihr königliche Geschenke dargebracht. Die Demütigen blieben auf ihrer Schwelle liegen, die Großen der Erde drängten sich in ihre Umgebung und hätten eine Ehre dareingesetzt, ihr als Gefolge zu dienen. Man erzählte sogar, einer von ihnen, der schönste und reichste Fürst, sei an einem hellen Apriltage gekommen, um sie zur Frau zu begehren.

»Aber«, unterbrach ihn Pierre, »was mich stets befremdet hat und was mir mißfiel, war ihre Abreise von Lourdes im Alter von



zweiundzwanzig Jahren und ihr plötzliches Verschwinden, ihre Einkerkierung im Kloster von SaintGildard zu Nevers, aus dem sie nie mehr herauskam. Gab das den Gerüchten, die über ihren Wahnsinn fälschlich im Umlauf waren, keine Handhabe? Setzte man sich bei ihrer Einschließung nicht der Vermutung aus, daß man sie verschwinden ließ aus Furcht vor einer Indiskretion, die sie begehen könnte, vor einem naiven Wort, das das Geheimnis eines Betruges preisgegeben hätte? Und ich selbst will das brutale Wort aussprechen: ich will Ihnen gestehen, daß auch ich glaube, man hat sie absichtlich so eingesperrt!«

Doktor Chassaigne schüttelte den Kopf mit sanfter Mißbilligung.

»Nein, nein«, sagte er, »in dieser ganzen Angelegenheit gab es niemals eine im voraus abgekartete Geschichte und kein im Finstern verfaßtes großes Schaustück, das von mehr oder weniger eingeweihten Schauspielern

aufgeführt wurde. Die Dinge haben sich aus sich selbst, durch die Kraft der Tatsachen allein entwickelt, aber sie waren stets sehr verworren. So ist es sicher, daß Bernadette zuerst den Wunsch ausgesprochen hat, Lourdes zu verlassen. Die fortwährenden Besuche ermüdeten sie, sie fühlte sich unbehaglich. Sie wünschte sich nur einen schattigen Winkel, in dem sie in Ruhe leben konnte, und in ihrer Uneigennützigkeit erwies sie sich zuweilen so streng, daß sie das Geld wegwarf, welches man ihr zu dem frommen Zweck übergeben hatte, eine Messe lesen oder einfach eine Kerze anzünden zu lassen. Niemals nahm sie etwas an, weder für sich noch für ihre Familie, die arm geblieben ist. Man begreift sehr wohl, daß sie bei einem solchen Stolz und einer so einfachen Natürlichkeit sich sehnte, den Leuten aus den Augen zu kommen, daß sie verschwinden und sich in einem Kloster verbergen wollte, um sich auf einen guten Tod vorzubereiten. Ihr

Werk war getan. Sie hatte diese außerordentliche Bewegung in Schwung gebracht, fast ohne das Warum oder das Wie zu kennen. Und nun war sie wahrhaftig zu nichts mehr nütze, andere leiteten das Geschäft und sicherten den Triumph der Grotte.«

»Wir wollen annehmen, sie sei aus eigenem Antrieb abgereist«, sagte Pierre. »Aber welche Erleichterung mußte das für die Leute sein, von denen Sie eben sprechen, für die nämlich, die dann die einzigen Herren waren und die den Millionenregen auffingen, der aus der ganzen Welt niederfiel!«

»Ach, gewiß ! Ich behaupte nicht, daß man sie zurückgehalten hat!« rief der Doktor. »Frei heraus gesagt, ich glaube sogar, daß man sie ein wenig dazu trieb! Sie wurde schließlich lästig, nicht dadurch, daß man fürchtete, sie könnte ärgerliche, vertrauliche Mitteilungen machen, aber bedenken Sie doch, daß man durchaus nicht Viel Staat mit ihr machen

konnte, daß sie übertrieben scheu und sehr oft bettlägerig war. Und so wenig Platz sie in Lourdes auch einnahm und so gehorsam sie auch war, sie war dennoch eine Macht. Sie zog die Massen an und wurde dadurch selber zu einer Konkurrentin der Grotte. Damit die Grotte für sich allein blieb und in ihrer Glorie erstrahlte, war es gut, daß Bernadette verschwand und zu einer Legende wurde! Das waren ohne Zweifel die Gründe, die den Bischof von Tarbes, Monsignore Laurence, bestimmten, ihre Abreise zu beschleunigen. Man beging dabei nur das Unrecht, daß man sagte, es handle sich darum, sie den weltlichen Unternehmungen zu entreißen, als ob man sich gefürchtet hätte, sie könnte die Sünde der Hoffart begehen und sich der Eitelkeit überlassen, weil sie der Ruf der Heiligkeit umgab. Damit tat man ihr eine große Beschimpfung an, denn sie war des Hochmuts unfähig, wie sie unfähig war zu lügen. Niemals gab es ein aufrichtigeres,

bescheideneres und reizenderes Kind.«

Er wurde leidenschaftlich und erregte sich. Dann wurde er plötzlich ruhig, und auf seinen bleichen Lippen zeigte sich ein Lächeln.

»Es ist wahr«, sagte er, »ich habe sie gern. Je mehr ich an sie dachte, desto mehr liebte ich sie. Aber sehen Sie, Pierre, Sie brauchen mich wegen meines Glaubens nicht ganz und gar für dumm zu halten. Wenn ich auch heute abziehe, was auf die Rechnung des Jenseits kommt, und wenn ich das Bedürfnis fühle, an ein anderes, besseres und gerechteres Leben zu glauben, so weiß ich doch auch, daß Menschen in dieser niederen Welt zurückbleiben. Und ob sie nun die Kutte oder die Soutane tragen, sie treiben manchmal ein abscheuliches Geschäft.«

Wiederum trat ein Stillschweigen ein. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Dann fuhr er fort:

»Ich will Ihnen einen Gedankengang mitteilen, der mich oft beschäftigt hat. Nehmen Sie an, Bernadette wäre kein so einfaches und scheues Kind gewesen: geben Sie ihr einen ränkesüchtigen und herrschbegierigen Geist, machen Sie aus ihr eine Eroberin und Leiterin des Volkes, und versuchen Sie dann, sich die Dinge klarzumachen, die unter solchen Umständen vorgefallen wären. Offenbar würden die Grotte und die Basilika ihr gehören. Wir sähen sie bei den Zeremonien auf einem Thron unter einem Altarhimmel sitzen und eine goldene Bischofsmütze tragen. Sie wäre es, die die Wunder verteilte, und ihre kleine Hand würde mit der Geste einer Herrscherin die Volksmassen dem Himmel zuführen. Sie würde strahlen als die Heilige, die Auserwählte, als die, die allein die Gottheit von Angesicht zu Angesicht geschaut hat. Und um es kurz zu sagen, das wäre nur gerecht, sie würde sich nur des Erfolgs erfreuen, nachdem sie die Mühe überstanden hat. Sie ist jedoch

um dies alles betrogen und beraubt worden. Andere erfreuen sich der wunderbaren Ernten, die sie gesät hat. Während der zwölf Jahre, die sie in SaintGildard im Schatten kniend verlebte, gab es hier sieghafte, in goldene Gewänder gekleidete Priester, die Dankgebete sangen und Kirchen und Monumente einweiheten, deren Bau Millionen gekostet hatte. Sie allein fehlte beim Triumph des neuen Glaubens, dessen Gründerin sie war. Sie sagen, sie hätte nur geträumt. Ach, welcher schöner Traum, der so vielen Menschen das Herz erschütterte und aus dem sie selbst niemals erwacht ist!«

Sie hemmten ihre Schritte und setzten sich, ehe sie nach der Stadt zurückkehrten, einen Augenblick auf einen Felsen am Straßenrand. Im goldenen Regen des Sonnenscheins wehte eine frische Luft von den Bergen herab.

Pierres Empörung hatte einen neuen Gegenstand gefunden, als er diese Geschichte

von Bernadettes Ausbeutung und Unterdrückung vernahm. Mit gesenkten Augen dachte er über die Ungerechtigkeit der Natur, über das Gesetz nach, auf Grund dessen der Starke den Schwachen auffrißt.

Dann erhob er den Kopf und sagte:

»Haben Sie auch den Abbé Peyramale gekannt?«

Die Augen des Doktors leuchteten aufs neue auf. Er antwortete lebhaft:

»Gewiß! Das war ein gerader und mutiger Mann, ein Heiliger, ein Apostel! Er war mit Bernadette der große Arbeiter Unserer Lieben Frau von Lourdes. Wie sie, hat auch er entsetzlich darunter gelitten, und er ist daran gestorben. Man weiß nichts und versteht nichts von dem Drama, das sich hier abgespielt hat, wenn man seine Geschichte nicht kennt.«

Er erzählte sie dann ausführlich. Der Abbé Peyramale war zur Zeit der Erscheinungen



Kurat von Lourdes, ein großer, breitschulteriger Mann mit mächtigem, löwenhaften Kopf, ein Bauer von lebhaftem Verstand, sehr ehrenhaft und sehr gütig, aber manchmal ein wenig hitzig und herrschsüchtig. Er schien geschaffen, um zu handeln, war ein Feind jedes frommen Wahns und erfüllte sein geistliches Amt sehr großherzig. Deshalb mißtraute er anfangs Bernadette, weigerte sich, ihren Erzählungen Glauben zu schenken, forschte sie aus und verlangte Beweise. Erst später, als das Wehen des Glaubens unwiderstehlich wurde, die Widerspenstigsten zu Boden warf und die Massen mit sich fortriß, beugte auch er sich. Hauptsächlich aber wurde er bezwungen durch seine Liebe zu den Demütigen und Unterdrückten, als er damals Bernadette in Gefahr glaubte, gefangengenommen zu werden, weil sie die Zivilbehörden gegen sich hatte: man bedrohte eines seiner Schafe, sein Hirtenherz erwachte, und er fing an,

Bernadette mit der glühenden Leidenschaft seiner Gerechtigkeit und mit seiner Autorität zu verteidigen. Dann hatte auch der Reiz des Kindes auf ihn eingewirkt, er fand sie so natürlich und wahrhaftig, daß er sich bis zum blinden Glauben an sie einnehmen ließ und sie liebte, wie alle Welt sie liebte. Warum sollte er das Wunder beiseiteschieben, da es sich doch überall in den heiligen Büchern findet? So klug ein Diener der Religion auch sein mochte, stand es ihm doch nicht zu, den starken Geist zu spielen, wenn ganze Völker sich auf die Knie warfen und die Kirche am Vorabend eines neuen und großen Triumphes zu stehen schien – ganz abgesehen davon, daß der Menschenführer, der in ihm steckte, der Aufwühler der Volksmassen endlich seinen Weg, das weite Feld, auf dem er handeln konnte, und die große Aufgabe gefunden hatte, der er sich nun mit ungestümer Begeisterung hingeben sollte.

Von diesem Augenblick an hatte der Abbé

Peyramale nur noch den einen Gedanken, die Befehle auszuführen, mit deren Übermittlung an ihn Bernadette von der Jungfrau beauftragt worden war. Er überwachte die Herstellung und Einrichtung der Grotte: ein Gitter wurde aufgestellt, das Wasser der Quelle kanalisiert und die Erdarbeiten zur Freilegung der Zugänge vollendet. Die Jungfrau hatte aber verlangt, man sollte eine Kapelle bauen. Der Abbé wollte eine Kirche, eine ganze Basilika des Triumphes. Er sah in die Zukunft, drängte die Architekten und verlangte von ihnen Paläste, die der Königin des Himmels würdig wären. Dabei vertraute er auf die Begeisterung und die Unterstützung der gesamten Christenheit. Übrigens kamen die Geschenke in Massen an, es regnete Gold aus den entferntesten Bistümern, und dieser Goldregen sollte zunehmen und nicht mehr aufhören. Das waren damals seine glücklichen Jahre. Man begegnete ihm zu jeder Stunde unter den Arbeitern, die er als braver Mann, der gern

lachte, anfeuerte, indem er stets auf dem Sprung stand, selber die Spitzhacke und die Maurerkelle zur Hand zu nehmen, so eilig hatte er es, seinen Traum zu verwirklichen. Aber es kamen bald Zeiten der Prüfung. Er wurde krank, und als am 4. April 1864 die erste Prozession von seiner Pfarrkirche auszog, um sich nach der Grotte zu begeben, eine Prozession von sechzigtausend Pilgern, die sich inmitten eines ungeheuren Zulaufs der Menge entrollte, da stand er in großer Todesgefahr.

Am Tage, da der Abbé Peyramale das erstemal, vom Tode errettet, vom Bett aufstand, war er abgesetzt. Der Bischof, Monsignore Laurence, hatte ihm, um ihn in seiner schweren Aufgabe zu vertreten, bereits einen seiner früheren Sekretäre als Gehilfen beigegeben, den Pater Sempé, den er zum Vorsteher der Missionare von Garaison, einem von ihm gegründeten Hause, gemacht hatte. Dieser Pater Sempé war ein kleiner, magerer

und verschmitzter Mann, scheinbar uneigennützig und sehr demütig, im Grunde aber von Ehrgeiz in jeder Beziehung verzehrt. Anfangs hielt er sich an den ihm gebührenden Rang, indem er dem Kurat von Lourdes als treuer Untergebener diente, sich mit allem beschäftigte, was diesen unterstützen konnte, und von allem Kenntniss und Einsicht nahm, da er sehnlich wünschte, sich unentbehrlich zu machen. Dadurch mußte er unbedingt zur Einsicht kommen, zu welchem reichen Pachtgut die Grotte mit ein wenig Geschicklichkeit werden, welches riesige Einkommen man aus ihr beziehen könnte. Er verließ den bischöflichen Palast nicht mehr. Er hatte sich des Bischofs bemächtigt, der ein sehr schwacher, aber sehr praktischer Mann war und großer Almosen bedurfte. Und so gelang es ihm, als der Abbé Peyramale krank geworden war, das ganze Grundgebiet der Grotte endgültig von der Pfarrei Lourdes abtrennen zu lassen. Er wurde beauftragt, die

Grotte an der Spitze einiger Patres von der Unbefleckten Empfängnis zu verwalten, zu deren Oberen ihn der Bischof ernannte.

Und nun begann der Kampf, einer jener lautlosen, erbitterten, tödlichen Kämpfe, wie sie oft unter der kirchlichen Zucht vorkommen. Eine Ursache zum Bruch war vorhanden, ebenso ein Schlachtfeld, auf dem man sich bald schlagen sollte, jedoch mit Geld, mit Millionen: der Bau einer neuen Pfarrkirche, größer und würdiger als die vorhandene Kirche, deren Unzulänglichkeit seit dem Zusammenströmen der Gläubigen anerkannt war, wurde unternommen. Das war übrigens eine alte Idee des Abbé Peyramale, der die Befehle der Jungfrau genau ausführen wollte. Sie hatte, von der Grotte sprechend, gesagt: »Man soll in Prozession hierherkommen.« Nun hatte er stets die Pilger in Prozession von der Stadt abziehen sehen, in die sie am gleichen Abend wieder zurückkehren mußten. Man hatte daher ein

Zentrum, einen Punkt zur Wiederversammlung nötig, und er dachte an eine herrliche Kirche, an eine riesige Kathedrale, die ein ganzes Volk aufnehmen konnte. Mit seinem baulustigen Temperament und als leidenschaftlicher Arbeiter des Himmels sah er sie schon aus dem Boden aufsteigen und ihre vom Glockengeläut erdröhnenden Türme im hellen Sonnenlicht emporragen. Sie war auch das Haus, das er für sich selbst bauen wollte, der Tempel, dessen Oberpriester er sein wollte und in dem er mit der süßen Erinnerung an Bernadette triumphieren würde. Bei der großen Bitterkeit, die er über seine Absetzung empfand, entsprach diese neue Pfarrkirche natürlich einer kleinen Rache: sie war sein eigener Anteil am Ruhm, eine Art, seine streitbare Tätigkeit anzuwenden, und ein Zeichen des Fiebers, das ihn verzehrte, seitdem er sogar den Gang nach der Grotte aufgegeben hatte.

Im Anfang flackerte das Feuer der

Begeisterung abermals auf. Die alte Stadt, die sich auf die Seite geschoben fühlte, machte mit ihrem Kuraten gemeinsame Sache, da sie fürchtete, daß alles Geld und alles Leben nach der neuen Stadt auswandern würde, die um die Basilika herum aus der Erde wuchs. Der Stadtrat genehmigte eine Summe von hunderttausend Franken, die aber wunderlicherweise erst bezahlt werden sollte, wenn die Kirche unter Dach und Fach wäre. Der Abbé Peyramale hatte schon die Pläne der Architekten angenommen. Dann hatte er mit einem Unternehmer aus Chartres verhandelt, der die Kirche in drei oder vier Jahren zu vollenden versprach, wenn die festgesetzten Zahlungen regelmäßig erfolgen würden. Da die Geschenke sicher und unaufhörlich von überallher eintrafen, so verpflichtete sich der Abbé ohne Sorge zu diesem bedeutenden Geschäft. Er war voll unbekümmerten Mutes und rechnete fest darauf, daß der Himmel ihn nicht mitten auf der Strecke im Stich lassen



würde. Er glaubte sich sogar der Unterstützung des neuen Bischofs, Monsignore Jourdan, gewiß, der nach Einweihung des Grundsteins die Notwendigkeit und Verdienstlichkeit des neuen Werkes anerkannte. Pater Sempé schien sich in seiner gewohnten Demut gebeugt zu haben, indem er diese unheilvolle Konkurrenz, die ihn zum Teilen zwang, annahm, denn er gab sich den Anschein, als widme er sich vollständig der Verwaltung der Grotte. In der Basilika hatte er sogar einen Opferstock für die neu zu erbauende Pfarrkirche aufstellen lassen.

Dann begann der heimliche, wütende Kampf aufs neue. Der Abbé Peyramale war ein sehr schlechter Verwalter, er frohlockte, als er seine Kirche rasch größer werden sah. Die Arbeiten wurden schnell gefördert, und überzeugt, daß sie die Heilige Jungfrau bezahlen würde, war er sehr zufrieden damit. Welche Bestürzung ergriff ihn daher, als er schließlich bemerkte, daß die Almosen versiegten und daß kein Geld

der Gläubigen mehr zu ihm kam, als ob jemand im verborgenen die Quelle abgeleitet hätte. Und da kam der Tag, an dem es ihm unmöglich war, die versprochenen Zahlungen zu leisten. Es hatte eine geschickte Erdrosselung stattgefunden, über die er sich erst später klar wurde. Der Pater Sempé mußte neuerdings die ausschließliche Gunst des Bischofs der Grotte zugewandt haben. Man erzählte sogar von vertraulichen Rundschreiben, die in die Bistümer abgeschickt wurden, damit keine Geldsendungen mehr an die Pfarrei abgingen. Die gefräßige Grotte, die unersättliche Grotte wollte alles und verzehrte alles. Die Dinge gingen so weit, daß Scheine zu fünfhundert Frank, die in den in der Basilika aufgestellten Opferstock geworfen worden waren, zurückbehalten wurden: man plünderte den Opferstock und bestahl die Pfarrei. Der Kurat jedoch setzte in seiner Leidenschaft für die heranwachsende Kirche, die seine Tochter

war, diesen Feindseligkeiten einen heftigen Widerstand entgegen: er hätte sein Blut für sie hergegeben. Er hatte den Vertrag namens des Pfarreivermögens abgeschlossen. Als er dann nicht wußte, wie er bezahlen sollte, verhandelte er in seinem persönlichen Namen. Sein Leben beruhte nur noch auf der Kirche, er erschöpfte sich in heroischen Anstrengungen. Auf die versprochenen viermalhunderttausend Frank hatte er nur zweimalhunderttausend bezahlen können, und der Stadtrat blieb hartnäckig darauf bestehen, die genehmigten hunderttausend Frank nicht zu geben, bevor die Kirche unter Dach und Fach wäre. Augenscheinlich war das gegen die Interessen der Stadt gehandelt. Wie man erzählte, unterhandelte der Pater Sempé auch heimlich mit dem Unternehmer. Und plötzlich triumphierte er: die Arbeiten wurden eingestellt.

Von da an trat der Todeskampf ein. Der Kurat Peyramale, der breitschulterige Sohn der

Berge mit dem löwenartigen Gesicht, war ins Herz getroffen. Er wankte und stürzte wie eine vom Blitz zerschmetterte Eiche. Er legte sich zu Bett und stand nicht wieder auf. Man sagte, der Pater Sempé habe versucht, sich unter einem frommen Vorwand im Pfarrhof einzuführen, um zu sehen, ob sein gefürchteter Gegner auch wirklich zu Tode getroffen sei, und man fügte bei, man hätte ihn aus dem Schmerzenszimmer, in dem seine Anwesenheit ein Ärgernis war, verjagen müssen. Als dann der Kurat, besiegt und verbittert, gestorben war, konnte man den Pater Sempé beim Leichenbegängnis, von dem man ihn nicht auszuschließen wagte, triumphieren sehen. Es würde behauptet, er hätte dabei eine abscheuliche Freude zur Schau getragen. Endlich war er also des einzigen Mannes entledigt, der ein Hindernis für ihn bildete und dessen gesetzliches Ansehen er fürchtete. Jetzt würde er nicht mehr gezwungen sein, mit irgend jemand zu

teilen, nachdem die zwei Arbeiter Unserer Lieben Frau von Lourdes unterdrückt und begraben waren, Bernadette im Kloster und der Abbé Peyramale in der Erde. Die Grotte gehörte ihm allein. Alle Almosen würden ihm allein zukommen, und er würde die achtmalhunderttausend Franken, über die er jedes Jahr verfügte, nach seinem Gutdünken verwenden. Nun würde er auch die Riesenbauten vollenden, er würde zum Glanz der neuen Stadt beitragen, um die alte Stadt noch mehr abzusondern und sie hinter ihren Felsen zu verbannen, wie eine niedrige Pfarrei, die im Glanz ihrer allmächtigen Nachbarin versinkt. Das war dann ein eigentliches Königtum: alles Geld und alle Herrschaft.

Trotzdem war die neue Pfarrkirche mehr als zur Hälfte und beinahe bis zu den Gewölben der unteren Seiten fertiggestellt. Und wenn man sich eines Tages in den Kopf setzen sollte, sie auszubauen, so konnte sie immerhin gefährlich werden. Man mußte auch sie töten

und eine Ruine daraus machen, die nichts wieder herstellen konnte. Die heimliche Arbeit wurde also fortgesetzt und erwies sich als ein Wunder von Grausamkeit und langsamer Vernichtung. Zuerst wurde der neue Kurat, ein einfaches Geschöpf, so willfährig gemacht, daß er sogar die an die Pfarrei gerichteten Geldsendungen nicht mehr aufbrach. Alle eingeschriebenen Briefe wurden geradeswegs zu den Patres gebracht. Dann wurde der für die neue Kirche gewählte Bauplatz verurteilt. Man ließ durch den Bistumsarchitekten einen Bericht abfassen, in dem die alte Kirche als sehr dauerhaft und für die Bedürfnisse des Gottesdienstes ausreichend bezeichnet war. Hauptsächlich aber wirkte man auf den Bischof ein, indem man ihm die verdrießliche Seite der Geldschwierigkeiten mit dem Unternehmer vorstellte. Dieser Peyramale wurde als ein heftiger, eigensinniger Mensch, als eine Art Narr hingestellt, dessen Eifer die Religion in Gefahr verwickelt hatte. Und der

Bischof vergaß, daß er den Grundstein geweiht hatte, schrieb einen Brief, um die Kirche mit dem Interdikt zu belegen, und verbot, in ihr irgendwelchen religiösen Dienst zu feiern. Das war der empfindlichste Schlag. Endlose Prozesse hatten sich angesponnen. Der Unternehmer, der nur zweimalhunderttausend Frank auf die ausgeführten Arbeiten im Betrag von fünfmalhunderttausend Frank erhalten hatte, klagte gegen den Erben des Kuraten, das Pfarreivermögen und die Stadt, da diese sich immer noch weigerte, die von ihr genehmigten hunderttausend Frank auszuzahlen. Zuerst erklärte der Rat der Präfektur sich in der Sache für unzuständig. Als sie ihm vom Staatsrat zurückgegeben worden war, verurteilte er die Stadt zur Zahlung der hunderttausend Frank und den Erben zum Ausbau der Kirche, indem er das Pfarreivermögen ganz aus dem Spiel ließ. Aber es wurde aufs neue Berufung an den Staatsrat eingelegt, der das Urteil aufhob. Und diesmal zog er die Rechtssache vor sein Forum

und verurteilte das Pfarreivermögen, bei dessen Ausfall aber den Erben zur Bezahlung des Unternehmers. Weder der eine noch der andere waren zahlungsfähig. So blieb die Lage, wie sie war. Diese Prozesse hatten zwanzig Jahre gedauert. Da die Stadt ihre hunderttausend Frank gezahlt hatte, so schuldete man dem Unternehmer nur noch zweimalhunderttausend Frank. Aber die Kosten aller Art und die angehäuften Zinsen hatten diese Summe so vermehrt, daß sie jetzt beinahe sechsmalhunderttausend Frank betrug. Und da man andererseits das zur Vollendung der Kirche nötige Geld auf viermalhunderttausend Frank schätzte, so wäre eine Million nötig gewesen, um die junge Ruine vor dem sicheren Verfall zu retten. Von diesem Tage an konnten die Patres von der Grotte ruhig schlafen: sie hatten sie umgebracht, die Kirche war ebenfalls tot.

Die Glocken der Basilika stimmten ein Freudengeläute an, und der Pater Sempé



herrschte. Er war als Sieger hervorgegangen aus diesem Riesenkampf, aus diesem Krieg bis aufs Messer, in dem man Steine tötete, nachdem man im verschwiegene Schatten der Sakristeien einen Menschen getötet hatte. Und das alte Lourdes litt jetzt schwer unter dem Schaden, eigensinnig und unverständlich gewesen zu sein, und seinen Kuraten, der in Mühsal und aus Liebe zu seiner Pfarrei gestorben war, nicht tatkräftiger unterstützt zu haben. Denn von da an wurde die neue Stadt unaufhörlich größer und gedieh auf Kosten der alten. Aller Reichtum floß der neuen Stadt zu, die Patres von der Grotte schlugen Geld aus allem, beteiligten sich an Fremdenherbergen und verkauften das Wasser der Quelle, obwohl es ihnen nach einer Bestimmung ihres Vertrags mit der Stadt untersagt war, sich irgendeinem Handel zu widmen. Das ganze Land wurde angesteckt. Der Triumph der Grotte hatte eine solche Gewinnsucht, eine so brennende, fieberhafte Gier nach Besitz und

Genuß mit sich gebracht, daß sich unter dem Platzregen der Millionen eine außerordentliche Sittenverderbnis von Tag zu Tag weiter ausbreitete und Bernadettes Bethlehem dadurch in ein Sodom und Gomorrha umgewandelt wurde. Der Pater Sempé vollendete den Triumph Gottes inmitten der Abscheulichkeiten der Menschen und zum Unglück der Seelen. Riesenhafte Bauten wuchsen aus dem Boden hervor, fünf oder sechs Millionen waren schon ausgegeben, man hatte alles dem Willen geopfert, die Pfarrei auf die Seite zu schieben, damit man die ganze Beute für sich behalte. Die riesigen, kostspieligen Rampen waren nur da, um den Wunsch der Jungfrau, die begehrt hatte, daß man in Prozession zur Grotte komme, geschickt zu umgehen. Denn wenn man von der Basilika auf der linken Rampe hinab und auf der rechten wieder zu ihr hinaufstieg, so war das kein Prozessionszug, sondern ein Rundgang an Ort und Stelle. Aber die Patres

hatten es zuwege gebracht, daß man von ihnen ausging und wieder zu ihnen zurückkam. Auf diese Weise waren sie die alleinigen Eigentümer, die herrlichen Besitzer der Grotte und konnten die ganze Ernte in ihre Speicher führen. Der Kurat Peyramale war in der Krypta seiner unausgebauten Kirchenruine begraben und Bernadette nach langem Todeskampf in der Ferne in einem Kloster gestorben, in dem auch sie zu dieser Stunde unter der Steinplatte einer Kapelle schlief.

Tiefes Schweigen herrschte, nachdem Doktor Chassaigne seine lange Erzählung beendet hatte. Dann erhob er sich mühsam von seinem Platze.

»Mein liebes Kind!« sagte er, »es ist gleich zehn Uhr, und ich wünsche, daß Sie ein wenig ruhen. Wir wollen zurückkehren.«

Pierre begleitete ihn schweigend. Sie gingen etwas rascheren Schrittes der Stadt zu.

»Ach ja!« begann der Doktor wieder, »es sind große, schreiende Ungerechtigkeiten und überaus schmerzliche Dinge vorgekommen. Aber was wollen Sie? Der Mensch verdirbt die schönsten Werke ... Und Sie können sich noch gar nicht vorstellen, wie schrecklich traurig das war, was ich Ihnen soeben erzählte. Man muß es sehen, man muß es mit dem Finger berühren. Wollen Sie, daß ich Ihnen diesen Abend das Zimmer der Bernadette und die unvollendete Kirche des Kuraten Peyramale zeige?«

»Gewiß, sehr gern.«

»Gut! Nach der VieruhrProzession werde ich Sie vor der Basilika erwarten, und dann begleiten Sie mich.«

Sie sprachen nichts mehr, jeder war in seine Träumereien versunken.

Jetzt floß der Gave zu ihrer Rechten in einer tiefen Schlucht, einer Art Erdeinschnitt hin, in

den er sich stürzte, so daß er unter den Staudengewächsen verschwunden schien. Bisweilen sah man aber wieder ein Stück seines matten, silberähnlichen Wasserspiegels. Weiter weg machte er eine plötzliche Krümmung, und dort sah man ihn breit durch eine Ebene fließen. Er dehnte sich zu belebten Flächen aus, die oft ihr Bett wechseln mußten, denn der aus Sand und Kieseln bestehende Grund war nach allen Richtungen hin ausgewaschen. Die Sonne begann brennend zu werden, sie stand schon hoch am Himmel, dessen helles Blau den unermesslichen Umkreis der Berge von einem Rande zum andern überwölbte.

An der Straßenkrümmung erschien auch Lourdes, noch weit entfernt, vor den Augen Pierres und des Doktors Chassaigne. Unter dem glänzenden Morgenhimmel zeichnete sich die Stadt weiß am Horizont ab, unter einem Schleier von fliegendem, goldigen und purpurfarbenen Staub, und mit ihren Häusern

und Monumenten, die bei jedem Schritt mehr und mehr hervortraten. Der Doktor zeigte endlich seinem Gefährten mit einer umfassenden, traurigen Gebärde und ohne zu sprechen diese heranwachsende Stadt, als ob er sie zur Zeugin dessen hätte nehmen wollen, was er erzählt hatte. Sie war das Beispiel und der Beweis, der sich im strahlenden Tageslicht selbst darbot.

Schon bemerkte man die zu dieser Stunde und unter dem grünen Laub schwächer gewordene Glut der Grotte. Dann dehnten sich die riesenhaften Bauarbeiten vor ihnen aus: der Quai aus behauenen Steinen, den ganzen Gave entlang, dessen Lauf man hatte ableiten müssen, die neue Brücke, die die neuangelegten Gärten mit dem kürzlich eröffneten Boulevard verband, die riesigen Rampen, die Rosenkranzkirche und die alles beherrschende schlanke Basilika in ihrer stolzen Grazie. In ihrer Umgebung und in dieser Entfernung sah man von der neuen

Stadt nur die weißen Fassaden, glitzernde neue Schieferdächer, große Klöster, große Gasthöfe, eine reiche, wie durch ein Wunder aus dem antiken, armen Boden hervorgeschossene Gemeinde, während hinter der Felsenmasse, auf der die einstürzenden Mauern des Schlosses im Profil sich abzeichneten, das verworrene und verdorbene, niedrige Dachwerk der alten Stadt erschien, ein buntes Gemisch von kleinen, durch das Alter zerfressenen Dächern, die sich furchtsam aneinander drängten. Und gleichsam als Hintergrund zu dieser Beschwörung des Lebens von gestern und heute stiegen der Kleine Gers und der Große Gers unter der Pracht des ewigen Himmels auf und versperrten den Horizont mit ihren nackten Flanken, die von den schrägen Sonnenstrahlen streifenförmig gelb und rosa gefärbt wurden.

Doktor Chassaigne begleitete Pierre bis zum Hotel des Apparitions. Erst dort verließ er ihn und erinnerte ihn an die Verabredung, die sie

getroffen hatten. Es war noch nicht elf Uhr. Trotzdem zwang sich Pierre, den auf einmal die Müdigkeit überwältigte, zu essen, ehe er sich ins Bett legte. Denn er fühlte wohl, daß dies Bedürfnis viel Schuld an seiner Schwäche hatte. Glücklicherweise fand er einen freien Platz an der Tafel und dort aß er, mit offenen Augen schlafend, ohne zu wissen, was man ihm vorsetzte. Dann stieg er die Treppen hinauf und warf sich auf sein Bett, nachdem er noch die Kraft gefunden hatte, dem Mädchen zu sagen, man solle ihn um drei Uhr wieder wecken.

Als er sich ausgestreckt hatte, hinderte ihn zuerst das Fieber, in dem er sich befand, die Augen zu schließen. Er selbst war sterbenstraurig mit seinen von Ermüdung gebrochenen Gliedern und seinem gequälten Geist. Alles schien sich gegen den guten Willen zu kehren, den Glauben seiner Kindheit wiederzugewinnen. Die tragische Geschichte des Abbé Peyramale hatte die Empörung noch



vermehrt, die die Geschichte Bernadettes, der Auserwählten und Märtyrerin, in ihm zurückgelassen hatte. Er war nach Lourdes gekommen, um die Wahrheit zu suchen. Sollte sie denn, statt daß sie ihm den Glauben wiedergab, dazu führen, daß er die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit noch mehr haßte, sollte sie ihm die bittere Gewißheit bringen, daß der Mensch mit seiner Vernunft in dieser Welt allein dasteht?

Endlich schlummerte er ein. Aber Traumbilder flatterten fortwährend durch seinen unruhigen Schlaf. Er sah Lourdes, verdorben durch das Geld, das zu einem Ort der Abscheulichkeit und Sittenverderbnis gewordene, in einen großen Basar umgewandelte Lourdes, in dem man alles verkaufte, Messen und die Seelen. Er sah ferner den toten Kurat Peyramale, der mitten in den Ruinen seiner Kirche unter den Brennesseln lag, die die Undankbarkeit gesät hatte! Erst dann kam er zur Ruhe und kostete die Süßigkeit des Nichtmehrseins, nachdem

eine letzte, bleiche und klägliche Vision verschwunden war, das Bild der Bernadette in Nevers, die im Schatten eines bescheidenen Winkels kniete und von ihrem Werke träumte, das sie hienieden niemals schauen sollte.

## **Vierter Tag**

### ***I***

Den Rücken an die Kissen gelehnt, war Marie diesen Morgen auf ihrem Bett im Pflegerhaus Notre Dame des Douleurs sitzengeblieben. Nachdem sie die ganze Nacht vor der Grotte verbracht hatte, hatte sie es abgelehnt, sich wieder hinführen zu lassen. Und als Frau von Jonquièrre sich näherte, um ein herabgleitendes Kissen in die Höhe zu richten, fragte sie:

»Welchen Tag haben wir heute, gnädige Frau?«

»Montag, mein liebes Kind!«

»Ach, richtig. Man weiß nicht mehr, wie man an der Zeit ist. Nicht? Und ich bin so glücklich! Heute wird mich die Heilige Jungfrau heilen.«

Sie lächelte überirdisch und hatte das Aussehen einer wachen Träumerin. Ihre Augen verloren sich ins Weite, sie war so zerstreut, so in ihre fixe Idee vertieft, daß sie nur die ferne, aber gewisse Verwirklichung ihrer Hoffnung erblickte.

Der Saal SainteHonorine leerte sich um sie herum. Alle Kranken waren nach der Grotte gegangen, und nur Frau Vêtu war im nächsten Bett zurückgeblieben, sie lag im Todeskampf. Aber Marie bemerkte das nicht einmal, sie war entzückt darüber, daß es plötzlich still geworden war. Man hatte eines der auf den

Hof hinausgehenden Fenster geöffnet, und der Glanz der Morgensonne fiel in einem breiten Strahl herein, dessen goldene Stäubchen gerade über ihrem Bettuch tanzten und ihre bleichen Hände badeten. Wie war das gut! Und dieser nächtliche Trauersaal mit seinen Schmerzensbetten, seinem Gestank und seinem vom Alpdrücken erpreßten Ächzen, wie war er auf einmal vom Sonnenlicht erfüllt, von der Morgenluft erfrischt und in süßes Schweigen gehüllt!

»Warum versuchen Sie nicht, ein wenig zu schlafen?« fragte Frau von Jonquière mütterlich. »Sie müssen doch wie zerschlagen sein nach einer ganz durchwachten Nacht.«

Marie schien überrascht. Es war ihr so leicht, daß sie hätte fliegen mögen und daß sie ihre Glieder nicht mehr fühlte.

»Aber ich bin durchaus nicht müde«, sagte sie. »Ich habe keinen Schlaf. Schlafen? O nein! Das wäre zu traurig, ich wüßte ja dann nicht

mehr, daß ich geheilt werde.«

Das brachte die Vorsteherin zum Lachen.

»Warum wollten Sie dann nicht, daß man Sie zur Grotte brachte? Sie werden sich, ganz allein in diesem Bett, bald langweilen.«

»Ich bin nicht allein, gnädige Frau! Sie ist bei mir.«

In ihrer Verzückung faltete sie die Hände, während sie ihre Vision wieder heraufbeschwor.

»Sie wissen, daß ich diese Nacht die Heilige sah, wie sie den Kopf neigte und mir zulächelte. Ich habe sie gut verstanden. Ich habe ihre Stimme vernommen, ohne daß sie die Lippen öffnete. Wenn um vier Uhr das heilige Sakrament vorüberzieht, werde ich geheilt werden.«

Frau von Jonquière beunruhigte sich ein wenig über diese Art Verzückung und wollte sie

besänftigen. Aber die Kranke wiederholte:

»Nein, nein! Ich befinde mich nicht schlechter, ich warte ... Sie begreifen doch, daß ich nicht nötig habe, diesen Morgen nach der Grotte zu gehen, denn das Stelldichein, das sie mir gab, ist um vier Uhr.«

Dann setzte sie leiser hinzu:

»Um dreieinhalb Uhr wird Pierre mich abholen, um vier Uhr werde ich geheilt sein.«

Langsam stieg der Sonnenschein längs ihrer nackten, durchsichtigen, krankhaft schwachen Arme herauf, während ihre bewundernswerten blonden, auf die Schultern herabgeglittenen Haare ein Ausfluß des Gestirns selbst zu sein schienen, der sie ganz umhüllte. Aus dem Hof erscholl Vogelgesang und erheiterte die Stille des Saales. Irgendein Kind, das man nicht sah, mußte irgendwo herum spielen, denn auch leichte Lachtöne erhoben sich auf Augenblicke in der lauen, köstlich ruhigen Luft.

»Also gut«, schloß Frau von Jonquière, »so schlafen Sie nicht, weil Sie keinen Schlaf haben. Bleiben Sie aber recht verständig, dadurch werden Sie auch ausruhen.«

Aber im nächsten Bett lag Frau Vêtu im Sterben. Man hatte nicht gewagt, sie nach der Grotte zu führen, aus Furcht, sie auf der Straße vercheiden zu sehen. Seit einem Augenblick hielt sie die Augen geschlossen, und Schwester Hyacinthe, die sie prüfend betrachtete, rief Frau Desagneaux herbei, um ihr den schlechten Eindruck mitzuteilen, den die Kranke auf sie machte. Jetzt beugten sich beide über die Sterbende und beobachteten jede Bewegung mit wachsender Beunruhigung. Das Gesicht war schon gelb geworden, die Augenhöhlen hatten sich vertieft, die Lippen schienen dünner zu werden. Und dann das Röcheln! Ein Röcheln, ein langsames, vom Krebs vergiftetes Atmen begann. Plötzlich hob sie die Lider und erschrak, als sie die beiden über sie gebeugten

Gesichter bemerkte. War sie dem Tode nahe, weil man sie derart betrachtete? Eine unendliche Traurigkeit, ein hoffnungsloses Weh erschien in ihren Augen. Es schritt nicht vor bis zur heftigen Empörung, denn sie besaß die Kraft nicht mehr, sich zu wehren, aber welch schreckliches Schicksal war es, daß sie ihren Laden verlassen und ihre Gewohnheiten und ihren Gatten aufgeben mußte, um in so weiter Ferne zu sterben! Der abscheulichen Marter einer solchen Reise Trotz zu bieten, Tag und Nacht zu beten und nicht erhört zu werden, zu sterben, während andere genasen!

Sie konnte nur flüstern:

»Ach, wie ich leide! Ach, wie ich leide! Ich bitte Sie inständig, tun Sie etwas! Machen Sie wenigstens, daß ich nicht mehr leide!«

Die kleine Frau Desagneaux mit ihrem hübschen, von den zerzausten blonden Haaren umfluteten Milchgesicht war aufs tiefste bestürzt. Sie war an den Anblick von



Todeskämpfen nicht gewöhnt und hätte, wie sie sagte, die Hälfte ihres Herzens hergegeben, um diese arme Frau zu retten. Sie erhob sich und wandte sich an Schwester Hyacinthe, die gleichfalls zu Tränen gerührt war, aber sich bereits gefügt hatte, da die Kranke zu ihrem Heil eines guten Todes sterben würde. Ließ sich wirklich nichts tun? Konnte man nicht irgend etwas versuchen, wie es die Kranke begehrte? Am gleichen Morgen, zwei Stunden früher, hatte ihr der Abbé Judaine die Letzte Ölung gegeben und die Kommunion gereicht. Sie hatte also die Unterstützung des Himmels, auf ihn allein konnte sie zählen, da sie von den Menschen schon seit langer Zeit nichts mehr erwartete.

»Nein, nein!« rief Frau Desagneaux, »wir müssen uns beeilen.«

Und sie ging, um Frau von Jonquière zu suchen, die bei Maries Bett stand.

»Gnädige Frau«, sagte sie, »hören Sie diese

leidende Unglückliche? Schwester Hyacinthe behauptet, sie habe nur noch einige Stunden zu leben. Aber wir dürfen sie nicht ächzen lassen. Es gibt besänftigende Mittel. Warum läßt man den jungen Arzt nicht kommen, der hier ist?«

»Gewiß!« antwortete die Vorsteherin. »Auf der Stelle!«

In den Sälen dachte man niemals an den Arzt. Der Gedanke an ihn kam diesen Damen nur im Augenblick der schrecklichen Krisen, wenn einer von ihren Kranken vor Schmerz heulte.

Schwester Hyacinthe war selber erstaunt, daß sie nicht an Ferrand gedacht hatte, den sie in einer benachbarten Kammer wußte, und sie fragte:

»Wünschen Sie, daß ich Herrn Ferrand hole?«

»Aber ohne Zweifel! Bringen Sie ihn schnell her!«

Als die Schwester fortgegangen war, ließ sich

Frau von Jonquière von Frau Desagneaux helfen, um den Kopf der Sterbenden ein wenig zu heben, da sie dachte, dies würde ihr etwas Linderung verschaffen. Gerade diesen Morgen befanden sich die beiden Damen allein, da alle anderen Pflegerinnen ihren Geschäften oder ihren frommen Übungen nachgegangen waren. Im Innern des großen, leeren Saales, den die Sonne mit lauem Zittern erfüllte, hörte man, stets nur auf Augenblicke, das leise Lachen des Kindes, das man nicht sah.

»Ist das Sophie, die diesen Lärm macht?« fragte plötzlich die Vorsteherin. Sie war ein wenig nervös infolge der großen Sorge, die ihr die bevorstehende Katastrophe bereitete.

Lebhaft schritt sie dem Ende des Saales zu, und in der Tat war es die im vorigen Jahre durch ein Wunder geheilte kleine Sophie Couteau, die hinter einem Bett auf der Erde saß und sich trotz ihrer vierzehn Jahre damit belustigte, eine Puppe aus Lumpen zu machen.

Sie sprach mit ihr und war so glücklich, so in ihr Spiel verloren, daß sie nach Herzenslust lachte.

»Stehen Sie gerade, mein Fräulein! Lassen Sie sehen, wie Sie Polka tanzen! Eins, zwei! Tanzen Sie und drehen Sie sich und umarmen Sie dann wen Sie wollen!«

Aber jetzt kam Frau von Jonquière dazu.

»Mein Töchterchen«, sagte sie, »wir haben da eine von unseren Kranken, die viel leidet und sich äußerst schlecht befindet. Man darf nicht so laut lachen.«

»Ach, gnädige Frau! Das wußte ich nicht.«

Sie hatte sich erhoben und hielt, ganz ernst geworden, ihre Puppe in der Hand.

»Wird sie sterben?«

»Ich fürchte es, mein liebes Kind!«

Daraufhin atmete Sophie nicht mehr. Sie war der Vorsteherin gefolgt, hatte sich auf ein

nahes Bett gesetzt und betrachtete nun mit großen Augen und brennender Neugier die im Todeskampf liegende Frau Vêtu ohne irgendwelche Furcht. Frau Desagneaux wurde unruhig und ungeduldig, weil sie den Arzt nicht kommen sah, während Marie in der frohen Erwartung des Wunders allem entrückt zu sein schien, was um sie her vorging.

Schwester Hyacinthe hatte Ferrand nicht in dem kleinen Raum der Wäschekammer gefunden, in dem er sich gewöhnlich aufhielt. Seit zwei Tagen geriet der junge Arzt in diesem eigentümlichen Spital, in dem man seine Hilfe nur für die im Todeskampf Liegenden begehrte, mehr und mehr außer sich. Sogar die kleine Apothekerbüchse, die er mitgebracht hatte, erwies sich als überflüssig. Denn man durfte nicht daran denken, irgendwelche Behandlung anzuordnen. Die Kranken waren ja nicht da, um sich unter ärztliche Pflege zu begeben, sondern einfach, um im Blitzstrahl eines Wunders gesund zu

werden. Deshalb verteilte er auch fast nur Opiumpillen, die allzu große Schmerzen einschläfernten. Er war verblüfft, als er einem Rundgang des Doktors Bonamy durch die Säle beiwohnte. Das war ein einfacher Spaziergang, denn der Doktor kam als Neugieriger und interessierte sich durchaus nicht für die Kranken, die er weder untersuchte noch befragte. Er beschäftigte sich fast nur mit den angeblichen Heilungen, indem er bei den Frauen, stehenblieb, die er kannte, weil er sie in seinem Büro, wo die Wunder beurkundet wurden, gesehen hatte. Eine von ihnen hatte drei Krankheiten, und die Heilige Jungfrau hatte sich bis jetzt nur herabgelassen, eine davon zu heilen, aber für die anderen zwei war gute Hoffnung vorhanden. Wenn er bisweilen eine Unglückliche, die am Abend zuvor geheilt worden war, über ihren Zustand befragte, so antwortete diese, die Schmerzen wären wiedergekommen. Das beeinträchtigte jedoch die Heiterkeit des stets versöhnlichen

Doktors durchaus nicht, er stellte es dem Himmel anheim, das zu vollenden, was der Himmel begonnen hatte. War es nicht schon sehr schön, wenn ein Ansatz zu besserer Gesundheit vorhanden war? Deshalb sagte er auch für gewöhnlich: »Es ist ein Anfang da, haben Sie Geduld!« Was er aber hauptsächlich scheute, waren die beständigen Zudringlichkeiten der Pflegedamen, die ihn alle hätten zurückhalten mögen, um ihm außerordentliche Kranke zu zeigen. Jede hatte die Eitelkeit, die ihrem Dienst zugewiesenen Krankheitsfälle für die schwersten zu halten. Die eine hielt den Doktor am Arme fest und behauptete, sie glaube, eine Aussätzige zu haben. Die andere flehte ihn wegen eines jungen Mädchens an, dessen Rücken wie sie sagte, mit Fischschuppen bedeckt sei. Eine dritte wisperte ihm ins Ohr und gab ihm schreckliche Einzelheiten über eine verheiratete Dame aus den besten Ständen. Er entfloh, lehnte es ab, eine einzige von ihnen zu

besuchen und versprach endlich, später wiederzukommen, wenn er Zeit hätte. Wenn man auf diese Damen gehört hätte, so wäre, wie er sagte, der Tag unter unnützen ärztlichen Beratungen vergangen. Dann blieb er auf einmal vor einer durch ein Wunder Geheilten stehen, rief Ferrand durch einen Wink herbei und schrie: »Ach, das ist eine interessante Genesung!« Ferrand mußte ihm bestürzt zuhören, wie er die ganze Krankheit, die beim ersten Eintauchen in den Weiher gänzlich verschwunden war, wieder feststellte. Schwester Hyacinthe war dem Abbé Judaine begegnet, und dieser ließ sie endlich wissen, daß man den jungen Arzt im Saal der Haushaltungen beehrte. Zum viertenmal war er des Bruders Isidor wegen hinabgestiegen, dessen Qualen nicht aufhörten. Er konnte ihn nur mit Opium vollstopfen. Der Bruder verlangte nur ein wenig Linderung in seinem Martyrium, um die Kraft zu finden, sich noch diesen Nachmittag zur Grotte zu begeben,



wohin er am Morgen nicht hatte gehen können. Aber der Schmerz nahm zu, und er verlor das Bewußtsein.

Als die Schwester eintrat, fand sie den Arzt zu Häupten des Missionars sitzen.

»Herr Ferrand!« rief sie, »kommen Sie schnell mit mir nach oben in den Saal SainteHonorine, wir haben dort eine Kranke, die im Sterben liegt.«

Er hatte ihr zugelächelt. Niemals sah er sie, ohne sich erheitert und gestärkt zu fühlen.

»Ich gehe mit Ihnen, Schwester! Aber eine Minute, nicht wahr? Ich möchte diesen Unglücklichen gerne wieder zum Leben bringen.«

Sie faßte sich in Geduld und machte sich nützlich. Auch der Saal der Haushaltungen im Erdgeschoß war ganz vom Sonnenschein erfüllt und von der Luft gebadet, die durch seine drei großen, auf einen engen Garten

hinausgehenden Fenster einströmte. Diesen Morgen war außer dem Bruder Isidor nur Herr Sabathier im Bett zurückgeblieben, um ein wenig auszuruhen, während Frau Sabathier einige Einkäufe von Medaillen und Rosenkränzen machte, die zu Geschenken bestimmt waren. Aufrechtsitzend und den Rücken an die Kissen gelehnt, rollte er die Perlen eines Rosenkranzes zwischen seinen Fingern. Aber er betete nicht mehr, sondern heftete in einer Art mechanischer Geistesabwesenheit die Augen auf seinen Nachbar, dessen Krise er mit schmerzlichem Interesse verfolgte.

»Ach, Schwester!« sagte er zur Schwester Hyacinthe, die sich genähert hatte, »dieser arme Bruder erfüllt mich mit Bewunderung. Gestern habe ich einen Augenblick an der Heiligen Jungfrau gezweifelt, weil ich sah, daß sie mich in den sieben Jahren, die ich jetzt schon hierherkomme, nicht zu hören würdigte, und nun hat mich das Beispiel dieses

Märtyrers wegen meines geringen Glaubens beschämt... Sie können sich nicht vorstellen, was er leidet, und man muß ihn vor der Grotte sehen mit seinen brennenden Augen. Das ist wirklich sehr schön. Ich kenne nur ein Gemälde eines unbekannten italienischen Meisters im Louvre, auf dem ein Mönchskopf durch eine ähnliche Glaubensinnigkeit geädelt ist.«

Der Verstandesmensch, der mit Literatur und Kunst genährte ehemalige Universitätslehrer zeigte sich wieder in diesem vom Leben niedergeschmetterten Mann, der gewünscht hatte, sich von der Pflegerschaft pflegen zu lassen und nur noch ein Armer zu sein, um den Himmel zu rühren. Er kam jetzt auf sein eigenes Leiden zurück, und in der Zähigkeit seiner Hoffnung, die sieben unnütze Reisen nach Lourdes nicht hatten erschüttern können, fügte er hinzu:

»Ich habe noch den Nachmittag, da wir doch

erst morgen abreisen. Das Wasser ist wohl kalt, aber ich werde mich ein letztes Mal baden lassen. Dann bete ich auch seit diesem Morgen und bitte wegen meiner gestrigen Auflehnung um Verzeihung. Nicht wahr, Schwester, der Heiligen Jungfrau genügt eine Sekunde, wenn sie eines ihrer Kinder heilen will? Ihr Wille geschehe und ihr Name sei gebenedeit!«

Er schickte sich wieder an, die Aves und Pater herzusagen, indem er die Perlen des Rosenkranzes langsamer durch die Hand rollen ließ, während sich seine Lider halb schlossen.

Ferrand hatte Martha, die Schwester des Bruders Isidor, durch einen Wink herbeigerufen. Sie stand unten am Fuß des Bettes, ließ die Arme hängen und betrachtete ohne eine Träne und mit der Ergebung eines armen Mädchens von beschränktem Geist den Todkranken, den sie vergötterte. Sie war nur

ein ergebener Hund und hatte ihren Bruder, indem sie ihre wenigen ersparten Sous ausgab, begleitet, obgleich sie nichts tun konnte, als ihn leiden zu sehen. Als daher der Arzt zu ihr sagte, sie möchte den Kranken in die Arme nehmen und ein wenig in die Höhe heben, war sie ganz glücklich, endlich zu etwas nütze zu sein. Ihr dickes, trübsinniges, von Sommersprossen bedecktes Gesicht erhellte sich.

»Halten Sie ihn«, sagte der Arzt, »während ich versuchen werde, ihm etwas einzugeben.«

Sie hob ihn auf, und es gelang Ferrand, mit einem kleinen Löffel etliche Tropfen einer Flüssigkeit zwischen seine geschlossenen Zähne einzuführen. Fast sofort öffnete der Kranke die Augen und seufzte tief auf. Er war ruhiger, denn das Opium tat seine Wirkung und schläfernte den Schmerz ein, den er in seiner rechten Hüfte wie ein rotglühendes Eisen fühlte. Aber er blieb so schwach, daß

man, als er sprechen wollte, das Ohr seinem Munde nähern mußte, um ihn zu verstehen.

Mit einer leichten Handbewegung bat er Ferrand, sich über ihn zu neigen.

»Herr Doktor!« flüsterte er, »Sie sind der Arzt, nicht wahr? Geben Sie mir die Kräfte, daß ich diesen Nachmittag noch einmal zur Grotte gehen kann. Ich habe die Gewißheit, daß die Heilige Jungfrau mich heilen wird.«

»Oh, gewiß werden Sie hingehen«, antwortete der junge Mann. »Fühlen Sie sich nicht viel besser?«

»Viel besser? O nein! Ich weiß sehr wohl, was mir fehlt, weil ich drunten am Senegal mehrere Kameraden sterben sah. Wenn die Leber angegriffen ist und die Eiterbeule nach außen aufbricht, dann ist es vorbei. Heftiger Schweiß tritt ein, Fieber, Delirium. Aber wenn die Heilige Jungfrau das Übel mit ihrem kleinen Finger berührt, so wird es geheilt. Oh, ich bitte

Sie alle inständig, lassen Sie mich zur Grotte tragen, selbst wenn ich mein Bewußtsein nicht mehr haben sollte!«

Auch Schwester Hyacinthe hatte sich über den Kranken geneigt.

»Sorgen Sie sich nicht!« sagte sie. »Man wird Sie nach dem Frühstück zur Grotte bringen, und wir alle werden für Sie beten.«

Endlich konnte sie Ferrand mit sich fortführen. Sie war verzweifelt über diese Verzögerungen und sehr in Sorge um Frau Vêtu. Trotzdem erregte das Schicksal des Bruders Isidor ihr Mitleid, und im Hinaufgehen forschte sie den Arzt aus. Sie fragte ihn, ob es wirklich keine Hoffnung mehr gebe. Dieser machte eine Gebärde, die ein Todesurteil aussprach. Es war Wahnsinn, in einem derartigen Zustand nach Lourdes zu kommen.

Er verbesserte sich lächelnd.

»Ich bitte Sie um Verzeihung, Schwester! Sie

wissen, daß ich das Unglück habe, nicht zu glauben.«

Nun lächelte auch sie, wie eine nachsichtige Freundin, die die Unvollkommenheiten der Menschen erträgt, die sie liebt.

»Oh, das macht nichts. Ich kenne Sie, Sie sind trotzdem ein braver Junge. Und dann sehen wir so viele Leute, wir kommen zu so viel Heiden, daß wir viel zu tun hätten, wenn wir ein Ärgernis daran nehmen wollten.«

Oben im Saal SainteHonorine stöhnte Frau Vêtu noch immer unter unerträglichen Schmerzen. Frau von Jonquièrre und Frau Desagneaux waren bei ihrem Bett geblieben. Sie waren blaß geworden und in tiefster Seele ergriffen von dem Todesstöhnen, das sie unaufhörlich vernehmen mußten. Nachdem sie Ferrand befragt hatten, antwortete er einfach mit einem leichten Achselzucken: diese Frau war verloren, es handelte sich nur noch um Stunden, vielleicht nur um Minuten. Alles,



was er tun konnte, bestand darin, auch sie zu betäuben, um ihr den schrecklichen Todeskampf, den er voraussah, zu erleichtern. Sie betrachtete den Arzt, denn sie war noch bei Bewußtsein. Im übrigen zeigte sie sich sehr folgsam und lehnte keine Arznei ab. Wie die anderen, hatte auch sie nur den einen brennenden Wunsch, nach der Grotte zurückzukehren.

Sie brachte diesen Wunsch mit der Stimme eines Kindes vor, das zittert, weil es kein Gehör zu finden fürchtet.

»Nach der Grotte, nicht wahr? Nach der Grotte!«

»Man wird Sie sofort hintragen, ich verspreche es Ihnen«, sagte Schwester Hyacinthe. »Aber Sie müssen vernünftig sein. Versuchen Sie, ein wenig zu schlafen, um Kräfte zu schöpfen.«

Die Kranke schien einzuschlummern. Frau von Jonquière glaubte deshalb, Frau Desagneaux

mit sich nach dem andern Ende des Saales nehmen zu können, wo beide sich anschickten, Wäsche zu zählen. Sie fanden sich aber in der ganzen Zählung nicht zurecht, denn es waren Servietten verschwunden. Sophie war nicht von der Stelle gewichen, sondern auf dem Bett gegenüber der Frau Vêtu sitzengeblieben. Sie hatte die Puppe auf ihre Knie gelegt und erwartete nun, daß die Frau stürbe, weil man ihr gesagt hatte, sie werde sterben.

Im übrigen war Schwester Hyacinthe bei der Todkranken geblieben. Da sie ihre Zeit nicht verlieren wollte, hatte sie Nadel und Zwirn zur Hand genommen, um das Leibchen einer ihrer Kranken auszubessern, das durch die Abnutzung an den Ärmeln aufgerissen war.

»Sie bleiben einen Augenblick bei uns, nicht wahr?« fragte sie Ferrand.

Dieser betrachtete noch Frau Vêtu.

»Ja, ja. Sie kann von einer Minute auf die

andere hinweggerafft werden. Ich befürchte einen Bluterguß.«

Als er Marie im nächsten Bett bemerkte, fragte er mit gedämpfter Stimme:

»Wie geht es ihr? Hat sie sich erleichtert gefühlt?«

»Nein, noch nicht. Ach, das liebe Kind! Wir alle hegen für sie die aufrichtigsten Wünsche! So jung, so reizend und so betrübt! Betrachten Sie sie doch in diesem Augenblick! Wie hübsch sie ist! Man könnte sie in all diesem Sonnenschein, mit ihren großen, ekstatischen Augen und ihren goldenen Haaren, die gleich einem Strahlenkranz leuchten, für eine Heilige halten.«

Ferrand betrachtete sie einen Augenblick mit regem Interesse. Sie überraschte ihn durch ihre geistesabwesende Miene, durch die Unbekümmertheit für ihre Umgebung, durch den glühenden Glauben und die innere Freude,

die sie zur Sammlung in sich selbst bewog.

»Sie wird genesen«, flüsterte er, als ob er ganz leise eine Prophezeiung ausspräche. »Sie wird genesen.«

Dann näherte er sich Schwester Hyacinthe, die sich in die Nische des geöffneten hohen Fensters gesetzt hatte. Die Sonne begann sich zu wenden, sie glitt nur noch als schmaler goldener Streifen über die weiße Haube und den Brustschleier der Nonne. Ferrand blieb vor ihr stehen, lehnte sich an das Fenstergesims und sah zu, wie sie nähte.

»Wissen Sie, Schwester«, begann er dann, »daß diese Reise nach Lourdes, die ich wie einen Frondienst annahm, um einem Freund gefällig zu sein, einen der seltenen Glücksfälle meines Daseins bilden wird?«

Sie verstand ihn nicht und fragte naiv:

»Warum?«

»Weil ich Sie wiedergefunden habe, weil ich mich hier bei Ihnen befinde, um Ihnen in Ihren bewunderungswürdigen Arbeiten ein wenig Hilfe zu leisten. Und wenn Sie wüßten, wie dankbar ich Ihnen bin, wie ich Sie liebe und wie ich Sie verehere!«

Sie hob den Kopf, um ihm ins Angesicht zu schauen, und fing an, ohne irgendwelche Verlegenheit zu scherzen. Sie war so anmutig mit ihrem Lilienteint, ihrem kleinen, fröhlichen Mund und den lebenswürdigen, blauen, stets lächelnden Augen. Sie sah zart und geschmeidig aus und hatte nicht mehr Busen als ein kleines, ganz in Unschuld und Aufopferung aufgewachsenes Mädchen.

»So sehr lieben Sie mich also? Warum denn?«

»Warum ich Sie liebe? Weil Sie das beste, trostreichste, schwesterlichste Wesen sind. Sie sind immer noch die süßeste Erinnerung meines Lebens. Sie denken also nicht an den Monat zurück, den wir beide in meinem

armseligen Zimmer zusammen verlebten, als ich so krank war und Sie mich pflegten?«

»Gewiß! Ich habe sogar niemals einen so angenehmen Kranken gehabt wie Sie. Alles, was ich Ihnen gab, das nahmen Sie ein. Und wenn ich Ihre Wäsche gewechselt hatte und Sie in das Bett brachte, so blieben Sie ruhig wie ein Kind.«

Sie betrachtete ihn fortwährend mit unbefangenen Lächeln. Er war sehr schön und sehr kräftig, die Nase ein wenig stark, die Augen herrlich. Sie aber schien einfach glücklich, ihn so vor sich zu sehen.

»Ach, Schwester! Ich wäre gestorben ohne Sie. Sie sind's, die mich gesund gemacht hat!«

Dann stieg, während sie sich mit gefühlvoller Fröhlichkeit betrachteten, der selige Monat vor ihnen auf. Sie hörten das Röcheln der Frau Vêtu nicht mehr, sahen nicht mehr den von Betten überfüllten Saal, der in seiner

Unordnung einem nach einer öffentlichen Katastrophe improvisierten Lazarett glich. Hoch oben in einem schwarzen Hause fanden sie sich im Geiste wieder, in einem engen Mansardenzimmer des alten Paris, in dem Licht und Luft den Weg zu ihnen nur durch ein kleines Fenster fanden, das die Aussicht auf einen Ozean von Dächern eröffnete. Und welcher Reiz lag in diesem Alleinsein! Ihn hatte das Fieber niedergeworfen, und sie war wie ein guter Engel zu ihm niedergestiegen und als guter Kamerad, der nichts zu befürchten hatte, aus ihrem Kloster gekommen. So pflegte sie die Frauen, die Kinder und die Männer, wie sie ihr auf gut Glück begegneten. Und wenn sie sich nur rühren und irgendein Leiden lindern durfte, war sie vollständig glücklich, ohne daß auch nur der Gedanke an ihr Geschlecht jemals in ihr auftauchte. Ferrand schien sich ebensowenig träumen zu lassen, daß sie eine Frau sein könnte, wenn sie auch sehr sanfte

Hände, eine schmeichelnde Stimme und eine wohltuende Zärtlichkeit besaß. Trotzdem strömten von ihr die Güte einer Mutter und die Liebe einer Schwester aus. Wie sie sagte, hatte sie ihn drei Wochen lang wie ein Kind gepflegt, ihn aus dem Bett gehoben, niedergelegt und ihm ohne Unbehaglichkeit oder Widerwillen die vertrautesten Dienste geleistet. Beiden stand als Schutz die reine Heiligkeit des Leidens und der barmherzigen Liebe zur Seite. Und welche gute Kameradschaft herrschte zwischen ihnen, als die Genesung eingetreten war! Wie lachten sie miteinander gleich alten Freunden! Sie wachte noch über ihn, schalt ihn aus und gab ihm einen Klapps auf die Arme, wenn er sie eigensinnig außerhalb des Bettes ließ. Dann beobachtete er wieder, wie sie etwas Seifenwasser im Waschbecken bereitete und ein Hemd wusch, um ihm die drei Sous Wäscherlohn zu ersparen. Niemals kam jemand zu ihnen hinauf, sie waren allein,



tausend Meilen von der Welt entfernt und entzückt von dieser Einsamkeit, an der sich ihre Jugend so geschwisterlich erfreute.

»Erinnern Sie sich des Morgens, an dem ich zum erstenmal wieder das Gehen probierte, Schwester? Sie hoben mich auf und stützten mich, während ich wie ein ungeschickter Bursche stolperte und mich der Beine nicht mehr zu bedienen wußte. Das brachte uns zum Lachen.«

»Ja, ja. Sie waren gerettet, und ich war sehr zufrieden.«

»Und an den Tag, da Sie mir Kirschen mitbrachten? Ich sehe uns noch, mich gegen meine Kissen gelehnt, Sie auf dem Rand des Bettes sitzend und zwischen uns die Kirschen in einem großen weißen Papier. Ich hatte keine berühren wollen, wenn Sie nicht mit mir essen würden. Dann nahmen wir, der Reihe nach, immer eine, und das Papier wurde leer, und die Kirschen waren sehr gut.«

»Ja, ja, sehr gut! Es war wie beim Johannisbeersirup: Sie entschlossen sich nicht, zu kosten, ehe ich nicht selbst davon gekostet hatte.«

Sie lachten lauter, denn diese Erinnerungen entzückten sie. Aber ein Seufzer der Frau Vêtu führte sie wieder in die Gegenwart zurück. Er neigte sich und warf einen Blick auf die Kranke, die sich nicht von der Stelle bewegt hatte. Der Saal bewahrte seinen tiefen Frieden, der nur durch die helle Stimme der Frau Desagneaux gestört wurde, die mit dem Zählen der Wäsche beschäftigt war.

Atemlos vor seelischer Erregung, begann Ferrand wieder mit leiserer Stimme:

»Ach, Schwester! Wenn ich hundert Jahre lebe und alle Freuden, alle Zärtlichkeiten kennenlernen darf, ich werde niemals eine andere Frau so lieben, wie ich Sie liebe!«

Da senkte Schwester Hyacinthe, jedoch ohne

Verwirrung, das Haupt und begann wieder zu nähen. Eine unmerkliche Röte hatte ihr Antlitz rosig gefärbt.

»Auch ich, Herr Ferrand, liebe Sie sehr. Nur müssen Sie mich nicht eingebildet machen. Ich habe für Sie getan, was ich für so viele andere tue. Es ist das mein Beruf, meine Obliegenheit, wie Sie wissen. Und da, in meinem Innern, ist nur eines, was mir Freude macht, nämlich, daß der liebe Gott Sie gesund werden ließ.«

Sie wurden aufs neue unterbrochen. Die Grivotte und Elise Rouquet kamen vor den anderen von der Grotte zurück. Sogleich kauerte sich die Grivotte auf ihre Matratze nieder, die zu Füßen von Frau Vêtus Bett auf dem Boden lag, dann zog sie ein Stück Brot aus der Tasche und schickte sich an, es zu verschlingen. Ferrand hatte sich seit dem Vorabend für diese Schwindsüchtige interessiert, die sich in einem seltsamen Zustand der Unruhe befand und von einem

übertriebenen Appetit und dem fieberhaften Bedürfnis sich zu bewegen erfaßt war. Aber in diesem Augenblick befremdete ihn der Fall der Elise Rouquet noch mehr, denn jetzt war es gewiß, daß der Lupus, dessen Wunde ihr das Gesicht zerfraß, sich gebessert hatte. Sie setzte ihre Abwaschungen am wunderbaren Brunnen fort und kam geradeswegs aus dem Büro der Beurkundungen, in dem Doktor Bonamy triumphiert hatte. Überrascht ging Ferrand näher und untersuchte die schon blasser gewordene und ein wenig eingetrocknete Wunde. Sie war weit entfernt, geheilt zu sein, aber es begannen bereits Wesen und Wirken der Heilung. Der Fall erschien ihm so sonderbar, daß er sich fest vornahm, Notizen darüber für einen seiner ehemaligen Lehrer von der Hochschule zu machen. Dieser war gerade damit beschäftigt, den nervösen Ursprung gewisser Hautkrankheiten, die von Störungen in der Ernährung herrühren, zu studieren.

»Haben Sie kein Prickeln gefühlt?« fragte er.

»Nein, nein! Ich wasche mich und bete aus ganzer Seele meinen Rosenkranz. Das ist alles.«

Die Grivotte, eitel und eifersüchtig, weil sie seit dem Vorabend inmitten der Volksmassen triumphierte, rief den Arzt.

»Ich bin geheilt, geheilt, vollständig geheilt!«

Er lächelte mit einer freundschaftlichen Gebärde, lehnte es aber ab, sie zu untersuchen.

»Ich weiß, mein Kind! Ihnen fehlt durchaus nichts mehr.«

In diesem Augenblick rief ihn Schwester Hyacinthe zurück. Sie ließ ihre Näherei im Stich, da Frau Vêtu von einer heftigen Übelkeit befallen worden war. Trotz ihrer Eile kam die Schwester nicht zeitig genug mit der Waschschüssel an: die Kranke hatte wiederum einen Strom schwarzen, rußähnlichen

Auswurfs erbrochen, und dieses Mal fand sich Blut daruntergemischt in Form von veilchenblauen Blutfäden. Das war der Bluterguß, und das Ende stand bevor, wie Ferrand es befürchtet hatte.

»Verständigen Sie die Frau Vorsteherin«, sagte er halblaut, indem er sich niederließ, um selbst beim Bett zu bleiben.

Schwester Hyacinthe lief weg, um Frau von Jonquière zu suchen. Die Wäsche war gezählt, und die Vorsteherin befand sich in eifriger Unterredung mit ihrer Tochter Raymonde. Sie war mit ihr auf die Seite getreten, während Frau Desagneaux sich die Hände wusch.

Raymonde war einen Augenblick aus dem Refektorium, in dem sie Dienst tat, entschlüpft. Für sie war es die härteste Fron: dieser lange, enge Saal mit seinen zwei Reihen fettiger Tische, seinem ekelhaften Geruch von Speiseüberresten und Elend drehte ihr den Magen um. Sie benützte die halbe Stunde, die

ihr vor der Rückkehr der Kranken blieb, und stieg schnellstens die Treppen in die Höhe. Keuchend, ganz rot und mit leuchtenden Augen warf sie sich ihrer Mutter um den Hals.

»Ach, Mama, welches Glück! Es ist abgemacht!«

Frau von Jonquière war erstaunt und begriff nicht, was sie wollte.

»Was denn, mein Kind?«

Da sagte Raymonde, ein wenig errötend, mit leiserer Stimme:

»Meine Heirat!«

Nun wurde die Mutter heiter. Eine lebhaftere Genugtuung erstrahlte auf ihrem fetten Gesicht, dem Gesicht einer reifen, immerhin noch schönen und angenehmen Frau. Im Nu sah sie die kleine Wohnung in der Rue Vaneau wieder, in der sie ihre Tochter seit des Gatten Tod mit den paar tausend Frank, die er

hinterließ, sehr knapp erzogen hatte. Die Heirat war für sie ein neubeginnendes Leben, die Salons öffneten sich wieder, und die schöne Stellung von ehemals war wieder zurückgewonnen.

»Ach, mein Kind, wie froh macht mich das!«

Eine plötzliche Verlegenheit bereitete ihr Unbehagen. Gott war Zeuge, daß sie seit drei Jahren nach Lourdes kam, nur um ihrem Bedürfnis, sich barmherzig zu erweisen, zu genügen, und einzig aus wahrer Freude, ihre teuren Kranken zu pflegen. Vielleicht würde sie, falls sie eine Gewissensprüfung vorgenommen hätte, in ihrer Aufopferung auch ein wenig von ihrer gebieterischen Natur entdeckt haben, die ihr die Übung des Befehlens sehr angenehm machte. Aber die Hoffnung, für ihre Tochter unter den jungen Leuten, die um die Grotte herumschwärmten, einen Gatten zu finden, wäre doch erst in letzter Linie gekommen. Sie dachte wohl



daran, aber einfach als an eine Möglichkeit, über die sie nicht sprach.

»Ach, mein Kind! Dieser glückliche Ausgang versetzt mich nicht in Erstaunen. Ich hatte diesen Morgen die Heilige Jungfrau darum gebeten.«

Dann wollte sie Gewißheit haben und fragte nach den näheren Umständen. Raymonde hatte ihr noch nichts von dem langen Spaziergang erzählt, den sie abends zuvor am Arm Gérards gemacht hatte, da sie wünschte, ihrer Mutter nur triumphierend und in der Gewißheit, endlich einen Gatten erobert zu haben, Mitteilung davon zu machen. Und nun war es geschehen: diesen Morgen selbst hatte sie den jungen Mann an der Grotte wiedergesehen, wo er sich in fröhlicher Weise verpflichtet hatte. Sicherlich würde Herr Berthaud vor ihrer Abreise von Lourdes namens seines Veters um ihre Hand anhalten.

»Nun denn«, erklärte Frau von Jonquière, die

ihren Gewissenszweifel aufgab, lächelnd und erfreut, »ich hoffe, daß du glücklich sein wirst, weil du so verständig bist, und daß du meiner nicht bedarfst, um deine Angelegenheiten zum Guten zu führen.«

In diesem Augenblick kam Schwester Hyacinthe, um den bevorstehenden Tod der Frau Vêtu zu melden. Und Frau Desagneaux trocknete sich die Hände ab und ereiferte sich über die Damen, die helfen sollten und gerade an dem Morgen, an dem man sie dringend gebraucht hätte, alle miteinander verschwunden waren.

»Auch Frau Volmar!« setzte sie hinzu. »Ich frage Sie nur, wo sie hat hingeraten können! Seitdem wir hier sind, hat man sie nicht einmal eine Stunde lang gesehen!«

»Lassen Sie doch Frau Volmar in Ruhe!« antwortete Frau von Jonquièr etwas ungeduldig. »Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie krank geworden ist.«

Übrigens eilten beide zum Bett der Frau Vêtu. Ferrand stand davor und wartete. Schwester Hyacinthe hatte ihn gefragt, ob es nichts für sie zu tun gäbe; mit einem Zeichen des Kopfes verneinte er es. Die Sterbende war, durch ihr erstes Erbrechen gleichsam erleichtert, regungslos und mit geschlossenen Augen liegengeblieben. Aber die schreckliche Übelkeit kam ein zweitesmal wieder, sie erbrach neuerdings eine Flut schwarzen, mit violetter Blut vermischten Auswurf. Daraufhin stellte sich eine gewisse Beruhigung ein. Sie öffnete die Augen und bemerkte die Grivotte, die auf der am Boden liegenden Matratze gierig ihr Brot verzehrte. Und sie flüsterte:

»Sie ist geheilt, nicht wahr?«

Die Grivotte hörte es und rief aufgeregt:

»O ja! Ich bin geheilt, geheilt, ganz und gar geheilt!«

Einen Augenblick schien Frau Vêtu einer entsetzlichen Traurigkeit zu verfallen, der Auflehnung des Wesens, das nicht sterben will, wenn andere weiter leben. Aber hingerissen und besiegt, fügte sie sich mit Ergebung. Man hörte, wie sie sehr leise hinzusetzte:

»Die Jungen müssen dableiben. Die Heilige Jungfrau hat recht gehabt.«

Ihre Augen schlossen sich nicht wieder. Sie gingen in der Runde herum und schienen der ganzen Welt, die sie hier sah, Lebewohl zu sagen. Sie lächelte sogar mühsam, als sie dem überaus neugierigen Blick begegnete, den die kleine Sophie Couteau fortwährend auf sie richtete. Das hübsche Kind war morgens noch gekommen, um sie in ihrem Bett zu umarmen. Elise Rouquet gab sich mit niemandem mehr ab. Sie hatte ihren Spiegel vorgenommen und war vertieft in die Betrachtung ihres Gesichtes, von dem sie glaubte, es werde augenscheinlich

schöner, seitdem die Wunde einzutrocknen begann. Der Anblick aber, den die in ihrer Ekstase hinreißende Marie bot, schien die Sterbende zu entzücken. Sie betrachtete sie lange, und zu ihr wanderten ihre Blicke immer wieder zurück, wie auf eine lichtvolle, freudenspendende Erscheinung. Vielleicht glaubte sie schon die Heiligen des Paradieses im Glorienlicht der Sonne wahrzunehmen.

Plötzlich begann sie wiederum, sich zu erbrechen, und von jetzt an kam nur noch Blut, verdorbenes, weinfarbiges Blut zum Vorschein. Der Erguß war so stark, daß er das Leintuch bespritzte und das ganze Bett besudelte. Es war vergeblich, daß Frau von Jonquière und Frau Desagneaux, beide sehr bleich und mit versagenden Beinen, Servietten brachten. Ferrand, der nicht zu helfen vermochte, hatte sich bis ans Fenster zurückgezogen, und auch Schwester Hyacinthe in einer instinktiven Bewegung, deren sie sich gewiß nicht bewußt war, kam zu

jenem glücklichen Fenster zurück, gleichsam als wollte sie sich eng an ihn lehnen.

»Mein Gott!« sagte sie wiederholt, »Sie können also nichts tun?«

»Nein, nichts! Sie wird verlöschen wie eine Lampe, deren Öl auf die Neige geht.«

Frau Vêtu richtete jetzt, indem sie die Lippen bewegte, ihre Blicke fest auf Frau von Jonquière. Sie war erschöpft, und noch floß ihr ein Faden rotes Blut aus dem Mund. Die Vorsteherin neigte sich über sie und hörte, wie sie langsam halbe Worte kaum zu Ende sprach:

»Wegen meines Gatten ... Der Laden befindet sich in der Rue Mouffetard. Er ist ganz klein, nicht weit weg von den Gobelins. Er ist Uhrmacher und konnte mich natürlich nicht begleiten, wegen der Kundschaft. Er wird wohl in Verlegenheit geraten, wenn er mich nicht zurückkommen sieht ...«

Ihre Stimme wurde schwächer, und ein stoßweises Röcheln unterbrach die Worte.

»Ich möchte Sie bitten, ihm zu schreiben, denn ich ... ich habe es nicht getan, und jetzt ist es zu Ende ... Sagen Sie ihm, daß mein Leichnam in Lourdes bleibt, sonst würde es zuviel Kosten machen ... Und er soll wieder heiraten, das verlangt das Geschäft ... Die Cousine, sagen Sie ihm, die Cousine ...«

Sie brachte nur noch ein verworrenes Murmeln hervor. Ihre Schwäche war zu groß, der Atem stand still. Trotzdem blieben die Augen offen und lebten noch in dem gelben, wachsbleichen Gesicht. Und diese Augen schienen sich verzweiflungsvoll an die Vergangenheit, an alles anzuklammern, was bald nicht mehr für sie bestehen sollte: an den kleinen Uhrmacherladen in einem volkreichen Stadtviertel, an die gleichmäßige, angenehme Führung des Haushaltes an der Seite eines arbeitsamen Gatten, der sich stets über seine

Uhren beugte, an das große Vergnügen, das man am Sonntag genoß, wenn man bei den Festungswerken Papierdrachen steigen sah. Dann erweiterten sich die Augen, sie suchten vergeblich etwas zu unterscheiden in der schrecklichen Nacht, die vor ihnen aufstieg.

Ein letztes Mal neigte sich Frau von Jonquière, da sie die Lippen der Sterbenden neuerdings in Bewegung sah. Aber nur noch wie ein leichtes Beben der Luft ertönte wie aus weiter Ferne und in grenzenloser Trostlosigkeit eine Stimme, die vom Jenseits herüber zu zittern schien:

»Sie hat mich nicht geheilt!«

Und Frau Vêtu verschied ganz sanft.

Ais ob sie nur darauf gewartet hätte, sprang die kleine Sophie Couteau befriedigt vom Bett herab und ging an das Ende des Saales zurück, um wieder mit ihrer Puppe zu spielen. Weder die Grivotte, die damit beschäftigt war, den



Rest ihres Brotes zu essen, noch Elise Rouquet, die ihr Spiegel ganz in Anspruch nahm, hatten die Katastrophe wahrgenommen. Aber Marie schien im kalten Hauch, der von der Toten ausging, und bei dem bestürzten Zischeln der Frau von Jonquière und der Frau Desagneaux, denen die Gewöhnung an die Nähe des Todes fehlte, zu erwachen. Sie trat heraus aus ihrer erwartungsvollen Verzückung, in die sie das fortgesetzte, wortlose, bei geschlossenem Munde aus ihrem ganzen Wesen aufsteigende Gebet versetzt hatte. Und nachdem sie begriffen hatte, was vorgegangen war, rührte sie, die ihrer Heilung gewiß war, ein schwesterliches Mitleid mit ihrer Leidensgefährtin zu Tränen.

»Ach!« seufzte sie, »die arme Frau, die so in der Ferne, so allein in der Stunde der Wiedergeburt sterben mußte!«

Auch Ferrand war trotz seiner berufsmäßigen Gleichgültigkeit tief gerührt. Er war näher

getreten, um den Tod festzustellen. Auf ein Zeichen von ihm warf Schwester Hyacinthe das Bettuch über die Tote und bedeckte deren Gesicht. Denn man durfte nicht daran denken, in diesem Augenblick den Leichnam fortzutragen. Die Kranken kamen truppweise von der Grotte zurück, und der bisher so ruhige, vom Sonnenschein erhellte Saal füllte sich wieder mit seinem Elend und Leiden, mit tiefem Husten, schleppenden Beinen und fadem Geruch. Er wurde wieder zu einer jammervollen Ausstellung aller menschlichen Gebrechen.

## *II*

An diesem Montag war der Zulauf zur Grotte unerhört groß. Es war der letzte Tag, den die nationale Pilgerfahrt in Lourdes verbringen

sollte, und der Pater Fourcade hatte in seiner am Morgen gegebenen Verhaltensvorschrift gesagt, man müßte die höchste Kraft des Eifers und Glaubens aufwenden, um vom Himmel alles zu erlangen, was er wohl an Gnaden und wunderbaren Heilungen würde gewähren wollen. Deshalb waren auch seit zwei Uhr nachmittags zwanzigtausend fiebernde und von den glühendsten Hoffnungen erregte Pilger am Platze. Der Menschenstrom wuchs fortwährend, von Minute zu Minute und in einem solchen Grade, daß der Baron Suire erschreckt aus der Grotte heraustrat, um Berthaud wiederholt zu sagen:

»Mein Freund, wir werden gleich überrannt werden, ganz gewiß. Verdoppeln Sie Ihre Mannschaft und bringen Sie Ihre Leute näher heran.« Die Pflegerschaft von Notre-Dame de Salut war allein mit der Aufrechterhaltung der guten Ordnung beauftragt, denn es gab weder Aufseher noch Polizisten irgendwelcher Art. Das war auch der Grund, weshalb sich der

Präsident des Vereins derart beunruhigte. Berthaud jedoch war, wenn es Ernst galt, ein Vorsteher, auf den man hörte, und zeigte eine Tatkraft, die Mut einflößte.

»Haben Sie keine Sorge«, erwiderte er, »ich haften für alles. Ich werde hier nicht von der Stelle weichen, bis die Vieruhrprozession vorübergezogen ist.«

Inzwischen rief er Gérard mit einem Zeichen zu sich.

»Gib deinen Leuten die strengste Weisung!« sagte er. »Sie dürfen einzig und allein die Personen passieren lassen, die mit Karten versehen sind. Und halte sie nahe beieinander, sage ihnen, sie sollen das Seil kräftig festhalten!«

Unter den Efeuranken, die den Felsen bekleideten, öffnete sich die Grotte und glänzte in der ewigen Glut ihrer Kerzen. Von ferne zeigte sie sich etwas gedrückt,

unregelmäßig, eng und bescheiden, ungeachtet des Hauches der Unendlichkeit, der von ihr ausging, jedes Angesicht bleicher machte und alle Häupter beugte. Die Statue der Jungfrau war nur noch ein weißer Flecken, der sich in der zitternden, von den kleinen gelben Flammen erhitzten Luft zu bewegen schien. Man mußte sich aufrichten, dann erkannte man hinter dem Gitter die verschwommenen Umrisse des silbernen Altars und des Harmoniums, die Blumensträube und die Weihbilder, die die rauchigen Wände schmückten. Es war ein wunderbar schöner Tag. Noch niemals hatte sich ein reinerer Himmel über der unermesslichen Menschenmenge ausgebreitet. Hauptsächlich erquickend war der milde Wind nach dem nächtlichen Gewitter, das die allzu drückende Hitze der ersten zwei Tage zum Sinken gebracht hatte.

Gérard mußte von den Ellenbogen Gebrauch machen, um seine Befehle zu wiederholen.

Schon gab es hier und da Stöße.

»Noch zwei Mann hierher! Stellen Sie sich in Reihen zu vier auf, wenn es nötig ist, und spannen Sie das Seil fest an!«

In der Menge offenbarte sich ein unüberwindlicher Trieb: die zwanzigtausend Personen, die am Platze waren, wurden von der Grotte gleichsam angezogen. Sie gingen zu ihr, wie von einer unwiderstehlichen Kraft getrieben, in der sich brennende Neugier mit dem Durst nach dem Wunder vermischte. Alle Augen richteten sich auf einen und denselben Punkt, jeder Mund, alle Hände und alle Leiber wurden dem bleichen Flammenglanz der Kerzen, dem weißen, beweglichen Fleck entgegengetragen, den die Marmorstatue der Jungfrau bildete. Und damit der breite, den Kranken vorbehaltene Raum vor dem Gitter von dem wachsenden Menschengewühl nicht überschwemmt wurde, hatte man ihn mit einem dicken Seil umgeben müssen, das die

Sänftenträger in Zwischenräumen von zwei oder drei Meter mit beiden Händen festhielten. Sie hatten den Befehl, nur die Kranken eintreten zu lassen, die eine von der Pflegerschaft ausgestellte Karte bei sich führten, oder aber die wenigen Personen, die mit einer besonderen Ermächtigung versehen waren. Sie ließen es dabei bewenden, das Seil aufzuheben und es hinter den Auserwählten wieder fallen zu lassen, ohne irgendwelchen anderen Bitten Gehör zu schenken. Sie zeigten sich sogar ein wenig barsch, da sie unbewußt Vergnügen daran fanden, die Macht und Gewalt auszuüben, mit der sie nur für einen Tag bekleidet waren. Man stieß sie wirklich heftig herum, und sie mußten, sich gegenseitig stützend, mit der ganzen Festigkeit ihres Rückgrats Widerstand leisten, um nicht mit Gewalt fortgerissen zu werden.

Während sich sodann die Bänke vor der Grotte und der weite, abgesonderte Platz mit Kranken, kleinen Wagen und Tragbahnen

anfüllte, trieb sich die Menge, die unermessliche Menge, in der Umgebung herum. Man ging vom Platz der Rosenkranzkirche aus und verlor sich in der Tiefe des den Gave entlangführenden Spazierwegs. Auf seiner ganzen Länge war der Bürgersteig schwarz von Leuten, schwarz von einer so dichten Menschenwelle, daß der Verkehr gehemmt wurde. Auf der Brustwehr saßen Frauen in endloser Reihe, einige standen sogar darauf, um besser zu sehen, und ließen die helle, festlich heitere Seide ihrer Sonnenschirme im Licht der Sonne schimmern. Man hatte eine Allee freibehalten wollen, um die Kranken heranzuführen. Aber sie wurde fortwährend von der Menge überlaufen und versperrt, so daß die Wagen und Tragbahnen überflutet und verloren auf dem Weg steckenblieben, bis ein Sänfenträger ihnen Platz machte. Die große, umhertrampelnde Herde zeigte sich jedoch folgsam und willig und als eine Menge von



unschädlichen, lammfrommen Leuten. Niemals war ein Unfall vorgekommen, trotz der nach und nach sich steigernden Aufregung, die die Leute in ein zügelloses Delirium versetzte.

Der Baron Suire bahnte sich abermals einen Durchgang.

»Berthaud!« rief er, »Berthaud! Geben Sie doch darauf acht, daß der Vorbeimarsch langsamer vor sich geht! Man erdrückt ja Frauen und Kinder im Gedränge!«

Dieses Mal machte Berthaud eine Gebärde der Ungeduld.

»Zum Donnerwetter!« sagte er, »ich kann nicht überall sein! Schließen Sie doch einen Augenblick das Gitter, wenn es nötig ist!«

Es handelte sich um den Zug, den man während des ganzen Nachmittags die Grotte passieren ließ. Die Gläubigen traten zur linken Tür ein und durch die rechte wieder heraus.

»Das Gitter schließen!« schrie der Baron.  
»Aber dann wird es noch schlimmer, die Leute werden daran zerschellen.«

Auch Gérard war da, der sich vergaß und einen Augenblick mit Raymonde auf der andern Seite des Seils plauderte. Sie hielt eine Schale mit Milch in der Hand, die sie einer alten, gichtbrüchigen Frau brachte. Berthaud befahl ihm, zwei Mann an die Eingangstür des Gitters zu stellen und ihnen die Weisung zu geben, die Pilger nur noch in Abteilungen von zehn zu zehn eintreten zu lassen. Als Gérard diesen Befehl ausgeführt hatte und zurückkam, sah er Berthaud mit Raymonde lachen und scherzen. Sie entfernte sich, und die zwei Männer betrachteten sie, während sie der Gichtbrüchigen zu trinken gab.

»Sie ist reizend, und du heiratest sie. Das ist entschieden, nicht wahr?«

»Ich werde diesen Abend meinen Antrag bei ihrer Mutter machen. Ich rechne darauf, daß

du mich begleitest.«

»Ganz ohne Zweifel. Du weißt, was ich dir gesagt habe, nichts ist vernünftiger. Der Onkel wird dich unterbringen, ehe ein halbes Jahr vergangen ist.

Ein Stoß brachte sie auseinander. Berthaud ging, um sich durch eigenen Augenschein zu vergewissern, ob der Zug jetzt in Ordnung und ohne Gedränge vor sich gehe. Seit Stunden bestand er noch immer aus dem nämlichen ununterbrochenen Strom von Frauen, Männern und Kindern, einem Strom von all denen, die etwas wünschten und die, aus der ganzen Welt zusammengekommen, hier vorüberschritten. Auch die Standesklassen fanden sich in eigentümlicher Weise vermischt: Bettler in Lumpen gingen an der Seite behäbiger Bürger, Bäuerinnen neben wohlgekleideten Damen, Mägde in bloßen Haaren und barfüßige Mädchen neben gepflegten jungen Damen. Der Eintritt war frei. Das Geheimnis öffnete

sich für alle, dem Ungläubigen wie dem Gläubigen, denen, die nur die Neugierde antrieb, und denen, die hier mit einem vor Hingabe schwachen Herzen eindringen. Man mußte sehen, wie sie alle fast im gleichen Grade gerührt waren und wie sie im schwülen Wachseruch ein wenig atemlos infolge der schweren Tabernakelluft, die sich unter dem Felsen ansammelte, auf ihre Füße niederblickten, aus Furcht, auf den eisernen Gitterflechten auszuglitschen. Viele waren verwirrt, verbeugten sich nicht einmal, sondern prüften die Dinge mit der heimlichen Unruhe von Gleichgültigen, die sich in das furchtbare, unbekannte Innere eines Heiligtums verirrt. Die Frommen aber bekreuzigten sich, warfen manchmal Briefe, legten Kerzen und Sträube nieder, küßten den Felsen zu Füßen der Jungfrau, oder aber sie rieben an dieser Stelle Rosenkränze, Medaillen und kleine fromme Gegenstände, denn die Berührung allein genügte, um die Sachen zu

weihen. Und der Zug setzte sich fort, er nahm kein Ende, er dauerte tagelang, monate und jahrelang. Die ganze Erde schien das Innere dieses Felsenwinkels zu durchschreiten: alles Elend und alle menschlichen Leiden schienen der Reihe nach vorüber zu kommen und Glück und Heilung zu suchen.

Als Berthaud festgestellt hatte, daß die Dinge sich überall gut anließen, ging er als einfacher Zuschauer herum und überwachte seine Leute. Nur die Prozession, in der das heilige Sakrament mitgetragen wurde, verursachte ihm noch Sorgen, denn dann brach jedes Mal ein so rasender Wahnwitz aus, daß stets Unfälle zu befürchten waren. Und dieser letzte Tag kündigte sich durch den Schauer eines überspannten Glaubens, den er schon aus der Menge aufsteigen fühlte, als besonders schwer an. Die Begeisterung steigerte sich bis zum höchsten Punkt, denn das Fieber der Reise, die Plage der endlos wiederholten, stets gleichen Gesänge, das eigensinnige Verharren bei den

gleichen religiösen Übungen, die fortwährenden Unterhaltungen über die Wunder und die stets auf den göttlichen Flammenglanz der Grotte geheftete fixe Idee, das alles trug zu ihrem Ausbruch bei. Viele Pilger schliefen seit drei Nächten nicht und kamen deshalb in einem Zustand visionären Wachens an. Sie wandelten in einem Traum, der ihre Aufregung nur noch steigerte. Es wurde ihnen keine Ruhe gelassen, die unausgesetzten Gebete hatten gleichsam die Wirkung einer Peitsche, die ihre Seelen geißelte. Keinen Augenblick hörten die Rufe zur Heiligen Jungfrau auf, Priester auf Priester bestieg die Kanzel, rief das allgemeine Weh aus und leitete die verzweifelten, dringenden Bitten der Menge während der ganzen Zeit, da die Kranken vor der bleichen Marmorstatue verweilten, die mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen leise lächelte.

In diesem Augenblick war die Kanzel aus weißem Stein, die rechts vor der Grotte am

Felsen stand, von einem Priester aus Toulouse besetzt. Berthaud kannte ihn und hörte ihm einen Augenblick befriedigt zu. Es war ein dicker Mann mit fetter Stimme, berühmt durch seine rednerischen Erfolge. Übrigens bestand hier seine ganze Beredsamkeit in einer ausdauernden Lungengymnastik und einer ungestümen Art, den Satz, den Schrei, den das gesamte Volk wiederholen mußte, aus der Brust zu stoßen. Denn seine ganze Predigt war fast nur ein von Ave und Vaterunser unterbrochenes Geschrei.

Der Priester hatte den Rosenkranz zu Ende gebetet. Nun mühte er sich ab, sich auf seinen kurzen Beinen größer zu machen, und stieß den ersten Ruf einer Litanei aus, die er selbst erdachte und nach der Eingebung, die ihn erfaßt hatte, fortsetzte.

»Marie, wir lieben dich!«

Und das Volk wiederholte mit leiser, verworrener und gebrochener Stimme:

»Marie, wir lieben dich!«

Von da an hörte es nicht mehr auf. Die Stimme des Priesters erklang laut und mächtig, und das Volk sprach die Worte mit schmerzlichem Stammeln nach:

»Marie, du bist unsere einzige Hoffnung!«

»Marie, du bist unsere einzige Hoffnung!«

»Reine Jungfrau, mache uns reiner unter den Reinen!«

»Reine Jungfrau, mache uns reiner unter den Reinen!«

»Mächtige Jungfrau, rette unsere Kranken!«

»Mächtige Jungfrau, rette unsere Kranken!«

Oft, wenn seine Einbildungskraft nicht nachkam, oder wenn er wünschte, daß ein Ruf noch tieferen Eindruck machte, wiederholte er ihn sogar dreimal, während die gehorsame Menge, zitternd unter der Ermattung dieses hartnäckig fortgesetzten, sein Fieber



erhöhendes Klagegeschreis, ihm alles dreimal nachsprach.

Die Litanei dauerte fort, und Berthaud kehrte nach der Grotte zurück. Denen, die im Innern vorüberzogen, bot sich, sobald sie der Kranken ansichtig wurden, ein außerordentliches Schauspiel. Der ganze weite Raum zwischen den Seilen war von den tausend bis zwölfhundert Kranken angefüllt, die die nationale Pilgerfahrt hergebracht hatte. Sie bildeten unter dem hohen, reinen Himmel und an diesem strahlenden Tage das herzerreißendste Durcheinander, das man sehen konnte. Die drei Spitäler hatten ihre schrecklichen Säle geleert. Am weitesten weg hatte man zuerst die Kräftigen, die noch sitzen konnten, auf den Bänken zusammengehäuft. Aber es waren viele von ihnen zwischen Polsterkissen eingekeilt, andere lehnten sich mit den Achseln aneinander, die Starken stützten die Schwachen. Vorn, vor der Grotte selbst, lagen die Schwerkranken ausgestreckt.

Die Steinfliesen des Pflasters verschwanden unter dieser kläglichen Flut, unter diesem breiten, stillstehenden Pfuhl des Schreckens. Es war ein Durcheinander von Wagen, Tragbahren und Matratzen, das sich nicht beschreiben läßt. Gewisse Kranke hoben sich in ihren kleinen Wagen und Dachrinnen, die Särgen glichen, in die Höhe und ragten über die anderen hinweg, während die meisten fast auf dem Boden zu liegen schienen. Es gab darunter Angekleidete, die einfach auf der gewürfelten Leinwand der Matratzen lagen. Andere hatte man in ihrem Bettzeug hergebracht. Man sah außerhalb der Tücher nur ihren Kopf und ihre bleichen Hände. Nur wenige von den elenden Betten waren reinlich. Wenige Kopfkissen zeigten eine blendende Weiße, sie waren als letzter Beweis von Gefallsucht mit einer Stickerei verziert und stachen gegen die schmierige Armseligkeit der anderen, gegen die ausgepackten Lumpen, abgenützten Decken und mit Schmutzflecken

besudelten Leintücher auffallend ab. Und alle Kranken waren zusammengeschoben, aneinander gedrängt und aufgestapelt, wie man sie auf gut Glück hierhergebracht hatte: Weiber, Männer und Kinder, Priester, entkleidete und bekleidete Leute lagen im bunten Gemisch im hellen, blendenden Tageslicht.

Im schrecklichen Zug, der täglich zweimal aus den Spitälern kam, um das entsetzte Lourdes zu durchqueren, waren alle Krankheiten vertreten. Da gab es vom Ausschlag angefressene Köpfe, von den Röteln bekränzte Stirnen, Nasen und Mäuler, die die Elefantiasis zu unförmlichen Rüsseln verwandelt hatte. Dann sah man Wassersüchtige, aufgebläht wie Schläuche, Rheumatische mit verkrümmten und geschwollenen Füßen, die mit Lumpen vollgestopften Säcken glichen, und eine Wasserköpfige, deren übermäßig großer, viel zu schwerer Schädel nach hinten auf den Rücken fiel. Dann zeigten sich vor Fieber

zitternde und von Dysenterie erschöpfte Schwindsüchtige, mit bleigrauer Haut und von skelettartiger Magerkeit, alle Verunstaltungen der Starrheit und Steifheit, verkrümmter Wuchs, umgedrehte Arme, schief gestellte Häuse, arme, zerbrochene und zermalmte Wesen, die in der Stellung von tragischen Hampelmännern unbeweglich geblieben waren. Weiter gab es armselige rhachitische Mädchen, die ihren wachsbleichen Teint und ihren dünnen, von Skrofeln angenagten Nacken zur Schau stellten, gelbe, blödsinnige Weiber in der schmerzhaften Betäubung der Elenden, die der Krebs verzehrt. Wieder andere waren blaß vor Angst und wagten sich nicht zu rühren aus Furcht vor einem Zusammenstoß der Geschwülste, deren beschwerliche Beklemmung sie zu ersticken drohte. Auf den Bänken saßen Taube, die nichts hörten und trotzdem mitsangen, und Blinde, die den hoch gehobenen, aufrecht gerichteten Kopf stundenlang der Statue der

Heiligen Jungfrau zuwandten, die sie nicht sehen konnten. Auch die vom Blödsinn befallene Närrin befand sich da, deren Nase von irgendeinem venerischen Geschwür weggefressen war. Sie lachte mit ihrem leeren schwarzen Mund, aber es war ein schreckliches Lachen. Ebenso sah man auch die Epileptische: von einem neuen Anfall war sie noch totenblaß und hatte Schaum in den Mundwinkeln.

Aber weder Krankheit noch Leiden kümmerte sie, seitdem sie alle da saßen und lagen und die Augen auf die Grotte hefteten. Die armen, abgezehrten, erdfarbigten Gesichter verklärten sich und begannen vor Hoffnung zu brennen. Steife Hände falteten sich, allzu schwere Lider fanden die Kraft, sich zu heben, und erloschene Stimmen belebten sich wieder bei den Rufen des Priesters. Zuerst war es nur ein unbestimmtes Stammeln, einem leisen Windhauch ähnlich, der sich da und dort über der Menge erhob. Dann schwoll der Ruf an,

dehnte sich aus und riß die Volksmasse selbst von einem Ende des ungeheuren Platzes bis zum andern mit sich fort.

»Marie, ohne Sünden empfangen, bitt' für uns!« rief der Priester mit seiner donnernden Stimme.

Die Kranken und die Pilger wiederholten immer lauter:

»Marie, ohne Sünden empfangen, bitt' für uns!«

Das spielte sich dann in immer schnellerem Tempo ab:

»Reinste Mutter, keuscheste Mutter! Deine Kinder befinden sich zu deinen Füßen!«

»Reinste Mutter, keuscheste Mutter! Deine Kinder befinden sich zu deinen Füßen!«

»Königin der Engel! Sprich ein Wort, und unsere Kranken werden geheilt sein!«

»Königin der Engel! Sprich ein Wort, und

unsere Kranken werden geheilt sein!«

Herr Sabathier befand sich auf der Kanzelseite in der zweiten Reihe. Er hatte sich zu früher Stunde herbringen lassen, da er sich seinen Platz auswählen wollte und als alter Besucher der Grotte die guten Ecken kannte. Dann schien es ihm auch von größtem Interesse, so nahe wie möglich unter den Augen der Jungfrau selbst zu sein, als ob sie nötig gehabt hätte, ihre Getreuen zu sehen, um sie nicht zu vergessen. Seit den sechs Jahren, die er hierherkam, nährte er übrigens nur den einen Wunsch, sich ihr eines Tages bemerkbar zu machen und sie endlich zu rühren, um seine Heilung, wenn nicht nach der Wahl, so doch nach der Altersordnung zu erlangen. Dazu brauchte er nur Geduld, und die Festigkeit seines Glaubens wurde dadurch nicht im geringsten erschüttert. Nur gestattete er sich als armer, in sein Schicksal ergebener und durch die immerwährende Hinausschiebung der Heilung ein wenig ermüdeter Mann

manchmal Zerstreungen. Er hatte es durchgesetzt, seine Frau bei sich behalten zu dürfen. Sie saß auf einem Feldstuhl, und er liebte es, mit ihr zu plaudern und ihr seine Betrachtungen mitzuteilen.

»Liebste!« sagte er, »hebe mich ein wenig empor! Ich gleite herunter und sitze sehr schlecht!«

Er war mit Hosen und Jacke aus grober Wolle bekleidet, saß auf seiner Matratze und lehnte den Rücken an einen umgekehrten Stuhl.

»Sitzest du jetzt besser?« fragte Frau Sabathier.

»Ja, danke...«

Dann interessierte er sich für den Bruder Isidor, den man endlich hergebracht hatte. Er lag auf der nächsten Matratze und hatte das Bettuch bis an das Kinn hinauf gezogen. Nur die auf der Decke gefalteten Hände befanden sich außerhalb des Bettes.



»Ach, der arme Mensch! Das ist sehr unklug! Aber die Heilige Jungfrau ist so mächtig, wenn sie nur will!«

Er nahm seinen Rosenkranz wieder vor, unterbrach sich aber aufs neue, da er Frau Maze bemerkte, die so dünn und verschwiegen in den reservierten Raum hineinglitt, daß sie zweifellos unter den Seilen durchgekommen war, ohne daß man sie gewahrte. Sie hatte sich auf das äußerste Ende einer Bank gesetzt und nahm dort nicht mehr Platz ein als ein kleines, recht artiges, unbewegliches Mädchen. Ihr langes Gesicht, die abgespannten Züge atmeten eine schrankenlose Trauer, eine unendliche Verlassenheit aus.

»Diese Dame dort betet um die Bekehrung ihres Gatten«, begann Herr Sabathier wieder, indem er sich an seine Frau wandte. »Du bist ihr diesen Morgen in einem Laden begegnet.«

»Ja, ja«, antwortete Frau Sabathier. »Und dann habe ich mit einer andern Dame, die sie kennt,

von ihr gesprochen. Ihr Mann ist Reisender. Er lebt seit einem halben Jahr von ihr getrennt und geht mit liederlichen Frauen um. Oh, er ist ein sehr lustiger und netter Kerl, der es ihr nicht an Geld fehlen läßt. Aber sie betet ihn an, kann sich nicht in ihre Verlassenheit fügen und bittet nun die Heilige Jungfrau, ihn ihr wiederzugeben. In diesem Augenblick scheint er gerade mit zwei Damen in Luchon zu sein, den Schwestern ...«

Herr Sabathier unterbrach seine Frau mit einer Handbewegung. Er betrachtete die Grotte, und es erwachte in ihm wieder der Verstandesmensch, der alte Professor, den die Fragen der Kunst früher leidenschaftlich beschäftigt hatten.

»Sieh!« sagte er, »sie wollten die Grotte zu schön machen, und damit haben sie sie verdorben. Ich bin überzeugt, daß sie sich in ihrer einstigen scheuen Wildheit viel besser ausnehmen würde. Sie hat ihren eigentlichen

Charakter eingebüßt. Und welch abscheuliche Bude haben sie da an der linken Seite angeklebt!«

Plötzlich kamen ihm aber Gewissensbisse wegen seiner Zerstreuung. Zeichnete die Heilige Jungfrau während dieser Zeit nicht einen aus seiner Nachbarschaft aus, der inbrünstiger war und sich besser benahm als er? Er wurde unruhig, fiel in seine Demut und Geduld zurück und erwartete gedankenlos, mit erloschenen Augen, was dem Himmel zu tun gefallen würde.

Übrigens versetzte ihn auch der laute Ruf einer neuen Stimme in diesen Zustand der Selbstdemütigung vor Gott, in dem der gelehrte Denker, der er einmal gewesen war, in ihm erstarb. Denn ein anderer Prediger, diesmal ein Kapuziner, war auf die Kanzel gestiegen und sein aus tiefer Kehle hervordringender, beharrlich wiederholter Ruf erschütterte das Volk aufs äußerste.

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, sei  
gebenedeit!«

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, sei  
gebenedeit!«

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, wende dein  
Angesicht nicht ab von deinen Kindern!«

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, wende dein  
Angesicht nicht ab von deinen Kindern!«

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, hauche du  
unsere Wunden an, und unsere Wunden  
werden vertrocknen!«

»Heilige Jungfrau der Jungfrauen, hauche du  
unsere Wunden an, und unsere Wunden  
werden vertrocknen!«

Die Familie Vigneron hatte es zuwege  
gebracht, sich auf dem Ende der ersten Bank,  
zunächst der mittleren, von Menschen  
versperrten Allee niederzulassen. Sie nahm das  
ganze Bankende ein, denn alle waren da: der

kleine Gustave, der sich entkräftet niedergesetzt hatte und seine Krücke zwischen den Beinen hielt, an seiner Seite die Mutter, die als richtige Bürgersfrau die Gebete begleitete, auf der andern Seite die Tante, Frau Chaise, die, in diese Menge eingekeilt, zu ersticken drohte, und Herr Vigneron, der sie seit einer Weile schweigsam und mit Aufmerksamkeit betrachtete.

»Was fehlt Ihnen denn, meine Liebe?« fragte er endlich. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Sie atmete mit Anstrengung.

»Ich weiß gar nicht. Ich fühle meine Glieder nicht mehr, und ich bekomme keine Luft.«

Sofort kam ihm der Gedanke, daß die mit einer Pilgerfahrt verbundene Aufregung, das Fieber und das Gedränge einer Herzkranken kaum zuträglich sein konnten. Gewiß wünschte er niemandem den Tod, und nie hatte er von der Heiligen Jungfrau etwas Ähnliches begehrt.

Wenn sie trotzdem seinen Wunsch nach Beförderung durch den jähen Tod seines Vorgesetzten erhört hatte, so geschah das gewiß aus dem Grunde, weil dieser nach den Ratschlüssen des Himmels zum Sterben verurteilt war. Und wenn Frau Chaise auch zuerst sterben und ihr Vermögen seinem Gustave hinterlassen sollte, so hatte er sich nur vor dem Willen Gottes zu beugen, der die bejahrten Leute gewöhnlich vor den jungen abberuft. Seine Hoffnung war nichtsdestoweniger, ihm unbewußt, so lebhaft, daß er sich nicht enthalten konnte, einen Blick mit seiner Frau auszutauschen, die mit den nämlichen, unfreiwilligen Gedanken beschäftigt war.

»Setz dich zurück, Gustave!« rief er, »du belästigst deine Tante!«

Und als Raymonde vorbeiging, sagte er:

»Könnten Sie uns nicht ein Glas Wasser reichen? Wir haben da eine Verwandte, die das

Bewußtsein verliert.«

Frau Chaise lehnte jedoch mit einer Gebärde ab. Sie erholte sich und schöpfte wieder Atem.

»Nein, nichts, ich danke ... Ich fühle mich schon wieder besser. Ach, ich glaubte, diesmal müßte ich ersticken!«

Sie zitterte nach der überstandenen Furcht, und ihre Augen blickten verstört aus dem bleichen Gesicht. Sie faltete aufs neue die Hände und flehte zur Heiligen Jungfrau, sie möchte sie vor weiteren Anfällen bewahren und gesund werden lassen, während die Vignerons, Mann und Frau, die sonst ganz brave Leute waren, wieder auf ihren geheimen Wunsch verfielen, den sie in Lourdes dem Himmel vortrugen: ein glückliches, durch zwanzigjährige Ehrbarkeit wohl verdientes Alter und ein ausreichendes Vermögen, das sie am Abend ihres Lebens auf dem Lande zu verzehren gedachten. Der kleine Gustave hatte mit seinen lebhaften Augen und seinem durch das Leiden geschärften Verstand

alles gesehen, alles wahrgenommen. Er betete nicht, sondern sah mit verlorenem, rätselhaften Lächeln ins Leere hinaus. Was nützte es zu beten? Er wußte, daß die Heilige Jungfrau ihn nicht gesund machen würde und daß er sterben mußte.

Aber Herr Vigneron konnte es nicht lange aushalten, ohne sich mit seinen Nachbarn zu beschäftigen. Im Gedränge der von Menschen überfüllten mittleren Allee hatte man die zu spät gekommene Frau Dieulafay niedergestellt, und er wunderte sich über den Luxus, über den Sarg aus weißer Seide, in dem die junge Frau lag, die ein rosafarbenes, mit Valenciennespitzen besetztes Hauskleid trug. Der Gatte im Gehrock und die Schwester in schwarzer Toilette von einfacher, wunderbarer Eleganz standen neben ihr, während der Abbé Judaine bei der Kranken auf den Knien lag und gerade ein inbrünstiges Gebet beendete.



Als sich der Priester wieder erhob, räumte ihm Herr Vigneron an seiner Seite einen kleinen Platz auf der Bank ein. Dann gestattete er sich, ihn auszufragen.

»Nun, Herr Kurat«, begann er, »geht es der armen jungen Frau etwas besser?«

Der Abbé Judaine machte eine Gebärde voll unendlicher Traurigkeit.

»Ach nein!« antwortete er; »und ich war von so großer Hoffnung erfüllt! Ich war's, der die Familie hierherzukommen bestimmt hat. Die Heilige Jungfrau hatte mir vor zwei Jahren durch die Heilung meiner armen, schon verloren gegebenen Augen eine so außerordentliche Gnade erwiesen, daß ich von ihr noch eine Gunst zu erlangen hoffte. Ich will aber nicht verzweifeln. Es hat noch Zeit bis morgen.«

Herr Vigneron betrachtete aufmerksam das Frauenangesicht, dessen reines Oval und

bewunderungswürdige Augen man noch entdecken konnte, während es vernichtet, bleifarben und einer Totenmaske ähnlich, mitten in den Spitzen lag.

»Das ist wirklich sehr traurig«, murmelte er.

»Wenn Sie die Frau noch im letzten Sommer gesehen hätten!« fuhr der Priester fort. »Sie haben ihr Schloß in meinem Kirchspiel, in Saligny, und ich speiste oft bei ihnen zu Mittag. Ich kann die ältere Schwester, Frau Jousseur, die Dame in Schwarz, die dort steht, nicht ohne Betrübnis betrachten, denn sie hat viel Ähnlichkeit mit ihr, und die Kranke war noch hübscher, ja sie war eine Schönheit von Paris. Ziehen Sie nun einen Vergleich und sehen Sie jetzt diesen Glanz, die höchste Grazie an der Seite dieses armseligen, jämmerlichen Wesens. So etwas schnürt das Herz zusammen. Welch schreckliche Lehre!«

Er schwieg einen Augenblick. Als frommer Mann, ohne irgendwelche Leidenschaften und

ohne lebhaften Verstand, der ihn in seinem Glauben gestört hätte, zeigte er eine naive Bewunderung für die Schönheit, den Reichtum und die Macht, die er jedoch niemals zu besitzen gewünscht hatte. Aber er wagte einen Zweifel, einen Gewissensskrupel auszudrücken, der seinen gewohnten Gleichmut störte.

»Ich hätte gewünscht«, sagte er, »daß sie einfacher und ohne all diese Prachtentfaltung hierhergekommen wäre, weil die Heilige Jungfrau die Demütigen vorzieht. Aber ich begreife sehr wohl, daß es gesellschaftliche Notwendigkeiten gibt. Und wie wird sie von ihrem Gatten und ihrer Schwester geliebt! Denken Sie, daß er sich darein gefügt hat, seine Geschäfte, und sie, ihre Vergnügungen im Stich zu lassen. Im Gedanken, sie zu verlieren, sind sie so bestürzt, daß sie stets die feuchten Augen und die verstörte Miene haben, die Sie an ihnen sehen. Man muß sie daher entschuldigen, wenn sie ihr die Freude

machen, bis zur letzten Stunde schön zu sein.«

Herr Vigneron billigte das mit einer Neigung des Kopfes. Ach, nicht die reichen Leute hatten das meiste Glück bei der Grotte! Dienstmädchen, Bäuerinnen und arme Weiber wurden gesund, während die feinen Damen, nach wie vor mit ihren Krankheiten behaftet, ohne Erleichterung von ihr zurückkehrten trotz ihrer Geschenke und der dicken Kerzen, die sie verbrennen ließen. Und wider seinen Willen betrachtete er Frau Chaise, die sich erholt hatte und mit glückseliger Miene ausruhte.

Aber jetzt ging eine Bewegung durch die Volksmenge, und der Abbé Judaine sagte:

»Pater Massias steigt auf die Kanzel. Das ist ein Heiliger, hören Sie nur!«

Man kannte ihn. Er konnte sich nicht zeigen, ohne daß alle Seelen von einer plötzlichen Hoffnung erregt wurden, denn es wurde

erzählt, seine große Inbrunst fördere die Wunder. Er galt für einen Mann, der eine von der Jungfrau geliebte zärtliche und machtvolle Stimme besaß.

Alle Köpfe hatten sich erhoben, und die seelische Erregung wuchs noch, als man den Pater Fourcade bemerkte, der bis an den Fuß der Kanzel gekommen war, indem er sich auf die Schulter seines vielgeliebten, unter allen bevorzugten Bruders stützte. Er blieb dort, um ihn gleichfalls zu hören. Sein gichtkranker Fuß verursachte ihm seit dem Morgen noch größere Schmerzen, und er bedurfte großen Mutes, um aufrecht stehenzubleiben und zu lächeln. Die sich steigernde Schwärmerei des Volkes machte ihn glücklich, er sah wunderbare, aufsehererregende Heilungsfälle voraus, zum Ruhme Mariens und Jesus.

Der Pater Massias auf der Kanzel sprach nicht sofort. Er schien sehr groß, mager und blaß, und sein farbloser Bart machte das aszetische

Gesicht noch länger. Plötzlich funkelten seine Augen, und sein großer, beredter Mund stieß leidenschaftlich die Worte heraus:

»Herr! Rette uns, denn wir gehen zugrunde!«  
Und das hungerissene Volk wiederholte in von Minute zu Minute wachsendem Fieber:

»Herr! Rette uns, denn wir gehen zugrunde!«

Er öffnete die Arme und schleuderte seinen Flammenruf herab, als ob er ihn aus seinem brennenden Herzen gerissen hätte:

»Herr! Wenn du willst, kannst du mich heilen!«

»Herr! Wenn du willst, kannst du mich heilen!«

»Herr! Ich bin nicht würdig, daß du eingehst in mein Haus, aber sprich nur ein Wort, und ich werde gesunden!«

»Herr! Ich bin nicht würdig, daß du eingehst in mein Haus, aber sprich nur ein Wort, und ich

werde gesunden!«

Martha, die Schwester des Bruders Isidor, hatte mit Frau Sabathier, neben der sie sich endlich niedergesetzt hatte, ganz leise zu plaudern begonnen. Die beiden hatten sich im Hospital kennengelernt, und in der Annäherung, die so viele gemeinsame Leiden zuwege bringen, erzählte das einfache Mädchen der Bürgersfrau zutraulich, wie sehr sie um ihren Bruder in Sorge wäre. Denn sie sah es wohl: er lag schon in den letzten Zügen. Wenn ihn die Heilige Jungfrau gesund machen wollte, mußte sie sich beeilen. Es war schon ein Wunder, daß man ihn noch lebend bis zur Grotte gebracht hatte.

Als armes, einfaches Geschöpf hatte sie sich in den Willen Gottes ergeben, sie weinte nicht. Aber ihr Herz war so voll, daß die wenigen Worte, die sie sagte, sie beinahe erstickten. Dann kam es über sie wie ein Strom der Erinnerung an vergangene Zeiten, und sie

erleichterte ihr Herz.

»Wir waren vierzehn zu Hause, in SaintJacut bei Vannes. Er ist stets kränklich gewesen, so groß er auch war, und deshalb blieb er auch bei unserem Kuraten, der ihn endlich in den ›Christlichen Schulen‹ unterbrachte. Die älteren Brüder nahmen das Gut in Besitz, und ich zog es vor, in einen Dienst zu treten. Ja, eine Dame hat mich schon vor fünf Jahren mit nach Paris genommen. Ach, wie mühselig ist das Leben. Alle Welt hat so viel Mühsal!«

»Sie haben sehr recht, mein Kind«, antwortete Frau Sabathier, indem sie ihren Gatten betrachtete, der jeden Satz des Paters Massias andächtig nachsprach.

»Da habe ich letzten Monat erfahren«, fuhr Martha fort, »daß Isidor aus den heißen Ländern, in denen er als Missionar war, zurückgekommen sei und von da drüben eine schlimme Krankheit mitgebracht habe. Als ich ihn dann sofort besuchte, sagte er mir, er



würde sterben, wenn er nicht nach Lourdes ginge, aber es wäre ihm unmöglich, die Reise zu machen, weil er niemand zu seiner Begleitung hätte. Ich hatte mir achtzig Frank erspart, verließ meinen Dienst, und wir sind zusammen gereist. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn ich ihn sehr hebe, so hat das seinen Grund darin, daß er mir, als ich klein war, Johannisbeeren aus dem Pfarrhof mitbrachte, während alle anderen mich schlugen.«

Sie fiel wieder in ihr Stillschweigen zurück. Das Gesicht war geschwollen vor Gram, ohne daß ihren traurigen, von den Nachtwachen entzündeten Augen die Tränen entströmen konnten. Sie stammelte nur noch Worte ohne Zusammenhang.

»Betrachten Sie ihn doch! Es ist zum Erbarmen. Ach, mein Gott! Seine armen Wangen, sein armes Kinn, sein armes Gesicht —«

In der Tat bot er einen kläglichen Anblick.

Frau Sabathier drehte sich das Herz um, als sie den Bruder Isidor gelb, erdfarbig und erstarrt liegen sah. Er zeigte außerhalb des Bettes nur seine gefalteten Hände und sein von spärlichen langen Haaren eingerahmtes Gesicht. Aber wenn auch die wachsbleichen Hände die eines Toten zu sein schienen, und wenn sich in seinem langen, schmerzdurchwühlten Gesicht auch kein Zug mehr bewegte, die Augen lebten noch, Augen, in denen eine unauslöschliche Liebe brannte, deren Flamme hinreichte, sein ganzes, einem am Kreuze sterbenden Christus ähnliches Antlitz zu erleuchten. Nie hatte sich der Gegensatz zwischen der niederen Stirne und der beschränkten, tierischen Miene des Bauers einerseits und dem göttlichen Glanz andererseits so deutlich zu erkennen gegeben. Denn ein wirklicher, göttlicher Glanz ging von dieser armen, verwüsteten, durch das Leiden geheiligten menschlichen Fratze aus, die in der letzten Stunde, in der leidenschaftlichen

Entflammung des Glaubens erhaben geworden war. Das Fleisch hatte sich gleichsam aufgelöst und sogar der Atem sich verflüchtigt. Der Kranke war nur noch ein Blick, ein Blitzstrahl.

Seitdem man den Bruder Isidor dort niedergelassen, hatte er die Augen nicht mehr von der Statue der Jungfrau abgewandt. Für ihn gab es nichts anderes in seiner Umgebung. Er sah nicht die ungeheure Menschenmasse und hörte nicht einmal das rasende Geschrei der Priester, die unaufhörlichen Rufe, die das bebende Volk erschütterten. Seine von unendlicher Zärtlichkeit brennenden Augen, die sich fest auf die Jungfrau hefteten, um sich nie mehr von ihr abzuwenden, lebten allein. Sie sogen sie in sich bis in den Tod, sein letzter Wille war, in ihr aufzugehen, in ihr zu verlöschen. Einen Augenblick öffnete sich der Mund ein wenig, der Ausdruck einer himmlischen Glückseligkeit machte das Gesicht freundlicher. Dann rührte sich nichts

mehr, und die weit offenen Augen blieben starr auf die weiße Statue geheftet.

So verflossen einige Minuten. Martha hatte einen kalten Hauch gefühlt, der ihre Haarwurzeln eisig berührte.

»Um Gottes willen«, flüsterte sie, »sehen Sie nur!«

Ängstlich stellte sich Frau Sabathier, als ob sie nicht begriffe.

»Was denn, mein Kind?«

»Mein Bruder, betrachten Sie ihn nur. Er rührt sich nicht mehr. Er hat den Mund geöffnet und sich dann nicht mehr bewegt.«

Nun zitterten alle beide in der Gewißheit, daß er gestorben war. Er war ohne Röcheln und ohne einen Atemzug verschieden, als ob das Leben in seinem Blick, durch seine großen Augen, voll von Liebe und unersättlicher Leidenschaft entflohen wäre. Er hatte den

Geist aufgegeben, während er die Jungfrau betrachtete. Mit dieser Süßigkeit war nichts zu vergleichen, und er betrachtete sie noch fortwährend unter unaussprechlichen Wonnen mit seinen erstorbenen Augen.

»Versuchen Sie, ihm die Augen zu schließen!« flüsterte Frau Sabathier. »Wir werden es dann wohl wissen.«

Martha hatte sich erhoben, sie beugte sich nieder, um nicht gesehen zu werden, und gab sich alle Mühe, die Augen mit zitterndem Finger zu schließen. Aber jedesmal öffneten sie sich wieder und betrachteten hartnäckig immer wieder die Jungfrau. Er war tot, und sie mußte die in unendlicher Verzückung versunkenen Augen weit offenstehen lassen.

»Ach, es ist vorbei«, stammelte sie, »es ist alles vorbei mit ihm, gnädige Frau!«

Zwei Tränen flossen aus den schweren Lidern auf ihre Wangen herab, während Frau

Sabathier das Mädchen bei der Hand faßte, um es zum Schweigen zu bringen. Denn ein Geflüster ging herum, und schon verbreitete sich eine unruhige Bewegung. Aber was sollte man tun? Inmitten eines solchen Gewühls und während der Gebete konnte man den Leichnam doch nicht fortschaffen, ohne Gefahr zu laufen, einen unheilvollen Eindruck hervorzubringen. Das beste war, ihn da zu lassen und einen günstigen Augenblick abzuwarten. Er gereichte niemand zum Ärgernis und schien nicht weniger lebendig zu sein als zehn Minuten vorher. Ja, alle Welt konnte der Meinung sein, daß seine flammenden Augen in ihrer brünstigen Berufung an die göttliche Zärtlichkeit der Heiligen Jungfrau noch immer lebten.

Nur in der näheren Umgebung wußten einige Personen von der Sache.

Herr Sabathier hatte bestürzt seine Frau durch ein Zeichen befragt. Als er durch eine lange,

stumme Bejahung vom Geschehenen unterrichtet war, fing er, ohne sich aufzulehnen, wieder zu beten an, indem er vor der geheimnisvollen Allmacht erblaßte, die den Tod sandte, während man das Leben von ihr begehrte. Die durch den Vorfall außerordentlich gefesselten Vignerons beugten sich gegeneinander und zischelten wie über einen Straßenunfall oder eine jener kleinen Geschichten, die der Vater manchmal von seinem Büro erzählte und über die dann den ganzen Abend gesprochen wurde. Frau Jousseur hatte sich umgedreht und Herrn Dieulafay ein einziges Wort ins Ohr geflüstert. Darauf waren beide in die herzzerreißende Betrachtung ihrer teuren Kranken zurückgefallen, während der von Herrn Vigneron benachrichtigte Abbé Judaine niederkniete und, sehr bewegt, mit leiser Stimme die Totengebete betete.

War er kein Heiliger, dieser Missionar, der mit seiner Todeswunde in der Seite aus den

mörderischen Ländern zurückgekommen war, um hier unter dem lächelnden Blick der Heiligen Jungfrau zu sterben? Frau Maze hatte Geschmack am Tode gefunden. Sie war entschlossen, den Himmel inständig zu bitten, auch sie auf solche Art hinwegzunehmen, wenn er sie nicht erhören und ihr den Gatten nicht wiedergeben wollte.

Aber der Ruf des Paters Massias stieg wieder empor, er erscholl mit der Kraft einer schrecklichen Verzweiflung und unter herzerreißendem Schluchzen.

»Jesu, du Sohn Davids, ich gehe zugrunde, rette mich!«

Nach ihm schluchzte das Volk und schrie:

»Jesu, du Sohn Davids, ich gehe zugrunde, rette mich!«

Und Schlag auf Schlag, stets lauter und lauter erhoben sich die Rufe und trugen hartnäckig das erbitterte Elend der Welt in die Lüfte.



»Jesu, du Sohn Davids, hab Erbarmen mit deinen kranken Kindern!«

»Jesu, du Sohn Davids, hab Erbarmen mit deinen kranken Kindern!«

»Jesu, du Sohn Davids, komm und heile sie, auf daß sie leben!«

»Jesu, du Sohn Davids, komm und heile sie, auf daß sie leben!«

Es war reiner Wahnsinn. Der Pater Fourcade hatte am Fuß der Kanzel, überwältigt von der außerordentlichen Leidenschaft, die aus den Herzen überströmte, die Arme emporgehoben. Auch er schrie mit donnernder Stimme, wie um den Himmel mit Gewalt zu bestürmen. Die elende Menschheit schrie auf aus dem tiefen Abgrund ihrer Leiden, das Geschrei wehte wie ein Schauer über alle Nacken hin, es war nur noch ein von Todesangst befallenes Volk, das sich zu sterben weigerte und Gott zwingen wollte, in seinem Ratschluß das ewige Leben

zu beschließen. Ach, das Leben! Alle diese Unglücklichen, die aus so weiter Ferne und mit Überwindung so vieler Hindernisse zusammengeströmten Sterbenden wünschten nur dieses eine und flehten nur darum, in dem zügellosen Bedürfnis weiter und immer weiter zu leben. O Herr! Wie groß auch unser Elend, wie schrecklich die Qual unseres Lebens sein mag, heile uns! Laß uns aufs neue zu leben beginnen, damit wir aufs neue das leiden, was wir gelitten haben. So unglücklich wir auch sein mögen, wir wollen sein. Nicht um den Himmel bitten wir dich, die Erde ist's, die wir so spät wie möglich, ja, die wir niemals zu verlassen begehren, wenn deine Macht geruhen sollte, uns so weit zu willfahren. Und selbst wenn wir dich nicht um eine körperliche Heilung, sondern um eine moralische Hilfe anflehen, so ist es wiederum das Glück, um das wir bitten, das Glück, nach dem uns bis zum Verschmachten dürstet. O Herr! Laß uns glücklich und gesund werden! Laß uns leben!

Laß uns leben!

Dieser wahnsinnige Ruf, der Aufschrei einer rasenden Lebensbegierde, den der Pater Mässias ausstieß, brach sich in der Volksmenge und stieg in Tränen aus jeder Brust empor.

»O Herr, Sohn Davids! Heile unsere Kranken!«

»O Herr, Sohn Davids! Heile unsere Kranken!«

Zweimal hatte Berthaud herbeistürzen müssen, um zu verhindern, daß die Seile durch das unwillkürliche Drängen der Menge zerrissen wurden. Von der Menschenflut überschwemmt, machte der Baron Suire verzweifelte Gebärden, durch die er bat, man möchte ihm zu Hilfe kommen, denn die Pilger waren mit Gewalt in die Grotte eingedrungen. Der Zug war nur noch das Getrappel einer Herde, die sich in ihrer Leidenschaft

herumstieß. Vergeblich verließ Gérard Raymonde wieder und stellte sich persönlich an die Eingangstür des Gitters, um den Befehl, nur Abteilungen von zehn zu zehn Personen eintreten zu lassen, wieder zur Geltung zu bringen. Er wurde fortgedrängt und auf die Seite gefegt. Das fiebernde, bis zur Schwärmerei aufgeregte Volk trat ein, stürmte wie ein Gießbach durch den funkelnden Glanz der Kerzen, warf der Heiligen Jungfrau Blumensträuße und Briefe zu und küßte den Felsen, den der heiße Mund von Millionen Pilgern geglättet hatte. Der Glaube war entfesselt und zur höheren Gewalt geworden, der nichts mehr Einhalt tun konnte.

Ans Gitter gedrückt, hörte Gérard, wie zwei Bäuerinnen, die der Strom fortriß, über den Anblick der vor ihren Augen liegenden Kranken aufschrien. Die eine war gerade durch das bleiche Antlitz des Bruders Isidor mit seinen übermäßig weit geöffneten, auf die Statue der Jungfrau gehefteten Augen

befremdet worden. Sie bekreuzigte sich und murmelte, von frommer Bewunderung erfüllt:

»Oh, sieh doch den da an, wie er von ganzem Herzen betet und wie er Unsere Liebe Frau von Lourdes betrachtet!«

Und die andere Bäuerin antwortete:

»Ganz gewiß, sie wird ihn heilen, er ist zu schön!«

So rührte der Tote mit seiner Liebe und seinem Glauben, den er in seinem Nichtmehrsein fortsetzte und durch die unbegrenzte Stetigkeit seines Blickes alle Herzen und bildete die tiefe Erbauung dieses Volkes, dessen Vorbeimarsch kein Ende nahm.

### *III*

Der gute Abbé Judaine mußte bei der Vieruhrprozession das heilige Sakrament tragen. Seitdem ihn die Heilige Jungfrau von einer Augenkrankheit geheilt hatte, ein Wunder, von dem die katholischen Zeitungen noch widerhallten, gereichte er Lourdes zum Ruhm. Man räumte ihm dort die erste Stelle ein und ehrte ihn durch allerlei Freundlichkeiten.

Um dreieinhalb Uhr erhob er sich und wollte die Grotte verlassen. Aber der außerordentliche Andrang der Menge erschreckte ihn. Wenn es ihm nicht gelang, sich loszumachen, fürchtete er, sich zu verspäten. Zum Glück fand er eine Hilfe.

»Herr Kurat«, erklärte ihm Berthaud, »versuchen Sie ja nicht, nach der Rosenkranzkirche zu gehen, Sie würden auf dem Wege steckenbleiben. Am besten ist es,

den Schlangenweg hinaufzugehen. Warten Sie! Folgen Sie mir, ich gehe vor Ihnen her!«

Er machte von seinen Ellenbogen Gebrauch, drängte den dichten Menschenstrom auseinander und öffnete dem Priester einen Weg. Dieser erschöpfte sich in Danksagungen.

»Sie sind zu liebenswürdig. Es ist meine Schuld. Ich habe mich vergessen. Aber guter Gott! Wie werden wir's anfangen, um eben jetzt mit der Prozession durchzukommen?«

Diese Prozession beunruhigte auch Berthaud. Schon an gewöhnlichen Tagen brachte sie bei ihrem Vorüberziehen eine Krise wahnwitziger Schwärmerei zum Ausbruch, die ihn nötigte, besondere Maßregeln zu ergreifen. Was konnte sich nun nicht alles ereignen, wenn sie durch diese zusammengedrängte Masse von dreißigtausend Personen hindurchzog, die von einem solchen Glaubensfieber geschüttelt waren, daß sie jetzt schon daran waren, in göttliche Raserei zu verfallen? Er benutzte

denn auch sehr verständig die Gelegenheit, um äußerste Vorsicht zu empfehlen.

»Ach, Herr Kurat«, begann er, »ich bitte Sie, sagen Sie doch gütigst den Herren vom Klerus, keinen Raum zwischen sich zu lassen, sondern dicht hintereinander zu marschieren. Und namentlich soll man die Fahnen festhalten, damit sie nicht umgeschlagen werden. Was Sie betrifft, Herr Kurat, so wachen Sie darüber, daß die Männer, die den Altarhimmel tragen, kräftig sind, und binden Sie das weiße leinene Tuch fest um den Knoten der Monstranz. Scheuen Sie sich nicht, sie mit beiden Händen und mit dem Aufgebot Ihrer ganzen Kraft zu tragen.«

Ein wenig erschreckt durch diese Anordnungen, dankte der Priester fortwährend.

»Gewiß, gewiß! Sie sind sehr liebenswürdig. Wie erkenntlich bin ich Ihnen, daß Sie mir aus diesem Gedränge herausgeholfen haben.«



Als er sich endlich losgemacht hatte, beeilte er sich, die Basilika auf dem engen Weg zu erreichen, der in großen Windungen quer über den Hügel hinaufführt, während sein Gefährte im Gewühl verschwand, um seinen Wächterposten wieder einzunehmen.

Im gleichen Augenblick stieß Pierre, der Marie in ihrem kleinen Wagen herbeiführte, auf der andern Seite, auf dem Platz der Rosenkranzkirche, an die undurchdringliche Mauer der Volksmenge. Das Mädchen im Gasthof hatte ihn um drei Uhr geweckt, damit er das junge Mädchen im Hospital abhole. Es eilte nicht, und sie hatten hinlänglich Zeit, noch vor der Prozession zur Grotte zu kommen. Aber diese unermeßliche Menge, die wie eine Mauer Widerstand leistete und die er nirgends zu durchbrechen vermochte, begann ihn einigermaßen zu beunruhigen. Wenn die Leute nicht ein wenig gefällig waren, würde er mit dem von ihm gezogenen kleinen Wagen niemals durchkommen können.

»Bitte schön, meine Damen, ein wenig Platz zu machen! Sie sehen, ich führe eine Kranke!«

Aber die Damen rührten sich nicht von der Stelle, sie waren hypnotisiert durch den Anblick der in der Ferne lodernden Grotte und hoben sich auf den Fußspitzen in die Höhe, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Übrigens war das Geschrei der Litanei in diesem Augenblick so stark, daß man die flehenden Worte des jungen Priesters nicht einmal hörte.

»Mein Herr! Treten Sie auf die Seite, und lassen Sie mich durch! Ein wenig Platz für eine Kranke! Bitte, hören Sie mich doch!«

Die Männer willigten aber ebensowenig darein, sich vom Platz zu rühren, wie die Frauen. Auch sie waren außer sich und im Zustand der Verzückung, der sie blind und taub machte.

Marie lächelte übrigens mit heiterer Miene, als

ob sie nichts von dem Hindernis wüßte, sondern die Gewißheit hätte, daß nichts in der Welt sie hindern könnte, ihrer Genesung entgegenzugehen. Die Lage wurde jedoch schwieriger, als Pierre eine Lücke gefunden und sich in die bewegliche Flut gewagt hatte. Von allen Seiten schlug die wogende See gegen den kleinen, zerbrechlichen Wagen und drohte, ihn auf Augenblicke zu überschwemmen. Noch nie hatte Pierre eine solche Empfindung der Angst vor dem niederen Volke gefühlt. Es hatte nichts Drohendes an sich, sondern war von einer Einfalt und Trägheit, die an eine Herde erinnerte. Aber er empfand einen beunruhigenden Schauer, einen eigentümlichen Hauch, der aus dieser Menge aufstieg und ihn in Bestürzung versetzte. Trotz seiner Liebe zu den Niedrigen verursachten ihm die häßlichen, gemeinen, mit Schweiß bedeckten Gesichter, der schlechte Atem und die alten, nach Armut riechenden Kleider ein

Unbehagen, das sich bis zur Übelkeit steigerte.

»Bitte, meine Damen, bitte, meine Herren! Es handelt sich um eine Kranke. Machen Sie ein wenig Platz, ich bitte Sie!«

Der von der Flut überschwemmte, in diesem weiten Meer hin und her geworfene Wagen setzte seinen Weg ruckweise fort und brauchte viele Minuten, um einige Meter vorwärts zu kommen. Einen Augenblick konnte man glauben, er sei verschlungen worden, denn man sah nichts mehr von ihm. Dann erschien er wieder und langte auf der Höhe der Weiher an. Eine zärtliche Teilnahme zeigte sich endlich für das junge, kranke, vom Leiden so verwüstete und doch noch so schöne Mädchen. Wenn die Leute dem unausgesetzten Drängen des Priesters hatten nachgeben müssen und sich nach ihm umwandten, dann wagten sie nicht, sich zu erzürnen. Sie wurden weich gestimmt durch den Anblick dieses mageren Schmerzensgesichts, das im Heiligenschein

seiner blonden Haare leuchtete. Worte des Mitleids und der Bewunderung gingen von Mund zu Mund. Ach, das arme Kind! War es nicht grausam, in diesem Alter so krank zu sein? Möchte ihr doch die Heilige Jungfrau Huld erweisen! Andere wurden durch die Ekstase, in der sie das Mädchen sahen, und durch die hellen, dem Jenseits ihrer Hoffnung geöffneten Augen in Verwunderung und Erstaunen versetzt. Sie sah den Himmel, sie würde sicher geheilt werden. Der kleine Wagen ließ in der Flut, die er mit so viel Mühe zerteilte, gleichsam ein Kielwasser zurück, das aus Verwunderung und geschwisterlicher Barmherzigkeit bestand.

Pierre verzweifelte aber und war mit seinen Kräften zu Ende, als ihm Sänftenträger zu Hilfe kamen. Diese bemühten sich, für die Prozession einen Weg zu bahnen, und Berthaud hatte ihnen den Auftrag gegeben, den Weg mit Seilen zu schützen, die sie in Abständen von je zwei Meter festhielten. Von

da an zog Pierre Marie ziemlich unbehindert weiter und trat endlich mit ihr in den für die Kranken vorbehaltenen Raum links von der Grotte, in dem sie stillstanden. Man konnte sich dort nicht bewegen, der Menschenwall schien von Minute zu Minute zu wachsen. Nach dem Durchzug, den er soeben mit außerordentlicher Mühe und mit zerschlagenen Gliedern bewerkstelligt hatte, erfaßte ihn angesichts des ungeheuren Zusammenströmens des Volks das Gefühl, als befände er sich mitten im Ozean, dessen Wellen er ohne Ruhe und Rast um sich herum hörte.

Seit ihrem Aufbruch vom Hospital hatte Marie die Lippen nicht geöffnet. Er begriff, daß sie mit ihm zu sprechen wünschte, und beugte sich zu ihr nieder.

»Ist mein Vater da?« fragte sie. »Ist er von seinem Ausflug nicht zurückgekommen?«

Er mußte ihr antworten, daß Herr von

Guersaint noch nicht heimgekehrt sei, sondern sich ohne Zweifel gegen seinen Willen verspätet habe. Darauf begnügte sie sich, lächelnd hinzuzufügen:

»Ach, der gute Vater! Wie wird er erfreut sein, wenn er mich geheilt wiederfindet!«

Pierre betrachtete sie mit gerührter Bewunderung. Er erinnerte sich nicht, sie in der langsamen Zerstörung der Krankheit je so anbetungswürdig gesehen zu haben. Das kleiner und feiner gewordene Antlitz hatte einen träumerischen Ausdruck angenommen, die Augen waren in dem vertrauten Gedanken an ihr Leiden verloren, die Züge waren unbeweglich, als sei sie, von einer fixen Idee befangen, eingeschlafen und warte nun darauf, daß die Erschütterung des erhofften Glücks sie erwecke. Der Geist hatte sich gleichsam von ihr losgelöst, um in sie zurückzukehren, sobald Gott es wollte. Und dieses anmutige Kind, dieses kleine Mädchen von fünfundzwanzig

Jahren war endlich so weit, den Besuch des Engels zu empfangen und die wunderbare Erschütterung zu erfahren, die es aus seiner Lähmung reißen und wieder auf die Beine stellen sollte. Die am Morgen eingetretene Ekstase Mariens dauerte noch an, sie hielt die Hände gefaltet, ein Aufschwung ihres ganzen Wesens hatte sie der Erde entrückt, seitdem sie das Bild der Heiligen Jungfrau gewahrte. Sie betete und brachte sich der Gottheit zum Opfer dar.

Für Pierre war das eine Stunde großer Beunruhigung. Er fühlte, daß sich das Drama seines Priesterlebens bald abspielen werde, daß sein Glaube sich nie wieder einstellen würde, wenn er ihn nicht in dieser Krise wiederfände. Er hatte keine bösen Gedanken, widerstandslos hegte auch er den glühenden Wunsch, zusammen mit Marie geheilt zu werden. Oh, daß er doch durch ihre Heilung überzeugt würde! Daß sie doch miteinander glauben könnten, miteinander gerettet würden!



Er wollte beten wie sie, mit Inbrunst. Aber gegen seinen Willen beschäftigte seinen Geist die Volksmenge, diese endlose Masse, in der es ihn so viel Mühe kostete, sich aufzulösen, zu verschwinden und nur noch ein Blatt im Walde zu sein, das sich im Zittern aller Blätter verliert. Er konnte sich nicht enthalten, die Menge zu erforschen und zu beurteilen. Er wußte, daß sie seit vier Tagen willenlos fortgerissen wurde und unter dem Einfluß einer Suggestion stand: das Fieber der langen Reise, die durch den Anblick fremder Landschaften bewirkte Erregung, die vor der lodernden Grotte verlebten Tage, die schlaflosen Nächte und der erbitterte, nach Täuschung gierige Schmerz hatten diesen Bann hervorgerufen. Dazu kamen noch der Eindruck der beständigen Gebete, die Gesänge und die Litaneien, die sie ohne Unterlaß erschütterten. Auf den Pater Massias war ein anderer Priester gefolgt, und dieser kleine, magere und schwarze Mönch stieß Rufe zur

Jungfrau und zu Jesus mit einer gleich Peitschenhieben einschneidenden Stimme aus, während Pater Massias und Pater Fourcade am Fuß der Kanzel stehenblieben und die Rufe der Menge leiteten, deren Wehklage im hellen Sonnenschein sich immer lauter erhob. Die Aufregung war noch gewachsen,, und die Stunde war herangekommen, zu der die dem Himmel angetane Gewalt die Wunder herbeiführte.

Auf einmal erhob sich eine Lahme und schritt, indem sie ihre Krücke in die Luft emporhielt, der Grotte zu! Diese gleich einer Fahne geschwenkte Krücke entlockte den Gläubigen Freudenrufe. Man lauerte auf die Wunder, man erwartete sie mit der Gewißheit, daß sie sich zahllos und in aufsehererregender Weise vollziehen würden. Die Augen glaubten sie zu sehen, und fieberhaft erregte Stimmen kündigten sie an. Da war wieder eine geheilt! Und da noch eine! Und immer wieder eine andere! Eine Taube hörte, eine Stumme sprach

wieder, eine Schwindsüchtige lebte wieder auf! Wie, eine Schwindsüchtige? Gewiß, das war ja etwas Alltägliches! Es war keine Überraschung mehr möglich. Ohne jemand in Erstaunen zu versetzen, hätte man erklären können, daß ein abgeschnittenes Bein wieder gewachsen sei. Das Wunder wurde zu etwas ganz Natürlichem, zu einem gewöhnlichen, und weil es sich so allgemein vollzog, zu einem abgedroschenen und bedeutungslosen Ding. Leuten von so überhitzter Einbildungskraft erschienen nach all dem, was sie von der Heiligen Jungfrau erwarteten, die unglaublichsten Geschichten ganz einfach. Man mußte die umlaufenden Geschichten, die mit unbedingter Gewißheit gegebenen, ruhigen Bestätigungen hören, sobald eine wahnwitzige Kranke schrie, daß sie geheilt sei. Wieder eine! Und noch eine! Jedoch erhob sich manchmal auch eine trostlose Stimme zu dem Ausruf: »Ach, die da ist geheilt! Die hat Glück!«

Pierre hatte schon im Büro der Beurkundungen unter der Leichtgläubigkeit der dort Anwesenden gelitten. Was aber hier sich abspielte, das ging über alles hinaus. Er geriet außer sich über die Ungereimtheiten, die er hörte und die so ruhig mit hellem, kindlichen Lächeln vorgetragen wurden. Deshalb versuchte er auch, auf andere Gedanken zu kommen und auf nichts mehr zu hören. »Mein Gott, laß doch meine Vernunft zunichte werden, ertöte in mir den Wunsch nach Erkenntnis und mache, daß das Unwahre und Unmögliche mir als wirklich und möglich erscheint!« Einen Augenblick meinte er, das Verlangen nach einer gründlichen Untersuchung dessen, was vorging, sei in ihm erstorben, und darum ließ auch er sich vom flehenden Ruf mit fortreißen: »Herr, heile unsere Kranken! ... Herr, heile unsere Kranken!« Er wiederholte ihn mit all seiner barmherzigen Liebe, er faltete die Hände und heftete die Blicke auf die Statue der Jungfrau,

bis ihn ein Schwindel erfaßte und er sich einbildete, sie bewege sich. Warum sollte er denn nicht wieder zum Kind werden gleich den anderen, da doch das Glück in der Unwissenheit und im Trug besteht? Die Ansteckung würde wohl endlich wirken, und dann wäre auch er nur ein Sandkorn unter den Sandkörnern, ein Niedriger unter den Niedrigen, ohne sich um die Kräfte zu kümmern, die den Mühlstein in Bewegung setzen, der sie zerquetscht. Aber gerade in dieser Sekunde, da er hoffte, den alten Menschen in sich getötet und sich selbst mit seinem Willen und seiner Vernunft vernichtet zu haben – gerade in dieser Sekunde begann in der Tiefe seines Gehirns wieder die heimliche, unaufhörliche, unüberwindliche Gedankenarbeit. Nach und nach kehrte er trotz seiner Bemühungen zur Untersuchung dessen zurück, was vorging: er zweifelte und forschte. Welche unbekannte Kraft entwickelte sich aus dieser Menschenmenge und wurde zu einem

genügend starken Lebensfluidum, um die verschiedenen Heilungsfälle, die sich tatsächlich vollzogen, zu bewirken? Man stand hier vor einer Erscheinung, die noch kein Gelehrter studiert hatte. Sollte man glauben, daß eine Menschenmenge zu einem einzigen Wesen wurde, das auf sich selbst die verzehnfachte Gewalt der Autosuggestion einwirken lassen konnte? Oder durfte man annehmen, daß eine Volksmenge in gewissen Fällen von höchster Schwärmerei zum Träger eines außergewöhnlichen Willens wurde und so die Materie zum Gehorsam zwang? Das wäre eine Erklärung dafür gewesen, daß die Fälle einer plötzlichen Heilung im Schoße der Menge gerade bei den Personen eintraten, die sich am aufrichtigsten ihrer seelischen Überspanntheit hingaben. Der Atem aller verband sich zu einem einzigen Atem, und die wirkende Kraft war eine Kraft des Trostes, der Hoffnung und des Lebens.

Dieser von barmherziger Liebe eingegebene

Gedanke bewegte das Gemüt Pierres. Er konnte sich einen Augenblick wieder fassen und betete für die Genesung aller, ganz gerührt in dem Glauben, daß er damit ein wenig an Mariens Heilung mitarbeite. Aber plötzlich stieg eine Erinnerung in ihm auf, die Erinnerung an die ärztliche Beratung, die er vor der Abreise nach Lourdes über den Fall des jungen Mädchens gefordert hatte. Die Szene stellte sich genau und mit außerordentlicher Schärfe vor sein geistiges Auge. Er sah das Zimmer wieder mit den grauen, weiß geblühten Tapeten und hörte die drei Ärzte den Fall erörtern und entscheiden. Die zwei, die Zeugnisse ausgestellt und Rückenmarkslähmung festgestellt hatten, sprachen mit der verständigen Langsamkeit bekannter und geachteter Praktiker von vollkommener Ehrenhaftigkeit, während ihm noch die lebhaften und warmen Worte seines entfernten Veters Beauclair im Ohre nachklangen. Dieser, ein junger Mann von

weit ausschauendem, kühnen Verstand, war als dritter Arzt anwesend, und seine Kollegen behandelten ihn kühl, als abenteuerlichen Geist. Pierre war überrascht, jetzt in der letzten Minute in seinem Gedächtnis Dinge wiederzufinden, von denen er nicht wußte, daß sie sich dort befanden, und zwar infolge der eigentümlichen Erscheinung, daß kaum gehörte, schlecht verstandene und gleichsam gegen den eigenen Willen aufgespeicherte Worte nach langer Vergessenheit wieder erwachen, hervorbrechen und sich dem Geist aufdrängen. Es schien ihm, als ob das Näherrücken des Wunders die Bedingungen schaffe, unter denen es sich, wie ihm Beauclair angekündigt hatte, erfüllen würde.

Vergeblich mühte sich Pierre ab, diese Erinnerung dadurch zu verscheuchen, daß er mit verdoppeltem Eifer betete. Die Bilder entstanden aufs neue, die ehemals gehörten Worte erklangen wieder. Im Speisesaal war es, in dem Beauclair und er sich nach dem



Weggang der zwei anderen Ärzte eingeschlossen hatten. Da entwarf ihm Beauclair die Geschichte der Krankheit: der Fall vom Pferd im Alter von vierzehn Jahren; eine dadurch herbeigeführte Verrenkung des erschütterten und auf die Seite geworfenen Organs; ohne Zweifel waren auch die Bänder zerrissen, daher die Schwere im Unterleib und in den Hüften, und die bis zur Lähmung gehende Schwäche der Beine. Dann sei eine langsame Wiederherstellung des Schadens eingetreten, indem das Organ seinen bestimmten Platz von selbst wieder einnahm, und die Risse der Bänder vernarbten. Die schmerzhaften Erscheinungen hätten aber bei dem großen nervösen Kind nicht verschwinden können, da das Gehirn sich nicht ohne weiteres von der Erinnerung zu befreien vermochte. Die Aufmerksamkeit der Kranken blieb auf den Punkt beschränkt, an dem sie litt, und dadurch wurde sie unbeweglich und unfähig, neue Vorstellungen

zu erwerben. Auf diese Weise kam es, daß das Leiden selbst nach der eingetretenen Heilung noch fortbestand. Es war das ein neuropathischer Zustand und eine sich unmittelbar aus ihm ergebende nervöse Erschöpfung, die zweifellos durch noch wenig bekannte Vorfälle in der Ernährung verschlimmert wurde. Auch erklärte ihm Beauclair leicht die gegenteiligen und unrichtigen Diagnosen der zahlreichen Ärzte, die die Kranke behandelt hatten, ohne sich durchaus unerläßliche Besichtigung zu gestatten. Sie tappten deshalb im Finstern herum und die einen glaubten an eine Geschwulst, während die anderen, und zwar die meisten, von einer Verletzung des Marks überzeugt waren. Er allein hatte sich die Frage bezüglich einer erblichen Belastung der Kranken vorgelegt und vermutet, daß ein Zustand einfacher Autosuggestion vorliege, in dem sie sich unter der Erschütterung und der Heftigkeit des ersten Schmerzes starrsinnig

erhalte. Er gab die Gründe für seine Vermutung an: das verengerte Gesichtsfeld, die stieren Augen, das in Gedanken verlorene und zerstreute Gesicht, vornehmlich aber die Natur des Leidens, das das Organ verlassen hatte, um sich gegen den linken Eierstock hinauf zu verziehen, wo es sich durch eine zermalmende, unerträgliche Last kundgab, die manchmal bis in den Hals emporstieg und dadurch entsetzliche Erstickungsanfälle verursachte. Nur der plötzliche feste Wille, sich von ihrer falschen Krankheitsvorstellung loszumachen, der Wille, aufzustehen, frei zu atmen und nicht mehr zu leiden, konnte sie wie unter dem Peitschenhieb einer großen Aufregung geheilt und verändert wieder auf die Füße bringen.

Zum letztenmal versuchte Pierre, nichts mehr zu sehen und zu hören. Aber trotz seiner Anstrengungen, trotz seiner Inbrunst, die er in den Ruf legte: »Jesus, du Sohn Davids, heile unsere Kranken!« sah er immer nur Beauclair

und hörte ihn mit seiner ruhigen, lächelnden Miene auseinandersetzen, wie das Wunder in Erfüllung gehen werde. Im Augenblick der höchsten seelischen Erregung würde es sie wie ein Blitzstrahl erfassen. Die Kranke würde sich im Entzücken eines Freudendeliriums erheben und gehen. Ihre Beine würden plötzlich leicht und frei von der übermäßigen Schwere, die sie so lange wie Beine aus Blei niedergehalten, die Schwere selbst wäre gleichsam hinweggeschmolzen und in die Erde geflossen. Namentlich aber die Last, die den Unterleib zerdrückte, von dort aufstieg, die Brust verwüstete und den Hals würgte, würde dann in einem wunderbaren Aufflug, wie von einem Sturmwind fortgerissen, entweichen und die ganze Krankheit mit hinwegnehmen. Gaben im Mittelalter die Besessenen nicht genau so durch den Mund den Teufel von sich, durch den ihr jungfräuliches Fleisch lange Zeit gequält worden war? Und Beauclair hatte noch hinzugefügt, Maria würde endlich zur Frau

werden. In ihrem zurückgebliebenen, durch einen so langen Leidenstraum gebrochenen, kindlichen Leib würde, wenn er beim Hosiannaruf erwache, das Blut der Mutterschaft zu quellen beginnen, es werde ihm mit einemmal die strahlende Gesundheit wiedergegeben sein, so daß das Auge lebhaft schimmern und das Antlitz glänzen würde.

Pierre betrachtete Marie, und als er sie so hinfällig in ihrem Wagen liegen sah, so ins tiefste Flehen versunken, während ihre Seele sich zu Unserer Lieben Frau von Lourdes emporschwang, die das Leben austeilte, da wurde seine Unruhe noch größer. Ach, daß sie doch gerettet würde, selbst um den Preis seiner eigenen Verdammnis! Aber sie war zu krank. Die Wissenschaft trog wie der Glaube, und er konnte nicht glauben, daß dieses Kind, dessen Beine seit so vielen Jahren erstorben waren, wieder aufleben sollte. Er verfiel in einen verwirrten Zweifel, und sein blutendes Herz schrie lauter, während es den unaufhörlichen

Ruf der wahnwitzigen Menge wiederholte:  
»Herr! du Sohn Davids, heile unsere  
Kranken!« ... »Herr! du Sohn Davids, heile  
unsere Kranken!«

In diesem Augenblick entstand ein Tumult und brachte die Köpfe in Bewegung. Die Leute zitterten, die Gesichter kehrten sich alle der gleichen Richtung zu und streckten sich in die Höhe. Die an diesem Tag ein wenig verspätete VieruhrProzession, deren Kreuz aus einem Bogengewölbe der monumentalen Rampe hervortrat, nahm ihren Anfang. Es entstand ein solches Freudengeschrei, ein so ungestümes Drängen, daß Berthaud den Sänfenträgern befahl, die Leute dadurch zurückzutreiben, daß sie kräftig an den Seilen zögen. Die Sänfenträger wurden einen Augenblick mit fortgerissen und mußten sich fest nach hinten lehnen. Endlich konnten sie den freigehaltenen Weg ein wenig erweitern und die Prozession konnte sich nun langsam vorwärts wagen. An ihrer Spitze schritt ein prächtiger, in Blau mit

Silber gekleideter Schweizer, der das hohe, wie ein Stern strahlende Prozessionskreuz begleitete. Dann kamen die Abordnungen der verschiedenen Pilgerzüge mit ihren Fahnen. Es waren mit Gold und Silber sowie mit Seidenstickerei und gemalten Figuren geschmückte Standarten aus Samt und Atlas, die Namen von Städten trugen: Versailles, Reims, Orleans, Poitiers, Toulouse. Eine, ganz weiß und von reicher Pracht, trug in roten Buchstaben die Inschrift: »Wohltätigkeitsanstalt der katholischen Arbeitervereine«. Dann kam der Zug des Klerus, zwei bis dreihundert Priester in einfacher Soutane. Etwa hundert trugen das Chorhemd und einige fünfzig goldene, wie Gestirne glänzende Meßgewänder. Alle hielten brennende Kerzen in der Hand und sangen mit voller Stimme das Laudate Sion Salvatorem. In königlicher Pracht kam dann der Altarhimmel aus purpurfarbener, mit goldenen Tressen versehener Seide. Er wurde von vier

Priestern getragen, die man augenscheinlich unter den Kräftigsten ausgesucht hatte. Unter dem Altarhimmel trug der Abbé Judaine, der zwischen zwei Hilfspriestern daher schritt, das heilige Sakrament mit allen zehn Fingern, wie Berthaud ihm dies anempfohlen hatte. Die etwas unruhigen Blicke, die er rechts und links auf die herandrängende Menge warf, zeigten, daß er in Sorge war, ob er diese schwere göttliche Monstranz, die ihm jetzt schon heftige Schmerzen an den Handgelenken verursachte, glücklich ans Ziel bringen würde. Wenn die Sonne sie mit einem schrägen Strahl auf der Vorderseite traf, hätte man glauben können, eine zweite Sonne zu sehen. Chorknaben schwangen Rauchgefäße im blendenden Staub des hellen Lichts, das die ganze Prozession zu einer glänzenden Pracht gestaltete. Hinterher kam schließlich nur noch ein verworrener Strom von Pilgern, ein Herdengetrampelp von entflammten Gläubigen und Neugierigen, die sich herumstießen und



wie die Fluten hinter einem Schiffe durcheinander wirbelten.

Seit einem Augenblick hatte Pater Massias die Kanzel wieder bestiegen, diesmal hatte er eine andere Übung ausgedacht. Nachdem er verzehrende Rufe des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ausgestoßen hatte, befahl er auf einmal, es sollten alle schweigen, damit jeder für sich, mit geschlossenen Lippen und im geheimen, zwei oder drei Minuten lang zu Gott sprechen könne. Diese augenblickliche Stille inmitten der großen Volksmasse, diese Minuten voll stummer Gelübde, während derer alle Seelen ihr geheimstes Innere öffneten, waren ergreifend und außerordentlich erhaben. Ihre Feierlichkeit hatte etwas Furchtbares an sich: man hörte den Flug der sehnstüchtigen Begierde, der unermesslichen Sehnsucht nach dem Leben vorüberrauschen.

Hierauf lud Pater Massias die Kranken zum Sprechen ein. Sie sollten Gott inständig bitten,

ihnen das zu gewähren, was sie von seiner Allmacht verlangten. Da fing ein jämmerliches Klagegeschrei an. Hunderte von meckernden und gebrochenen Stimmen erhoben sich zu einem schluchzenden Konzert. »Herr Jesus! Du kannst mich heilen, wenn du willst!... Herr Jesus! Hab Erbarmen mit deinem Kind, das vor Liebe stirbt!... Herr Jesus! Mache, daß ich sehe, mache, daß ich höre, mache, daß ich gehe!« Die durchdringende Stimme eines kleinen Mädchens übertönte, leicht und durchdringend wie Flötenklänge, das allgemeine Schluchzen, indem sie in der Ferne wiederholte: »Rette die anderen! Rette die anderen, Herr Jesus!« Tränen rannen aus allen Augen, denn diese flehenden Bitten rührten die Herzen und versetzten die härtesten in einen Taumel barmherziger Liebe, in eine erhabene Verwirrung, in der sie sich mit beiden Händen hätten die Brust öffnen mögen, um dem Nächsten die eigene Gesundheit und die eigene Jugend zu geben. Pater Massias ließ

den Enthusiasmus nicht erkalten, sondern setzte seine Rufe fort, indem er die wahnwitzige Menge von neuem aufstachelte, während der Pater Fourcade auf einer Kanzelstufe stand, selber schluchzte und sein von Tränen überströmtes Gesicht zum Himmel erhob, um Gott zu befehlen, daß er herabsteige.

Nun aber kam die Prozession an. Die Abordnungen und die Priester hatten sich rechts und links in Reihen aufgestellt, und als der Altarhimmel in den für die Kranken vorbehaltenen abgesperrten Kreis vor der Grotte eintrat, und die letzteren das wie eine Sonne leuchtende heilige Sakrament, Jesum als Hostie, in den Händen des Abbé Judaine erblickten, da war keine Leitung mehr möglich: die Stimmen verwirrten sich und ein Schwindel riß alle Willenskräfte mit sich fort. Das Geschrei, die Anrufungen und Gebete gingen in Seufzern unter. Leiber erhoben sich von ihren elenden Schmerzensbetten, zitternde

Arme streckten sich aus, und verschrumpfte Hände schienen das Wunder bei seinem Vorüberziehen festhalten zu wollen. »Herr Jesus! Rette uns, wir gehen zugrunde! ... Herr Jesus! Wir beten dich an, heile uns! ... Herr Jesus! Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, heile uns! ...« Dreimal stießen die Stimmen in äußerster Aufregung und Verzweiflung diesen höchsten Klageruf aus, mit einer Gewalt, die den Himmel erschüttern mußte. Die Tränen verdoppelten sich und überströmten die glühenden, von der Sehnsucht nach dem Heil verklärten Gesichter. Einen Augenblick wurde der Taumel so heftig und das instinktive Näherdrängen gegen das heilige Sakrament erschien so unwiderstehlich, daß Berthaud die in der Nähe befindlichen Sänftenträger eine Kette bilden ließ. Diese Maßnahmen wurden nur im äußersten Notfall ausgeführt, indem sich rechts und links vom Altarhimmel eine Reihe von Sänftenträgern aufstellte, von denen jeder einen Arm fest um

den Nacken seines Nachbars schlang, derart, daß sie eine Art lebender Mauer bildeten. So war keine Lücke mehr vorhanden, und niemand konnte durchkommen. Aber trotzdem wankten diese menschlichen Schranken unter dem leidenschaftlichen Andrang, der nach dem Leben schmachtenden Unglücklichen, die Jesum berühren und küssen wollten. Sie schwanken und wurden gegen den Altarhimmel zurückgedrängt, den sie beschützten, und der Altarhimmel selbst trieb, fortwährend bedroht, wie eine heilige Barke umher, die in Gefahr steht, Schiffbruch zu leiden.

Als der fromme Wahnsinn auf seinem Höhepunkt angekommen war, brachen, wie wenn bei einem Gewitter der Himmel sich öffnet und der Blitz herabfällt, unter flehentlichen Gebeten und Schluchzen die Wunder los. Eine Gelähmte erhob sich und warf ihre Krücken fort. Es erscholl ein durchdringender Schrei, dann zeigte sich eine

Frau, die, in eine weiße Decke wie in ein Leichentuch eingehüllt, aufrecht auf ihrer Matratze stand. Man sagte, es sei eine halbtote Schwindsüchtige, die wieder zum Leben auferstanden sei. Schlag auf Schlag vollzog sich dann noch zweimal ein Akt der Gnade: eine Blinde nahm in einer plötzlichen Flammenerscheinung die Grotte wahr, und eine Stumme fiel auf beide Knie nieder, indem sie der Heiligen Jungfrau mit lauter, heller Stimme Dank sagte. Auch alle anderen warfen sich, rasend vor Freude und Dankbarkeit, Unserer Lieben Frau von Lourdes zu Füßen.

Pierre hatte Marie nicht aus den Augen gelassen und wurde durch das, was er sah, tief gerührt und erschüttert. Die noch leeren Blicke der Kranken hatten sich erweitert, während ihr armes, blasses Gesicht mit dem schweren Ausdruck sich verzog, als ob sie schrecklich gelitten hätte. Sie sprach nichts, aber ohne Zweifel glaubte sie sich neuerdings vom Bösen ergriffen und schien deshalb

hoffnungslos.

Da wurde sie plötzlich, als das heilige Sakrament vorüberzog und Marie es wie ein Gestirn im Sonnenschein glänzen sah, so geblendet, daß sie meinte, ein Blitz habe sie getroffen. An diesem Glanz entzündete sich das Feuer ihrer Augen, sie gewannen endlich wieder ihre Lebensflamme und schimmerten gleich Sternen. Ihr Antlitz belebte und rötete sich unter einer Flut frischer Kraft, die sie durchströmte, es strahlte von lachender Freude und Gesundheit. Dann sah der junge Priester, wie sie sich ungestüm in ihrem Wagen erhob und schwankend darin stehenblieb!

Er hatte sich rasch genähert, um sie zu halten. Aber sie gebot ihm mit einer Gebärde Einhalt, denn sie fühlte sich wieder kräftig und erschien sehr rührend und schön in ihrem Kleide von geringer schwarzer Wolle und in den Pantoffeln, die sie stets anbehielt. Sie stand da schlank und schwächling und von

einem goldenen Heiligenschein umgeben, den ihre bewunderungswürdigen, von einer einfachen Spitze bedeckten blonden Haare um sie woben. Ihr ganzer jungfräulicher Leib war die Beute tiefer Erschütterungen, als ob eine gewaltige Gärung ihn umgestaltete. Zuerst befreiten sich die Beine von den Ketten, die sie gefesselt hielten. Dann befahl die Kranke, während sie die Blutquelle, das Leben des Weibes, der Gattin und Mutter aus sich hervorsprudeln fühlte, eine letzte Beklemmung, denn eine ungeheure Last stieg ihr aus dem Unterleib in den Hals empor. Aber diesmal verflüchtigte sie sich in einem Aufschrei erhabener Freude.

»Ich bin geheilt! ... Ich bin geheilt! ...«

Darauf bot sich ein außerordentliches Schauspiel. Die Decke lag zu ihren Füßen, Marie triumphierte und zeigte ihr strahlendes, herrliches Angesicht. Und der Ruf, mit dem sie ihre Heilung verkündete, erweckte einen



Widerhall von so trunkener Begeisterung, daß das ganze Volk außer sich geriet. Es vergaß alles und sah nur noch sie, wie sie größer geworden und strahlend wie eine göttliche Erscheinung dastand.

»Ich bin geheilt! ... Ich bin geheilt! ...«

Eine ungestüme Bewegung hatte Pierres Herz ergriffen. Er begann zu weinen. Mitten unter den Ausrufen, den Dankgebeten und Lobpreisungen gewann nach und nach ein Wahnsinnstaumel die Oberhand und versetzte die Tausende von Pilgern, die sich zerquetschten, um die Geheilte zu sehen, in einen Zustand unaussprechlicher Aufregung. Es entfesselte sich ein Beifallklatschen, das so wütend wurde, daß sein Donnerschall von einem Ende des Tales zum andern rollte.

Der Pater Fourcade fuchtelte mit den Armen herum und Pater Massias konnte sich endlich von der Höhe der Kanzel herab verständlich machen.

»Gott hat uns heimgesucht, meine lieben Brüder, meine teuren Schwestern! ... Magnificat anima mea Dominum ...«

Und alle Pilger, die Tausende von Pilgern stimmten den Gesang der Anbetung und des Dankes an. Die Prozession sah sich dadurch aufgehalten, und der Abbé Judaine, der mit der Monstranz die Grotte hatte erreichen können, wartete dort geduldig, ehe er den Segen austeilte.

Marie war schluchzend niedergekniet, und während der ganzen Zeit, die der Gesang in Anspruch nahm, stieg ein glühender Ausdruck des Glaubens und der Liebe aus ihrem Innern zu Gott empor. Aber das Volk wollte sie gehen sehen. Glückselige Frauen riefen ihr zu, ein Schwarm, der sie beinahe mit sich fortriß, umringte sie und drängte sie nach dem Büro der Beurkundungen, damit das Wunder, das gleich dem Licht der Sonne glänzte, festgestellt würde. Ihren kleinen Wagen ließ

man stehen. Pierre begleitete sie, während sie, die seit sieben Jahren ihre Beine nicht mehr gebraucht hatte, stammelnd und zaudernd, liebenswürdig ungeschickt und mit der besorgten und doch entzückten Miene eines kleinen Kindes, das seine ersten Schritte macht, dahinwandelte. Das war so rührend und lieblich, daß er an nichts mehr dachte als an das unermessliche Glück, sie zu einer neuen Jugend wiedergeboren zu sehen. Ach, die teure Freundin seiner Kindheit, die zärtliche Gefährtin längst entschwundener Tage! Endlich würde sie also zum schönen und reizenden Weibe aufblühen!

Die Menge fuhr fort, ihr stürmisch zuzujauchzen, eine ungeheure Menschenmenge staute sich und begleitete sie. Und als sie ins Büro, in das Pierre allein mit ihr zugelassen wurde, eingetreten war, da blieben alle in fieberhafter Erwartung vor der Tür stehen.

Im Büro der Beurkundungen waren an diesem Nachmittag wenig Leute. Der kleine viereckige Saal mit seinen glühend heißen Holzwänden, seinen einfachen Möbeln, den Strohsesseln und den zwei Tischen von ungleicher Höhe war außer von dem gewöhnlichen Personal nur von fünf oder sechs Ärzten besetzt, die schweigend herumsaßen. Vor den Tischen standen der Vorsteher des Weiherdienstes und zwei junge Abbés, die Register in den Händen hielten und in Aktenheften blätterten, während der Pater Dargeles an einem Tische saß und Notizen für seine Zeitung schrieb. Doktor Bonamy war gerade dabei, den Lupus der Elise Rouquet zu untersuchen, die sich zum drittenmal vorgestellt hatte, um die fortschreitende Vernarbung ihrer Wunde bestätigen zu lassen.

»Nun, meine Herren!« rief der Doktor, »haben Sie jemals gesehen, daß sich ein Lupus in dieser Weise und so rasch besserte? ... Ich weiß wohl, daß ein neues Werk über den

heilenden Glauben erschienen ist. Darin wird gesagt, daß gewisse Wunden einen nervösen Ursprung haben können. Aber nichts ist weniger bewiesen als das, namentlich bei einem Fall von Lupus, und es soll nur einmal eine ärztliche Kommission zusammentreten und sich darüber einigen, wie sie die Heilung des Fräuleins auf gewöhnlichem Wege erklärt ...«

Er unterbrach seine Rede und wandte sich an den Pater Dargeles.

»Sie haben doch notiert, Pater, daß die Eiterung vollständig verschwunden ist und daß die Haut ihre natürliche Farbe wieder annimmt?«

Aber er wartete die Antwort nicht ab, denn von Pierre begleitet, trat Marie ein, und beim strahlenden Anblick der durch ein Wunder Geheilten ahnte er sogleich den Glücksfall, der sich ihm bot. Sie war bewunderungswürdig und ganz dazu geschaffen, um die Massen

hinzureißen und zu bekehren. Eilig schickte er Elise Rouquet fort, fragte nach dem Namen der Neuangekommenen und erbat von einem der jungen Priester deren Akten. Dann wollte er sie, da sie taumelte, in den Armstuhl niedersetzen.

»Nein, nein!« rief sie; »ich bin so glücklich, mich meiner Beine bedienen zu können!«

Pierre hatte Doktor Chassaigne mit den Blicken gesucht und war tief betrübt, ihn nicht hier zu finden. Er hielt sich abseits und wartete auf ihn, während die in Unordnung befindlichen Schubladen nach dem Aktenheft durchwühlt wurden, ohne daß man die Hand darauf legen konnte.

»Wartet einmal«, wiederholte Doktor Bonamy, »Marie von Guersaint ... Marie von Guersaint ... Ich habe diesen Namen sicher irgendwo gesehen.«

Raboin entdeckte schließlich das unter einem

falschen Buchstaben des Alphabets abgelegte Aktenheft. Als der Doktor Kenntnis von den zwei Zeugnissen genommen hatte, die es enthielt, geriet er in Eifer.

»Das, meine Herren«, rief er, »ist nun sehr interessant. Ich bitte Sie, aufmerksam zuzuhören ... Das Fräulein, das Sie hier aufrecht stehen sehen, litt an einer sehr schweren Verletzung des Rückenmarks. Hätte jemand den geringsten Zweifel darüber, so würden diese zwei Zeugnisse genügen, auch die Ungläubigsten zu überzeugen, denn sie sind von zwei Ärzten der Pariser Fakultät unterzeichnet, deren Namen allen unseren Kollegen bekannt sind.«

Er ließ die Zeugnisse den anwesenden Ärzten einhändigen, die sie mit leichtem Kopfnicken lasen. Da gab es nichts abzuleugnen, die Unterzeichner besaßen den Ruf von ehrenhaften und gewandten Praktikern. »Nun gut, meine Herren, wenn die Diagnose nicht

bestritten wird – und sie kann nicht bestritten werden, sobald uns eine Kranke Urkunden von solchem Wert herbeibringt –, dann werden wir jetzt prüfen, welche Änderungen sich im Zustand des Fräuleins vollzogen haben.«

Aber er besann sich und richtete, ehe er die Geheilte befragte, das Wort an Pierre:

»Herr Abbé«, sagte er, »Sie sind, wie ich glaube, mit Fräulein von Guersaint von Paris hierhergekommen. Haben Sie vor der Abreise mit den Ärzten gesprochen?«

»Ich habe der Beratung beigewohnt.«

Und die Szene tauchte wiederum vor ihm auf. Er sah die zwei ernsten und verständigen Ärzte wieder und erblickte auch Beauclair, der lächelte, während seine Kollegen ihre gleichlautenden Zeugnisse verfaßten. Sollte er sie entwerten, indem er die andere Diagnose bekanntgab, die die Heilung auf wissenschaftlichem Wege zu erklären



gestattete? Das Wunder war vorhergesagt und dadurch im voraus zerstört worden.

»Sie werden bemerken, meine Herren«, fuhr Doktor Bonamy fort, »daß die Anwesenheit des Herrn Abbé diesen Urkunden eine neue Beweiskraft verleiht ... Das Fräulein wird uns nun recht genau sagen, was es empfunden hat.«

Er beugte sich über die Schulter des Pater Dargelès und empfahl ihm, nicht zu vergessen, daß er Pierre in der Erklärung eine Zeugenrolle anweise.

»Mein Gott! Wie soll ich Ihnen das sagen, meine Herren?« rief Marie außer Atem, mit vor Glück erstickter Stimme. »Ich hatte seit gestern die Gewißheit, daß ich geheilt würde. Trotzdem fürchtete ich noch in dieser Stunde, als meine Beine von einem Prickeln ergriffen wurden, es möchte eine neue Krise eintreten. Ich zweifelte einen Augenblick ... da hörte das Prickeln auf. Sobald ich mich wieder ins Gebet

versenkt hatte, begann es aufs neue ... Oh, ich betete und betete von ganzer Seele! Ich gab mich schließlich hin wie ein Kind. »Heilige Jungfrau! Unsere Liebe Frau von Lourdes, mach mit mir, was du willst!« ... Das Prickeln ließ nicht mehr nach, mein Blut schien zu kochen, und eine Stimme rief mir zu: »Steh auf! Steh auf!« Ich empfand das Wunder in einem lauten Krachen aller meiner Knochen an meinem Körper, wie wenn ich vom Blitz getroffen worden wäre.«

Pierre hörte ganz blaß zu. Beauclair hatte ihm deutlich gesagt, daß die Heilung wie ein Blitzstrahl eintreten würde, wenn unter dem wirksamen Einfluß der überreizten Einbildungskraft ein jähes Erwachen des seit so langer Zeit eingeschläferten Willens sich in ihr vollzöge.

»Zuerst hat die Heilige Jungfrau meine Beine von ihren Fesseln befreit«, fuhr sie fort. »Ich hatte die ganz deutliche Empfindung, daß die

eisernen Bande, die sie umschlangen, längs der Haut hinabglitten gleich zerbrochenen Ketten ... Dann stieg die Last, die mich da, in der linken Seite, stets bis zum Ersticken beklemmte, in die Höhe und sie drückte mich derart, daß ich glaubte, ich stürbe. Aber sie stieg immer höher, über meine Brust und meinen Hals hinaus, ich hatte sie im Mund und spie sie mit ungestümer Gewalt von mir ... Damit war es zu Ende. Ich hatte kein Leiden mehr, es war wie davongeflogen!«

Raboin hatte die Erzählung mit verwunderten Augen und der Verzückung eines Frommen von beschränktem Geist vernommen, der oft vom Gedanken an die Hölle heimgesucht wird.

»Den Teufel hat sie ausgespien«, rief er, »den Teufel!«

Der verständigere Doktor Bonamy legte ihm aber Schweigen auf und sagte, sich an die Ärzte wendend:

»Meine Herren! Sie wissen, daß wir es stets vermeiden, hier das große Wort ›Wunder‹ auszusprechen. Aber wir haben da eine Tatsache vor uns, und ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie sie auf natürlichem Wege erklären wollen ... Das Fräulein war sieben Jahre lang von einer schweren Lähmung befallen, die augenscheinlich durch eine Verletzung des Marks verursacht worden war. Die Kranke konnte weder gehen noch sonst eine Bewegung machen, ohne in Wehklagen auszubrechen. Sie war bei jener äußersten Erschöpfung angelangt, die kurz vor dem schlimmen Ausgang einer Krankheit einzutreten pflegt... Da sehen Sie sie mit einemmal aufstehen, umhergehen, lachen und strahlen. Die Lähmung ist vollständig verschwunden, und nicht der geringste Schmerz ist zurückgeblieben. Sie befindet sich gerade so wohl wie Sie und ich... Nun denn, meine Herren! Treten Sie näher, untersuchen Sie sie und sagen Sie mir, was vorgegangen

ist!«

Er triumphierte. Keiner von den Ärzten ergriff das Wort. Zwei davon stimmten ihm mit einem kräftigen Kopfnicken zu. Sie waren ohne Zweifel gläubige Katholiken. Die anderen blieben unbeweglich und zeigten eine verlegene Miene, da sie wenig Lust hatten, sich in diese Geschichte einzulassen. Trotzdem erhob sich endlich ein kleiner, magerer Herr, dessen Augen hinter Brillengläsern leuchteten, um Marie etwas mehr in der Nähe zu sehen. Er ergriff ihre Hände, betrachtete ihre Augensterne und schien sich nur mit dem Ausdruck der Verklärung, den die Kranke ausstrahlte, zu beschäftigen. Dann kehrte er, ohne den Fall selbst erörtern zu wollen, sehr höflich zu seinem Sitz zurück.

»Der Fall entschlüpft der Wissenschaft, das ist alles, was ich feststelle«, schloß Doktor Bonamy. »Ich füge hinzu, daß hier keine allmählich fortschreitende Besserung vorliegt,

die Gesundheit hat sich vielmehr voll und ganz auf einmal wiederhergestellt... Sehen Sie das Fräulein an. Der Blick glänzt, die Gesichtsfarbe ist rosig, der Ausdruck hat seine lebhaft Heiterkeit wiedergefunden. Die Wiederherstellung der Gewebe wird ohne Zweifel etwas langsam ihren Fortgang nehmen, aber schon jetzt kann man sagen, daß das Fräulein zu einem neuen Leben wiedergeboren wurde... Nicht wahr, Herr Abbé, Sie kennen sie nicht wieder?«

Pierre antwortete verwirrt:

»Das ist wahr... das ist wahr...«

In der Tat erschien sie ihm schon kräftig, die Wangen waren voll und frisch und von freudiger Blüte. Aber wiederum mußte er sich sagen, daß Beauclair diese Wiederaufrichtung und glänzende Wiederherstellung des ganzen gebrochenen Leibes vorausgesehen und für den Zeitpunkt vorausgesagt hatte, in dem das Leben in den Körper zurückkehrte und mit

ihm der feste Wille zu genesen und glücklich zu werden.

Doktor Bonamy hatte sich wieder über die Schulter des Paters Dargelès gebeugt, der seine Notiz, die ein vollständiges kleines Protokoll bildete, fertig schrieb. Beide tauschten einige halblaute Worte aus. Sie berieten sich und der Doktor fuhr endlich fort:

»Herr Abbé! Sie waren dabei, als sich diese Wunderdinge ereigneten und werden es uns nicht abschlagen, den ganz genauen Bericht, den der ehrwürdige Pater für das ›Journal de la Grotte‹ verfaßt hat, mit Ihrer Unterschrift zu versehen.«

Er sollte diesen Bericht voll Irrtum und Trug unterzeichnen! Empörung stieg in ihm auf, und er stand auf dem Punkt, die Wahrheit laut zu bekennen. Aber er spürte auf seinen Schultern die Last der Soutane, und namentlich erfüllte die göttliche Freude Mariens sein Herz. Er fühlte sich von einem so

großen Glück durchdrungen, sie gerettet zu sehen! Seitdem man sie nicht mehr befragte, hatte sie sich auf seinen Arm gestützt und lächelte ihm mit freudetrunkenen Augen zu.

»Pierre!« sagte sie ganz leise, »danken Sie der Heiligen Jungfrau. Sie ist so gütig gewesen. Jetzt bin ich gesund und jung! ... Und mein Vater, mein armer Vater, wie wird der sich freuen!«

Da unterzeichnete Pierre. In seinem Innern stürzte alles in Trümmer, aber es genügte, daß sie gerettet war. Er würde es für einen Gottesraub angesehen haben, wenn er an dem Glauben dieses Kindes, dem reinen, erhabenen Glauben gerüttelt hätte, der seine Genesung bewirkt hatte.

Als Marie draußen wieder erschien, begann das Freudengeschrei aufs neue, das Volk klatschte in die Hände. Das Wunder schien jetzt amtlich bestätigt zu sein. Dennoch hatten mitleidige Personen, die fürchteten, sie könnte



ermüden und ihren vor der Grotte zurückgelassenen Wagens brauchen, diesen bis vor das Büro der Beurkundungen geschoben. Als sie ihn wiederfand, wurde sie von einer tiefen Bewegung ergriffen. Ach, dieser kleine Wagen, in dem sie so viele Jahre verlebt hatte! Dieser rollende Sarg, in dem sie sich bisweilen lebend begraben wähnte! Wie viele Tränen, wieviel Verzweiflung und wie viele schlimme Tage hatte er gesehen! Da kam ihr auf einmal der Gedanke, auch er müsse, da er so lange ihre Mühsal einschloß, nun an ihrem Triumph teilnehmen. Eine göttliche Eingebung kam über sie wie ein heiliger Wahn und ließ sie die Deichsel erfassen.

In diesem Augenblick zog die Prozession vorüber, sie kam von der Grotte zurück, wo der Abbé Judaine den Segen erteilt hatte. Da nahm Marie, ihren Wagen ziehend, den Platz hinter dem Altarhimmel ein. In Pantoffeln, den Kopf mit einer Spitze bedeckt, schritt sie im Zuge mit, und mit hoch erhobenem,

herrlichen, leuchtenden Antlitz zog sie den kleinen Wagen des Elends hinter sich her, den rollenden Sarg, in dem sie in Todesnot gelegen hatte. Und die jubelnde Menge, das wahnwitzige Volk folgte ihr.

## *IV*

Pierre hatte sich Marie angeschlossen und ging neben ihr hinter dem Altarhimmel, gleichsam mit fortgerissen von dem Sturm der Begeisterung, der sie ihren Wagen im Triumph mitführen ließ. Aber es kam jede Minute zu so heftigen Zusammenstößen, daß er sicherlich gefallen wäre, wenn ihn nicht eine feste Hand gehalten hätte.

»Haben Sie keine Furcht, sondern geben Sie mir den Arm. Sie können sich sonst nicht

aufrecht halten!«

Er drehte sich um und war überrascht, als er den Pater Massias erkannte, der den Pater Fourcade auf der Kanzel zurückgelassen hatte, um den Altarhimmel zu begleiten. Ein ungewöhnliches Fieber hielt ihn aufrecht und trieb ihn mit der Gewalt eines Felsblocks vorwärts, seine Augen glichen Feuerbränden, und sein mit Schweiß bedecktes Gesicht hatte einen schwärmerischen Ausdruck.

»Geben Sie doch acht! Reichen Sie mir den Arm!« sagte er zu Pierre.

Eine neue Menschenwoge hätte sie beinahe weggefedt. Pierre überließ sich daher diesem schrecklichen Mann, den er im Seminar zum Mitschüler gehabt hatte. Welch eigentümliche Begegnung, und wie gerne hätte auch er diesen ungestümen Glauben, diesen gläubigen Wahnsinn besessen, der den Pater keuchen und aus schluchzender Kehle die ununterbrochene glühende Bitte ausstoßen

ließ:

»Herr Jesus, heile unsere Kranken! ... Herr Jesus, heile unsere Kranken!«

Hinter dem Altarhimmel war des Schreiens kein Ende. Dort befand sich stets ein Ausrufer, der den Auftrag hatte, die göttliche Güte nicht in Frieden zu lassen, wenn sie sich allzu langsam zeigte. Bisweilen hörte man ihn mit dumpfer, in Tränen zerfließender, ein anderes Mal mit durchdringender und herzzerreißender Stimme rufen. Die gebieterische Stimme des Paters brach endlich vor seelischer Erregung.

»Herr Jesus, heile unsere Kranken! ... Herr Jesus, heile unsere Kranken! ...«

Das Gerücht von der plötzlichen Genesung Maries, diesem Wunder, dessen glänzender Ruf bald die Christenheit erfüllen mußte, hatte sich schon von einem Ende der Stadt Lourdes bis zum andern ausgebreitet, versetzte das Volk in einen immer noch zunehmenden

Taumel und rief eine Krise ansteckenden Wahnwitzes hervor, der das Volk gewaltsam in die Nähe des heiligen Sakraments drängte, das in der fessellosen Springflut des Menschenmeers hin und her schwankte. Jeder gab dem unbewußten Verlangen nach, es zu sehen und zu berühren, um geheilt und glücklich zu werden. Gott ging ja vorüber, und hier gab es nur Kranke mit brennender Lebensbegierde. Sie alle fühlten ein verheerendes Glücksbedürfnis, das sie so aufstachelte, daß ihre blutenden Herzen sich öffneten und ihre Hände sich gierig ausstreckten.

Deshalb hatte auch Berthaud, der vor dem Übermaß dieser Leidenschaft Furcht bekam, seine Leute begleitet. Er gab ihnen Befehle und wachte darüber, daß die Doppelkette der Sänftenträger zu beiden Seiten des Altarhimmels nicht durchbrochen wurde.

»Schließt eure Reihen!« rief er. »Immer noch

fester! Und schlingt die Arme fest ineinander!«

Die jungen, aus den kräftigsten Leuten ausgesuchten Männer hatten eine schwere Aufgabe. Die Mauer, die sie bildeten, bog sich jeden Augenblick bei dem unwillkürlichen Anprall der Menge. Niemand glaubte zu drängen, und doch gab es ununterbrochene, mächtige Wogen, die von fern herkamen und alles zu verschlingen drohten.

Als der Altarhimmel sich mitten auf dem Platz der Rosenkranzkirche befand, glaubte der Abbé Judaine sicher, er würde nicht mehr weiter kommen. Auf dem weiten Platz hatten sich mehrere Gegenströme gebildet, die von allen Seiten gegen ihn anstürmten. Der Abbé mußte unter dem Himmel stehenbleiben, der hin und her geworfen wurde wie ein auf hoher See von einem plötzlichen Windstoß gefülltes Segel. Er hielt das heilige Sakrament mit beiden Händen ganz hoch, aus Furcht, ein

letzter Stoß könnte es umwerfen. Denn er fühlte wohl, daß die goldene, sonnenglänzende Monstranz die leidenschaftliche Begierde dieses ganzen Volkes bildete: sie war der Gott, den man verlangte, um ihn zu küssen und in ihm aufzugehen, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu vernichten. Der Geistliche stand unbeweglich und richtete unruhige Blicke auf Berthaud.

»Laßt niemand passieren!« schrie dieser den Sänfenträgern zu. »Niemand! Der Befehl ist ausdrücklich. Hört ihr?«

Aber da wurden flehende Stimmen laut: armselige Andächtige schluchzten mit ausgestreckten Händen und verzerrten Lippen in dem wahnsinnigen Wunsch, daß man sie näherkommen und zu des Priesters Füßen auf die Knie fallen lassen möge. Welche Gnade, zur Erde geworfen, niedergetreten zu werden und die ganze Prozession über sich hinschreiten zu lassen! Ein Kranker zeigte

seine verdorrte Hand: er war überzeugt, sie würde wieder zu neuem Leben aufblühen, wenn man ihm die Monstranz anzurühren gestattete. Eine Stumme teilte mit starken Schultern wütende Stöße aus und drängte sich heran, um das Band ihrer Zunge durch einen Kuß zu lösen. Andere und immer wieder andere schrien, flehten und ballten endlich die Fäuste gegen die Grausamen, die den Leiden ihrer Leiber und dem Elend ihrer Seelen die Heilung verweigerten. Aber der Befehl galt für alle ohne Ausnahme, man fürchtete, es könnten sich sonst die schwersten Unfälle ereignen. »Niemand darf vor!« wiederholte Berthaud; »laßt niemand passieren!«

Es war jedoch eine Frau da, deren Anblick alle Herzen rührte. Armselig gekleidet, barhäuptig und mit tränennassem Gesicht hielt sie einen kleinen Knaben von etwa zehn Jahren auf den Armen, dessen beide Beine gelähmt waren und kraftlos herabhingen. Für ihre Schwäche bildete er eine zu schwere Bürde, aber sie



schien sie nicht zu fühlen. Sie hatte ihren Knaben hergebracht und beschwor nun die Sänftenträger mit einem stumpfen Starrsinn, den weder Worte noch Stöße überwältigen konnten, sie durchzulassen.

Endlich rief der Abbé Judaine sehr bewegt sie durch ein Zeichen zu sich. Der barmherzigen Absicht des Geistlichen gehorchend traten, obgleich es gefährlich war, eine Lücke zu öffnen, zwei Sänftenträger auf die Seite. Die Frau stürzte hindurch und warf sich mit ihrer Last vor dem Priester nieder. Einen Augenblick stellte dieser den Fuß des heiligen Sakraments auf den Kopf des kleinen Knaben und die Mutter selbst heftete ihre gierigen Lippen darauf.

Als man sich dann wieder auf den Weg machte, blieb sie hinter dem Altarhimmel. Sie begleitete die Prozession keuchend, mit im Winde flatternden Haaren und taumelnd unter der allzu schweren Bürde, die ihr die Schultern

zerbrach.

So überschritt man mit großer Mühe den Platz der Rosenkranzkirche. Dann begann der Aufstieg, der prächtige Aufstieg auf der monumentalen Rampe, während dessen Dauer hoch oben am Rande des Himmelsgewölbes, wo die Basilika ihre dünne Turmspitze in die Höhe streckte, sich harmonische Glockenstimmen aufschwangen, die den Triumph Unserer Lieben Frau von Lourdes in die Welt hinausläuteten. Diesen vergötternden Klängen, dieser hohen Pforte des Heiligtums, die der Unendlichkeit geöffnet schien, schwebte jetzt langsam der Altarhimmel entgegen über dem Meer der unermesslichen Menge, das unten fortwährend über die Plätze und durch die Alleen brauste. Der in Blau und Silber gekleidete Schweizer war mit dem Prozessionskreuz schon auf der Höhe des Kuppelgewölbes der Rosenkranzkirche, auf dem weiten Vorplatz vor den Dachbauten. Die Abordnungen des Pilgerzuges breiteten sich

dort aus, und die Fahnen aus Seide und Samt zeigten im Brand des Sonnenuntergangs ihre lebhaften Farben. Dann kamen die glänzenden Reihen des Klerus, die Priester in schneeweißen Chorhemden und goldenen Meßgewändern, einem Zug vorüberwandelnder Gestirne vergleichbar. Die Rauchfässer schwangen sich hin und her, und der Altarhimmel stieg, ohne daß man die Träger wahrnahm, immer höher, wie wenn eine geheimnisvolle Kraft, wie wenn unsichtbare Engel ihn zur weit geöffneten Himmelspforte emporgehoben hätten.

Gesänge waren angestimmt worden, denn jetzt, da man sich von der Menge losgemacht hatte, begehrten keine schreienden Stimmen mehr die Heilung der Kranken. Das Wunder hatte sich vollzogen, und man feierte es aus vollem Halse unter dem Geläute der in heiterer, zitternder Luft sich schwingenden Glocken.

»Magnificat anima mea Dominum.« Dieses schon in der Grotte gesungene Lob und Danklied stieg von neuem aus den Herzen auf.

»Et exultavit spiritus meus in Deo salutari meo ...«

Marie beteiligte sich an diesem strahlenden Aufstieg, an dieser Himmelfahrt auf den riesigen Rampen der lichtglänzenden Basilika entgegen mit wachsender, überschäumender Fröhlichkeit. Je höher sie kam, desto mehr schien es ihr, daß sie kräftiger würde und fester auf ihren vom Tode auferstandenen Beinen stünde. Der Wagen, den sie hinter sich her zog, war gleichsam die dem bezwungenen Leiden abgenommene Beute, die Hölle, aus der die Heilige Jungfrau sie erlöst hatte. Und obwohl ihr die Deichsel die Hände zerrieb, wollte sie ihn doch mit hinaufführen, um ihn zu Füßen Gottes niederzusetzen. Kein Hindernis konnte sie aufhalten, sie lachte unter schweren Tränen, ihre Brust hob sich und ihr

Gang war wie der eines Kriegers.

Pierre hielt sich am Arm des Paters Massias, der ihn nicht losgelassen hatte, in Maries Nähe. In seine übermäßige Gemütsbewegung verloren, war er unfähig, über etwas nachzudenken. Die mächtige Stimme seines Gefährten betäubte ihn.

»Desposuit potentes de sede et exaltavit humiles ...«

Auf der andern Seite zu seiner Rechten begleitete auch Berthaud, der jetzt beruhigt war, den Altarhimmel. Er hatte seinen Sänftenträgern den Befehl gegeben, die Kette aufzulösen und betrachtete nun mit entzückter Miene das Menschenmeer, das die Prozession soeben durchquert hatte. Je höher man emporstieg, desto weiter breiteten sich unten der Platz der Rosenkranzkirche sowie die Avenuen und Gartenalleen aus und entfalteten sich, schwarz von Menschen, vor den Blicken. Man sah aus der Vogelschau ein ganzes Volk,

ein mehr und mehr sich ausbreitendes und in die Ferne rückendes Ameisengewimmel.

»Sehen Sie nur!« sagte er endlich zu Pierre.  
»Wie großartig! Wie schön! ... Nun, es wird kein schlechtes Jahr geben.«

Für ihn war Lourdes hauptsächlich ein Herd für die Propaganda, in der er seinen politischen Groll befriedigte, und er freute sich über die zahlreichen Pilgerzüge, von denen er annahm, sie wären der Regierung unangenehm. Ach, hätte man doch nur die Arbeiter aus den Städten herbringen und eine katholische Demokratie gründen können!

»Das letzte Jahr«, fuhr er fort, »hat man es kaum auf zweihunderttausend Pilger gebracht. Ich hoffe, diese Ziffer wird in diesem Jahr überschritten.«

Und obgleich er ein leidenschaftlicher Fanatiker war, fügte er mit der heiteren Miene eines Lebemanns hinzu:

»Noch eben, während man sich zerdrückte, war ich ganz zufrieden ... Ich sagte mir: Die Sache geht, die Sache geht vorwärts!«

Aber Pierre hörte nicht auf ihn, da er von der Großartigkeit des Schauspiels gefangen genommen war.

Die Menschenmassen, die sich immer weiter ausdehnten, je mehr man sich über sie erhob, und dieses herrliche Tal zu seinen Füßen, das ihm seine immer weiter sich ausdehnende Tiefe zeigte und den prunkvollen Horizont des Gebirges vor ihm aufrollte, erfüllten ihn mit bebender Bewunderung. Seine Verwirrung war darunter gewachsen: er suchte Maries Blick und zeigte mit einer umfassenden Gebärde auf den unermesslichen Gesichtskreis. Diese Gebärde wurde von dem jungen Mädchen mißverstanden: in dem geistigen, schwärmerischen Zustand, in dem sie sich befand, sah sie nicht die körperliche Wirklichkeit des Schauspiels, sondern sie

glaubte, er nähme die Erde zum Zeugen für die Gnadenwunder, mit denen die Heilige Jungfrau sie beide eben überhäuft hatte. Denn sie bildete sich ein, auch er hätte seinen Anteil am Wunder erhalten, auch er, der ihrem Herzen so nahe stand, hätte sich umfassen gefühlt vom Strahl der Gnade, der ihr Fleisch gesunden ließ und sie auf die Füße stellte. Sie wähnte, er sei durch die nämliche göttliche Kraft gehoben, seine Seele vom Zweifel gerettet und dem Glauben wiedergegeben worden. Wie hätte er bei ihrer außerordentlichen Heilung zugegen sein können, ohne überzeugt zu werden? Überdies hatte sie die vorige Nacht vor der Grotte gebetet! Im Übermaß ihrer Freude erblickte sie auch ihn in einer Verklärung, und glaubte, auch er weine und lache, weil er Gott wiedergegeben sei. Das steigerte ihr Glücksfieber noch mehr, sie zog ihren Wagen mit unermüdlicher Hand, sie hätte ihn meilen und meilenweit ziehen mögen, immer höher



hinauf bis auf unzugängliche Bergesgipfel, bis in den blendenden Glanz des Paradieses, als ob sie auf diesem dröhnenden Aufstieg ihr doppeltes Kreuz getragen hätte, ihre eigene Erlösung und die Erlösung ihres Freundes.

»Pierre!« stammelte sie, »Pierre, wie gut ist es doch, daß uns dies große Glück zusammen, daß es uns miteinander zuteil wurde! Ich hatte es so inbrünstig von ihr begehrt und sie war gnädig. Sie hat auch Sie gerettet, indem sie mich rettete! ... Oh, ich habe gefühlt, wie sich Ihre Seele in meine Seele ergoß. Sagen Sie mir, daß unsere gegenseitigen Gebete erhört worden sind, daß ich Ihr Heil erwirkte, wie Sie mein Heil bewirkt haben!«

Er begriff ihren Irrtum und zitterte.

»Wenn Sie wüßten«, fuhr sie fort, »wie zum Tode betrübt ich wäre, wenn ich so ganz allein zum Licht aufsteigen müßte. Oh, wie schmerzlich wäre es mir, ohne Sie erwählt zu sein, ohne Sie da hinauf zu gehen! Aber mit

Ihnen, Pierre, ist es ein Entzücken! ... Gemeinsam gerettet und glücklich für immer! Ich fühle die Kraft in mir, glücklich zu werden. Oh, ich habe Kräfte, um die Welt in die Höhe zu heben.«

Er mußte ihr doch eine Antwort geben, und so log er, weil er sich gegen den Gedanken auflehnte, diese erhabene reine Glückseligkeit zu trüben und zu verderben.

»Ja, ja! Seien Sie glücklich, Marie! Denn ich selbst bin sehr glücklich, und alle unsere Schmerzen sind ausgeglichen.«

Aber durch sein Wesen ging ein tiefer Riß, als ob er plötzlich gefühlt hätte, wie ein roher Beilhieb sie voneinander trennte. In ihren bisherigen gemeinsamen Leiden war sie die kleine Freundin seiner Kindheit geblieben, das erste harmlos begehrte Weib, von dem er wußte, daß er stets ihm gehörte, weil es niemandem angehören konnte. Nun war sie geheilt, er blieb also allein in seiner Hölle und

mußte sich sagen, daß sie nie mehr ihm gehören würde. Dieser plötzlich auftauchende Gedanke bestürzte ihn derart, daß er die Augen abwandte. Er war in Verzweiflung darüber, daß das wunderbare Glück, über das sie frohlockte, ihm Leid bereitete.

Der Gesang setzte sich fort, und der Pater Massias stieß, ohne etwas zu hören oder zu sehen, ganz dem glühenden Dankgefühle gegen Gott hingegen, mit donnernder Stimme den letzten Vers aus:

»Sicut locutus est ad patres nostros et Abraham semini in saecula.«

Noch eine Rampe war zu erklimmen und noch ein Kraftaufwand zu machen, um über die glatten breiten Steinfliesen hin die Höhe des steilen Weges zu erreichen! Die Prozession stieg immerzu aufwärts und vollendete den Aufstieg bei vollem, hellen Tageslicht. Es kam die letzte Biegung und die Räder des Wagens rasselten gegen die Graniteinfassung. Immer

höher, immer höher rollte er, er stieß an den Rand des Himmels.

Da erschien auf einmal der Altarhimmel auf dem Gipfel der riesenhaften Rampen, dann vor der Tür der Basilika, und schließlich auf dem steinernen Balkon, der das weite freie Feld beherrschte. Der Abbé Judaine trat hinaus und hielt das heilige Sakrament mit beiden Händen in die Luft. In seiner Nähe hatte Marie ihren Wagen nach vorn gezogen, ihr Herz schlug von der Anstrengung des Marsches und ihr Gesicht flammte im Gold der aufgelösten Haare. Hinten stand der Klerus in Reihen, die Priester in schneeweißen Chorchemden und glänzenden Meßgewändern, während die Kirchenfahnen flatterten wie die Banner und Wimpel, die die weißen Balkongeländer schmückten.

Es war eine feierliche Minute.

Man konnte sich nichts Großartigeres denken als die Aussicht, die man von da oben genoß.

Zuerst sah man unten die Menge, das düster flutende Menschenmeer. In der sich unaufhörlich bewegenden, nur auf Augenblicke stillstehenden, wogenden See erkannte man als kleine bleiche Flecken die in Erwartung der Segenserteilung zur Basilika erhobenen Gesichter. So weit der Blick reichte, vom Platz der Rosenkranzkirche bis zum Gave, über die Alleen und Avenuen hin, über alle Kreuzwege, bis zur fernen alten Stadt hin, überall die kleinen blassen, unzähligen Gesichter, die alle mit weit aufgesperrtem Mund die Augen auf den hochheiligen Fleck Erde richteten, über dem sich bald der Himmel öffnen sollte. Dann tauchte das unermessliche Rundtheater der Anhöhen, Hügel und Berge empor. Es erhob sich von allen Seiten zu zahllosen Gipfeln, die sich in der blauen Luft verloren. Im Norden, jenseits des Gebirgsbachs und auf den ersten Abhängen sah man unter den Bäumen die zahlreichen Klöster der Karmeliter, Assomptonisten,

Dominikanerinnen und der Schwestern von Nevers. Der Brand der untergehenden Sonne vergoldete sie mit rosigem Widerschein. Danach bauten sich bewaldete Bergmassen übereinander auf, erreichten die Höhen des Buala, den der Julospaß überragte, der selbst wieder vom Miramont beherrscht wurde. Im Süden öffneten sich andere tiefe Täler und enge Bergschluchten, zwischen Haufen von riesigen Felsen, deren Fuß schon in bläulichem Schatten badete, während ihre Spitzen noch im lächelnden Licht der Abschied nehmenden Sonne funkelten. Auf dieser Seite zeigten sich auch die purpurgefärbten Hügel von Visens, die einem Korallenvorgebirge glichen, das den schlummernden See des Äthers mit einer durchsichtigen Schranke aus Saphir abspernte. Aber geradeaus nach Osten erweiterte sich noch der Horizont, man blickte dort über die Kreuz und Querwege der sieben Täler selbst hinweg. Das Schloß, das sie ehemals behütet hatte, stand noch auf dem vom Gave bespülten

Felsen mit seinem Wartturm und den hohen Mauern, die ihm das Ansehen einer grimmigen altertümlichen Festung verliehen. Diesseits lag die neue Stadt heiter inmitten ihrer Gärten hingebettet, eine üppige, rasch sich vermehrende Anhäufung von weißen Fassaden, großen Gasthöfen, zum Vermieten bestimmten möblierten Häusern und schönen Kaufläden. Die Schaufenster wurden jetzt erleuchtet und glänzten wie Kohlenglut, während sich hinter dem Schloß das alte Lourdes mit seinem Gewirr farbloser Dächer in staubigem roten Licht zur Schau stellte. Zu dieser späten Stunde erschienen der Kleine und der Große Gers, diese zwei ungeheuren, aus nackten, stellenweise mit glattem Gras bedeckten Felsen bestehenden Bergrücken, hinter denen das Tagesgestirn bei seinem Untergang mit königlicher Pracht verschwand, nur noch wie ein verschwommener veilchenblauer Hintergrund, wie zwei am Rande des Horizonts zugezogene Vorhänge.

Angesichts dieser Unermeßlichkeit hob der Abbé Judaine das heilige Sakrament mit beiden Händen höher und höher. Langsam wendete er es nach allen Seiten des Horizonts und ließ es am ganzen Himmel ein großes Kreuzzeichen beschreiben. Links begrüßte es die Klöster, die Höhenzüge des Buala, den Julospaß und den Miramont, rechts die großen Einschnitte der tiefliegenden dunklen Täler und die in Purpur getauchten Hügel von Visens, geradeaus die zwei Städte, das vom Gave bespülte Schloß, sowie den schon eingeschlummerten Kleinen und Großen Gers. Es begrüßte die Wälder, die Waldbäche, die Berge, die unbestimmten Umrisse der fernen Bergspitzen und die ganze innerhalb dieses Rundblicks sichtbare Erde. Friede der Erde, Hoffnung und Trost den Menschen!

Unten war die Menge erbebt, als das große Kreuzzeichen gemacht wurde, das sie alle umfaßte. Ein göttlicher Odem schien zu wehen, der die wogende See der kleinen



bleichen Gesichter, die zahlreich waren wie die Wellen eines Ozeans, in Bewegung setzte. Ein Murmeln der Anbetung stieg auf, und jeder Mund öffnete sich, um die Ehre Gottes zu verkünden, als die von der untergehenden Sonne voll getroffene Monstranz abermals wie eine zweite Sonne, wie eine Sonne aus reinem Gold erschien und das Zeichen des Kreuzes wie in Flammenzügen am Rande des Himmels beschrieb.

Die Fahnen, der Klerus und der Abbé Judaine unter dem Baldachin traten bereits in die Basilika zurück, als Marie im Augenblick, da auch sie, ohne die Deichsel ihres Wagens loszulassen, dort eintrat, von zwei Damen angehalten wurde, die sie weinend umarmten. Frau von Jonquièrre und ihre Tochter waren es, die, um der Segenserteilung beizuwohnen, den Weg heraufgemacht und das Wunder erfahren hatten.

»Ach, mein liebes Kind, welche Freude!« rief

die Pflegedame, »und wie stolz bin ich, Sie in meinem Saale zu haben. Für uns alle ist es eine unverhoffte Gnade, daß die Heilige Jungfrau Sie auserwählt hat.«

Das junge Mädchen hatte eine Hand der durch das Wunder Geheilten zwischen ihren Händen behalten.

»Gestatten Sie mir, Sie meine Freundin zu nennen? Ich habe Sie so sehr bedauert und bin nun so erfreut, Sie gehen und schon kräftig und so schön zu sehen. Lassen Sie sich noch einmal von mir umarmen. Das wird mir Glück bringen.«

Marie stammelte entzückt:

»Dank, tausend Dank ... von ganzem Herzen! Ich bin so glücklich, so glücklich!«

»Oh, wir verlassen Sie nicht mehr!« nahm Frau von Jonquière wieder das Wort. »Hörst du, Raymonde? Wir wollen sie begleiten und uns mit ihr auf die Knie werfen! Und nach der

Zeremonie werden wir sie wieder zurückführen.«

In der Tat schlossen sich die Damen dem Zug an und gingen an Pierres und des Paters Massias Seite hinter dem Altarhimmel bis in die Mitte des Chors, zwischen den Reihen der schon von den Abordnungen besetzten Stühle. Auf beiden Seiten des Hochaltars wurden nur die Fahnen zugelassen. Auch Marie wagte sich weiter vor und blieb mit ihrem kleinen Wagen, dessen starke Räder auf den Steinfliesen rasselten, erst unten an den Altarstufen stehen. Sie hatte den armseligen Wagen, in dem sie so viele Schmerzen erduldet hatte, dorthin gebracht, wohin der heilige Wahn ihrer Sehnsucht ihn zu ziehen geträumt hatte: in den Glanz des Hauses Gottes, damit er dort stünde als ein Beweis für das Wunder. Gleich bei ihrem Eintritt stimmte die Orgel ein Triumphlied an, in das das beglückte Volk mit donnerndem Jubel einfiel. Daraus löste sich bald eine himmlische Engelsstimme los, voll

heller Freude und rein wie Kristall. Der Abbé Judaine hatte soeben das heilige Sakrament auf den Altar niedergesetzt, die Menge füllte das Schiff der Kirche ganz aus, jeder nahm seinen Platz ein, man drängte sich zusammen und wartete auf den Anfang der Zeremonie. Marie war zwischen Frau von Jonquiére und Raymonde, deren Augen feucht vor Rührung waren, sogleich auf die Knie gesunken. Auch der Pater Massias, der sich nach der ungewöhnlichen nervösen Spannung, die ihn seit dem Verlassen der Grotte aufrechterhalten hatte, am Ende seiner Kraft befand, brach in Schluchzen aus, warf sich zu Boden und begrub das Gesicht in den Händen. Hinter ihnen standen Pierre und Berthaud, der immer noch die Aufsicht leitete und selbst inmitten der heftigsten Gemütsbewegungen mit spähenden Augen über die gute Ordnung wachte.

Betäubt durch das Orgelspiel, hob Pierre den Kopf und betrachtete in seiner Unruhe das

Innere der Basilika. Das Kirchenschiff war eng, hoch und mit lebhaften Farben bunt bemalt. Zahlreiche Fenster überfluteten es mit Licht. Seitenschiffe waren kaum vorhanden, nur ganz verkümmert erschienen sie in einem einfachen schmalen Gang, der zwischen den Pfeilerbündeln und Seitenaltären hinführte. Dieser Umstand schien jedoch den Aufschwung des Schiffes, das Emporstreben des Steins zu dünnen Linien von kindlicher Feinheit noch zu erhöhen. Ein ganz vergoldetes, gleich einem Spitzengewebe durchsichtiges Gitter schloß den Chor ab, in dem der mit Schnitzwerk bedeckte Hochaltar aus weißem Marmor seine jungfräulich reine Pracht entfaltete. Zum Erstaunen war aber besonders der außergewöhnliche Schmuck, der die ganze Kirche zu einem von Stickereien, Juwelierwaren, Fahnen und Votivtafeln überfließenden Schaukasten umwandelte. Ein ganzer Strom von Opfergaben und Geschenken war hierher geflossen und hatte

seine Flut an den Wänden abgelagert, die gleichsam von Gold, Silber, Samt und Seide rieselten. Die Kirche stellte ein von der Dankbarkeit unaufhörlich entflammtes Heiligtum dar, sie sang durch den Mund ihrer tausend Reichtümer ein ununterbrochenes Glaubens und Danklied.

Namentlich an Fahnen war Überfluß vorhanden, sie vermehrten sich zahllos wie die Blätter an den Bäumen. Etwa dreißig waren am Gewölbe aufgehängt. Andere, die oben den ganzen Umbau ausschmückten, erschienen wie von kleinen Säulen eingerahmte Gemälde. Sie breiteten sich längs der Mauern aus, wehten im Hintergrund der Kapellen und umgaben den Chor mit einem Himmel aus Seide, Atlas und Samt. Man zählte sie nach Hunderten, der Blick ermüdete in ihrer Bewunderung. Viele waren berühmt, denn sie waren so kunstvoll gearbeitet, daß sich bedeutende Stickerinnen bemühten, sie zu Gesicht zu bekommen. Dazu gehörte die Unserer Lieben Frau von

Fourvières mit dem Stadtwappen von Lyon, die elsässische aus schwarzem Samt mit Goldstickerei, die aus Lothringen, auf der man eine Jungfrau sieht, die mit ihrem Mantel zwei Kinder bedeckt, und die aus der Bretagne, blau und weiß, mit einem blutigen heiligen Herzen inmitten eines Strahlenkranzes. Alle Kaiserreiche, alle Königreiche der Erde fanden sich hier vertreten. Die fernsten Länder, Kanada, Brasilien, Chile, Haiti hatten ihre Banner aufgehängt, mit denen sie der Königin des Himmels fromme Ehrfurcht erwiesen hatten.

Neben den Fahnen war noch ein Wunderding zu sehen, nämlich die Tausende und aber Tausende von goldenen und silbernen, überall angehefteten Herzen, die an den Wänden leuchteten wie die Sterne am Firmament. Sie bildeten dort mystische Rosen, Blumengewinde und Blütenkränze, die an den Säulen emporstiegen, die Fenster einfaßten und die tiefen Kapellen wie Sternbilder

erhellten. Man hatte den sinnreichen Gedanken gehabt, mit diesen Herzen die verschiedenen Worte, die die Heilige Jungfrau an Bernadette gerichtet, in großen Buchstaben unter die Kuppel zu schreiben. So zog sich ein langer Fries um das Kirchenschiff herum, der die Freude der kindlichen Seelen ausmachte, die sich angelegentlich mit dem Buchstabieren der Worte beschäftigten. Die unendliche Zahl dieser stets sich vermehrenden lodernden Wunderherzen wirkte erdrückend, wenn man an alle die vor Dankbarkeit zitternden Hände dachte, die sie zum Geschenk gegeben hatten. Übrigens traten viele Motivbilder, und darunter die unerwartetsten, auch als Beigaben zum Kirchenschmuck auf. Unter Glas und Rahmen sah man Blumensträuße von Neuvermählten, Ehrenkreuze, Juwelen, Photographien, Rosenkränze und sogar Sporen. Es waren Offizierssachselstücke und auch Degen dabei. Unter diesen befand sich ein prächtiger Säbel, der als Andenken an eine wunderbare



Bekehrung zurückgelassen worden war.

Aber noch andere Reichtümer strahlten auf allen Seiten: Marmorstatuen, mit Diamanten geschmückte Diademe, ein wunderschöner, von den Damen von ganz Frankreich gestickter Teppich, und eine goldene, mit Email verzierte Palme, die der Papst gesandt hatte. Auch die von den Gewölben herabhängenden, teilweise massiv goldenen Lampen von feinster Arbeit waren Weihgeschenke. Man konnte sie nicht mehr zählen, sie schimmerten im Schiff der Kirche gleich kostbaren Gestirnen. Vor dem Tabernakel hing die von Irland gespendete Lampe, ein Meisterwerk der Ziselierkunst. Wieder andere, wie die von Valence, Lille, Macao und die aus dem Innern von China geschickten waren wirkliche Kleinodien und funkelten von edeln Steinen. Welch ein Glanz erstrahlte, wenn bei den großen abendlichen Zeremonien die zwanzig Kronleuchter des Chors angezündet waren, wenn Hunderte von

Lampen und Hunderte von Kerzen gleichzeitig brannten! Dann loderte die ganze Kirche, und alle kleinen Flammen des erleuchteten Gotteshauses spiegelten ihre Lichter in den tausend Feuern der Tausende von goldenen und silbernen Herzen wider. Dann entstand ein wunderbares Glühen, die Wände rieselten von lebhaft sprühenden Funken, man trat ein in die blendende Herrlichkeit des Paradieses, und dazwischen entrollten die unzähligen Fahnen auf allen Seiten ihre Seide, ihren Atlas und Samt, bestickt mit blutenden Herzen, sieghaften Heiligen und Bildern der Jungfrau, deren gütiges Lächeln Wunder wirkte.

Ach, wie viele Zeremonien hatten in dieser Basilika schon ihre Pracht entfaltet! Nie hörten Gottesdienst, Gebet und Gesänge darin auf. Von einem Ende des Jahres zum andern brannte der Weihrauch, dröhnte die Orgel und beteten kniende Menschenmassen aus ganzer Seele. Ununterbrochen wurden Messen gelesen, dann kamen die Vesper, die

Predigten, die Segensspendungen, ferner die sich täglich wiederholenden Andachtsübungen und die mit einer Pracht sondergleichen gefeierten Feste. Die geringsten Jahrestage wurden zum Vorwand für hochheilige Feierlichkeiten. Jeder Pilgerzug sollte seinen Teil an dem blendenden Schauspiel erhalten. Diese demütigen Dulder, die aus weiter Ferne kamen, mußte man doch getröstet und entzückt in die Heimat entlassen, wenn sie die Vision des halbgeöffneten Himmels mit sich nahmen. Sie hatten die Herrlichkeit Gottes geschaut und würden die Erinnerung daran in ewiger Ekstase bewahren. In der Tiefe armseliger, nackter Kammern und vor elenden Krankenbetten tauchte in der ganzen Christenheit die Basilika mit ihren flammenden Reichtümern auf wie ein Traum der Verheißung und der Gerechtigkeit, ja wie das Glück selbst und der Schatz des künftigen Lebens, in das die Armen nach ihrem langen irdischen Mühsal gewiß eines Tages eingehen

würden.

Pierre fand an nichts Freude. Er betrachtete diese glänzenden Dinge ohne Trost und ohne Hoffnung. Sein schreckliches Unbehagen wuchs, und es wurde finster in ihm, so finster wie bei einem Sturm, bei dem Gedanken und Empfindungen tosen und heulen. Von dem Augenblick an, da Marie sich von ihrem Wagen erhoben und gerufen hatte, daß sie geheilt sei, und seitdem sie so kräftig, so lebhaft, wie vom Tode auferstanden umherging, fühlte er eine unermessliche Traurigkeit sein Inneres erfüllen. Und doch liebte er sie mit leidenschaftlicher, brüderlicher Zuneigung, und als er sie nicht mehr leiden sah, hatte er ein grenzenloses Glück empfunden. Warum verursachte ihm also ihre Glückseligkeit ein solch peinliches Angstgefühl? Er konnte sie jetzt, da sie unter Tränen in ihrer wiedergewonnenen, größeren Schönheit strahlend, dort kniete, nicht mehr betrachten, ohne daß sein armes Herz wie aus

einer tödlichen Wunde blutete. Dessenungeachtet wollte er dableiben. Er wandte die Augen weg und suchte sich für den Pater Massias zu interessieren, der noch immer auf den Steinfliesen lag und von Schluchzen erschüttert wurde. Er beneidete ihn um die verzehrende Illusion der göttlichen Anbetung, in der er sich bis zur Vernichtung demütigte. Einen Augenblick schien sogar eine Fahne seine Teilnahme zu erregen, er befragte Berthaud darüber und erbat Erklärungen.

»Welche? Die Spitzenfahne dort unten?«

»Ja, die auf der linken Seite.«

»Das ist eine von Le Puy gestiftete Fahne. Die Wappen darauf sind die mit einem Rosenkranz verbundenen Wappen von Le Puy und Lourdes. Der Spitzenstoff ist so fein, daß man die ganze Fahne in der hohlen Hand halten könnte.«

Jetzt trat der Abbé Judaine vor, und die

Zeremonie begann. Die Orgel dröhnte aufs neue, und es wurde ein Lied gesungen, während das heilige Sakrament unter den goldenen und silbernen Herzen als königliches Gestirn auf dem Altar glänzte. Pierre hatte nicht die Kraft, länger zu bleiben. Da Marie Frau von Jonquiére und Raymonde als Begleiterinnen bei sich hatte, konnte er weggehen und in einem schattigen Winkel verschwinden, in dem er endlich weinen konnte. Er entschuldigte sich kurz und schützte sein Stelldichein mit Doktor Chassaigne vor. Dann hatte er aber noch eine Besorgnis. Er wußte nämlich nicht, wie er aus der Kirche hinauskommen sollte, so versperrte die Flut der Gläubigen die Pforte. Da kam ihm eine Eingebung: er ging durch die Sakristei und stieg auf der engen inneren Treppe in die Krypta hinab.

Dort umging ihn plötzlich tiefe Stille. Auf die freudigen Stimmen und den Wunderglanz von oben folgte der Schatten einer Totengruft. Die

in den Felsen eingehauene Krypta bestand aus zwei schmalen, durch die Grundmauer, die das Kirchenschiff trug, voneinander geschiedenen Gängen, die unter der Chorwölbung zu einer unterirdischen, Tag und Nacht von kleinen Lampen erhellten Kapelle führten. Ein dunkler Wald von Pfeilern kreuzte sich dort, und in ihrem Halbdunkel herrschte mystischer Schrecken. Die Mauern waren nackt wie der Stein des Grabes, in dessen Tiefe jeder Mensch seinen letzten Schlaf tun muß. In den Gängen sah man an den Wänden, die von oben bis unten marmorne Votivtafeln bedeckten, nur eine doppelte Reihe von Beichtstühlen, denn in diesem totenstillen Erdenwinkel legte man die Beichte ab. Es gab Priester, die in allen Zungen sprachen, um den aus allen Enden der Welt hierhergekommenen Sündern ihre Fehler zu vergeben.

Während sich oben die Menge drängte, war die Krypta zu dieser Stunde ganz verlassen, nicht eine einzige Seele belebte diesen Ort des

Schauders. In dieser erhabenen Stille, dieser düsteren kühlen Gruft warf sich Pierre auf die Knie nieder. Er tat es nicht, weil er ein Bedürfnis fühlte, zu beten und Gott zu verehren, sondern weil unter der moralischen Folter, die ihn zerriß, sein ganzes Wesen schwach wurde. Ihn quälte der Drang, sein Inneres klar zu erkennen. Ach, daß er sich nicht noch tiefer in das Nichts der Dinge versenken konnte! Daß er doch überlegen, begreifen und sich endlich beruhigen könnte!

Er durchlebte schreckliche Qualen. Er versuchte, sich jede einzelne Minute wieder zu vergegenwärtigen, seitdem Marie sich von ihrem Schmerzenslager erhoben und den Ruf der Auferstehung ausgestoßen hatte. Warum empfand er, trotzdem er sich brüderlich freute, als er sie wieder stehen sah, sofort ein heftiges Unbehagen, als ob ihn das tödlichste Unglück getroffen hätte? War er denn eifersüchtig auf die göttliche Gnade? Litt er darunter, daß die Jungfrau, indem sie Marie heilte, ihn, dessen



Seele so krank war, vergessen hatte? Er erinnerte sich der äußersten Frist, die er sich gegeben, des letzten Stelldicheins, das er dem Glauben festgesetzt hatte für den Augenblick, da das heilige Sakrament vorüberziehen und Marie geheilt würde. Und sie war geheilt worden, und er glaubte noch immer nicht! Und so hatte er auch fernerhin keine Hoffnung mehr, denn er würde nie wieder glauben. In grausamer, blendender Klarheit stand die Gewißheit vor ihm, daß Marie gerettet und daß er verloren war. Das angebliche Wunder, das sie zu einem neuen Leben erweckte, hatte in ihm jeden Glauben an das Übernatürliche vernichtet. Einen Augenblick hatte er geträumt, noch einmal den naiven, beglückenden Glauben eines kleinen Kindes suchen und ihn vielleicht in Lourdes wiederfinden zu können. Das war nicht mehr möglich. Nachdem das Wunder in nichts zusammen fiel und die von Beauclair vorausgesagte Heilung sich nachher von Punkt

zu Punkt erfüllt hatte, konnte sein Glaube nicht wieder aufblühen. Eifersüchtig war er nicht, o nein! Aber zerrüttet und todtraurig, daß er so ganz allein in der starren Öde seiner Vernunft ausharren sollte, um sich vergebens zurückzusehnen nach der Illusion, der Lüge und dem Glauben der Einfältigen, dessen sein Herz nicht mehr fähig war.

Ein Strom von Bitterkeit durchflutete Pierre, und Tränen stürzten aus seinen Augen. Von tiefster Seelenangst überwältigt, war er auf das Pflaster niedergeglitten. Es stieg in ihm die Erinnerung auf an die köstliche Zeit, die mit dem Tage ihren Anfang nahm, da Marie die Marter seines Zweifels ahnte. Sie hatte leidenschaftlich an seiner Bekehrung gearbeitet. Sie ergriff im Dunkeln seine Hand und gestand ihm verwirrt, daß sie für ihn beten, ja, aus ganzer Seele beten würde. Sie vergaß sich und bat die Heilige Jungfrau inständig, lieber ihren Freund als sie zu retten, wenn sie von ihrem göttlichen Sohn nur eine

einzigste Gnade erhalten könnte. Dann kamen ihm die herrlichen Stunden ins Gedächtnis, die sie in der finstern Nacht während des Vorbeizuges der Fackelprozession unter den Bäumen zugebracht hatten. Auch da hatte wieder einer für den anderen gebetet. Und sie hatten sich mit so glühendem Wunsch nach ihrem gegenseitigen Glück ineinander verloren, daß sie einen Augenblick den tiefen Grund jener Liebe berührten, die sich ganz hingibt und sich aufopfert. Und nun endete ihr langjähriges, tränenreiches, zärtliches Verhältnis, die reine Idylle ihrer Leiden, mit einer brutalen Trennung: sie war gerettet und strahlte, von den Gesängen der triumphierenden Basilika umwogt, während er zugrunde gerichtet und vor Elend schluchzend in eisiger Grabeseinsamkeit auf dem Boden der finstern Krypta lag. Es schien ihm, als hätte er sie ein zweitesmal verloren – verloren für immer!

Plötzlich fühlte Pierre, wie ihm dieser

Gedanke einen Stich mitten ins Herz versetzte. Er begriff endlich sein Leiden; Und es kam wie eine jähe Klarheit über ihn, die die schreckliche Krise, gegen die er sich wehrte, scharf beleuchtete. Zum erstenmal hatte er Marie verloren am Tage, da er Priester geworden war. Damals hatte er sich gesagt, er könne leicht darauf verzichten, ein Mann zu sein, da auch sie niemals Weib sein könnte. Jetzt war sie aber geheilt, jetzt wurde sie wieder zur Frau! Er dagegen war tot, er konnte kein Mann mehr werden! Nie würde es ihm gelingen, den Grabstein von sich zu wälzen, der ihn erdrückte und der sein Fleisch ertötete. Sie entwich und ließ ihn zurück in der kalten Erde. Vor ihr tat sich wieder die weite Welt auf, das lächelnde Glück, die auf sonnenhellen Wegen ihr entgegen lachende Liebe, ein Gatte, ohne Zweifel auch Kinder, während er wie bis über die Schultern eingescharrt war und nur sein Gehirn freibehielt, um noch mehr zu leiden. Als sie keinem anderen angehörte, war

sie noch sein gewesen, und nur darum lag er seit einer Stunde in so entsetzlicher Qual auf den Knien, weil sie ihm jetzt endgültig entrissen worden war, weil sie diesmal für immer von ihm getrennt wurde.

Eine rasende Wut packte ihn. Er fühlte sich versucht, wieder hinaufzugehen und Marie die Wahrheit ins Gesicht zu schreien. Das Wunder – eine Lüge ist es! Die hilfreiche Güte eines allmächtigen Gottes – reine Täuschung! Die Natur allein hatte gewirkt und das Leben noch einmal den Sieg davongetragen. Er hätte Beweise erbracht und ihr gezeigt, daß einzig und allein das Leben unumschränkt waltet und durch alle irdischen Leiden die Gesundheit wiederherstellt. Dann wären sie miteinander abgereist und weit, recht weit fortgezogen, um glücklich zu werden. Aber da überfiel ihn ein plötzlicher Schrecken. Wie? An diese kleine, reine Seele sollte er rühren, die Gläubigkeit in ihr ertönen und sie mit den Ruinen des Glaubens erfüllen, deren wüste Trümmer ihn

selbst zugrunde richteten? Das erschien ihm wie ein schrecklicher Frevel gegen Gott. Er würde sich später darüber entsetzt und geglaubt haben, er hätte sie ermordet, wenn er eines Tags zur Erkenntnis seiner Unfähigkeit gekommen wäre, ihr ein gleiches Glück dafür zu bieten. Vielleicht glaubte sie ihm auch gar nicht. Und überdies, würde sie je einen abtrünnigen Priester heiraten, nachdem sie die unvergeßliche Wonne bewahrte, in der Verzückung geheilt worden zu sein? All das erschien ihm wahnwitzig, widernatürlich und entehrend. Seine Empörung beruhigte sich bereits, er fühlte nur noch eine unendliche Mattigkeit und empfand in seinem armen, zermalnten und zerrissenen Herzen den brennenden Schmerz einer unheilbaren Wunde.

In seiner Verlassenheit und in der Öde, die ihn umgab, marterte ihn noch ein letzter Kampf. Was sollte er tun? Er hätte fliehen mögen, um Marie nicht mehr wiederzusehen, denn sein

Leiden hatte ihn feige gemacht. Er begriff gut, daß er jetzt lügen mußte, weil sie ihn auch für gerettet und bekehrt hielt. Sie glaubte, er wäre in der Seele genesen, wie sie am Leibe geheilt war. Während sie ihren Wagen über die Rampen zog, hatte sie ihm ihre Freude darüber mitgeteilt. O wie herrlich, daß ihnen das große Glück gleichzeitig, miteinander widerfahren war! Er hatte schon gelogen und würde gezwungen sein, immerfort zu lügen, um ihr die schöne, unschuldige Illusion nicht zu rauben. Er brachte das letzte, heftige Klopfen seiner Adern zur Ruhe und schwor, die erhabene Barmherzigkeit zu üben, sich zu verstellen, als hätte er den Frieden und die Wonne des Heils gefunden. Er wünschte sie vollkommen glücklich, ohne Betrübniß, ohne Zweifel, in der vollen Heiterkeit des Glaubens und überzeugt davon, daß die Heilige Jungfrau in ihre mystische Vereinigung eingewilligt habe. Was lag ihm an seiner Qual? Vielleicht würde seine Wunde sich später wieder

schließen. Und würde ihm in der trostlosen Einsamkeit, zu der ihn seine Vernunft verurteilte, nicht ihre Freude ein wenig Erleichterung bringen, jene Freude, deren ganzen trügerischen Trost er ihr lassen wollte?

Minuten verrannen, und noch immer blieb Pierre wie vernichtet auf den Steinfliesen liegen, um sein Fieber zu besänftigen. In der Erschlaffung des ganzen Wesens, das auf schwere Krisen folgt, konnte er keinen Gedanken mehr fassen: er fühlte nicht einmal mehr, daß er existierte. Da glaubte er, das Geräusch von Schritten zu hören, und hob sich mühsam in die Höhe. Er stellte sich, als läse er die Votivtafeln und die auf den Marmorplatten eingegrabenen Inschriften. Er hatte sich aber getäuscht: es war niemand da. Nichtsdestoweniger setzte er seinen Rundgang fort, zuerst ganz mechanisch und weil er eine Zerstreuung suchte, dann aber, weil er nach und nach von einer neuen Gemütsbewegung überwältigt wurde.



Er sah Dinge, die jeder Vorstellung spotteten. Glaube, Anbetung und Dankbarkeit waren auf diesen Marmorplatten mit goldgravierten Buchstaben in Hunderten und Tausenden von Exemplaren zum Ausdruck gebracht. Darunter fanden sich Inschriften, die in ihrer Einfalt zum Lachen reizten. Ein Oberst hatte seinen Fuß einmeißeln und dazu die Worte setzen lassen: »Du hast ihn mir bewahrt, laß ihn dir dienen!« Weiterhin las man: »Ihr Schutz erstrecke sich auf die Glaswaren!« Oder man ahnte die sonderbaren Bitten aus der freimütigen Unschuld der Danksagungen: »Der unbefleckten Marie dankt ein Familienvater für die wiedergegebene Gesundheit, den gewonnenen Prozeß und die erlangte Beförderung.« Aber das alles verlor sich im Zusammenklang der zum Himmel aufsteigenden Bittrufe. Liebende bitten: »Paul und Anna bitten Unsere Liebe Frau von Lourdes, ihre Vereinigung zu segnen.« Mütter rufen: »Dank Marien! Sie hat mein Kind

dreimal geheilt!« – »Dank für die Geburt MarieAntoinettes, die ich ihr anempfehle, sowie mich und die Meinigen.« – »Der drei Jahre alte P. D. ist der Liebe der Seinigen erhalten geblieben.« Gattinnen, erleichterte Kranke und dem Glück wiedergegebene Seelen rufen: »Schütze meinen Gatten; gib, daß er sich wohl befinde!« – »Ich war an beiden Beinen krank und bin nun geheilt!« – »Wir kamen und hoffen wieder.« – »Ich habe gebetet und geweint, und sie hat mich erhört.« Und noch andere Sprüche waren angebracht, Sprüche voll heimlicher Glut, die lange Romane vermuten ließen: »Du hast uns vereinigt, schütze uns!« – »Dank sei Marien für die größte der Wohltaten!« Dieselben Sprüche wiederholten sich immer wieder, es waren immer die nämlichen Worte leidenschaftlicher Inbrunst: Worte der Dankbarkeit, der Anerkennung und Huldigung, Dankgebete und Danksagungen. Ach, diese Hunderte und Tausende für ewig in

Marmor eingegrabenen Worte! Wie riefen sie doch aus der Tiefe der Krypta der Heiligen Jungfrau die immerwährende Verehrung der armseligen Menschen entgegen, denen sie zu Hilfe gekommen war!

Pierre wurde nicht müde zu lesen. Seinen Mund erfüllte Bitterkeit, und er wurde von wachsender Trostlosigkeit befallen. Nur er allein hatte also keine Hilfe zu erwarten? Wo so viele leidende Wesen erhört wurden, hatte er allein sich nicht verständlich zu machen gewußt? Jetzt dachte er an die außerordentliche Menge von Gebeten, die in Lourdes von einem Ende des Jahres bis zum andern gesprochen werden mußten. Er versuchte, deren Zahl abzuschätzen: er dachte an die vor der Grotte verlebten Tage, an die in der Rosenkranzkirche zugebrachten Nächte, an die Zeremonien in der Basilika und an die im Sonnenschein und bei Sternenlicht abgehaltenen Prozessionen. Die ununterbrochenen, zu allen Sekunden

aufsteigenden Gebete waren jedoch unberechenbar. Die Gläubigen wollten durch deren ungeheure Masse die Ohren Gottes ermüden und ihm so Gnade und Vergebung entlocken. Die Priester sagten, man müsse Gott die wegen der Sünden Frankreichs geforderte Sühne darbringen, und wenn die Summe dieser Sühngebete hinreiche, würde die Züchtigung Frankreichs aufhören. Wie hart ist es, an die Notwendigkeit dieser Züchtigung zu glauben! Welche grausame Einbildung des schwärzesten Pessimismus! Wie übel beschaffen mußte das Leben sein, daß ein solches Flehen, ein solcher Ruf körperlichen und moralischen Elends zum Himmel aufsteigen konnte!

Aber mitten in seiner unendlichen Traurigkeit fühlte Pierre, wie ihn ein tiefes Mitleid überkam. Ach, diese armselige Menschheit! Er war fassungslos, wenn er daran dachte, wie sie in ihrer Schwäche und Verlassenheit sich ihrer Vernunft begab, um das Glück, das noch

möglich war, in einen berausenden Traum zu setzen. Aufs neue füllten sich seine Augen mit Tränen, er weinte über sich selbst, über die andern und über alle armen gequälten Wesen, die das Bedürfnis fühlten, ihr Leid zu betäuben und einzuschläfern, um der Wirklichkeit dieser Welt zu entfliehen. Es schien ihm, als höre er noch die vor der Grotte kniende Menge ihr glühendes, flehentliches Gebet zum Himmel hinaufschreien, die Menge von zwanzig bis dreißigtausend Seelen, von der ein inbrünstiges Begehren aufstieg, das man im Sonnenschein wie Weihrauchwolken dampfen sah. Unter dieser Krypta, in der Rosenkranzkirche, loderte wiederum eine andere Glaubensschwärmerei. Dort verbrachte man ganze Nächte im Paradies der Verückung, unter den stummen Wonnen der Kommunion und unter wortlosen heißen Gebeten, in denen das ganze Geschöpf sich verzehrt, verbrennt und verflüchtigt. Und wie wenn das Geschrei vor der Grotte und die

immerwährende Anbetung in der Rosenkranzkirche nicht genügten, fingen die inbrünstigen Bittrufe um ihn herum, an den Wänden der Krypta, sich wieder zu erheben an. Hier aber verewigten sie sich im Marmor und verkündeten das menschliche Elend ohne Unterlaß bis in die fernsten Zeiten. Der Marmor und die Wände beteten, von dem allgemeinen Schauer des Mitleids befallen, der sich sogar auf die Steine erstreckte. Und höher, immer höher stieg das Gebet. Von der über ihm summenden Basilika, die in diesem Augenblick von einem rasenden Volk angefüllt war, dessen ungeheuern Atemhauch er durch die Steinfliesen des Kirchenschiffes hindurch zu vernehmen und in einen hoffnungsreichen Gesang ausbrechen zu hören glaubte, schwang es sich empor. Pierre wurde schließlich selbst mit hingerissen, als ob er sich inmitten der unermeßlichen, rauschenden Gebetsflut befunden hätte, die dem Staub des Erdbodens entquellend die Stockwerke der

übereinander gebauten Kirchen hinaufkletterte, sich von Tabernakel zu Tabernakel erweiterte und selbst die Mauern so erweichte, daß auch sie schluchzten und der Ruf des höchsten Elends in den Himmel dringen mußte, von dem sich die weiße Spitze und das hohe, am Ende des Turms angebrachte vergoldete Kreuz der Basilika abhob. O allmächtiger Gott! Göttliches Wesen! Hilfreiche Kraft! Wer du auch sein magst, hab' Erbarmen mit den armen Menschen, mache dem Leiden des Menschengeschlechts ein Ende!

Plötzlich fühlte Pierre sich geblendet. Er war dem Gange zur Linken gefolgt und trat oberhalb der Rampen ins volle Tageslicht hinaus. Sofort umfaßten ihn zwei Arme, die ihn zärtlich festhielten. Doktor Chassaigne war es, dessen Verabredung er vergessen und der ihn da erwartet hatte, um ihn zu Bernadettes Zimmer und zu des Kuraten Peyramale Kirche zu führen.

»Ach, mein Kind!« begann er, »wie groß, muß Ihre Freude sein ... Ich habe die große Neuigkeit von der außergewöhnlichen Gnade, mit der Unsere Liebe Frau von Lourdes Ihre Freundin bedacht hat, soeben erfahren. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vorgestern sagte? Ich bin jetzt ruhig, denn Sie selbst sind auch gerettet.«

Der sehr bleich gewordene Priester fühlte eine letzte Bitterkeit. Aber er konnte lächeln und antwortete sanft:

»Ja, wir sind gerettet, ich bin sehr glücklich.«

So nahm die Lüge, die göttliche Illusion, in der er die anderen aus Barmherzigkeit lassen wollte, ihren Anfang.

Die beiden Türflügel der Hauptpforte der Basilika standen weit offen, und der rote Strahl des Sonnenscheins erfüllte das Kirchenschiff von einem Ende bis zum andern. Alles flammte in hellem Glanz: das vergoldete Gitter



des Chors, die goldenen und silbernen Votivtafeln, die mit Edelsteinen verzierten Lampen, die glänzend gestickten Fahnen und die geschwungenen, fliegenden, Juwelen ähnlichen Rauchfässer. Ganz hinten im Hintergrund dieser lodernden Pracht, zwischen den schneeigen Chorhemden und den goldenen Meßgewändern, erkannte er Marie in ihren aufgelösten Haaren, die auch wie von Gold schimmerten und deren Flut sie mit einem aus Gold gewobenen Mantel bekleidete. Die Orgel stimmte einen majestätischen Gesang an, das rasende Volk jauchzte zu Gott, und der Abbé Judaine hatte soeben das auf dem Altar stehende Sakrament wieder ergriffen. Zum letztenmal zeigte er es, hoch erhoben und wie in einem Heiligenschein strahlend, dem Volk, und dabei strahlte das Innere der Basilika von Goldglanz, und alle Glocken verkündeten mit lauter, eherner Stimme den wunderbaren Triumph.

## V

Als sie gleich darauf die Rampen hinabstiegen, sagte Doktor Chassaigne zu Pierre:

»Sie sahen soeben den Triumph, ich werde Ihnen jetzt zwei große Ungerechtigkeiten zeigen.«

Und er führte ihn nach der Rue des PetitsFossés in das Zimmer der Bernadette, in die niedrige und dunkle Kammer, aus der sie am Tag, da ihr die Heilige Jungfrau erschien, herausgekommen war.

Die Rue des PetitsFossés zweigt von der alten Rue du Bois, der heutigen Rue de la Grotte, ab und schneidet die Rue de Tribunal. Sie bildet ein kleines, winkliges, sehr trauriges Gäßchen mit leichtem Gefälle. Selten sah man dort Leute gehen, sie wird nur von langen Mauern,

armseligen Häusern und düstern Fassaden eingefaßt, in denen sich kein Fenster öffnet. Ein Baum in einem Hofraum ist alles, was sie an Heiterem besitzt.

»Wir sind da«, sagte der Doktor.

Das Gäßchen wurde an dieser Stelle sehr schmal und eng, und das Haus befand sich gegenüber einer hohen, grauen und nackten Scheunenmauer. Beide hoben den Kopf und betrachteten das kleine Haus.

Es schien ausgestorben zu sein, hatte enge Fensterkreuze und einen groben bläulichen Kalkbewurf von blöder, armseliger Häßlichkeit. Unten der Hausgang war ganz dunkel, nur ein schwächtiges, altväterisches Gitter schloß ihn ab. Den zu ihm hinaufführenden Tritt bespülte der Bach, wenn er von Gewitterregen angeschwollen war.

Der Doktor fuhr fort:

»Treten Sie ein, mein Freund! Treten Sie ein!

Sie brauchen nur das Gitter aufzustoßen!«

Der Gang war tief, und Pierre folgte der feuchten Mauer mit der Hand, da er fürchtete, irgendeinen Fehltritt zu tun. Es schien ihm, als stiege er in voller Dunkelheit in einen Keller hinab, und er hatte die Empfindung, der schlüpfrige Boden unter ihm sei stets vom Wasser benetzt. Am Ende des Hausgangs wandte er sich auf eine neue Weisung des Doktors nach rechts.

»Bücken Sie sich, denn Sie könnten sich stoßen, die Tür ist sehr niedrig ... So, da sind wir!«

Wie die Straßentür stand auch diese Zimmertür weit offen, man kümmerte sich nicht um diesen verlassenem Raum. Pierre, der in der Mitte des Zimmers zögernd stehenblieb, weil seine Augen noch an die lebhaft Helle gewöhnt waren, die draußen herrschte, unterschied gar nichts. Er war in eine vollständige Finsternis hineingeraten. Eine

eisige Frische, ähnlich der Empfindung, die nasse Wäsche verursacht, erfaßte ihn an den Schultern.

Nach und nach gewöhnten sich aber seine Augen an die Dunkelheit. Die zwei Fenster von ungleicher Größe gingen auf einen engen innern Hof hinaus, in den nur grünliches Licht wie in die Tiefe eines Brunnens einfiel. Um am hellen Mittag in diesem Zimmer zu lesen, hätte es einer Kerze bedurft. Die Kammer, etwa vier Meter auf dreieinhalb Meter groß, war mit großen rauhen Steinen gepflastert, der Hauptbalken und die Durchzüge der Zimmerdecke hatten sich im Laufe der Zeit mit einer schmutzigen Rußfarbe bedeckt. Der Tür gegenüber befand sich der Kamin, ein elender Kamin aus Gips, dessen Sims ein altes, von den Würmern zerfressenes Brett bildete, und zwischen dem Kamin und dem einen Fenster ein Gußstein. Von den mit nassen Flecken bedeckten, zerfetzten und zersprungenen Wänden schuppte sich der alte

Mörtel ab, sie wurden schwarz und unsauber wie die Zimmerdecke. Möbel waren nicht mehr vorhanden, der Raum schien verlassen, und man sah nur undeutlich und verworren einige ungewöhnliche Gegenstände, die man im tiefen Schatten, der alle Winkel erfüllte, nicht erkennen konnte.

Nach längerem Schweigen begann der Doktor zu sprechen.

»Ja«, sagte er, »das ist das Zimmer, und von hier ist alles ausgegangen ... Nichts ist geändert worden, nur die Möbel sind nicht mehr da. Ich habe versucht, sie im Geist an ihre früheren Plätze zu stellen. Die Betten befanden sich sicherlich an der Wand gegenüber den Fenstern. Es waren wenigstens drei Betten, denn die Soubirous' waren sieben Personen: der Vater, die Mutter, zwei Knaben und drei Töchter ... Denken Sie! Drei Betten füllten dieses Zimmer aus, und sieben Personen lebten auf diesen paar

Quadratmetern! Und dieser Haufen war wie lebendig begraben, ohne Luft, ohne Licht und fast ohne Brot! Welch tiefes Elend und welche Erniedrigung armer, beklagenswerter Wesen!«

Aber er wurde unterbrochen. Ein Schatten, den Pierre zuerst für eine alte Frau hielt, trat ein. Es war ein Priester, der Vikar des Kirchspiels, der gegenwärtig das Haus bewohnte. Er kannte den Doktor.

»Ich habe Ihre Stimme gehört, Herr Chassaigne«, sagte er, »und bin deshalb gekommen ... Sie zeigen also das Zimmer noch jemandem?«

»In der Tat habe ich mir das erlaubt, Herr Abbé! ... Es stört Sie doch nicht?«

»Oh, ganz und gar nicht! ... Kommen Sie, sooft es Ihnen gefällt, und bringen Sie Leute mit, soviel Sie wollen!«

Er lachte verbindlich und begrüßte auch Pierre, der ihm, von seiner ruhigen

Sorglosigkeit überrascht, die Frage vorlegte:

»Fallen Ihnen die hierherkommenden Leute nicht bisweilen lästig?«

Nun schien der Vikar überrascht zu sein.

»Gewiß nicht!« antwortete er, »es kommt ja niemand ... Dies Zimmer ist hier kaum bekannt. Alle Welt bleibt drunten in der Grotte ... Ich lasse die Tür offen, um nicht stets rennen und laufen zu müssen. Aber es vergehen Tage ohne daß ich nur das leiseste Geräusch einer Maus höre.«

Die Augen Pierres gewöhnten sich mehr und mehr an die Dunkelheit, und er erkannte endlich in den alle Winkel erfüllenden, unbestimmten und beunruhigenden Gegenständen alte Fässer, Trümmer von Hühnerkäfigen, zerbrochene Geräte und alle Arten von Lumpen, die man zusammen auskehrt und in die Tiefe der Keller wirft. Dann bemerkte er an den Durchzugsbalken



aufgehängte Eßvorräte, einen Salatkorb voll Eier und Stränge dicker rosenfarbiger Zwiebeln.

»Wie ich sehe«, begann er mit einem leichten Beben aufs neue, »haben Sie geglaubt, das Zimmer benützen zu müssen.«

Der Vikar geriet in Verlegenheit.

»Gewiß ... so ist es... Ja, was soll ich tun? Das Haus ist klein, ich habe so wenig Platz. Und dann haben Sie auch keine Idee, wie feucht dieser Raum ist, es ist ganz unmöglich, ihn zu bewohnen ... Mein Gott! Da hat sich denn da alles nach und nach von selbst angehäuft, ohne daß man es wollte.«

»Und so wurde das Zimmer zu einer Rumpelkammer«, schloß Pierre.

»O nein, doch nicht! ... Es ist ein unbewohntes Zimmer, und wenn Sie darauf bestehen, meinerwegen ja, eine Rumpelkammer!«

Seine mit etwas Scham gemischte Verlegenheit nahm zu. Doktor Chassaigne blieb still und trat nicht dazwischen. Aber er lächelte und war augenscheinlich entzückt darüber, daß sein Gefährte sich gegen die menschliche Undankbarkeit auflehnte.

Dieser konnte sich nicht beherrschen und fuhr fort:

»Entschuldigen Sie, Herr Vikar, wenn ich wirklich darauf bestehe. Aber bedenken Sie doch, daß Sie Bernadette alles zu verdanken haben und daß Lourdes ohne sie eine der unbekanntesten Städte Frankreichs wäre ... Und meiner Ansicht nach hätte die Dankbarkeit des Kirchspiels dieses elende Zimmer wahrhaftig in eine Kapelle umwandeln müssen ...«

»Oh, in eine Kapelle!« unterbrach ihn der Vikar, »es handelt sich doch nur um ein menschliches Wesen, und die Kirche könnte ihm keinen Kultus weihen.«

»Nun gut! Sagen wir nicht eine Kapelle, sondern sagen wir, es müßten hier Lichter, Blumen und Rosensträube aufgestellt sein, die durch die Pietät der Einwohner und Pilger fortwährend zu erneuern wären ... Mit einem Wort: ich möchte ein wenig Zärtlichkeit, ein von gerührten Herzen gespendetes Andenken, ein Bild der Bernadette oder irgend etwas sehen, was in zarter Weise Zeugnis ablegt von dem Platz, den sie in aller Herzen behaupten muß ... Dieses Vergessen, die Vernachlässigung und der Schmutz, in den man das Zimmer verfallen ließ, sind abscheulich!«

Der Vikar, ein armer, unwissender und leicht beunruhigter Mann, trat sofort Pierres Ansicht bei.

»Im Grunde haben Sie tausendmal recht. Aber ich habe keine Macht, ich selber kann nichts in der Sache tun! ... Sobald man das Zimmer von mir begehrt, um es einzurichten, werde ich es

hergeben. Ich werde meine Fässer fortschaffen, obgleich ich wirklich nicht weiß, wo ich sie unterbringen soll ... Aber ich wiederhole, das hängt nicht von mir ab. Ich kann nichts, gar nichts in der Sache tun!«

Unter dem Vorwand, daß er einen Weg zu machen habe, nahm er in Eile Abschied und machte sich aus dem Staube, indem er zum Doktor Chassaigne aufs neue sagte:

»Bleiben Sie! Bleiben Sie, solange es Ihnen gefällt. Sie stören mich nie.«

Als der Doktor sich mit Pierre wieder allein befand, faßte er im überströmenden Erguß einer freudigen Empfindung dessen Hände.

»Ach, mein teures Kind!« sagte er, »welches Vergnügen haben Sie mir soeben bereitet! Wie haben Sie ihm gesagt, was schon seit langem in meinem Herzen kocht! ... Ich, wahrhaftig, hatte die Idee, jeden Morgen Rosen hierher zu bringen. Ich hätte einfach das Zimmer reinigen

lassen und würde mich begnügt haben, zwei dicke Rosensträuße auf den Kamin zu stellen. Sie wissen ja, ich habe Bernadette eine unendliche Zärtlichkeit gewidmet, und es schien mir, diese Rosen würden hier das Aufblühen, den Glanz und Duft ihres Andenkens darstellen ... Aber, aber ...«

Er machte eine hoffnungslose Gebärde.

»Mir hat stets der Mut dazu gefehlt ... Ja, ich sage der Mut. Noch niemand hat es gewagt, sich offen gegen die Patres von der Grotte zu erklären ... Man zögert, man weicht zurück vor einem religiösen Ärgernis. Denken Sie, welchen beklagenswerten Skandal es verursachen würde. Darum sind die, die sich gleich mir entrüsten, gezwungen zu schweigen, und bleiben lieber still.«

Schließlich fügte er noch hinzu:

»Mein liebes Kind! Um die Undankbarkeit und die Raubgier der Menschen ist es eine sehr

traurige Sache. Sooft ich hierher in dieses dunkle Elend komme, wird mir das Herz so schwer, daß ich meine Tränen nicht zurückhalten kann.«

Er hörte auf zu reden. Beide sprachen kein Wort mehr, beide waren von einer von dem Zimmer ausgehenden, drückenden Schwermut befallen. Finsternis umhüllte sie, die Feuchtigkeit inmitten der verfallenden Wände und des Staubs der angehäuften alten Lumpen ließ sie erbeben. Wiederum tauchte der Gedanke in ihnen auf, daß ohne Bernadette nichts von den Wundern bestehen würde, die aus Lourdes eine Stadt gemacht hatten, wie es in der Welt keine zweite gibt. Denn ihre Stimme hatte die wunderbare Quelle hervorsprudeln und die im Licht der Kerzen flammende Grotte öffnen lassen. Ungeheure Arbeiten wurden ausgeführt, neue Kirchen wuchsen aus dem Boden hervor, riesige Rampen führten zu Gott, und eine ganze neue Stadt wurde gegründet mit Gärten und

Spazierwegen, mit Quais und Brücken, mit Läden und Gasthöfen. Die entferntesten Völker der Erde strömten in Massen herbei, und es fiel ein so starker Millionenregen nieder, daß es schien, als ob die junge Stadt ins endlose wachsen und schließlich das ganze Tal von einem Ende der Berge bis zum andern anfüllen müsse. Wenn Bernadette nicht gewesen wäre, würde das alles nicht da sein. Das außerordentliche Abenteuer zerfiele in nichts, und das unbekannte alte Lourdes schliefe zu Füßen des Schlosses noch immer seinen seit Jahrhunderten andauernden Schlaf. Bernadette war die einzige, die das geschaffen hat, sie war die Schöpferin des Werkes. Und nun war dieses Zimmer, diese eigentliche Wiege des Wunders und des wunderbaren künftigen Glücks, es war herabgewürdigt, dem Ungeziefer zur Beute überlassen, gerade gut genug, um Zwiebeln und leere Fässer darin aufzuheben.

Da erhob sich der Widerspruch im Geiste

Pierres mit solcher Stärke, daß er den Triumph noch einmal sah, dem er soeben beigewohnt hatte, daß er wieder sah, wie überaus hoch man die Grotte und die Basilika verehrte, und wie Marie ihren Wagen ziehend, unter dem Jubelgeschrei der Menge hinter dem heiligen Sakrament aufwärts stieg. Aber alles überstrahlte die Grotte. Sie war nicht mehr die alte, wilde Felsenhöhle am wüsten Ufer des Gebirgsbachs, vor der das Kind ehemals niedergekniet war, sondern die mit Reichtümern ausgestattete, im Lichterglanz brennende Kapelle, vor der die Nationen vorüberzogen. Aller Lärm und aller Glanz, alle Anbetung und alles Geld machten sich dort inmitten der Pracht eines fortwährenden Siegeszuges breit. Aber hier in der Wiege des Ganzen, in diesem eiskalten, düsteren Loch befand sich keine Seele. Da brannte keine Kerze, da erschallte kein Gesang, da gab es keine Blume. Niemand kam hierher, niemand kniete hier nieder und betete. Nur einige



empfindsame Besucher hatten, um ein Andenken mitzunehmen, kleine Splitter von dem als Kaminsims dienenden halbverfaulten Brette mit ihren Fingern abgebröckelt. Der Klerus wollte nichts wissen von diesem Ort des Elends, zu dem sich die Prozessionen wie zu einem Altar der Verklärung hätten begeben müssen. Denn hier hatte das arme Kind seinen Traum begonnen, als es in einer kalten Nacht von einem Anfall seiner Krankheit ergriffen wurde und die ganze Familie in tiefem Schläfe lag. Von hier war es ausgegangen und hatte unbewußt diesen Traum mitgetragen, der im vollen Tageslicht aufs neue in ihm erstand, um so lieblich zu einer Legende aufzublühen. Und nun machte kein Mensch mehr diesen Weg. Vergessen und der Finsternis überlassen war die Krippe, in der das kleine, unscheinbare Samenkorn gekeimt hatte, dessen wunderbare Ernten jetzt mit großartigen, pomphaften Zeremonien eingeheimst wurden.

Pierre, dessen menschenfreundliches Gemüt

diese ganze Geschichte erregte, faßte endlich seine Gedanken in ein Wort zusammen, indem er halblaut sagte:

»Ein Bethlehem!«

»Ja«, antwortete Doktor Chassaigne, »in armseliger Wohnung, in elendem Asyl werden die neuen Religionen des Duldens und des Mitleids geboren. Ich frage mich bisweilen, ob nicht alles besser so bleibt, wie es ist, und ob man dies Zimmer nicht lieber in seiner Armut und Vernachlässigung erhalten soll. Mir scheint, daß Bernadette dadurch nichts verliert, denn wenn ich hier eine Stunde verbringe, fühle ich mich noch mehr zu ihr hingezogen.«

Er schwieg wieder, dann sagte er mit einer Gebärde der Empörung:

»Doch nein! Ich kann die Undankbarkeit nicht verzeihen, sie bringt mich außer Fassung. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin davon überzeugt, daß Bernadette freiwillig nach

Nevers ins Kloster ging. Und dieselben Leute, die die Herren zu sein wünschen, bieten auch heute alle Mittel auf, um die Erinnerung an Bernadette zum Schweigen zu bringen. Ach, wenn ich Ihnen alles sagen würde!«

Nach und nach erleichterte er sich, indem er weiter erzählte. Die Patres von der Grotte fürchteten die tote Bernadette, deren Werk sie so gierig ausbeuteten, noch mehr als die lebende. Solange sie am Leben war, bestand ihr größter Schrecken sicherlich darin, daß sie nach Lourdes zurückkommen könnte, um die Beute mit ihnen zu teilen. Sie wurden einzig und allein durch ihre Demut beruhigt, denn sie war durchaus nicht herrschsüchtig, sondern hatte selber das Dunkel der Entsagung gewählt, worin sie verlöschen sollte. Jetzt aber zitterten sie noch mehr bei dem Gedanken, daß ein anderer Wille die Reliquien der Seherin zurückbringen könnte. Gleich am Tag nach dem Tode war dem Stadtrat der Gedanke gekommen, die Stadt sollte ein Grabmal

errichten, und man sprach von der Eröffnung einer Subskription. Die Schwestern von Nevers schlugen es aber glatt ab, den Leichnam, der ihnen gehörte, auszuliefern. Damals hatte alle Welt den Einfluß der sehr beunruhigten Patres gefühlt, die hinter den Schwestern standen, handelten und sich mit ihrer ganzen Macht dieser Rückkehr der verehrten Asche widersetzen, denn sie witterten darin eine mögliche Konkurrenz für die Grotte. Man stelle sich, vor, was ihnen drohte! Ein Grabmal auf dem Friedhof, zu dem die Pilger sich in Prozession begeben, dessen Marmor die Kranken fieberhaft küssen würden und an dem sich unter heiliger Inbrunst Wunder vollziehen könnten! Das bedeutete eine wirkliche, unheilvolle Konkurrenz, die Verlegung der Andacht und des Wunders an einen andern Ort. Und immer wieder kam die große, die einzige Furcht, teilen zu müssen, wenn die nunmehr klug gewordene Stadt aus dem Grabmal ihren Vorteil zu ziehen wüßte.

Man sagte den Patres sogar einen Plan voll tiefer Arglist nach. Sie sollten den heimlichen Gedanken gefaßt haben, den Leichnam der Bernadette für sich selbst aufzusparen, und die Schwestern von Nevers hätten sich einfach verpflichtet, ihn für sie im Frieden ihrer Kapelle zu hüten. Aber sie warteten die Zeit ab und wollten ihn erst dann hierherbringen, wenn der Andrang der Pilger abzunehmen beginne. Was nützte diese feierliche Überführung jetzt, da immer zahlreichere Volksmassen herbei strömten? Wenn aber der außergewöhnliche Erfolg Unserer Lieben Frau von Lourdes wie alle Dinge dieser Welt auf die Neige ginge, so konnte man sich denken, welch neues Erwachen des Glaubens die feierliche, überall widerhallende Zeremonie verursachen würde, eine Zeremonie, bei der die Christenheit sehen sollte, wie die Überreste der Auserwählten wieder Besitz ergriffen von der heiligen Erde, der sie so viele Wunder hatte entsprossen lassen. Und auf dem Marmor

ihres Grabes, vor der Grotte oder im Chor der Basilika, würden die Wunder von neuem ihren Anfang nehmen!

»Sie können lange suchen«, fuhr Doktor Chassaing fort, »aber Sie werden in Lourdes kein einziges, mit geistlicher Genehmigung aufgestelltes Bild der Bernadette finden. Man verkauft ihr Bildnis, aber nirgends, in keinen Heiligtum ist eines zu sehen. Dieses Vergessen ist die Frucht eines Systems. Und dieses System entspringt dem nämlichen Gefühl dumpfer Besorgnis, das das traurige Zimmer, in dem wir uns befinden, in Schweigen und Verlassenheit hat versinken lassen. Wie man die Möglichkeit eines Kults auf ihrem Grabe fürchtet, so fürchtet man es möchte das Volk hierherkommen und auf die Knie fallen, sobald eines Tages auf dem Kamin zwei Kerzen brennen und zwei Rosensträucher blühen würden. Und wenn dann eine Gelähmte aufstünde mit dem Ruf, daß sie geheilt sei, welch ein Ärgernis, welche Unruhe in den

Seelen der guten Handelsleute von der Grotte, die ihr Vorrecht bedroht sähen! Sie sind die Herren und beabsichtigen, die Herren zu bleiben, und sie wollen nichts aus der Hand geben. Und dennoch zittern sie. Ja, sie zittern vor dem Andenken an die Arbeiter der ersten Stunde, an das kleine Mädchen, das im Tod so groß ist und dessen ungeheures Erbe sie mit solcher Begehrlichkeit erfüllt, daß sie nicht einmal wagen, seinen eingekerkerten Leichnam wieder hierherzubringen!«

Ach, wie kläglich war das Schicksal dieses armen Wesens, das von den Lebenden abgesondert wurde und dessen Leichnam man nun mit der Verbannung belegte! Wie sehr bedauerte Pierre das armselige Geschöpf, das nur auserwählt zu sein schien, um im Leben und im Tod zu leiden! In den Augen Pierres blieb sie die Auserwählte und Märtyrerin, und wenn er auch nicht mehr glauben konnte, wenn die Geschichte dieser Unglücklichen auch hinreichte, um den Glauben in ihm ganz

zu vernichten, so erschütterte sie trotzdem sein brüderliches Gefühl, indem sie ihm eine neue Religion offenbarte, die Religion des menschlichen Lebens und des menschlichen Leidens.

Gerade vor dem Verlassen des Zimmers rief Doktor Chassaigne:

»Hier, mein liebes Kind, werden wir zum Glauben gezwungen! Betrachten Sie dies dunkle Loch, und denken Sie an die glänzende Grotte, die triumphierende Basilika, an die ganze neu gebaute Stadt, an diese neu geschaffene Welt und die zusammenströmenden Völkermassen! Wenn aber Bernadette nur eine Närrin war, ist dann das Abenteuer nicht noch erstaunlicher und unerklärlicher? Wie? Der Traum einer Wahnsinnigen hätte genügt, um die Nationen derart in Bewegung zu setzen? Nein, nein! Das Wehen eines göttlichen Hauchs war hier bemerkbar, und das allein vermag das Wunder



zu erklären!«

Pierre stand im Begriff, eine lebhafte Antwort zu geben. Ja, es war so! Das Wehen eines Hauchs, das Schluchzen des Schmerzes, die unauslöschliche Sehnsucht nach der erhofften Unendlichkeit hatte gewaltet. Wenn der Traum eines leidenden Kindes genügt hatte, um die Völker herbeizuführen, Millionen regnen und eine neue Stadt aus dem Boden wachsen zu lassen, geschah dies nicht deshalb, weil dieser Traum den Hunger der armen Menschen, ihr unersättliches Bedürfnis, betrogen und getröstet zu werden, einigermaßen stillte? Bernadette hatte ohne Zweifel in einem sehr günstigen geschichtlichen Augenblick das Unbekannte wieder erschlossen, und die Massen hatten sich darauf gestürzt. Oh, wenn man doch im Geheimnisvollen seine Zuflucht fände, da die Wirklichkeit zu hart ist! Wenn man dem Wunder vertrauen dürfte, da die grausame Natur doch nur voller Ungerechtigkeit zu sein scheint! Aber es ist

vergeblich, das Unbekannte zu organisieren, es in Dogmen zusammenzufassen und als offenbarte Religion darzustellen. Im Grunde ist es immer nur der Ruf des Leidens, der Aufschrei des Lebens, das Gesundheit, Freude und Glück verlangt und bereit ist, diese Güter in einer andern Welt anzunehmen, wenn es sie auf dieser Erde nicht haben kann. Was nützt also der Dogmenglaube? Ist es nicht genug, wenn man weint und liebt?

Aber Pierre kleidete seine abweichende Meinung nicht in Worte. Er hielt die Antwort, die ihm auf die Lippen stieg, zurück. Übrigens war er der Überzeugung, daß das ewige Bedürfnis nach dem Übernatürlichen in dem vom Schmerz heimgesuchten Menschen den ewigen Glauben lebendig erhält. Das unmöglich zu beweisende Wunder sollte das für die Menschheit unentbehrliche Brot sein. Und hatte er sich nicht zugeschworen, in barmherziger Liebe niemanden mehr durch seine Zweifel zu betrüben?

»Ein großes Wunder, nicht wahr?« beharrte der Doktor auf seiner Ansicht.

»Gewiß!« antwortete er endlich. »In diesem armseligen, feuchten und schwarzen Zimmer hat sich das ganze menschliche Drama abgespielt, alle unbekannten Kräfte haben darin mitgewirkt.«

Sie verharrten noch einige Minuten im Schweigen. Dann gingen sie nochmals an den Wänden entlang, erhoben die Augen zur verräucherten Zimmerdecke und warfen einen letzten Blick in den engen, von grünlichem Licht erfüllten Hofraum. Diese verfallene Dürftigkeit mit ihren Spinnengewebe, diese alten Fässer, außer Gebrauch gesetzten Werkzeuge und Trümmer, die in den Winkeln verfaulten, waren wirklich tief betrübend. Und langsam gingen sie schließlich, ohne ein Wort zu sagen, fort, da ihnen eine unsagbare Traurigkeit die Kehle zusammenschnürte.

Erst auf der Straße schien Doktor Chassaigne

wieder zu erwachen. Er beschleunigte seine Schritte und sagte:

»Wir sind noch nicht zu Ende, folgen Sie mir, lieber Pierre. Wir wollen jetzt die Stätte der andern großen Ungerechtigkeit in Augenschein nehmen.«

Er sprach vom Abbé Peyramale und seiner Kirche. Sie überschritten die Place du Porche und bogen in die Rue SaintPierre ein. Sie waren bald an Ort und Stelle. Das Gespräch kam jetzt wieder auf die Patres von der Grotte zurück, sowie auf den schrecklichen Krieg, den der Pater Sempeé, ohne Pardon zu geben, gegen den ehemaligen Kuraten von Lourdes geführt hatte. Dieser war besiegt worden und in schrecklicher Verbitterung gestorben. Und nachdem man ihn durch Gram ums Leben gebracht hatte, hatte man auch seine Kirche, die er unausgebaut, ohne Dach, dem Wind und Wetter geöffnet, hinterlassen hatte, ganz vernichtet. Mit welch herrlichen Träumen

hatte diese monumentale Kirche die letzten Jahre seines Daseins erfüllt! Seitdem man ihn aus dem Besitz der Grotte vertrieben, seit man ihn aus dem für Unsere Liebe Frau von Lourdes errichteten Werk verjagt hatte, bildete diese Kirche seine Vergeltung, seinen Protest gegen die ihm widerfahrene Unbill, seinen eigenen Anteil am Ruhme. Sie sollte das Haus Gottes werden, in dem er triumphieren und aus dem er endlose Prozessionen führen wollte. Der Herrscher und Gebieter, der im tiefsten Innern seines Wesens lebte, der Hirt großer Volksmassen und der Tempelbauer hatte eine ungeduldige Freude, wenn er die Arbeiten beschleunigen konnte. Dabei war er unvorsichtig wie alle leidenschaftlichen Menschen, kümmerte sich nicht um die Schulden und ließ sich von den Unternehmern bestehlen, wenn er nur stets ein Volk von Arbeitern auf den Baugerüsten fand. Und er sah seine Kirche wachsen, im Geiste sah er sie schon fertig gebaut, wie sie ganz neu dastand

und an einem schönen Sommermorgen im Licht der aufgehenden Sonne glänzte.

Ach, diese unablässig heraufbeschworene Vision gab ihm allein den Mut zum Kampf inmitten des heimlichen Mords, von dem er sich umgeben fühlte. Vor seinem geistigen Auge erhob sich endlich die den weiten Platz beherrschende Kirche in riesiger Majestät. Er hatte sie in romanischem Stil sehr groß, aber einfach, neunzig Meter lang und hundertundvierzig Meter hoch, gewünscht. Am Abend vorher hatte man sie von den letzten Gerüsten befreit, und nun glänzte sie in ihrer Jugendfrische, mit ihren breiten regelmäßig aufgebauten Steinschichten im hellen Sonnenlicht. Die Dächer des Schiffs, des Querschiffs und des Chors befanden sich in gleicher Höhe über dem Gesims, das mit einfachen Verzierungen ausgeschmückt war. Ebenso wiesen die Fensteröffnungen der Seitenschiffe und des Hauptschiffs keinen andern Schmuck auf als von Pfeilern getragene

Skulpturen. Im Geiste stand er still vor den großen Glasfenstern des Querschiffs, deren Rosetten funkelten, dann setzte er seinen Rundgang fort, hinter der runden Chorwölbung vorbei, an die die Sakristei mit zwei Reihen kleiner Fenster angebaut war. Er kam zurück und konnte sich nicht satt sehen an der königlichen Gliederung des Baues, den erhabenen Linien, die sich am blauen Himmel abzeichneten, den übereinander geschichteten Dächern und dieser ganzen ungeheuren Masse, deren Festigkeit den Jahrhunderten Trotz bot. Wenn er aber die Augen schloß, dann beschwor er mit stolzem Entzücken die Fassade und den Glockenturm herauf: unten die dreifache Halle, die beiden Hallen rechts und links mit ihren eine Terrasse bildenden Dächern, während der aus der mittleren Halle herauswachsende Glockenturm sich mit mächtigem Schwung in die Lüfte erhob. Auch da trugen die auf Sockeln ruhenden Säulen nur verzierte Gesimse. Auf der Spitze einer Zinne

zwischen den zwei hohen Fensteröffnungen des ersten Stockwerks stand unter einem Baldachin die Statue Unserer Lieben Frau von Lourdes. Und es schien dem Abbé, als sei seine glühende Priesterseele gewachsen, es schien ihm, als habe sie sich emporgeschwungen, um dort oben ganz nahe bei Gott durch alle Zeitalter hindurch Zeugnis von seinem Glauben abzulegen.

Zu anderen Zeiten war er von einer andern Vision noch stärker entzückt. Er glaubte dann das Innere seiner Kirche an dem Tage zu sehen, da er seine erste feierliche Messe darin zelebrieren würde. Die farbigen Glasfenster warfen feurige Lichter, die wie Edelsteine glänzten, die zwölf Kapellen der Seitenschiffe strahlten im Kerzenglanz. Er selber stand am marmornen, mit Gold verzierten Hochaltar. Die vierzehn Säulen des Schiffs, jede aus einem einzigen Block pyrenäischen Marmors und alles herrliche Geschenke aus allen Weltgegenden der Christenheit, schwangen



sich in die Höhe und stützten das Gewölbe, das die dröhnenden Stimmen der Orgel mit einem Freudengesang erfüllten. Ein Volk von Gläubigen kniete auf den Fliesen vor dem Chor, das ein mit bewundernswerter Holzschnitzerei bedecktes Gitter umgab. Die Kanzel, das königliche Geschenk einer hohen Dame, war ein aus einem ganzen Eichenstamm herausgemeißeltes Wunder der Kunst. Den Taufstein hatte ein Künstler von großem Talent in harten Stein gehauen. Meisterhafte Gemälde schmückten die Wände, Hostienkelche, kostbare Monstranzen und glänzende heilige Gewänder waren in der Tiefe der Sakristeischränke aufgehäuft. Welch herrlicher Traum war es, Hohepriester eines solchen Tempels zu sein, darin zu herrschen, nachdem man ihn mit leidenschaftlicher Begeisterung erbaut hatte, und die aus der ganzen Welt herbeigeeilten Volksmassen zu segnen, während das volltönende Geläute des Glockenturms der Grotte und der Basilika

verkünden würden, daß sie unten im alten Lourdes eine Nebenbuhlerin und sieghafte Schwester besaßen, in der Gott ebenfalls seine Triumphe feierte!

Nachdem sie einen Augenblick der Rue SaintPierre gefolgt waren, bogen der Doktor Chassaigne und sein Begleiter in die kleine Rue de Langelles ein.

»Wir sind gleich dort«, sagte der Doktor.

Pierre schaute sich um, sah aber nichts von einer Kirche. Man sah nur elende Hütten, die ein mit schmutzigen Bauwerken angefülltes, armseliges Vorstadtviertel darstellten. Ferner bemerkte er im Hintergrunde einer Sackgasse einen alten, halb verfaulten Pfahlzaun, der noch das weite, viereckige Gebiet zwischen der SaintPierre, Baguères, Langelles und Jardinsstraße einschloß.

»Wir müssen uns links halten«, begann der Doktor wieder, der sich in einen engen,

zwischen den Schutthaufen führenden Gang hineingewagt hatte. »Da sind wir jetzt.«

Plötzlich zeigte sich die Ruine mitten in ihrer häßlichen und armseligen Umgebung.

Das ganze mächtige Gerippe des Hauptschiffs und der Seitenschiffe, des Querflügels und der Chorböschung stand vor ihnen. Die Mauern erhoben sich überall bis zum Beginn der Gewölbe. Man trat ein wie in eine wirkliche Kirche, konnte darin nach Belieben herumgehen und erkannte die gewöhnlichen Abteilungen eines Gotteshauses. Aber wenn man die Augen hob, dann sah man den Himmel: die Bedachung fehlte, der Regen fiel herein, und der Wind fegte frei darin herum. Bald waren es fünfzehn Jahre, seitdem die Arbeiten aufgegeben worden und die Dinge im gleichen Zustand geblieben waren, in dem sie der letzte Arbeiter verlassen hatte. Zunächst traten dem Beschauer die zehn Säulen des Schiffs und die vier Chorpfeiler entgegen.

Man hatte diese herrlichen, je aus einem einzigen Block pyrenäischen Marmors gefertigten Säulen mit einem Brettermantel bekleidet, um sie gegen jede Beschädigung zu schützen. Die Säulenfüße und Kapitelle waren noch roh und harrten der Bildhauer. Diese mit Holz überkleideten Säulen riefen einen recht traurigen Eindruck hervor. Wie Schwermut stieg es auch von dem ganzen, ummauerten, weit offenstehenden Raum und vom Gras auf, das den wüsten, holperigen Boden der Seitenschiffe und des Hauptschiffs überwucherte, – ein dichtes Friedhofsgras, durch das die Frauen der Nachbarschaft mit der Zeit Fußpfade getreten hatten. Sie kamen hierher, um ihre nasse Wäsche auszubreiten. In den letzten, durch die leeren, breiten Fensterhöhlen einfallenden Sonnenstrahlen trocknete gerade eine aus dicken Tüchern, zerfetzten Hemden und Kinderwindeln bestehende Armenwäsche.

Ohne zu sprechen, machten Pierre und Doktor

Chassaigne einen langsamen Rundgang um das Innere der Kirche. Die zehn Kapellen der Seitenschiffe bildeten Abteilungen voller Schutt und Trümmer. Den Boden des Chors hatte man zementiert, ohne Zweifel um die darunterliegende Krypta vor dem Eindringen des Wassers zu schützen. Leider aber senkten sich die Gewölbe, es hatte sich da eine Vertiefung gebildet, die das Gewitter der vorigen Nacht in einen kleinen See verwandelt hatte. Im übrigen hatten diese Teile des Querschiffs und des Chors am wenigsten gelitten. Nicht ein Stein war von seiner Stelle gewichen, die großen Rosetten über dem Triforium schienen auf ihre Glasfenster zu warten. Aber als sie wieder zurückgegangen waren und ins Freie hinaustraten, um die Fassade zu betrachten, da zeigte sich erst der klägliche Verfall dieser jungen Ruine. Auf dieser Seite hatte man die Arbeiten viel weniger gefördert, nur die dreifache Vorhalle war ausgebaut. Fünfzehn Jahre der

Vernachlässigung hatten jedoch den Winterstürmen genügt, um das Schnitzwerk, die kleinen Säulen und die Verzierungen anzufressen, eine wahrhaft seltsame Zerstörungsarbeit war da vor sich gegangen: es schien, als ob der stark angefressene Stein unter Tränen verfallen wäre. Das Herz krampfte sich beim Anblick dieser Zerstörung zusammen, die sich an dem Werk vergriff, noch bevor es vollendet war.

Sie gingen ins Schiff zurück, ergriffen von der schrecklichen Traurigkeit dieses Mordes. Das weite, wüste Grundstück im Innern war von den Trümmern der Baugerüste versperrt, die man halb verfault hatte abschlagen müssen. Man fürchtete, durch ihren Einsturz könnten Menschen erschlagen werden. Mitten im hohen Gras lagen überall Bretter, Gerüststangen und Bogen umher, alte Seile, die die Feuchtigkeit zerfraß. Auch das schwächliche Gestell einer Welle war vorhanden, das sich wie ein Balkenträger in

die Höhe reckte. Schaufelstiele und Stücke von Schubkarren lagen noch zwischen vergessenen Materialien und Haufen grünlicher, mit Moosflecken bedeckter Ziegelsteine, auf denen Schlingpflanzen blühten. Unter den Brennesseln, die den Boden bedeckten, sah man stellenweise die Schienen der kleinen Eisenbahn, die man für die Materialzufuhr eingerichtet hatte. Ein dazu gehöriger Wagen ruhte umgestürzt in einem Winkel. Das traurigste unter all diesen der Vernichtung geweihten Dingen war aber die Lokomobile, die unter dem Dach des Schuppens, der ihr ein Obdach gewährte, zurückgeblieben war. Seit fünfzehn Jahren stand sie dort, erkaltet, tot. Der Schuppen war schließlich über ihr eingefallen, breite Löcher ließen dem Regen einen Weg, um sie bei jedem Guß zu durchnässen. Ein Ende des die Welle in Bewegung setzenden Transmissionsriemens hing schlaff an ihr herab, gleich dem Faden einer Riesenspinne.

Und auch ihre Stahl und Kupferteile gingen unter Rost und Flechten zugrunde und waren mit im Laufe der Zeit entstandenen Gewächsen bedeckt. Gelbliche Flecken gaben ihr das Aussehen einer ganz alten Maschine, die mit Gras überwuchert und von vielen Wintern schlimm zugerichtet worden war. Diese tote, kalte Maschine mit ihrem erloschenen Herd unter ihrem stummen Dampfkessel war einst die Seele dieser Arbeiten, die davongeflogen war in der vergeblichen Erwartung des großmütigen und mildtätigen Herzens, das Heckenrosen und Brombeerbüsche durchbrechen sollte, um die Dornröschenkirche aus ihrem tiefen Ruinenschlaf zu wecken!

Endlich sprach Doktor Chassaigne wieder.

»Ach«, sagte er, »wenn man bedenkt, daß fünfzigtausend Frank gereicht hätten, um ein solches Unglück zu verhindern! Mit fünfzigtausend Frank konnte man eindecken,



der Rohbau war gerettet, und man hätte Zeit genug gehabt, das Weitere abzuwarten. Aber sie wollten das Werk vernichten, wie sie den Menschen getötet hatten.«

Mit einer nach unten weisenden Gebärde bezeichnete er die Patres von der Grotte als die, von denen er sprach, die er aber zu nennen vermied.

»Und dabei heißt es, daß sie jährlich achtmalhunderttausend Frank einnehmen! Sie schicken Geschenke nach Rom, um mächtige Freundschaften zu unterhalten.«

Wider seinen Willen zog er gegen die Widersacher des Kuraten Peyramale abermals ins Feld. Die ganze Geschichte erfüllte ihn mit einem gerechten heiligen Zorn. Angesichts der kläglichen Ruine setzte er noch einmal die Tatsachen zusammen: der Kurat warf sich enthusiastisch auf den Bau seiner Kirche, stürzte sich in Schulden und ließ sich bestehlen, während der Pater Sempé auf der

Lauer stand, aus jedem seiner Fehler Vorteil zog, ihn beim Bischof in Mißkredit brachte, endlich den Strom der Almosen unterband und dann die Arbeiten einstellen ließ. Nach dem Tode des Besiegten kamen die endlosen Prozesse, fünfzehn Prozeßjahre, die dem schlechten Wetter Zeit gelassen hatten, das Werk anzufressen. Jetzt befand es sich in einem so kläglichen Zustand und die Schuld war zu einer so bedeutenden Höhe gestiegen, daß nun alles aus zu sein schien. Der langsame Tod, die Vernichtung der Steine vollendete sich, die vom Regen zerschlagene, vom Moos angefressene Lokomobile fiel unter ihrem eingestürzten Schuppen bald in Trümmer.

»Ich weiß wohl, sie triumphieren jetzt, denn nur sie allein sind noch da. Das wünschten sie so sehnlich, die absoluten Herren wollten sie sein und alle Macht und alles Geld für sich allein behalten. Ich kann Ihnen sagen, daß ihr Schrecken vor einer Konkurrenz sie sogar dazu getrieben hat, die religiösen Orden von

Lourdes fernzuhalten, die sich hier niederzulassen beabsichtigten. Jesuiten, Dominikaner, Benediktiner, Kapuziner und Karmeliter haben darum angehalten, aber den Patres von der Grotte ist es stets gelungen, sie fernzuhalten. Sie dulden nur die Frauenorden, sie wollen nur eine Herde. Und ihnen gehört auch die Stadt, sie unterhalten Läden darin und treiben Handel mit Gott im großen und kleinen.«

Langsam war er zwischen den Schutthaufen in die Mitte des Hauptschiffs zurückgekehrt. Nun zeigte er mit einer großen Gebärde auf ihre verwüstete Umgebung.

»Betrachten Sie dieses traurige, schreckliche Elend! Die Rosenkranzkirche und die Basilika da drüben haben mehr als drei Millionen gekostet.«

Wie in dem schwarzen, kalten Zimmer der Bernadette, sah Pierre auch hier die in ihrem Triumph erstrahlende Basilika sich erheben.

Nicht hier hatte sich der Traum des Abbé Peyramale verwirklicht, nicht hier, wo er als amtierender Priester das kniende Volk segnen wollte, während die dröhnende Orgel ein Freudenlied anstimmte. Vor seinem geistigen Auge stieg die Basilika auf, in der alle Glocken läuteten, die von dem Ausbruch übermenschlicher Freude über ein Wunder erdröhnte, und die ganz in Flammen loderte – die Basilika mit ihren Fahnen und Lampen, ihren goldenen und silbernen Herzen, mit ihrem in Gold gekleideten Klerus und ihrer einem goldenen Gestirn ähnlichen Monstranz. Wie in Glut getaucht leuchtete sie in der untergehenden Sonne und berührte mit ihrer Turmspitze den Himmel, während Milliarden von Gebeten, die ihre Mauern erschütterten, aus ihr sich emporschwangen. Hier dagegen zerfiel eine Kirche in Staub, die unterging, noch ehe sie ganz erstanden war, eine Kirche, die durch bischöfliche Verordnung mit dem Verbot belegt worden war und die, allen

Wänden preisgegeben, offenstand. Jedes Gewitter riß ein wenig von den Steinen mit fort, große Fliegen summten in den Brennesseln, die den Boden des Schiffs überwucherten, und in ihr sah man keine anderen Andächtigen als die Frauen aus der Nachbarschaft, die herkamen, um ihre auf dem Gras ausgebreitete armselige Wäsche umzuwenden. Mitten in dem düsteren Schweigen schien es, als ob eine Stimme dumpf schluchzte, vielleicht war es die Stimme der Marmorsäulen, die unter ihrem Brettermantel ihre unnütze Pracht beweinten. Bisweilen flogen Vögel durch die öde Chorwölbung und stießen Schreie aus. Ganze Banden von ungeheuren Ratten, die unter den Trümmern der abgeschlagenen Baugerüste eine Zuflucht gefunden hatten, bissen sich herum und hüpfen in einem Schreckensgalopp aus ihren Löchern hervor. Man konnte sich nichts Beklemmenderes, nichts Niederdrückenderes vorstellen als diese mit

Absicht gewollte Ruine gegenüber ihrer triumphierenden Nebenbuhlerin, der von Gold strahlenden Basilika.

Wiederum sagte Doktor Chassaigne einfach:

»Kommen Sie!«

Sie traten vor die Kirche hinaus, gingen längs des linken Seitenschiffes hin und kamen vor eine aus etlichen zusammenagenelten Brettern plump hergestellte Tür. Als sie eine hölzerne, halb zerbrochene Treppe, deren Stufen unter ihren Tritten schwankten, hinabgestiegen waren, befanden sie sich in der Krypta.

Es war ein niedriger Saal mit platten Gewölben, genau in der Anordnung des Chors. Die im rohen Zustand gelassenen kurzen, dicken Säulen harrten ebenfalls der Bildhauerarbeiten. Materialien lagen da und dort umher, Holzstücke verfaulten auf der Erde, der ganze weite Saal hatte nur einen

weißen Gipsbewurf, die vernachlässigten, abgenutzten Maurerarbeiten wurden nie zu Ende geführt Drei im Hintergrund angebrachte Fensteröffnungen, die ehemals mit Glasscheiben versehen waren, von denen aber keine einzige mehr übrig war, beleuchteten die trostlose Nacktheit der Wände mit hellem, kalten Licht.

Und dort in der Mitte schlief der Leichnam des Kuraten Peyramale. Liebevoller Freunde hatten die rührende Idee gehabt, ihn in der Krypta seiner unvollendeten Kirche zu begraben. Das auf einem breiten Tritt ruhende Grabmal bestand ganz aus Marmor. Die Inschriften in goldenen Buchstaben gaben den Gedanken seiner Freunde kund, die sich an der Errichtung des Grabmals beteiligt hatten. Sie waren der Ausdruck der Wahrheit und Genugtuung, der vom Denkmal ausging. Auf der Vorderseite war zu lesen: »Mit frommen Gaben, die aus der ganzen Welt zusammengeflossen sind, wurde diese Gruft

dem gesegneten Angedenken des großen Dieners Unserer Lieben Frau von Lourdes errichtet.« Rechts standen folgende Worte aus einem Breve Pius' IX.: »Du hast Dich ganz und gar hingeopfert, um der Muttergottes einen Tempel zu bauen.« Und links das Wort des Evangeliums: »Selig sind, so Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen.« War dies nicht die wahrhaftige Klage, die berechtigte Hoffnung des Besiegten, der so lange gekämpft hatte, nur weil er die ihm von Bernadette überbrachten Befehle der Jungfrau streng auszuführen wünschte? Und unsere Liebe Frau von Lourdes war da. Eine kleine, unscheinbare Statue war oberhalb der Grabinschrift an der Mauer angebracht, die nur einige an Nägeln aufgehängte Perlenkränze schmückten. Vor dem Grabmal standen wie vor der Grotte fünf oder sechs Bänke für die Gläubigen, die sich setzen wollten.

Mit einer neuen Gebärde der Entrüstung und des Erbarmens zeigte aber jetzt Doktor



Chassaigne dem jungen Priester einen ungeheuren feuchten Fleck, der die hintere Wand grün färbte. Pierre erinnerte sich des kleinen Sees, den er oben auf dem vom Chor losgetrennten Zement bemerkt hatte. Er bestand aus einer beträchtlichen Wassermasse, die das Gewitter der vorigen Nacht zurückgelassen hatte. Offenbar sickerte das Wasser durch. Wenn zeitweise starker Regen fiel, so floß eine wirkliche Quelle herab, die die Krypta überschwemmte. Allen beiden tat das Herz weh, als sie bemerkten, wie das Wasser in dünnen Fäden die Wölbung entlang rann und in großen, regelmäßigen Tropfen auf das Grab niederfiel.

Pierre stand, von einer Art heiligen Entsetzens erfaßt, unbeweglich da. Der Tote, der hier unter diesen herabfallenden Tropfen lag, den Stürmen ausgesetzt, die im Winter durch die zerbrochenen Fensterscheiben eindringen mußten, erschien ihm beklagenswert und tragisch. Er nahm eine wilde Größe an, in

seinem reichen Marmorgrab mitten unter dem Schutt und den zerfallenden Ruinen seiner Kirche. Er war der einsame Hüter dieser Kirche. Der schlafende und träumende Tote bewachte ihre leeren, allen Nachtvögeln offen stehenden Räume. Er lag hier als stummer, hartnäckiger, ewiger Protest und wartete. Im Sarg liegend, mit der Ewigkeit vor sich, um sich in Geduld zu fassen, wartete er unverdrossen auf die Arbeiter, die vielleicht an einem schönen Aprilmorgen zurückkommen würden. Wenn es auch zehn Jahre dauern würde, er war da. Und wenn es ein Jahrhundert dauerte, war er auch noch da. Er wartete darauf, daß die oben im Grase des Hauptschiffs verfaulten Baugerüste, durch ein Wunder gleichsam vom Tode auferweckt, wieder an den Mauern aufgestellt würden. Er wartete darauf, daß die mit Moos bedeckte Lokomobile plötzlich wieder geheizt sein und ihr Leben und ihre Kraft wiedererlangen würde, um die Dachbalken in die Höhe zu

ziehen. Sein geliebtes Werk, der Riesenbau, stürzte ihm auf das Haupt, er aber bewachte mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen den Schutt und wartete.

Mit halblauter Stimme erzählte der Doktor die grausame Geschichte, wie man auch das Grab des Kuraten Peyramale verfolgte, nachdem man ihn und sein Werk verfolgt hatte. Ursprünglich war eine Büste des Kuraten dagewesen, und fromme Hände unterhielten vor dieser Büste die kleine Flamme einer Lampe. Als aber einmal eine Frau mit dem Gesicht auf die Erde fiel und sagte, sie habe die Seele des Verstorbenen erblickt, da gerieten die Patres von der Grotte in Aufregung. Sollten sich etwa Wunder ereignen? Schon brachten einige Kranke ganze Tage auf den Bänken vor dem Grabe zu. Andere knieten dort, küßten den Marmor und flehten um ihre Heilung. Das war ein Schrecken! Wenn diese Leute gesund würden und die Grotte einen Konkurrenten bekäme in

diesem Märtyrer, der mitten unter alten, von den Mauern zurückgelassenen Werkzeugen einsam dalag! Da veröffentlichte der von der Sache verständigte, durch die Patres bearbeitete Bischof von Tarbes die Verordnung, die die Kirche mit dem Verbot belegte, jeden Gottesdienst am Grabe des vormaligen Kuraten von Lourdes sowie jede Wallfahrt und Prozession verbot. Wie es bei Bernadette geschehen war, wurde nun auch das Andenken an den Abbé Peyramale geächtet. So erbittert die Patres von der Grotte den lebenden Mann verfolgt hatten, ebenso erbittert verfolgten sie das Gedächtnis des großen Toten. Sie verfolgten ihn bis in sein Grab. Sie allein verhinderten es und verhindern es noch heute, daß die Arbeiten an der Kirche wieder aufgenommen werden, sie legen diesem Vorhaben fortwährend Hindernisse in den Weg, weil sie sich weigern, ihre reiche Ernte zu teilen. Und es scheint, sie erwarten, daß die eindringenden winterlichen

Regengüsse das Werk der Zerstörung vollenden, daß die Gewölbe und Mauern und der ganze riesige Bau auf das Marmorgrab, auf den Leichnam des Besiegten herabstürzen, damit er darunter zermalmt und verschüttet werde!

»Ach«, flüsterte der Doktor, »und ich habe ihn in seiner Tapferkeit und in seiner Begeisterung für alle edlen Werke selbst gekannt! Und jetzt, Sie sehen es, jetzt regnet es auf sein Grab!«

Mühsam ließ er sich auf die Knie nieder und beruhigte sich in einem langen Gebet.

Pierre, der nicht beten konnte, blieb stehen. Ihn hatte in seiner Menschenliebe eine solche Bewegung erfaßt, daß sein Herz überströmte. Er hörte, wie die schweren, vom Gewölbe herabfallenden Tropfen nacheinander in langsamem Rhythmus auf dem Grabe zerplatzten, und sie schienen in dem tiefen Schweigen die Sekunden der Ewigkeit zu zählen. Er gedachte des ewigen Elends dieser

Welt, auf der immer die Besten zum Leiden auserwählt sind. Die zwei großen Arbeiter Unserer Lieben Frau von Lourdes, Bernadette und der Abbé Peyramale, lebten wieder auf vor ihm als zwei beklagenswerte Opfer, die man im Leben gepeinigt und nach ihrem Tod verbannt hatte. Gewiß, das hatte den Glauben in ihm ganz getötet, denn Bernadette war, wie er am Ende seiner Untersuchung jetzt gefunden hatte, nur ein menschliches Wesen, eine mit allen Schmerzen beladene Schwester. Und zwei Tränen rollten langsam über seine Wangen.

## **Fünfter Tag**

### ***I***

In dieser Nacht konnte Pierre im Hotel des

Apparitions wieder kein Auge schließen. Nachdem er im Hospital vorgesprochen hatte, um sich nach Marie zu erkundigen, die seit ihrer Rückkehr von der Prozession einen tiefen, köstlichen und kräftigenden Kindesschlummer schlief, hatte er sich, über das Nichterscheinen des Herrn von Guersaint beunruhigt, selbst zur Ruhe begeben. Er erwartete ihn spätestens zum Abendbrot. Zweifellos hatte ihn ein Unfall in Gavarnie zurückgehalten, und er dachte an die Qual des jungen Mädchens, wenn ihr Vater sie am nächsten Morgen nicht umarmen würde. Bei diesem lebenswürdig zerstreuten Manne mit dem Vogelgehirn waren alle Vermutungen, alle Befürchtungen möglich.

Vielleicht hatte diese Unruhe zuerst allein genügt, um Pierre trotz seiner großen Müdigkeit wach zu halten. Dann aber war der nächtliche Lärm in dem Hotel wirklich unerträglich geworden. Der nächste Tag, Dienstag, war zur Abreise bestimmt. Es war

der letzte Tag, den die nationale Pilgerschaft in Lourdes zubringen sollte, und zweifellos benutzten die Wallfahrer begierig die Stunden. Sie kamen von der Grotte, kehrten mitten in der Nacht dorthin zurück und versuchten, dem Himmel durch ihr Treiben ihre Wünsche abzutrotzen, ohne der geringsten Ruhe zu bedürfen. Die Türen wurden zugeschlagen, die Dielen erbebten, das ganze Haus zitterte wie unter dem zügellosen Galopp einer Menschenmenge. Noch nie hatten die Mauern von so hartnäckigen Hustenanfällen, von so dumpfen, undeutlichen Stimmen widergehallt.

Pierre, den die Schlaflosigkeit wach hielt, fuhr empor und erhob sich mit dem beständigen Gedanken, es müsse Herr von Guersaint sein, der nach Hause käme. Mehrere Minuten lang lauschte er in fieberhafter Erwartung, aber er vernahm nur den außergewöhnlichen Lärm auf dem Flur, aus dem er nichts Deutliches heraushörte. Waren es links der Priester, die Mutter und ihre drei Kinder, die Familie der



alten Leute, die an den Möbeln herumstießen? Oder war es vielmehr rechts die andere, überaus zahlreiche Familie, oder der alleinstehende Herr, die junge, alleinstehende Dame, die unbegreifliche Ereignisse in irgendwelche Abenteuer stürzten? Einen Augenblick sprang er aus dem Bett und wollte das leere Zimmer seines abwesenden Gefährten durchsuchen, denn er war fest überzeugt, es gingen böse Dinge darin vor.

Aber er mochte noch so aufmerksam lauschen, er verstand hinter der dünnen Scheidewand nichts weiter als das zarte Flüstern zweier Stimmen, die mit Zärtlichkeit sprachen. Plötzlich kam ihm wieder Frau Volmar in den Sinn, und fröstelnd legte er sich wieder nieder.

Endlich bei Tagesanbruch schlief Pierre ein, als harte Schläge, die an die Tür dröhnten, ihn auffahren ließen. Diesmal täuschte er sich nicht, eine laute, angsterstickte Stimme schrie:

»Herr Abbé, Herr Abbé, wachen Sie, bitte,

auf!«

Es war gewiß Herr von Guersaint, den man womöglich tot nach Hause brachte. Entsetzt eilte er im Hemd an die Tür, um zu öffnen, und sah seinen Nachbar, Herrn Vigneron, vor sich.

»Oh, bitte, Herr Abbé, kleiden Sie sich schnell an. Man bedarf Ihres heiligen Dienstes.«

Nun erzählte er, daß er eben aufgestanden sei, um auf seiner Uhr, die er auf den Kamin gelegt habe, nach der Zeit zu sehen, als er aus dem Nebenzimmer, in dem Frau Chaise lag, herzzaerreißende Seufzer vernahm. Aus Freundlichkeit, um mehr mit ihnen beisammen sein zu können, hatte sie die Verbindungstür offengelassen. Natürlich war er gleich zu ihr gestürzt, hatte die Vorhänge aufgezogen und Licht und Luft hereingelassen.

»Unsere arme Tante lag auf ihrem Bett, schon halb blau, mit aufgesperrtem Munde, ohne

Atem schöpfen zu können, die Hände zwischen die Decken gepreßt. Sie verstehen, ihre Herzkrankheit ... Kommen Sie, kommen Sie schnell, Herr Abbé, um ihr zu helfen, ich bitte Sie darum.« In der Bestürzung fand Pierre weder sein Beinkleid noch seine Soutane.

»Gewiß, gewiß gehe ich mit Ihnen, aber die Letzte Ölung kann ich ihr nicht geben, ich habe das Nötige nicht bei mir.«

Herr Vigneron half ihm beim Anziehen und kauerte sich an der Erde nieder, um die Pantoffeln zu suchen.

»Das tut nichts, schon Ihr Anblick wird ihr die schweren Augenblicke erleichtern, wenn Gott uns diese Prüfung schickt. So, ziehen Sie sich zuerst die Stiefel an, und folgen Sie mir, bitte!«

Wie ein Wirbelwind schoß er davon und stürzte in das Nebenzimmer. Alle Türen waren

weit offengeblieben. Der junge Priester, der ihm folgte, bemerkte in dem ersten Zimmer, das in unglaublicher Unordnung war, nur den kleinen Gustave, der halbnackt, mit ganz bleichem Gesicht, vergessen und zähneklappernd, unbeweglich auf dem Sofa saß, auf dem er zu schlafen pflegte. Ausgeleerte Koffer versperrten den Weg, Wurst und Speisereste beschmutzten den Tisch, das Bett des Vaters und der Mutter schien von der Katastrophe gleichsam verwüstet, die Decken waren heruntergezerrt und auf die Erde geworfen worden. In demselben Augenblick bemerkte er auch im zweiten Zimmer die Mutter, die in der Eile ein altes gelbes Morgenkleid übergeworfen hatte und nun mit entsetzter Miene da stand.

»Nun, meine Liebe?« wiederholte Herr Vigneron stotternd.

Ohne zu antworten, zeigte Frau Vigneron mit einer Handbewegung auf Frau Chaise, die, den

Kopf auf das Kissen zurückgeworfen, die Hände verdreht und steif, sich nicht mehr rührte. Das Gesicht war blau, der Mund stand weit offen.

Pierre hatte sich vorgeneigt. Dann sagte er mit leiser Stimme:

»Sie ist tot!«

Tot! Dieses Wort hallte im besser gehaltenen Zimmer, in dem ein dumpfes Schweigen herrschte, wider. Bestürzt und erstaunt blickten sich die beiden Gatten an. Es war also zu Ende? Die Tante starb vor Gustave, und der Kleine erbte fünfmalhunderttausend Frank. Wie oft hatten sie diesen Traum gehegt, dessen plötzliche Verwirklichung sie verblüffte. Wie oft hatte sie in der Befürchtung, der Kleine könne vor ihr sterben, die Verzweiflung erfaßt! Tot! Mein Gott, war denn das ihre Schuld? Hatten sie das wirklich von der Heiligen Jungfrau erbeten? Sie zeigte sich ihnen gegenüber so gütig, daß sie zitterten,

keinen Wunsch mehr aussprechen zu können, ohne erhört zu werden. Schon in dem Tode des Vorgesetzten, der so plötzlich dahingerafft worden war, um ihnen seine Stellung zu überlassen, hatten sie den mächtigen Finger Unserer Lieben Frau von Lourdes erkannt. Und nun überhäufte sie sie von neuem mit Gnadenbeweisen und hörte sogar auf die unbewußten Träumereien ihrer Wünsche! Und doch hatten sie niemandem den Tod gewünscht, sie waren brave Leute, einer schlechten Handlung unfähig, hatten ihre Familie recht lieb, beobachteten streng die religiösen Gebräuche, gingen zur Beichte, nahmen das heilige Abendmahl, wie alle Welt, ohne Aufhebens davon zu machen. Wenn sie an diese fünfmalhunderttausend Frank dachten, an ihren Sohn, der zuerst hätte sterben können, an den Ärger, den sie dann empfunden hätten, wenn sie einen andern, minder würdigen Neffen dieses Vermögen hätten erben sehen, so lag das alles nur im

tiefsten Grunde ihres Herzens verborgen und war ja schließlich naiv und natürlich. Gewiß hatten sie vor der Grotte daran gedacht, aber besaß die Heilige Jungfrau nicht die höchste Weisheit, wußte sie nicht, besser als wir selbst, was sie zum Glück der Lebenden und Toten tun mußte?

Nun brach Frau Vigneron ganz aufrichtig in Schluchzen aus und beweinte ihre Schwester, die sie sehr liebte.

»Herr Abbé, ich habe sie sterben sehen, unter meinen Augen ist sie verschieden. Welch ein Unglück, daß Sie nicht früher gekommen sind, um noch ihre Seele zu empfangen. Sie ist ohne Priester gestorben, Ihre Anwesenheit hätte sie so getröstet.«

Zärtlich und gerührt tröstete Herr Vigneron seine Frau:

»Deine Schwester war eine Heilige, sie hat noch gestern vormittag das heilige Abendmahl

empfangen, und du kannst unbesorgt sein, ihre Seele ist geradeswegs zum Himmel aufgestiegen. Gewiß, wäre der Herr Abbé zur rechten Zeit gekommen, es hätte ihr Vergnügen gemacht, ihn zu sehen. Aber was willst du? Der Tod war eben schneller. Ich bin sogleich zu ihm geeilt, und wir haben uns bis zuletzt keinen Vorwurf zu machen.«

Dann wandte er sich an den Priester:

»Herr Abbé, ihre allzu große Frömmigkeit hat die Krisis sicher beschleunigt. Gestern hatte sie in der Grotte schon einen Erstickungsanfall, dessen Heftigkeit bezeichnend war. Aber trotz ihrer Schwäche hat sie darauf bestanden, der Prozession zu folgen. Ich dachte mir wohl, sie würde nicht weit kommen. Es war jedoch eine heikle Sache. Aus Furcht, sie zu erschrecken, wagte man nicht, ihr etwas zu sagen.«

Leise kniete Pierre nieder und sagte mit der echt menschlichen Bewegung, die bei ihm die



Stelle des Glaubens vertrat, die üblichen, angesichts des ewigen Lebens, des ewigen Todes, so armseligen Gebete her. Dann blieb er einen Augenblick auf den Knien liegen und hörte die zischelnden Stimmen des Ehepaares.

Den kleinen Gustave, der in der Unordnung des Nebenzimmers auf seinem Bett vergessen worden war, mußte wohl Ungeduld erfaßt haben, denn er weinte und schrie:

»Mama, Mama, Mama!«

Endlich ging Frau Vigneron hinaus, um ihn zu beruhigen, und sie hatte den Gedanken, ihn in ihre Arme zu nehmen, damit er zum letztenmal seine arme Tante umarme. Zuerst sträubte er sich, weigerte sich und weinte stärker, so daß Herr Vigneron genötigt war, dazwischen zu treten und ihm zu sagen, er solle sich schämen.

»Gib ihn mir«, sagte er zu seiner Frau, »er wird vernünftig sein.«

Schließlich hing sich Gustave an den Hals

seines Vaters. Er war im Hemd, zitterte vor Kälte und zeigte die Nacktheit seines elenden, kleinen Körpers, den die Skrofeln zernagten. Weit entfernt, ihn zu heilen, schien das wunderbare Wasser des Weihers die Wunde an seinen Lenden nur noch weiter aufgerissen zu haben, während sein mageres Bein, einem vertrockneten Stabe gleich, kraftlos herniederhing.

»Küsse sie«, fuhr Vignerón fort.

Das Kind neigte sich herab und küßte seine Tante auf die Stirn. Es war nicht der Tod, der ihn beunruhigte und ihn veranlaßte, sich zu sträuben. Seitdem er da war, betrachtete er die Tote mit einer Miene ruhiger Neugier. Nie hätte er mit lauter Stimme gesagt, daß er sie nicht liebte und daß er unter ihr nur zu lange gelitten hätte. Das waren bei ihm Ideen, Gefühle einer erwachsenen Person, deren Wucht ihn in dem Maße erdrückt hatte, in dem sie sich mit seinen Leiden entwickelten und

verstärkten. Er fühlte wohl, daß er zu klein war und daß die Kinder die Dinge, die im Herzensgrunde der Leute vor sich gehen, nicht verstehen dürfen. Sein Vater, der sich abseits gesetzt hatte, behielt ihn auf seinen Knien, während die Mutter wieder das Fenster schloß und die Kerzen der beiden Leuchter auf dem Kamin anzündete.

»Mein armer Junge«, flüsterte er in seinem Bedürfnis zu sprechen, »das ist ein großer Verlust für uns alle. Unsere Reise ist vollständig mißglückt, denn es ist unser letzter Tag, heute nachmittag wird die Rückfahrt angetreten. Und die Heilige Jungfrau, die sich gerade so gütig erwies —«

Aber angesichts des erstaunten Blickes seines Sohnes, eines Blickes unendlicher Traurigkeit und unendlichen Vorwurfs, beeilte er sich fortzufahren:

»Ja, gewiß, ich weiß, sie hat dich nicht vollständig geheilt. Aber man darf deshalb

noch nicht an ihrem Wohlwollen zweifeln. Sie liebt uns zu sehr, sie überhäuft uns mit ihrer Gnade und wird dich sicherlich heilen, da sie uns jetzt ja nur noch diese große Gunst zu bewilligen hat.«

Frau Vigneron, die zugehört hatte, trat näher.

»Wie glücklich wären wir gewesen, wenn wir alle drei wohl und munter hätten nach Paris zurückkehren können. Es ist doch nichts vollkommen.«

»Höre mal«, bemerkte plötzlich Herr Vigneron, »wegen der Formalitäten werde ich wohl heute nachmittag nicht mit euch abreisen können. Wenn nur meine Rückfahrkarte bis morgen Gültigkeit behält.«

Erleichtert erholten sich beide, trotz der Zuneigung, die sie für Frau Chaise hegten, von dem furchtbaren Schlage. Sie vergaßen sie bereits und hatten nur noch Eile, Lourdes zu verlassen, gerade, als wenn der Hauptzweck

ihrer Reise erfüllt wäre. Eine uneingestandene, verhohlene Freude ergriff sie.

»Ach, wieviel werde ich in Paris zu laufen haben!« fuhr er fort. »Und dabei sehne ich mich doch nur nach Ruhe. Doch das tut nichts. Ich werde meine drei Jahre bis zu meiner Pensionierung im Ministerium bleiben, besonders jetzt, da ich der Pensionierung als Direktor gewiß bin. Aber dann, ja dann denke ich das Leben ein wenig zu genießen. Da wir das Geld erben, will ich in meiner Heimat das Gut Billottes kaufen, das herrliche Fleckchen Erde, von dem ich immer geträumt habe. Und ich bürge euch dafür, ich werde mich nicht schlecht ausnehmen unter meinen Hunden, Pferden und Blumen.«

Der kleine Gustave war auf seinen Knien sitzengeblieben. Er fröstelte an seinem ganzen, armen, verkümmerten Insektenkörper, in seinem halb aufgehobenen Hemde, das die Magerkeit des sterbenden Kindes sehen ließ.

Als er bemerkte, daß sein Vater ihn nicht einmal mehr fühlte, sondern ganz in seinem endlich verwirklichten Traum befangen war, trat wieder das rätselhafte Lächeln einer durch Bosheit verschärften Melancholie auf seine Lippen.

»Nun, Vater, und ich?«

Jäh emporfahrend, bewegte sich Herr Vigneron hin und her und schien zuerst gar nicht zu begreifen.

»Du, mein Junge ... Du wirst natürlich bei uns sein.«

Aber Gustave sah ihn nach wie vor mit starren, tiefen Blicken an, ohne daß das Lächeln von seinen schmerzlich verzerrten Lippen schwand.

»So, glaubst du?«

»Gewiß glaube ich das. Du wirst bei uns sein, es wird sehr hübsch bei uns werden.«

Herr Vigneron, der verwirrt nicht die passenden Worte fand, wurde ganz starr, als sein Sohn mit einer Miene philosophischer Verachtung seine mageren Schultern zuckte.

»O nein ... Ich werde bis dahin gestorben sein!«

Entsetzt las der Vater plötzlich alles in dem tiefen Blicke des Kindes, dem Blicke eines sehr alten, in allen Dingen gewitzigten Mannes, der die Qualen des Lebens kennt, weil er sie durchlitten hat. Was ihn besonders entsetzte, war die plötzliche Gewißheit, daß dies Kind ihn stets bis auf den Grund seiner Seele durchschaut hatte, weit über das hinaus, was er sich selbst nicht einzugestehen wagte. Er erinnerte sich, wie die Augen des kleinen Kranken schon von der Wiege an starr auf ihn geheftet gewesen waren, diese Augen, die das Leiden so scharfsichtig machte, die es zweifellos mit der Kraft eines außerordentlichen Ahnungsvermögens

begabte, so daß sie selbst die geheimsten, unbewußten Gedanken erforschten. Und infolge einer seltsamen Gegenwirkung fand er die Dinge, die er sich nie gesagt hatte, in dieser Stunde sämtlich in den Augen seines Kindes wieder. Er sah sie, las sie wider seinen Willen. Die Geschichte seiner langen Habsucht rollte sich ab, sein Zorn, einen so verkrüppelten Sohn zu haben, seine Angst bei dem Gedanken, daß das Vermögen der Frau Chaise auf einer so gebrechlichen Existenz beruhe, sein heißer Wunsch, sie möge bald sterben, solange der Kleine noch am Leben war, um ihm die Erbschaft zu sichern. Es war nur eine Frage von Tagen, wer in diesem Zweikampf zuerst verscheiden würde. Denn zum Schluß kam doch wiederum der Tod. Auch der Kleine starb, und er allein steckte das Geld in die Tasche und lebte noch lange in Glück und Freude. Diese entsetzlichen Dinge sprachen klar aus den feinen, schwermütig lächelnden Augen des armen, zum Tode



verurteilten Wesens. Sie wurden von den beiden mit solcher Klarheit und Deutlichkeit ausgetauscht, daß es Vater und Sohn vorkam, als wenn sie sich das alles mit ganz lauter Stimme zuriefen.

Aber Herr Vigneron sträubte sich, wandte den Kopf ab und widersprach heftig.

»Wie, du glaubst, du wirst jetzt sterben? Was sind das für Gedanken ... Das ist ja albern. Solche Gedanken!«

Frau Vigneron hatte wieder zu schluchzen angefangen.

»Böses Kind, wie kannst du uns so wehe tun, wo wir bereits einen so grausamen Verlust beweinen!«

Gustave mußte sie umarmen und ihnen versprechen, am Leben zu bleiben. Trotzdem hatte er nicht zu lächeln aufgehört, denn er wußte wohl, daß die Lüge notwendig war, wenn man sich nicht allzusehr betrüben wollte.

Er hatte sich übrigens damit abgefunden, seine Eltern glücklich auf Erden zurücklassen zu müssen, da nicht einmal die Heilige Jungfrau ihm auf dieser Welt das kleine Fleckchen Glück geben konnte, für das jedes Geschöpf geboren werden soll.

Seine Mutter legte ihn wieder ins Bett, und Pierre erhob sich endlich in dem Augenblick, da Herr Vigneron das Zimmer anständig hergerichtet hatte.

»Sie entschuldigen mich, nicht wahr, Herr Abbé?« sagte er, den jungen Priester bis zur Tür begleitend, »ich weiß nicht recht, wo mir der Kopf steht. Es ist eine schlimme Viertelstunde, die da durchzumachen ist. Nun, man muß sich eben fügen.« Im Korridor blieb Pierre eine Minute stehen und lauschte auf ein Geräusch, das die Treppe heraufkam. Wieder hatte er an Herrn von Guersaint gedacht und glaubte seine Stimme zu erkennen.

Als er so unbeweglich dastand, ereignete sich

ein Vorfall, der ihn in die peinlichste Verlegenheit versetzte. Mit kluger Langsamkeit wurde die Tür des Zimmers, das von dem alleinreisenden Herrn bewohnt wurde, geöffnet, und eine schwarzgekleidete Dame war so leise herausgetreten, daß man kaum Zeit hatte, in der halb geöffneten Tür den Herrn zu bemerken, der, den Finger auf den Lippen, dahinterstand. Als die Dame sich aber umwandte, sah sie sich Pierre gegenüber. Das kam so plötzlich, daß sie sich nicht abwenden und nicht so tun konnten, als hätten sie einander nicht erkannt.

Die Dame war Frau Volmar. Nach den drei Tagen und drei Nächten, die sie in diesem Zimmer der Liebe in vollständiger Abgeschlossenheit zugebracht hatte, verließ sie es am frühen Morgen. Es hatte noch nicht sechs Uhr geschlagen, sie hoffte, von niemand gesehen zu werden und mit der Leichtigkeit eines Schattens durch die leeren Gänge und Treppen verschwinden zu können. Sie hatte

auch den Wunsch, sich im Hospital zu zeigen, dort den letzten Vormittag zuzubringen, um ihre Anwesenheit in Lourdes zu rechtfertigen. Als sie Pierre bemerkte, begann sie zu zittern und stammelte zuerst:

»Herr Abbé, Herr Abbé!«

Aber als sie sah, daß der Priester seine Tür weit offengelassen hatte, schien sie dem Fieber, das in ihr brannte, nachzugeben, von ihrer Liebesflamme zu sprechen, sich zu erklären und sich als unschuldig hinzustellen. Mit blutrotem Gesicht ging sie voran und trat in das Zimmer, in das er ihr, von dem Vorfall höchst verwirrt, folgen mußte. Als er dann die Tür noch immer geöffnet ließ, bat sie ihn durch ein Zeichen, sie zu schließen, da sie sich ihm anvertrauen wollte.

»Herr Abbé, ich flehe Sie an, beurteilen Sie mich nicht zu streng.«

Er machte eine Bewegung, als wollte er sagen,

daß er sich nicht erlaubte, ein Urteil über sie zu fällen.

»Doch, doch, ich weiß, Sie kennen mein Unglück. In Paris haben Sie mich einmal in Begleitung gesehen. Und neulich haben Sie mich hier auf dem Balkon erkannt. Nicht wahr, Sie ahnten, daß ich hier, in Ihrer Nähe, bei dieser Person versteckt in diesem Zimmer lebte? Aber wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!«

Ihre Lippen zitterten, und Tränen stiegen in ihren Augen auf. Er blickte sie an und war überrascht von der außerordentlichen Schönheit, die ihr Gesicht verklärte. Diese höchst einfach, stets in Schwarz gekleidete Frau, die nie einen Schmuck trug, erschien ihm im Glanz ihrer Leidenschaft von dem Schatten befreit, in dem sie für gewöhnlich erlosch und verschwand. Sie war auf den ersten Blick keineswegs schön, denn sie war zu brünett und zu unbedeutend mit ihren

scharfen Zügen, dem großen Munde und der langen Nase. Je länger er sie prüfend ansah, desto stärker nahm sie einen verwirrenden Zauber an. Besonders ihre Augen, ihre großen, prächtigen Augen, deren Glut sie gewöhnlich unter einem Schleier von Gleichgültigkeit verbarg, brannten wie Fackeln in den Stunden, da sie ganz Hingabe war. Er begriff, daß man sie anbeten, daß man sie begehren konnte, selbst wenn man darüber zugrunde ging.

»Wenn Sie wüßten, Herr Abbé, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe. Es sind Dinge, die Sie zweifellos geahnt haben, denn Sie kennen ja meine Schwiegermutter und meinen Gatten. Die wenigen Male, die Sie zu uns gekommen sind, haben Sie sicher die schauderhaften Dinge erkennen lassen, die sich dort, trotz meiner stets zufriedenen Miene, in meinem kleinen, schweigsamen und traulichen Winkel abspielten. Aber zehn Jahre so zu leben, niemals wirklich zu leben, niemals zu lieben, niemals geliebt zu werden,

nein, nein, das habe ich nicht ertragen können.«

Nun erzählte sie die herzerreißende Geschichte, ihre Ehe mit dem Diamantenhändler, der anscheinend in seinen geschäftlichen Angelegenheiten Unglück gehabt hatte, nannte ihre Schwiegermutter eine harte Kerkermeister und Henkerseele, ihren Gatten ein Ungeheuer an körperlicher Häßlichkeit und moralischer Verderbtheit. Man sperrte sie ein, man ließ sie sich nicht einmal allein an ein Fenster setzen. Man hatte sie geschlagen, hatte ihre Neigungen, ihre Wünsche, ihre Frauenschwächen unterdrückt. Sie wußte, daß ihr Gatte außer dem Hause Dirnen aushielt, und wenn sie einem Verwandten zulächelte, wenn sie an einem seltenen Tage der Fröhlichkeit eine Blume am Busen trug, dann riß er ihr die Blume fort, bekam Anfälle eifersüchtiger Wut. Er mißhandelte sie. Jahre hindurch hatte sie in dieser Hölle gelebt und trotzdem immer noch

gehofft, denn eine solche Lebensfülle, ein so heißes Bedürfnis nach Zärtlichkeit erfüllte sie trotz allem, daß sie das Glück erwartete und stets glaubte, es beim geringsten Hauch eintreten zu sehen.

»Herr Abbé, ich schwöre Ihnen, ich habe tun müssen, was ich getan habe. Ich war zu unglücklich: mein ganzes Wesen brannte danach, sich hinzugeben. Als mein Freund mir zum erstenmal sagte, daß er mich liebe, ließ ich den Kopf auf seine Schulter sinken, und alles war vorbei: ich war sein Eigentum, sein Wesen für immer. Man muß diesen köstlichen Genuß kennen, geliebt zu werden, bei seinem Geliebten nur Regungen der Zärtlichkeit zu finden, Worte der Sanftmut, das beständige Streben, sich zuvorkommend und lebenswürdig zu zeigen, man muß wissen, daß er an uns denkt, daß es irgendwo ein Herz gibt, in dem wir leben, und daß zwei Wesen nur eins ausmachen, man muß den Genuß kennen, sich in einer Umarmung zu vergessen, in der



alles versinkt, Körper und Seele ... Oh, wenn das ein Verbrechen ist, Herr Abbé, so kann ich deswegen keine Gewissensbisse empfinden. Ich sage nicht einmal, daß man mich dazu getrieben hat, ich sage, ich habe es ebenso natürlich begangen, wie ich atme, weil es für mein Leben notwendig war.«

Sie hatte die Hand an ihre Lippen geführt, als wenn sie der Welt einen Kuß geben wollte. Pierre fühlte sich bestürzt angesichts dieser liebenden Frau, die die Leidenschaft, das ewige Verlangen selbst war. Dann begann ein unendliches Mitleid in ihm aufzusteigen, und er flüsterte:

»Arme Frau!«

»Nicht dem Priester beichte ich«, fuhr sie fort, »zu dem Manne spreche ich, zu einem Manne, von dem verstanden zu werden ich glücklich wäre. Nein, ich bin keine Gläubige, die Religion hat mir nicht genügt. Man behauptet, die Frauen bescheiden sich damit und finden

darin einen starken Schutz gegen den Fehltritt. Ich habe stets ein Gefühl der Kälte in den Kirchen empfunden, ich vergehe dort in der gähnenden Leere. Ich weiß recht wohl, es ist schlecht, Religion zu heucheln und sie scheinbar mit den Angelegenheiten meines Herzens zu vermischen. Aber was wollen Sie, man zwingt mich ja dazu. Wenn Sie mich hier in Lourdes finden, so geschieht das deshalb, weil ich im ganzen Jahr nur diese drei Tage vollkommener Freiheit, vollkommenen Glückes für mich habe.«

Wieder erfaßte sie ein Schauer, und heiße Tränen flössen auf ihre Wangen herab.

»Oh, diese drei Tage, diese drei Tage! Sie können nicht wissen, mit welcher Glut ich sie erwarte, mit welcher Leidenschaft ich sie durchlebe, mit welch ungestümen Gefühlen ich die Erinnerung daran mit mir fortnehme.«

Alles erstand in lebhaften Bildern vor Pierre. Er stellte sich diese heiß ersehnten, wild

durchlebten drei Tage und drei Nächte in diesem Hotelzimmer vor, er sah die geschlossenen Fenster und Türen und dachte daran, wie selbst die Dienstmädchen keine Kenntnis davon hatten, daß eine Frau hier eingeschlossen war. Er sah die endlosen Umarmungen, den beständigen Kuß, eine Hingabe des ganzen Wesens, ein Vergessen der Welt, ein Versinken in unauslöschlicher Liebe! Es gab keinen Ort mehr, es gab keine Zeit mehr, nur die Sehnsucht blieb, einander anzugehören, sich wieder und immer wieder anzugehören. Und welch herzzereißender Schmerz zur Stunde der Trennung! Vor dieser Grausamkeit zitterte sie, in dem Schmerz, ihr Paradies verlassen zu haben, vergaß sie sich, trotzdem sie sonst stumm war. Sich ein letztes Mal in die Arme nehmen, sich verschmelzen zu wollen, sich loszureißen und sich zu sagen, wie viele lange Tage, wie viele lange Nächte wohl vergehen würden, bevor man sich nur einmal wiedersehen konnte!

Schmerzerfüllt wiederholte Pierre, als das Bild dieser Qual des Fleisches vor ihm erstand:

»Arme Frau!«

»Und dann, Herr Abbé«, fuhr sie fort, »denken Sie doch an die Hölle, in die ich wieder zurückkehre. Auf Wochen, auf Monate schließt sich mein Himmel, und ohne eine Klage durchlebe ich mein Martyrium. Wieder einmal ist mein Glück zu Ende, zu Ende auf ein Jahr. Großer Gott! Drei arme Tage, drei arme Nächte im Jahr, kann man da nicht wahnsinnig werden? Ich bin so unglücklich, Herr Abbé! Glauben Sie nicht, daß ich trotzdem eine anständige Frau bin?«

Er war tief bewegt von diesem lauten Herzenserguß, von diesem Feuer wahrer Leidenschaft und aufrichtigen Schmerzes. Hier fühlte er den Hauch des allgemeinen Verlangens, eine ungezügelte, hehre Flamme, die alles reinigte. Sein Herz strömte von Mitleid über, und er verzieh.

»Gnädige Frau, ich beklage Sie und achte Sie aufrichtig.«

Nun sprach sie nicht mehr, sondern sah ihn mit ihren großen, von Tränen verdunkelten Augen an. Darauf erfaßte sie mit plötzlichem Drucke seine beiden Hände und preßte sie zwischen ihre glühenden Finger. Dann ging sie von dannen und verschwand mit schattenhafter Leichtigkeit im Hintergrunde des Flures.

Aber als sie nicht mehr da war, litt Pierre unter dem eben Erlebten noch mehr. Weit riß er das Fenster auf, um den Liebesduft, den sie zurückgelassen hatte, zu verjagen. Schon am Sonntag, als er bemerkt hatte, daß eine Frau versteckt im Nebenzimmer wohnte, hatte er diesen Schrecken empfunden und sich gesagt, sie wäre die Rache des Fleisches inmitten der mystischen Verzückung des unbefleckten Lourdes. Und jetzt kehrte diese Angst wieder, er erkannte die Allmacht, die unbesieglige Willenskraft des wirkenden Lebens. Die Liebe

war stärker als der Glaube, vielleicht gab es nichts Göttliches außer dem Besitz eines liebenden Wesens. Sich lieben, sich trotz allem und allem anzugehören, Leben zu geben und Leben fortzupflanzen, war das nicht das einzige Ziel der Natur, das außer dem Bereiche der sozialen und religiösen Ordnung lag? Einen Augenblick kam ihm der tiefe Abgrund zum Bewußtsein: seine Keuschheit war sein letzter Halt, gab allein seiner verfehlten Existenz als ungläubigem Priester Würde. Er erkannte, daß er verloren sei, wenn er seinem Fleische nachgab, nachdem er schon seinem Verstande nachgegeben hatte. Sein ganzer Stolz auf seine Reinheit, seine ganze Kraft, die er an die Ehrenhaftigkeit seines Berufes gewandt hatte, kehrte zu ihm zurück, und er schwor sich von neuem, kein Mann zu sein, da er sich ja freiwillig aus dem Kreis der Männer verbannt hatte. Es schlug sieben Uhr. Pierre legte sich nicht nieder, sondern wusch sich mit eiskaltem Wasser, ganz glücklich über dieses

frische Wasser, das sein Fieber beruhigte. Als er sich fertig angezogen hatte, erwachte bei dem Geräusch von Schritten, das er auf dem Korridor vernahm, wieder der ängstliche Gedanke an Herrn von Guersaint in ihm. Man blieb vor seiner Tür stehen und klopfte, und erleichtert ging er öffnen.

Dann aber stieß er einen Schrei lebhafter Überraschung aus.

»Wie, Sie sind's! Sie sind schon aufgestanden, laufen durch die Straßen und steigen zu den Leuten hinauf?«

Mit lächelndem Antlitz stand Marie auf der Schwelle, und hinter ihr lächelte Schwester Hyacinthe, die sie begleitete, ebenfalls mit ihren hübschen, treuherzigen Augen.

»Ach, lieber Freund«, sagte das junge Mädchen, »ich habe nicht liegenbleiben können. Sobald ich die Sonne gesehen habe, bin ich aus dem Bett gesprungen, ein solches

Bedürfnis empfand ich, zu gehen, zu laufen und herum zu springen wie ein kleines Mädchen. Und ich habe so lange gebettelt, bis die Schwester so liebenswürdig war, mit mir auszugehen. Ich glaube, ich wäre aus dem Fenster gesprungen, wenn man die Tür verschlossen hätte.«

Pierre hatte sie eintreten lassen, und eine namenlose Aufregung schnürte ihm die Kehle zu, als er sie heiter scherzen hörte, als er sah, wie sie sich ungehindert und graziös bewegte. Seitdem er sie am vorigen Tage in der Basilika verlassen hatte, war sie in Jugend und Schönheit erblüht. Eine Nacht hatte genügt, um sie so zu verändern, daß er sie groß und blühend wiederfand.

»Wie groß, wie schön Sie jetzt sind, Marie!« konnte er sich nicht enthalten zu sagen.

Nun trat Schwester Hyacinthe dazwischen.

»Nicht wahr, Herr Abbé, die Heilige Jungfrau



hat alles wohlgetan! Ja, sehen Sie, wenn sie sich mit einer Sache beschäftigt, so geht man aus ihren Händen frisch und duftend wie eine Rose hervor.«

»Ach«, fuhr das junge Mädchen fort, »ich bin so glücklich, ich fühle mich ganz stark, ganz gesund, ganz frisch, als wäre ich neugeboren.«

Das war ein köstliches Gefühl für Pierre. Es schien ihm, als wenn nun der letzte Duft der Frau Volmar verflog. Marie erfüllte das Zimmer mit ihrer Reinheit, dem Duft und Glanz ihrer unschuldigen Jugend. Und doch machte sich diese Freude der reinen Schönheit, des wiederaufblühenden Lebens nicht geltend, ohne daß er eine tiefe Traurigkeit empfand. Im Grunde mußte die Empörung, die ihn in der Krypta überkommen hatte, die Erkenntnis seines verfehlten Lebens, sein Herz auf ewig verwunden. Das angebetete Weib, das in seiner vollen Blüte wiedergeboren wurde! Und doch würde er nie den Besitz kennenlernen,

denn er stand außerhalb der Welt, dem Grabe geweiht. Aber er schluchzte nicht mehr, es überkam ihn eine grenzenlose Schwermut, ein Gefühl des unendlichen Nichts, wenn er sich sagte, daß er tot war, daß diese Neugeburt des Weibes sich über dem Grabe erhob, in dem seine Mannbarkeit schlief. Es war die Entsagung, die er in der trostlosen Größe der außerhalb der Natur stehenden Existenzen auf sich genommen und selber gewünscht hatte.

Wie die andere, die leidenschaftliche Frau, hatte auch Marie Pierres Hände ergriffen. Aber ihre kleinen Hände waren frisch, sanft, beruhigend! Sie blickte ihn verwirrt an und hatte einen großen Wunsch, den sie nicht auszusprechen wagte. Dann sagte sie tapfer:

»Pierre, wollen Sie mich umarmen? Das würde mich sehr glücklich machen.«

Er zitterte, das Herz von einer letzten Qual zerrissen. Ach, die Küsse von einst, die Küsse, deren Geschmack er stets auf den Lippen

bewahrt hatte. Nie hatte er sie wieder umarmt, und heute war es seine Schwester, die ihm um den Hals fiel. Sie küßte ihn laut auf die linke Wange und auf die rechte Wange, dann hielt sie die ihrigen hin und verlangte, daß er ein Gleiches tat. Zweimal küßte er sie schließlich.

»Auch ich, das schwöre ich Ihnen, Marie, bin glücklich, sehr glücklich.«

Und am Ende seines Mutes, gleichzeitig von einem unendlichen Behagen und von einer unendlichen Bitterkeit durchdrungen, brach er in Schluchzen aus und weinte in seine gefalteten Hände wie ein Kind, das seine Tränen verbergen will.

»Nun, nun, werden wir nicht allzu weich«, fuhr Schwester Hyacinthe in fröhlichem Tone fort, »der Herr Abbé würde zu stolz, wenn er glaubte, daß wir nur seinetwegen gekommen wären. Nicht wahr, Herr von Guersaint ist doch da?«

Marie stieß einen Ruf inniger Zärtlichkeit aus.

»Papa wird auch sehr glücklich sein.«

Nun mußte Pierre erzählen, daß Herr von Guersaint von seinem Ausflug nach Gavarnie noch nicht zurückgekehrt war. Seine wachsende Unruhe verriet sich, obwohl er sich bemühte, die Verzögerung zu erklären und Hindernisse und unvorhergesehene Zufälle erfand. Übrigens erschreckte sich das junge Mädchen durchaus nicht, sondern fing wieder an, zu lachen, indem es sagte, ihr Vater habe nie pünktlich sein können. Und doch war sie voller Ungeduld, daß er sie gehen sehen und sie aufrecht, neu erstanden, in ihrer frisch erblühten Jugend wiederfinden sollte.

Schwester Hyacinthe, die sich über den Balkon geneigt hatte, kehrte in das Zimmer zurück.

»Er ist da! Er ist unten und steigt aus dem Wagen.«

»Ach, wißt ihr«, rief Marie mit der spielenden Lebhaftigkeit eines Schulmädchens, »wir wollen ihm eine Überraschung bereiten. Jawohl, wir müssen uns verstecken, und wenn er da ist, zeigen wir uns plötzlich.«

Und schon zog sie Schwester Hyacinthe in das Nebenzimmer.

Fast gleich darauf trat Herr von Guersaint durch die Flurtür, die Pierre eilig geöffnet hatte, herein und sagte, ihm die Hand schüttelnd:

»Na, da bin ich endlich! Nun, mein Freund, Sie haben wohl gar nicht mehr gewußt, was Sie davon halten sollen? Seit gestern um vier Uhr müssen Sie mich erwarten! Aber Sie können sich meine Abenteuer nicht vorstellen: erstens ist bei der Ankunft in Gavarnie ein Rad unseres Landauers gebrochen, dann hat uns gestern abend, als wir schließlich trotzdem abfahren, ein entsetzlicher Sturm die ganze Nacht in SaintSauveur zurückgehalten. Ich

habe kein Auge geschlossen.«

Er unterbrach sich.

»Und Sie, fühlen Sie sich wohl?«

»Ich habe auch nicht schlafen können«, sagte der Priester, »einen solchen Lärm haben sie in dem Hotel gemacht.«

Aber Herr von Guersaint fuhr schon wieder fort:

»Trotzdem, es war doch köstlich. Man kann sich das nicht vorstellen, ich muß es Ihnen erzählen. Ich war mit drei reizenden Geistlichen zusammen. Der Abbé des Hermoises ist ganz gewiß der liebenswürdigste Mann, den ich je kennengelernt habe. Oh, haben wir gelacht, haben wir gelacht!«

Er machte eine Pause.

»Und meine Tochter?«

Jetzt ertönte hinter ihm ein helles Lachen. Er wandte sich um und blieb mit offenem Munde

stehen. Marie war da, und sie ging, sie zeigte ein Gesicht von entzückender Fröhlichkeit und strahlender Gesundheit. Niemals hatte er an dem Wunder gezweifelt. Er war auch durchaus nicht überrascht, denn er kam mit der Überzeugung zurück, es würde alles gut enden, er würde sie sicher geheilt wiederfinden. Aber was ihn im tiefsten Herzensgrunde rührte, war das wunderbare Schauspiel, das er noch nie gesehen hatte: daß seine Tochter so schön war in ihrem schlichten, schwarzen Kleide!

»Mein Kind, oh, mein Kind!«

Und als sie sich in seine Arme geworfen hatte, umarmte er sie, und sie fielen zusammen auf die Knie. Und alles erstrahlte in einem hinreißenden Erguß des Glaubens und der Liebe. Dieser zerstreute Mann mit dem Vogelgehirn, der einschlief, anstatt seine Tochter zur Grotte zu begleiten, der an dem Tage, da die Heilige Jungfrau sie heilen sollte,

nach Gavarnie fuhr, strömte aus Dankbarkeit von so großer, väterlicher Zärtlichkeit über, von so begeistertem christlichen Glauben, daß er einen Augenblick erhaben erschien.

»O Jesus, o Maria, wie danke ich euch, daß ihr mir mein Kind wiedergegeben habt! Oh, mein Kind, wir werden nie genug Atem, nie genug Seele haben, um Jesus und Maria für das große Glück zu danken, das sie mir schenken. Oh, mein Kind, das sie neu geschaffen, mein Kind, das sie so schön gemacht haben, nimm mein Herz, um es ihnen darzubringen. Ich gehöre dir und gehöre ihnen ewig, ewig. Oh, mein teures Kind, mein angebetetes Kind!«

Auf den Knien vor dem geöffneten Fenster lagen beide und blickten mit glühenden Augen gen Himmel. Die Tochter hatte den Kopf auf die Schulter des Vaters gestützt, während er einen Arm um sie gelegt hatte. Langsame Tränen begannen über ihre verzückten Gesichter zu rollen, die in übermenschlichem



Glücke lächelten, während sie zusammen nur noch wirre Worte der Dankbarkeit stammelten.

»O Jesus, habe Dank, o Heilige Mutter Jesu Christi, habe Dank! Wir lieben euch, wir beten euch an. Ihr habt das beste Blut unserer Adern verjüngt, es gehört euch, es glüht für euch. Oh, allmächtige Mutter, geliebter, göttlicher Sohn, hier ist eine Tochter, die euch segnet, ein Vater, der, von Freude übermannt, zu euren Füßen niedersinkt ...«

Diese Umarmung der beiden Wesen, die nach langen, düsteren Tagen glücklich waren, dieses Stammeln ihres Glückes, das gleichsam noch in Leiden getränkt war, diese ganze Szene war so rührend, daß Pierre von neuem in Tränen ausbrach. Aber das waren jetzt milde Tränen, die sein Herz erleichterten. Ach, die traurige Menschheit! Wie schön war es, sie ein wenig getröstet und entzückt zu sehen! Und was tat es, wenn dies große Glück weniger Sekunden auch der ewigen Täuschung

entsprang! Die ganze Menschheit, die bejammernswerte, von der Liebe gerettete Menschheit, war sie nicht in diesem armen, kindischen Manne verkörpert, der plötzlich ganz erhaben erschien, weil er seine Tochter neugeboren wiederfand?

Schwester Hyacinthe stand etwas abseits und weinte ebenfalls, das Herz von einer echt menschlichen Bewegung erfüllt, wie sie sie niemals empfunden, da sie keine anderen Verwandten als den lieben Gott und die Heilige Jungfrau gekannt hatte. Und sie sprach zuerst, als der Vater und die Tochter, von tiefer Rührung erschüttert, sich endlich erhoben.

»Jetzt aber müssen wir uns beeilen, um ins Hospital zurückzukehren.«

Aber alle erhoben Einspruch. Herr von Guersaint wollte seine Tochter bei sich behalten, und Maries Augen glänzten in dem glühenden Wunsch, zu leben, zu gehen und die

weite Welt zu durchstreifen.

»O nein, nein«, sagte der Vater. »Ich gebe sie Ihnen nicht zurück. Wir werden ein Töpfchen Milch trinken, denn ich komme vor Hunger fast um, dann werden wir ausgehen, Spazierengehen, ja, ja, wir beide! Sie an meinem Arm, wie ein kleines Frauchen!«

Schwester Hyacinthe lachte von neuem.

»Nun gut, ich lasse sie Ihnen und werde den Damen sagen, Sie hätten sie mir gestohlen. Aber ich mache mich aus dem Staube. Sie haben keine Ahnung von der Arbeit, die wir im Hospital haben, wenn wir zur Abreise bereit sein wollen. Alle unsere Kranken, unser ganzes Material, kurz, eine wahre Umwälzung!«

»Die Abfahrt ist also«, fragte Herr von Guersaint, der wieder in seine Zerstretheit zurückfiel, »für den heutigen Dienstag angesetzt, wir reisen heute abend ab?«

»Gewiß, vergessen Sie es nicht. Der weiße Zug fährt um drei Uhr vierzig Minuten ab. Und wenn Sie vernünftig wären, so würden Sie das Fräulein frühzeitig zurückbringen, damit sie sich noch ein wenig ausruht.«

Marie begleitete die Schwester bis zur Tür.

»Seien Sie unbesorgt, ich werde sehr vernünftig sein. Dann will ich auch zur Grotte zurückkehren, um der Heiligen Jungfrau noch einmal zu danken.«

Als sie sich zu dreien in dem kleinen Zimmer, das in Sonnenglut getaucht war, allein befanden, überkam sie ein köstliches Gefühl. Pierre hatte das Mädchen gerufen, sie solle Milch, Schokolade, Kuchen, kurz, alle möglichen guten Sachen bringen. Und obwohl Marie bereits gegessen hatte, aß sie noch einmal. Seit dem vorigen Tage verschlang sie förmlich alles. Sie hatten den runden Tisch vor das Fenster gerückt und hielten ein wahres Festmahl in der frischen Bergluft, während die

hundert Glocken von Lourdes mit lauten Schlägen den Ruhm dieses strahlenden Tages einläuteten. Sie schwatzten, sie lachten, das junge Mädchen erzählte ihrem Vater das Wunder mit hundertmal wiederholten Einzelheiten, wie sie ihr Krankenwägelchen in der Basilika gelassen und wie sie zwölf Stunden, ohne einen Finger zu rühren, geschlafen habe.

Dann wollte auch Herr von Guersaint seinen Ausflug berichten, aber er verwirrte sich und mischte das Wunder mit hinein. Alles in allem war dieses Panorama von Gavarnie doch etwas Riesenhaftes. Nur verlor man aus der Ferne das Gefühl der Ausmaße, da erschien es klein. Die drei mit Schnee bedeckten Riesenstufen, der obere Grat, der sich wie das Profil einer Riesenfestung vom Himmel abhob, mit dem geschleiften Hauptturm und den ausgezackten Wällen, der große Wasserfall, dessen endloser Strom so langsam erschien, während er in Wirklichkeit mit der Gewalt des Donners

herniederfallen mußte, die ganze Unendlichkeit, die Wälder rechts und links, die Sturzbäche, die Bergstürze machten, wenn man sie vom Dorfe aus betrachtete, den Eindruck, als könne man sie in der hohlen Hand halten. Was ihn aber am meisten betroffen hatte und wovon er unaufhörlich wieder sprach, das waren die seltsamen Figuren, die der Schnee, der oben zwischen den Felsen geblieben war, bildete: unter anderem ein riesiges Kruzifix, ein weißes Kreuz von mehreren tausend Metern, das den Eindruck machte, als sei es von einem Ende zum andern quer durch den Raum geworfen worden.

Er unterbrach sich und sagte:

»Übrigens, was geht denn bei unseren Nachbarn vor? Als ich eben heraufkam, begegnete ich Herrn Vigneron, der wie ein Wahnsinniger davonlief. Und durch die halb geöffnete Tür ihres Zimmers glaubte ich Frau

Vignerons zu bemerken, die ganz rot aussah. Hat ihr Sohn Gustave wieder einen Anfall gehabt?«

Pierre hatte Frau Chaise vergessen, die Tote, die dort auf der andern Seite der Wand schlief. Er glaubte einen leisen, kalten Schauer zu fühlen.

»Nein, nein, das Kind befindet sich wohl ...«

Aber er fuhr nicht fort, er zog es vor, zu schweigen. Wozu diese glückliche Stunde der Genesung, der wiedereroberten Jugend dadurch vergällen, daß er das Bild des Todes damit verwob ? Er aber hörte von dieser Minute an nicht mehr auf, an die Nachbarschaft des Todes zu denken. Dann dachte er auch an das andere Zimmer, in dem der all einreisende Herr sein Schluchzen unterdrückte und die Lippen auf ein Paar Handschuhe preßte, die er seiner Geliebten entwendet hatte.

Das ganze Hotel kehrte zurück mit seinen Hustenanfällen, seinen Seufzern, seinen undeutlichen Stimmen, dem fortwährenden Zuschlagen der Türen, den unter dem Zusammendrängen der Reisenden krachenden Zimmern, den von dem Rennen der Familien, die jetzt in der Hast der Abreise in Aufregung gerieten, gefegten Korridoren.

»Auf Ehrenwort, du wirst dir noch den Magen verderben«, rief Herr von Guersaint lachend, als er sah, daß seine Tochter wieder ein Brötchen nahm.

Auch Marie wurde lustig, dann aber sagte sie, während plötzlich zwei Tränen in ihren Augen aufstiegen:

»Oh, wie glücklich ich bin, und wie weh es mir tut, wenn ich daran denke, daß nicht die ganze Welt so glücklich ist wie ich!«



## II

Es war acht Uhr, Marie hielt es vor Ungeduld in ihrem Zimmer nicht mehr aus, sondern kehrte unaufhörlich wieder ans Fenster zurück, als wenn sie mit einem Atemzuge den ganzen freien Raum, den ganzen weiten Himmel in sich hineintrinken wollte. Ach, welche Wonne, so durch die Straßen, über die Plätze zu laufen, da und dort und immer wieder wo anders hin zu gehen, so weit fort, wie ihr Verlangen sie tragen würde! Und dabei zu beweisen, wie stark sie war, der Eitelkeit nachzugeben, vor der Welt meilenweite Wege zu machen, jetzt, da die Heilige Jungfrau sie geheilt hatte! Es war ein unwiderstehliches Streben, ein Aufflug ihres ganzen Wesens, ihres Blutes, ihres Herzens.

Aber im Augenblick des Aufbruchs entschied sie sich doch dafür, daß ihr erster Besuch mit ihrem Vater der Grotte gelten sollte, in der sie

alle beide Unserer Lieben Frau von Lourdes zu danken hatten. Dann würde man frei sein, zwei lange Stunden vor sich haben und spaziergehen können, wohin man wollte, bevor man zum Frühstück ins Hospital zurückkehrte und dort sein kleines Bündel schnürte.

»Nun, sind wir so weit?« wiederholte Herr von Guersaint, »gehen wir?«

Pierre nahm seinen Hut, und alle drei gingen unter lautem Sprechen und Lachen und mit der Fröhlichkeit von Schülern, die in die Ferien ziehen, die Treppe hinunter. Sie hatten bereits die Straße erreicht, als Frau Majesté unter dem Torweg hervorgestürzt kam. Sie mußte wohl auf ihren Ausgang gewartet haben.

»Gnädiges Fräulein, meine Herren, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch darbringe. Wir haben von der außerordentlichen Gnade gehört, die Ihnen widerfahren ist. Wir sind so glücklich, so

geschmeichelt, daß die Heilige Jungfrau einen unserer Gäste ausgezeichnet hat.«

Ihr trockenes und hartes Gesicht zerschmolz vor Liebenswürdigkeit, und sie betrachtete das junge Mädchen, an dem sich das Wunder vollzogen hatte, mit zärtlichen Augen. Dann rief sie eilig ihren Gatten, der gerade vorbeiging.

»Sieh doch, mein Lieber, da ist das Fräulein, das Fräulein –«

Das in gelbem Fett schwimmende Gesicht Majestés nahm einen Ausdruck der Freude und Dankbarkeit an.

»Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, ich kann Ihnen nicht sagen, wie geehrt wir uns fühlen, wir werden nie vergessen, daß Ihr Herr Vater bei uns abgestiegen ist, schon das macht viele neidisch.«

Während dieser Zeit hielt Frau Majesté die anderen Reisenden, die ausgingen, an, rief mit

einer Bewegung die Familien, die sich bereits im Speisesaale niedergelassen hatten, herbei, und würde, wenn man ihr die Muße dazu gelassen hätte, die ganze Straße hereingeholt haben, um zu zeigen, daß sie da war, bei ihr, das wunderbare Mädchen, über das ganz Lourdes seit dem gestrigen Tage in Bewunderung verging. Schließlich sammelte sich eine Menge Leute an, nach und nach entstand ein ganzer Auflauf, und Frau Majesté zischelte einem jeden ins Ohr:

»Sehen Sie, das ist sie, die junge Person, Sie wissen doch, die junge Person –«

Plötzlich rief sie aus:

»Ich werde Appoline aus dem Geschäft holen, Appoline muß das gnädige Fräulein sehen.«

Aber mit würdiger Miene hielt sie nun Majesté zurück:

»Nein, laß Appoline, sie hat schon drei Damen zu bedienen. Das gnädige Fräulein und die

Herren werden Lourdes gewiß nicht verlassen, ohne einige Einkäufe zu machen. Die kleinen Andenken, die man mitnimmt, betrachtet man später mit großem Behagen. Und unsere Kunden wollen nie etwas wo anders kaufen als bei uns, in dem Geschäft, das wir mit dem Hotel vereinigt haben.«

»Ich habe schon meine Dienste angeboten«, erklärte Frau Majesté; »Appoline wird glücklich sein, dem Fräulein das Schönste zu zeigen, was wir haben, und zu wahrhaft unglaublich billigen Preisen! Oh, entzückende Sachen, entzückende Sachen!«

Marie fing an, ungeduldig zu werden, daß sie zurückgehalten wurde, und Pierre litt unter der erwachten, immer größer werdenden Neugier. Was Herrn von Guersaint anbetraf, so empfand er Vergnügen an dieser Popularität, an diesem Triumph seiner Tochter.

»Gewiß werden wir einige kleine Nippsachen kaufen, als Andenken für uns und um

Geschenke mitzubringen. Aber später, wenn wir zurückkehren.«

Endlich entschlüpfen sie und gingen die Avenue de la Grotte hinunter. Das Wetter war nach den Stürmen der beiden vorhergehenden Nächte wieder herrlich. Die erfrischende Morgenluft duftete in der vollen Fröhlichkeit der klaren Sonne. Eine geschäftige, lebensfreudige Menge drängte sich bereits auf den Bürgersteigen. Welches Entzücken für Marie, der alles neu, reizend, unschätzbar erschien. Am Morgen hatte sie einwilligen müssen, daß Raymonde ihr ein Paar Schuhe lieh, denn aus Aberglauben, in der Befürchtung, sie brächten ihr Unglück, hatte sie sich wohl gehütet, Schuhe in ihren Koffer zu legen. Die Schuhe saßen ihr zum Entzücken, und sie hörte mit kindlicher Freude, wie die kleinen Hacken fröhlich klapperten.

Sie erinnerte sich nicht, je so weiße Häuser, so

grüne Bäume und so fröhliche Spaziergänger gesehen zu haben. Alle ihre wunderbar zarten Sinne schienen in Festesstimmung zu sein: sie hörte Musik, roch feine Düfte und kostete die Luft mit Behagen wie eine süße Frucht. Was sie aber besonders reizend, köstlich fand, war die Freude, am Arme ihres Vaters spazierenzugehen. Noch nie war ihr das vorgekommen, seit Jahren träumte sie davon, wie von einer großen, unmöglichen Glückseligkeit, mit der man sich während einer Krankheit beschäftigt. Der Traum verwirklichte sich, ihr Herz schlug voller Fröhlichkeit. Sie schmiegte sich fest an ihren Vater und bemühte sich, recht gerade, recht schön zu gehen, um ihm Ehre zu machen. Auch er war ebenso stolz und glücklich wie sie, zeigte sie, stellte sie förmlich zur Schau und strömte über von der Freude, sie, sein Blut, sein Fleisch, seine Tochter, die von nun an in Jugend und Schönheit strahlte, bei sich zu fühlen.

Als alle drei das Plateau de la Merlasse betraten, das von der Schar der Kerzen und Blumenstraußhändlerinnen, die sich an die Fersen der Pilger hefteten, versperrt war, rief Herr von Guersaint:

»Wir wollen doch sicher nicht mit leeren Händen zur Grotte gehen !«

Pierre, der an Maries anderer Seite ging, blieb vor der lachenden Fröhlichkeit, in der er sie sah, ergriffen stehen. Sofort wurden sie von einem Schwarm von Händlerinnen umringt und umzingelt, die ihnen mit ihren gierigen Händen die Ware fast ins Gesicht stießen.

»Mein schönes Fräulein, meine guten Herren, kaufen Sie mir etwas ab!«

Sie mußten sich wehren, sich losreißen. Herr von Guersaint kaufte schließlich den größten Strauß aus weißen Asten, rund und hart wie ein Kohlkopf, einem sehr schönen, üppigen blonden Mädchen von höchstens zwanzig



Jahren ab, das in seiner Frechheit so wenig bekleidet war, daß man die freie Rundung seiner Brust unter der halb aufgeknöpften Jacke sah. Der Strauß kostete übrigens nur einen Frank, und er ärgerte sich, ihn aus seiner schmalen Börse zu bezahlen, und war etwas verwirrt von den Manieren des großen Mädchens, dachte sich auch im stillen, daß sie sicher einen andern Handel betrieb, wenn die Heilige Jungfrau feierte.

Pierre bezahlte dann die drei Kerzen, die Marie einer alten Frau abgenommen hatte, Kerzen für zwei Frank, sehr preiswert, wie sie sagte. Die alte Frau, eine eckige Gestalt mit einer Raubvogelnase und gierigen Augen, erschöpfte sich in honigsüßen Danksagungen.

»Unsere Liebe Frau von Lourdes segne Sie, mein schönes Fräulein! Sie heile Sie von Ihren Krankheiten, Sie und die Ihrigen!«

Das ergötzte sie wieder, und lachend gingen sie alle drei davon, wie die Kinder von dem

Gedanken belustigt, daß der Wunsch der guten Frau eine vollendete Tatsache war.

In der Grotte wollte Marie sich sofort dem Vorbeimarsch anschließen, um sogar noch, bevor sie niederkniete, den Blumenstrauß und die Kerzen selber darzubringen. Es waren noch nicht viele Leute da, sie stellten sich hinten an und gingen nach drei bis vier Minuten vorüber. Oh, mit welch verzückten Blicken sie alles betrachtete: den Altar aus Silber, das Harmonium, die Weihebilder, die von Wachs triefenden Leuchter, die im hellen Tageslichte flammten! Die Grotte, die sie bis dahin nur von fern, von ihrem Leidenswägelchen aus gesehen hatte, betrat sie jetzt aus eigener Kraft, sie atmete darin wie im Paradies selbst, in einer lauen Wärme, in einem guten Geruch gebadet, der sie mit seinem göttlichen Dufte fast betäubte! Als sie die Kerzen in den großen Korb gelegt hatte und sich groß genug fühlte, um den Strauß an einer Stange des Gitters zu befestigen, küßte

sie lange Zeit den Felsen unter der Heiligen Jungfrau an der Stelle, den schon Millionen Lippen geglättet hatten. Und dieser dem Stein gegebene Kuß war ein Kuß der Liebe, in den sie die ganze Flamme ihrer Dankbarkeit legte, es war ein Kuß, in dem ihr Herz zerschmolz.

Dann warf sich Marie draußen nieder und versank in ein Gebet unendlicher Danksagungen. Ihr Vater war ebenfalls neben ihr niedergekniet und vereinte die Glut seiner Dankbarkeit mit der ihrigen. Aber er konnte sich einer Sache nicht lange Zeit hingeben. Nach und nach wurde er unruhig und beugte sich schließlich zu dem Ohr seiner Tochter nieder, um ihr zu sagen, daß er eine Besorgung zu machen habe, an die er sich eben erst erinnere. Es wäre gewiß das beste, sie bliebe da im Gebet und erwartete ihn.

Während sie ihre Andacht vollendete, würde er sich beeilen und seine Besorgung ausführen. Dann würde man nach Belieben

spazierengehen, wohin man wollte. Sie verstand ihn nicht, hörte ihn nicht einmal. Sie begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken, versprach, sich nicht zu rühren, denn sie war wieder von einer so gläubigen Bewegung erfaßt, daß ihre auf die weiße Statue der Jungfrau gerichteten Augen sich mit Tränen füllten.

Als Herr von Guersaint Pierre, der ein wenig abseits geblieben war, erreicht hatte, sprach er sich ihm gegenüber aus.

»Mein Lieber, ich habe eine Gewissenssache abzumachen. Dem Kutscher, der uns nach Gavarnie führte, habe ich das ausdrückliche Versprechen gegeben, seinen Herrn aufzusuchen und ihm die wirklichen Ursachen der Verzögerung mitzuteilen. Sie wissen, es ist der Barbier von der Place du Marcadal. Und dann muß ich mich auch rasieren lassen.«

Ungern mußte Pierre auf den Schwur hin, daß er in einer Viertelstunde zurück sein würde,

nachgeben. Da der Weg ihm aber weit erschien, so bestand er darauf, einen Wagen zu nehmen, der unten an dem Plateau de la Merlasse hielt. Dieser Wagen war eine Art Kabriolett, dessen Kutscher, ein dicker, etwa dreißigjähriger Mensch mit einer Baskenmütze, eine Zigarette rauchte. Schräg, mit ausgebreiteten Knien auf dem Bock sitzend, lenkte er mit der ruhigen Unbekümmertheit eines Mannes, der sich als Herr der Straße fühlte, seinen Wagen.

»Wir behalten Sie«, sagte Pierre beim Aussteigen, als sie auf der Place du Marcadal angelangt waren.

»Gut, gut, Herr Abbé, ich erwarte Sie«, entgegnete der Kutscher.

Dann ließ er sein mageres Pferd in der vollen Sonne stehen und unterhielt sich lachend mit einem starken, hochbusigen Mädchen mit fliegenden Haaren, die im Becken des nahen Springbrunnens einen Hund wusch.

Cazaban stand gerade auf der Schwelle seines Ladens, dessen hohe Spiegelscheiben und hellgrüne Farbe dem düstern, öde daliegenden Platze ein heiteres Ansehen verliehen. Wenn die Arbeit nicht drängte, so liebte er es, zwischen seinen beiden Schaufenstern zu triumphieren.

Sogleich erkannte er die Herren.

»Sehr geschmeichelt, sehr geehrt, wollen Sie eintreten, bitte !«

Bei den ersten Worten, die Herr von Guersaint an ihn zu richten geruhte, um den Mann, der ihn nach Gavarnie gefahren hatte, zu entschuldigen, zeigte er sich äußerst wohlwollend. Gewiß war es nicht seine Schuld, er hatte nicht die Kraft, zu verhindern, daß die Räder brachen oder daß die Stürme herniederbrausten. Sofern die Reisenden sich nicht beklagten, wäre alles gut.

»Ach«, rief Herr von Guersaint, »ein

wunderbares, unvergeßliches Land.«

»Da unser Land Ihnen gefällt, so werden Sie uns wieder besuchen, und mehr verlangen wir nicht.«

Als dann der Architekt sich auf einen der Stühle setzte und rasiert zu werden wünschte, zeigte er sich voller Eifer. Sein Gehilfe war noch abwesend, er hatte Aufträge zu besorgen für die Pilger, die er beherbergte, für eine ganze Familie, die einen Kasten mit Rosenkränzen, mit gipsernen Heiligen Jungfrauen, mit Kupferstichen unter Glas mitnahm. Man vernahm aus dem ersten Stock Getrappel, heftige Stimmen, das Gepolter inmitten der einzupackenden Gegenstände, ein wirres Durcheinander von Leuten, die die nahe Abreise aufregte. In dem benachbarten Speisesaal, dessen Tür offengeblieben war, leckten zwei Kinder die Schokoladetassen aus und warfen das Tischzeug durcheinander. Das ganze Haus war vermietet, es waren die letzten

Stunden dieses Fremdenzudrangs, der den Friseur und seine Frau zwang, sich in das Erdgeschoß zu flüchten, einen engen Keller, in dem sie auf einem Gurtbett schliefen.

Während Cazaban ihn einseifte, stellte Herr von Guersaint an ihn Fragen.

»Nun, sind Sie mit dem Geschäft zufrieden?«

»Gewiß, ich habe mich nicht zu beklagen. Meine Mieter reisen zwar heute ab, aber ich erwarte morgen früh andere, wir haben kaum Zeit, ein wenig rein zu machen, das wird so weitergehen bis zum Oktober.«

Als er sah, daß Pierre stehenblieb, im Laden hin und her ging und mit ungeduldiger Miene die Wände betrachtete, wandte er sich höflich um:

»Setzen Sie sich doch, Herr Abbé, nehmen Sie sich eine Zeitung, es wird nicht lange dauern.«

Als der Priester mit einer Handbewegung



gedankt hatte und es ablehnte, sich zu setzen, fuhr der Friseur in seiner gewohnten Redseligkeit fort:

»Oh, bei mir geht's immer, mein Haus ist wegen seiner reinlichen Betten und seiner guten Küche bekannt. Nur die Stadt ist nicht zufrieden, nein! Ich kann sogar sagen, daß ich nie eine solche Unzufriedenheit miterlebt habe.«

Er schwieg eine Minute, rasierte die linke Wange und erklärte plötzlich in einem Aufschrei, der ihm die Wahrheit entriß:

»Die Väter von der Grotte spielen mit dem Feuer, das ist alles, was ich zu sagen habe.«

Nun war der Bann gebrochen, und er sprach, er sprach, sprach immer weiter. Seine großen Augen rollten in seinem langen Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und dem sonnverbrannten Teint von schmutzigem Rot, während sein ganzer kleiner, nervöser Körper

von dem Übermaß an Bewegungen und Worten zitterte. Er kam auf seine Anklage zurück und erzählte die zahllosen Beschwerden, die die alte Stadt gegen die Väter hatte. Die Hotelbesitzer beklagten sich, die Händler in religiösen Gegenständen erzielten nicht die Hälfte der Einnahme, die sie hätten erzielen müssen, kurz und gut, die neue Stadt belegte das Geld und die Pilger mit Beschlag. Nur für die möblierten Häuser, die Hotels und die in der Nähe der Grotte eröffneten Geschäfte war noch ein Verdienst möglich. Es war ein mitleidsloser Kampf, eine von Tag zu Tag wachsende mörderische Feindseligkeit, denn die alte Stadt büßte in jeder Saison etwas von ihrem Leben ein, sie war sicher dazu bestimmt, zu verschwinden und von der neuen Stadt erdrückt und ermordet zu werden. Ach, diese elende, schmutzige Grotte! Er würde sich lieber die Füße abschneiden lassen, als einen Schritt in die Grotte tun! War es nicht empörend, daß sie

neben der Grotte nun auch einen Nippsachenladen aufgemacht hatten? Eine wahre Schande, über die sich ein Bischof so empört gezeigt hatte, daß er deswegen an den Papst schrieb. Er sei Freidenker und Republikaner, der schon unter dem Kaiserreich für die Kandidaten der Oppositionspartei gestimmt hätte, er glaube nicht an ihre schmutzige Grotte und piffe darauf!

»Sehen Sie, ich will Ihnen eine Tatsache erzählen. Mein Bruder ist Stadtrat, von ihm weiß ich die Geschichte. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß wir jetzt einen republikanischen Gemeinderat haben, der über die Entsittlichung der Stadt sehr betrübt ist. Abends kann man nicht mehr ausgehen, ohne auf der Straße Dirnen zu begegnen, die anscheinend mit Kerzen handeln. Sie geben sich mit den Kutschern ab, die die Saison uns zuführt, eine unsichere und verdächtige Gesellschaft, die wer weiß woher gekommen ist. Ich muß Ihnen auch die Stellung der Patres

gegenüber der Stadt erklären. Als sie die Grundstücke bei der Grotte gekauft haben, unterzeichneten sie einen Vertrag, in dem ihnen ausdrücklich jeder Handel untersagt wurde. Nun, trotz ihrer Unterschrift haben sie dort einen Laden eröffnet. Nicht wahr, das ist eine unlautere, unwürdige Konkurrenz? Der neue Gemeinderat hat sich denn auch entschlossen, die Aufrechterhaltung des Vertrages von ihnen zu fordern und sie zu ersuchen, augenblicklich den Laden zu schließen. Wissen Sie, was sie geantwortet haben? Nun, was sie schon zwanzigmal geantwortet haben und was sie immer zur Antwort geben werden, wenn man sie an ihre Verpflichtungen erinnert: ›Es ist gut, wir sind geneigt, den Vertrag zu halten, aber wir sind die Herren in unserem Hause, und wir schließen die Grotte.«

Er hatte sich erhoben und wiederholte mit weit aufgerissenen Augen:

»Wir schließen die Grotte.«

Pierre, der seinen langsamen Spaziergang fortsetzte, blieb plötzlich stehen und sagte ihm ins Gesicht:

»Dann brauchte der Gemeinderat nur zu antworten: ›Schließt sie!‹«

Cazaban wäre beinahe erstickt. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, er geriet außer sich und stotterte:

»Die Grotte schließen, die Grotte schließen!«

»Aber gewiß, da sie Sie ärgert und anekelt, diese Grotte! Da sie eine beständige Ursache zum Kriege, zur Ungerechtigkeit, zur Verderbtheit ist! Dann wäre alles zu Ende, man würde nichts mehr davon hören. Das wäre in der Tat eine ausgezeichnete Lösung, und wenn man etwas Macht besäße, so würde man Ihnen den Dienst erweisen, die Patres zur Ausführung ihrer Drohung zu zwingen.«

Je länger Pierre sprach, desto mehr verlor Cazaban seinen Zorn. Er wurde ganz ruhig und ein wenig blaß. Im Grunde seiner großen Augen sah der Priester eine gewisse Unruhe aufsteigen. War er nicht in seiner Leidenschaft gegen die Patres zu weit gegangen? Viele Geistliche liebten sie nicht, vielleicht befand sich dieser junge Priester nur in Lourdes, um einen Kampf gegen sie zu führen. Wer konnte das wissen? Die Schließung der Grotte war dann immerhin möglich. Man lebte aber doch nur von ihr. Wenn die alte Stadt auch aus Wut darüber schrie, daß sie nur noch kleine Bissen erhaschte, so war sie über das, was ihr zufiel, doch immer noch glücklich, und selbst die Freidenker, die wie alle Welt den Pilgern ihr Geld abnahmen, schwiegen erschreckt und unangenehm berührt, sobald man wegen der häßlichen Seiten des neuen Lourdes allzusehr ihrer Meinung war. Es hieß eben klug sein.

Cazaban wandte sich wieder an Herrn von Guersaint. Er fing an, die andere Seite zu

rasieren und flüsterte dabei mit zerstreuter Miene:

»Oh, was ich da von der Grotte sage, geschieht im Grunde genommen nicht, weil sie mir hinderlich ist. Außerdem muß doch auch alle Welt leben.«

Im Speisesaal hatten die Kinder eben unter betäubendem Geschrei eine Tasse zerbrochen. Pierre bemerkte von neuem die frommen Kupferstiche und die Heilige Jungfrau aus Gips, mit denen der Friseur das Zimmer ausgestattet hatte, um seinen Mietern angenehm zu sein. Eine Stimme schrie aus dem ersten Stock, daß der Koffer geschlossen wäre und der Gehilfe möchte so freundlich sein, ihn zur Bahn zu schaffen, wenn er nach Hause käme.

Cazaban blieb den beiden Herren gegenüber, die er im Grunde genommen gar nicht kannte, mißtrauisch und verstört, und in seinem Gehirn spukten beunruhigende Vermutungen.

Es brachte ihn in Verzweiflung, sie so fortgehen zu lassen, nachdem er sich selbst bloßgestellt hatte. Wenn er seine allzu heftigen Worte gegen die Patres wenigstens noch hätte zurücknehmen können. Daher gab er auch seinem Verlangen, die Unterhaltung zu erneuern, nach, als Herr von Guersaint aufstand, um sich das Kinn zu waschen.

»Haben Sie von dem gestrigen Wunder gehört? Die Stadt ist außer sich darüber, mehr als zwanzig Personen haben es mir schon erzählt. Ja, es scheint ihnen ein außerordentliches Wunder gelungen zu sein. Eine gelähmte junge Dame ist aufgestanden und hat ihr Krankenwägelchen bis in den Chor der Basilika gezogen.«

Herr von Guersaint, der im Begriff war sich wieder zu setzen, nachdem er sich abgetrocknet hatte, ließ ein wohlgefälliges Lachen hören.

»Diese junge Dame ist meine Tochter.«



Bei diesem plötzlichen, glücklichen Lichtstrahl strahlte Cazaban. Beruhigt vollendete er die Frisur unter einem Schwall von Worten und Bewegungen, die er plötzlich wiedergefunden hatte.

»Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch, ich bin geschmeichelt, Sie bedient zu haben. Wenn die Tochter geheilt wird, das genügt einem Vaterherzen, nicht wahr?«

Und nun fand er auch für Pierre ein lebenswürdiges Wort. Als er sich entschloß, sie gehen zu lassen, sah er den Priester mit gerührter Miene an und sagte als verständiger Mann, der wünscht, über die Wunder ein endgültiges Urteil zu fällen:

»Es kommen für alle Welt glückliche Wunder vor, Herr Abbé. Von Zeit zu Zeit brauchen wir ein solches Wunder.«

Draußen mußte Herr von Guersaint den

Kutscher suchen, der noch immer mit dem Mädchen scherzte, dessen von Wasser triefender Hund sich in der Sonne schüttelte. Übrigens führte sie der Wagen in fünf Minuten an den Fuß des Plateau de la Merlasse zurück. Der Gang hatte doch eine halbe Stunde in Anspruch genommen, und Pierre wollte den Wagen behalten in der Absicht, Marie die Stadt zu zeigen, ohne sie allzusehr zu ermüden. Während der Vater nach der Grotte eilte, um seine Tochter abzuholen, wartete er hier unter den Bäumen.

Sofort knüpfte der Kutscher mit dem Priester eine Unterhaltung an. Er hatte sich eine andere Zigarette angesteckt und zeigte sich sehr vertraulich. Er war aus einem Dorfe aus der Umgegend von Toulouse und konnte sich nicht beklagen, denn er verdiente in Lourdes schönes Geld. Man aß hier gut, amüsierte sich, man konnte die Stadt eine gute Gegend nennen. Er sagte diese Dinge mit der Sorglosigkeit eines Mannes, den seine

religiösen Bedenken nicht besonders störten, ohne die Achtung zu vergessen, die er einem Geistlichen schuldig war.

Endlich ließ er von seinem Bock aus, halb liegend, während eins seiner Beine herabhing, langsam die Worte fallen:

»Ach ja, Herr Abbé, Lourdes hat ganz gut angefangen, aber die Hauptsache ist, ob es lange dauern wird.«

Von dem Worte höchst betroffen, überlegte Pierre dessen unwillkürliche, tiefe Bedeutung, als Herr von Guersaint, der Marie führte, wieder erschien. Er hatte sie noch an demselben Platze, in dasselbe Dankgebet versunken zu den Füßen der Heiligen Jungfrau gefunden, und es schien, als habe sie die ganze Flammenglut der Grotte in ihren Augen mit fortgetragen, so leuchteten sie in der göttlichen Freude über ihre Heilung. Sie war unter keinen Umständen dafür, den Wagen zu behalten, nein, nein! Sie zog vor, zu gehen, es kam ihr

wenig darauf an, die Stadt zu sehen, wenn sie nur noch eine Stunde lang am Arm ihres Vaters durch die Gärten, die Straßen, die Plätze oder wohin man sonst wollte, gehen würde! Und als Pierre den Kutscher bezahlt hatte, war sie ganz entzückt, mit kleinen Schritten am Rande der mit Blumenbeeten geschmückten Rasenplätze unter den großen Bäumen spazierenzugehen.

Es war alles schön und frisch, die Gräser, Blätter, die einsamen schattigen Alleen, in denen man das ewige Rieseln des Gave vernahm. Dann wünschte sie, in die Straßen, unter die Menge zurückzukehren, um hier die Bewegung, das Leben, den Lärm wiederzufinden, nach dem sich ihr ganzes Wesen sehnte.

Als Pierre in der Rue Saint-Josaph das Panorama bemerkte, in dem man noch die alte Grotte mit der knienden Bernadette am Tage des Kerzenwunders sah, hatte er die Idee

einzutreten. Marie war glücklich darüber wie ein Kind, und selbst Herr von Guersaint bezeugte die unschuldigste Freude, besonders, als er bemerkte, daß unter der Schar der Pilger, die sich mit ihnen in dem dunklen Gange drängten, mehrere in seiner Tochter das junge Mädchen wiedererkannt hatten, an der sich am vorigen Tage das Wunder vollzogen hatte und deren Namen bereits glorreich von Mund zu Mund flog. Oben auf der runden Estrade, als man in das matte Licht trat, das durch eine Art Schleier einfiel, wurde Marie eine Ovation bereitet. Es erhob sich ein zartes Flüstern, die Leute richteten. verklärte Blicke auf sie und empfanden eine ekstatische Verzückung, ihr zu folgen, sie zu berühren. Es war, als ob ein Heiligenschein sie umgäbe. Um sie ein wenig in Vergessenheit zu bringen, mußte der mit der Erklärung beauftragte Beamte sich an die Spitze der kleinen Truppe der Besucher stellen. Er führte sie herum und erzählte die Episode, die die ungeheure, kreisförmige

Leinwand von hundertundsechszwanzig Meter Länge darstellte. Es handelte sich um die siebzehnte Erscheinung der Heiligen Jungfrau vor Bernadette, an dem Morgen, da sie, vor der Grotte kniend, aus Versehen während der Vision die Hand auf der Flamme der Kerze gelassen hatte, ohne sich zu verbrennen. Die ganze alte Landschaft der ursprünglichen Grotte fand sich dort wieder, die ganze Szene war wiederhergestellt mit den historischen Personen, dem Arzt, der im Begriffe ist, das Wunder festzustellen, dem Bürgermeister, dem Polizeikommissar, dem Staatsanwalt, deren Namen der Beamte dem verblüfften Publikum nannte.

Nun erinnerte sich Pierre infolge einer unbewußten Gedankenverbindung an das Wort, das der Kutscher eben zu ihm gesprochen hatte: »Lourdes hat gut angefangen, aber die Hauptsache ist, ob es lange dauern wird.« Das war in der Tat die Frage.

Wie viele geweihte Heiligtümer waren bereits auf diese Weise auf die Stimme unschuldiger Kinder hin erbaut worden, die unter allen begnadet gewesen waren und denen die Heilige Jungfrau sich gezeigt hatte! Immer wieder war es dieselbe Geschichte: eine Erscheinung, eine Schäferin, die man verfolgte, die man als Lügnerin behandelte, dann ein dumpfer Drang des menschlichen Elends, der nach Täuschung dürstete, dann die Propaganda, der Triumph des wie ein Leuchtturm strahlenden Heiligtums und schließlich der Verfall, die Vergessenheit, wenn ein anderes Heiligtum anderswo aus dem verzückten Traum einer andern Seherin entstand. La Salette hatte die antiken heilenden Jungfrauen aus Holz oder Stein entthront, Lourdes hatte La Salette entthront, um wieder von Unserer Lieben Frau des nächsten Gnadenortes entthront zu werden, deren sanftes, trostreiches Gesicht sich einem reinen Kinde zeigen wird, das noch geboren werden

muß. Wenn Lourdes ein so rasch aufblühendes, wunderbares Glück gehabt hatte, so verdankte es dies sicher nur der kleinen, aufrichtigen Seele, dem köstlichen Zauber der Bernadette. Hier war keine Heuchelei, keine Lüge. Es war einzig und allein die Blume des Leidens, ein verkrüppeltes, krankes Mädchen, das dem Volke der Kranken ihren Traum von Gerechtigkeit, von Gleichheit in dem Wunder brachte. Sie war nur die ewige Hoffnung, der ewige Trost. Außerdem schienen alle sozialen und historischen Umstände zusammengetroffen zu sein, um am Ende eines schrecklichen Jahrhunderts wissenschaftlicher Forschung das Bedürfnis dieser mystischen Erhebung zu verstärken, und darum würde Lourdes zweifellos noch lange in seinem Triumphe bestehen, bevor es nur zu einer Legende, einer toten Religion mit mächtigem, aber verflogenen Dufte wurde.

O dieses alte Lourdes, diese Stadt des Friedens



und des Glaubens, die einzig mögliche Wiege, in dem die Legende erstehen konnte! Wie leicht stellte Pierre es sich vor, als er das weite Gemälde des Panoramas umschritt! Das sagte alles, es lieferte den besten Aufschluß über die Dinge, den man erhalten konnte. Die eintönigen Erklärungen des Führers wurden nicht gehört, die Landschaft sprach von selbst. Da war in erster Reihe die Grotte, das Felsenloch am Ufer des Gaves, ein wilder Ort der Träumerei, dann buschige Abhänge, Steingeröll ohne einen geebneten Weg. Es war noch nichts geschehen, keine Verschönerungen waren angebracht worden, kein Monumentalquai, keine englischen Gartenalleen, die sich zwischen den beschnittenen Gebüschten hinschlängelten, waren angelegt, es war noch keine hergerichtete, verunstaltete, mit einem Gitter geschlossene Grotte da, und vor allem noch kein Laden mit religiösen Gegenständen, noch nicht die Bude der Simonie, die das Ärgernis

der frommen Seelen bildete. Die Jungfrau hätte in der Weise keinen reizenderen Winkel wählen können, um sich der Auserkorenen ihres Herzens, dem armen Mädchen zu zeigen, das hier den Traum seiner qualvollen Nächte umherführte, indem es abgefallenes Holz aufhob. Dann sah er auf der andern Seite des Gaves, hinter den Felsen des Schlosses, das alte, vertrauensvolle und schlafende Lourdes. Ein anderes Zeitalter erstand vor ihm, eine kleine Stadt mit ihren engen gepflasterten Straßen, ihren schwarzen Häusern, mit den marmornen Einfassungen ihrer alten, halb spanischen Kirche voll antiker Skulpturen, die mit goldenen Erscheinungen und gemalten Figuren bevölkert war.

Nur zweimal am Tage kamen die Postwagen von Bagnères und Cauterets, um die steile Chaussee der Rue Basse hinaufzufahren. Der Hauch des Jahrhunderts hatte noch nicht über diese friedlichen Dächer geweht, die eine zurückgebliebene, noch immer kindliche

Bevölkerung schützten, und diese fügte sich in die engen Bande einer starken, religiösen Zucht. Es gab keinerlei Ausschweifungen, ein geringer, hundertjähriger Handel genügte für das tägliche Leben, ein ärmliches Leben, dessen Rauheit die Sitten schützte. Nie hatte Pierre besser begriffen, wie Bernadette, die in diesem Lande des Glaubens und der Ehrlichkeit geboren war, hier wie eine natürliche Rose erblühen konnte, die sich an den wilden Stöcken des Wegrandes erschlossen hatte.

»Die Sache ist doch sehenswert«, erklärte Herr von Guersaint, als man sich wieder auf der Straße befand, »ich bereue es nicht, das gesehen zu haben.«

Marie lächelte ebenfalls vergnügt.

»Nicht wahr, Vater, man möchte glauben, man wäre drin. Zeitweise scheint es, als bewegten sich die Personen. Und wie reizend sie ist, die Bernadette, auf den Knien, in der Verzückung,

während die Flamme der Kerze ihre Finger beleckt, ohne eine Brandwunde zu hinterlassen.«

»Nun«, fuhr der Architekt fort, »haben wir nur noch eine Stunde und müssen doch daran denken, unsere Einkäufe zu machen, wenn wir überhaupt etwas kaufen wollen. Wollt ihr, daß wir in verschiedene Läden gehen? Wir haben allerdings Majesté versprochen, ihm den Vorzug zu geben, aber das hindert uns doch nicht, uns die Sachen auch anderwärts ein wenig anzusehen. Wie? Pierre, was meinen Sie dazu?«

»Aber gewiß, wie Sie wollen«, versetzte der Priester. »Übrigens werden wir auf diese Weise auch einen Spaziergang machen.«

Mit diesen Worten folgte er dem jungen Mädchen und ihrem Vater, die auf das Plateau de la Merlasse zurückkehrten. Seitdem er das Panorama verlassen hatte, empfand er ein eigentümliches Gefühl, als befände er sich an

einem andern Ort. Es war, als wenn man ihn plötzlich von einer Stadt in eine andere gebracht hätte, die Jahrhunderte weit entfernt lag. Er verließ die Einsamkeit, den schlafenden Frieden des alten Lourdes, der durch das tote Licht des Vorhangs noch vermehrt wurde, um plötzlich in das neue, in blendendem Lichte strahlende Lourdes zu geraten, in dem eine lärmende Menge sich drängte. Es hatte eben zehn Uhr geschlagen. Das Treiben auf den Straßen war sehr lebhaft, ein ganzes Volk beeilte sich, seine Einkäufe zu beenden, um dann nur noch an die Abreise zu denken.

Die Tausende von Pilgern der nationalen Pilgerfahrt strömten in einem letzten Durcheinander durch die Straßen und belagerten die Läden. Nach dem Geschrei zu urteilen, konnte man an das lärmende Treiben eines Jahrmarktes glauben, der unter dem ununterbrochenen Rollen der Wagen zu Ende geht. Viele versahen sich mit Vorräten für die Reise, kauften die unter freiem Himmel

errichteten Buden vollständig aus, in denen Brote, Wurst und Schinken feilgehalten wurden. Man kaufte Früchte, man kaufte Wein, die Körbe füllten sich mit Flaschen, mit dicken Papieren bis zum Platzen. Ein umherziehender Händler, der Käse auf einem kleinen Wagen führte, sah seine Ware wie vom Winde fortgeweht verschwinden. Besonders aber kaufte die Menge religiöse Gegenstände, und umherziehende Händler, deren kleine Wagen mit Statuetten und frommen Kupferstichen beladen waren, machten glänzende Geschäfte. Die Käufer standen in ganzen Reihen hintereinander vor den Läden, die Frauen hatten ungeheure Rosenkränze umgebunden, hatten Heilige Jungfrauen unter den Armen und schleppten Feldflaschen fort, um sie in dem Wunderbrunnen zu füllen. Diese in der Hand getragenen oder an einem Gurtriemen hängenden Feldflaschen, die ein bis zehn Liter faßten, zum Teil ohne Bilder, zum Teil mit

einem blau gemalten Bild Unserer Lieben Frau von Lourdes bekleckst, versetzten mit ihrem neuen Blechglanz und ihrem hellen Geklimper die Menge in Heiterkeit. Das Kauffieber, das Vergnügen, sein Geld auszugeben, mit Taschen voller Photographien und Medaillen heimzukehren, belebten die Gesichter mit festlicher Miene und verwandelten diese lustige Menge in eine Kirchweihmenge mit überschwänglichen und befriedigten Gelüsten.

Auf dem Plateau de la Merlasse fühlte sich Herr von Guersaint einen Augenblick versucht, in einen der schönsten und belebtesten Läden einzutreten, dessen Schild in großen Buchstaben die Worte trug:

»Soubirous, Bruder der Bernadette.«

»Nun, wie wär's, wenn wir unsere Einkäufe hier machten? Die Sache hätte mehr Lokalkolorit, und unsere kleinen Erinnerungen erweckten ein größeres Interesse.«

Dann aber ging er vorüber und wiederholte, man müsse zuerst alles sehen. Pierre hatte den Laden des Bruders der Bernadette mit gepreßtem Herzen betrachtet. Es betrückte ihn, daß der Bruder mit der Heiligen Jungfrau handelte, die die Schwester gesehen hatte. Aber er mußte doch leben, und er glaubte zu wissen, daß die Familie der Seherin neben der triumphierenden Basilika in ihrem Goldglanz kein Vermögen erwarb, so schrecklich war die Konkurrenz. Wenn die Pilger auch in Lourdes Millionen zurückließen, der Händler mit heiligen Gegenständen waren es mehr als zweihundert, die Hoteliers und Wohnungsvermieter, die den größten Teil wegnahmen, ungerechnet, so daß der Gewinn, den man sich in so gieriger Weise streitig machte, schließlich ziemlich mittelmäßig war. Das Plateau entlang, links und rechts vom Bruder der Bernadette, befanden sich andere Läden. Es war eine ununterbrochene Reihe von aneinander gedrängten Läden, die die



Abteilungen des hölzernen Barackenbaues, einer Art von der Stadt erbauter Galerie, einnahmen, aus der diese sechzigtausend Frank zog. Das waren richtige Basare, offene Auslagen, die sich bis auf den Bürgersteig drängten und die Leute am Gehen hinderten.

Auf mehr als zweihundert Meter gab es keine anderen Geschäfte: es war wie ein Strom von Rosenkränzen, Medaillen und Statuetten, der unaufhörlich durch die Fenster floß. In ungeheuren Buchstaben verkündeten die Schilder verehrungswürdige Namen, den heiligen Rochus, den heiligen Joseph, Jerusalem, die unbefleckte Jungfrau, das geweihte Herz der Maria, kurz alles, was das Paradies an Schönem enthielt, um die Kundschaft zu fesseln und anzuziehen.

»Wirklich«, erklärte Herr von Guersaint, »ich glaube, es ist überall dasselbe, wir wollen in irgendeinen Laden treten, gleichviel in welchen.«

Er hatte genug, diese unendliche Menge von Auslagen ermüdete ihn.

»Da du versprochen hast, bei Majesté zu kaufen«, sagte Marie, die nicht müde wurde, »so ist es das beste, wir kehren dorthin zurück.«

»Ganz recht, gehen wir wieder zu Majesté.«

Aber in der Avenue de la Grotte fingen die Läden wieder an. Auf beiden Seiten drängten sie sich von neuem. Es gab da auch Juweliere, Modeartikelhändler und Regenschirmverkäufer, die zugleich religiöse Gegenstände feilboten. Sogar ein Konditor war da, der Schachteln mit Lourdeswasserplätzchen verkaufte, deren Deckel ein Bildnis der Jungfrau Maria trug. Die Schaukästen eines Photographen waren voller Ansichten der Grotte und der Basilika, mit Bildnissen von Bischöfen, ehrwürdigen Patres aller Orden, die sich unter die berühmten Aussichten der nahen Berge

mischten. Eine Buchhandlung stellte die letzten katholischen Bücher aus, Bände mit frommen Titeln, unter diesen die seit zwanzig Jahren über Lourdes veröffentlichten Werke, von denen einige einen wunderbaren Erfolg erzielt hatten. Auf diesem großen, volkreichen Wege floß die Menge in einem breiten Strome dahin, die Feldflaschen klangen, eine laute Lebensfreude herrschte in der klaren Sonne, die die Straße von einem Ende bis zum andern beschien. Die Statuetten, Medaillen, die Rosenkränze schienen kein Ende nehmen zu wollen, eine Auslage folgte der andern, Kilometerweit ging es so fort durch die Straßen der ganzen Stadt, die ein Basar mit immer gleichen Artikeln geworden zu sein schien. Vor dem Hotel des Apparitions zögerte Herr von Guersaint wieder. »Es ist also abgemacht, wir machen unsere Einkäufe hier?«

»Aber gewiß«, sagte Marie, »sieh doch, wie schön der Laden aussieht.«

Damit trat sie zuerst in den Laden ein, der in der Tat einer der geräumigsten der Straße war und das Erdgeschoß des Hotels auf der linken Seite einnahm. Herr von Guersaint und Pierre folgten ihr. Appoline, die Nichte der Majestés, die mit dem Verkauf betraut war, stand auf einer Trittleiter und war im Begriff, aus einem hohen Schaukasten Weihkessel zu nehmen, um sie einem jungen Manne, einem eleganten Sänftenträger, der wunderbare gelbe Gamaschen trug, zu zeigen. Sie lachte mit einem reizenden Turteltaubengirren, mit den prächtigen Augen in dem etwas viereckigen Gesicht mit der geraden Stirn, den vollen Wangen und den starken roten Lippen.

»Sie glauben also nicht, daß dieser Weihkessel Ihrer Tante gefallen würde?«

»Nein, nein«, erwiderte der Herr und ging, »verschaffen Sie sich das andere Modell, ich reise erst morgen ab und werde wiederkommen.«

Als Appoline erfuhr, Marie sei das junge Mädchen, an dem sich das Wunder vollzogen hatte und von dem Frau Majesté seit dem vorigen Tage sprach, zeigte sie sich sehr geschäftseifrig. Sie betrachtete sie mit ihrem fröhlichen Lächeln, in dem ein wenig Überraschung, leise Ungläubigkeit, gleichsam der geheime Spott eines schönen, in ihren Körper närrisch verliebten Mädchens lag. Aber als gewandte Verkäuferin erschöpfte sie sich sogleich in lebenswürdigen Worten.

Wie glücklich werde ich sein, Ihnen etwas zu verkaufen! Ihr Wunder ist ja so außerordentlich schön. Sehen Sie, das ganze Geschäft steht zu Ihren Diensten. Wir haben die größte Auswahl.«

Marie war in Verlegenheit.

»Ich danke Ihnen, Sie sind sehr lebenswürdig, wir wollen nur Kleinigkeiten kaufen.«

»Wenn Sie gestatten«, sagte Herr von

Guersaint, »werden wir unsere Wahl selbst treffen.«

»Bitte, mein Herr, wählen Sie, dann werden wir ja sehen.«

Da jetzt andere Kunden eintraten, vergaß sie Appoline, nahm ihren Beruf als hübsche Verkäuferin wieder auf, und zwar mit schmeichlerischen Worten, verführerischen Bewegungen, namentlich den Männern gegenüber, die sie nur mit allen Taschen voller Einkäufe fortgehen ließ.

Von dem Goldstück, das ihm Blanche, seine älteste Tochter, bei der Abfahrt als Taschengeld zugesteckt hatte, besaß Herr von Guersaint nur noch zwei Frank. Daher wagte er nicht, in seiner Wahl allzu weit zu gehen. Aber Pierre erklärte, man würde ihm wehe tun, wollte man ihm nicht gestatten, seinen Freunden die paar Gegenstände anzubieten, die sie aus Lourdes mitnehmen würden. Nun kam man darüber ein, daß man zuerst ein

Geschenk für Blanche wählen wollte und daß dann Marie und ihr Vater jeder das Andenken sich aussuchen sollte, das ihnen am besten gefiele.

»Nur keine Überstürzung«, sagte Herr von Guersaint immer wieder. »Hörst du, Marie? Sieh dich nur recht um. Was würde Blanche wohl am meisten Vergnügen machen?«

Alle drei suchten nun, wühlten und stöberten in den Gegenständen herum. Aber ihre Unentschlossenheit nahm zu, je öfter sie von einem Gegenstande zum andern übergingen. Das große Geschäft mit seinen Ladentischen, seinen Schaufenstern, seinen Kästen, die es von oben bis unten schmückten, war wie ein Meer von zahllosen Fluten, eine Fülle aller möglichen religiösen Gegenstände. Da sah man Rosenkränze, ganze Pakete von Rosenkränzen, die an den Wänden hingen, Haufen von Rosenkränzen in den Schubladen, von den geringen Rosenkränzen zu zwanzig

Sous das Dutzend, bis zu den Rosenkränzen aus wohlriechendem Holz, aus Achat, aus Lasursteinen, die mit Gold oder Silber eingefaßt waren. Einzelne, riesig große, die so lang waren, daß man sie doppelt um den Hals und die Hüfte tragen konnte, wiesen sorgfältig bearbeitete Perlen auf, die die Größe von Nüssen hatten und durch Totenköpfe voneinander getrennt waren. Dann gab es Medaillen, eine Regenflut von Medaillen, Medaillen in vollen Schachteln, von allen Größen, aus allen Metallen, die billigsten und die kostbarsten, mit verschiedenen Inschriften, Medaillen, die die Basilika, die Grotte, die Unbefleckte Empfängnis darstellten und die je nach den Börsen der Käufer graviert, ziseliert, emailliert, sorgfältig ausgearbeitet oder in gewöhnlicher Ausführung zu haben waren.

Ferner waren Statuen der Heiligen Jungfrau da, kleine und große, aus Zink, aus Holz, aus Elfenbein, besonders aber aus Gips, die einen ganz weiß, die anderen mit lebhaften Farben



bemalt. Sie alle gaben bis ins kleinste die von Bernadette gelieferte Beschreibung wieder, das lebenswürdige und lächelnde Antlitz, den sehr langen Schleier, die blaue Schärpe, die goldenen Rosen an den Füßen. Jedes Modell war aber wieder etwas anders, um durch die Verschiedenartigkeit das Eigentum des Verfertigers zu schützen. Und noch eine andere Flut religiöser Gegenstände war vorhanden, hundert verschiedenartige Skapuliere, Tausende von frommen Bildern, feine Kupferstiche, schlechte Lithographien, die ein Gewimmel kleiner, kolorierter, vergoldeter, lackierter, mit Blumensträußen geschmückter und mit Spitzen gezielter kleiner Bilder förmlich ertränkte. Es gab auch Ringe, Broschen, Armbänder, mit Sternen und Kreuzen geschmückt und mit heiligen Figuren versehen. Und dann herrschte noch der Pariser Artikel vor, der das übrige zurückdrängte: Bleistifthalter, Portemonnaies, Zigarrentaschen, Briefbeschwerer,

Papiermesser, kurz, unzählige Gegenstände, auf denen fortwährend die Basilika, die Grotte, die Heilige Jungfrau wiederkehrten, die auf alle Arten, in allen bekannten Herstellungsweisen wiedergegeben waren. In einem Kasten von FünfzigCentimesArtikeln stapelte sich ein Durcheinander von Serviettenringen, von Eierbechern und von Holzpfеifen auf, auf denen die Erscheinung Unserer Lieben Frau von Lourdes in strahlender Schönheit eingeschnitzt war.

Nach und nach war Herr von Guersaint der Sache überdrüssig geworden, es hatte sich seiner eine gewisse Traurigkeit, die Reizbarkeit eines Mannes bemächtigt, der sich einbildete, ein Künstler zu sein.

»Aber das ist ja gräßlich, das ist ja alles gräßlich«, wiederholte er bei jedem neuen Artikel, den er prüfend ansah.

Er machte sich Luft, indem er Pierre an den mißlungenen Versuch erinnerte, den er

unternommen hatte, um in den religiösen Bilderhandel einen Umschwung zu bringen. Die Trümmer seines Vermögens waren dabei verlorengegangen, was ihn angesichts der ärmlichen Gegenstände, mit denen das Geschäft überladen war, noch strenger machte. Hatte man je Sachen von so dummer, so verworrener und dabei so anspruchsvoller Häßlichkeit gesehen? Die Gemeinheit der Idee und die Albernheit des Ausdrucks fanden in der handwerksmäßigen Ausführung ein würdiges Seitenstück. Das alles hatte etwas von dem Modenbild, von dem Deckel der Bonbonbüchse, von den Wachspuppen an sich, die sich in den Friseurläden drehen. Es war eine gequält hübsche, gezwungen kindliche Kunst, ohne wirklich menschliches Empfinden, ohne Ausdruck, ohne jede Aufrichtigkeit. Der Architekt, der einmal im Zuge war, hielt nicht mehr inne, er sprach auch von seinem Ekel vor den Bauten des neuen Lourdes, von der beklagenswert häßlichen

Herrichtung der Grotte, der Ungeheuerlichkeit der Treppen, der Mißverhältnisse der Rosenkranzkirche und der Basilika, von denen jene zu schwer war und einem Getreideschuppen ähnlich sah.

»Man muß den lieben Gott wahrhaftig sehr lieben«, schloß er seine Worte, »um den Mut zu haben, ihn unter solchen Greueln anzubeten! Sie haben alles falsch gemacht, haben alles verpfuscht, wie zum Vergnügen, ohne daß ein einziger auch nur auf eine Minute die innere Bewegung, die wahre Naivität und den aufrichtigen Glauben besessen hätte, die allein Meisterwerke hervorbringen. Es waren alle nur Schlauköpfe, alle nur Kopisten, kein einziger war mit Leib und Seele dabei. Und was braucht man denn, um sie zu inspirieren, wenn sie selbst hier in dem Lande des Wunders nichts Großes hervorbringen können?«

Pierre antwortete nicht, aber er war von diesen

Betrachtungen betroffen und hatte nun endlich eine Erklärung für das Unbehagen, das er seit seiner Ankunft in Lourdes empfand. Dieses Unbehagen hatte seinen Grund in dem Widerspruch zwischen der ganz modernen Umgebung und dem Glauben der vergangenen Jahrhunderte, dessen Wiedererweckung man versuchte. Er beschwor die alten Kathedralen herauf, in denen dieser Glaube der Völker nachzitterte. Er sah wieder die alten Gegenstände des Kultus, die Heiligenbilder, die heiligen Gold und Silbergefäße, die Heiligen aus Stein und Holz von wunderbarer Kraft und Schönheit des Ausdrucks. In jenen fernen Zeiten waren die Meister, denen man die Arbeiten verdankt, vom Glauben erfüllt. Sie gaben ihre Seele in der ganzen Naivität ihrer Empfindung, wie Herr von Guersaint sagte. Heute aber bauten die Architekten die Kirchen mit der gleichen ruhigen Fertigkeit, mit der sie fünfstöckige Wohnhäuser aufführen. Ebenso wurden die religiösen

Gegenstände, die Rosenkränze, die Medaillen, die Statuetten in den volkreichen Vierteln von Paris von leichtfertigen Arbeitern, die die Religionsgebräuche nicht beobachteten, in Massen hergestellt. Daher auch dieser Trödel, dieser Plunder von Waren, über deren Schönheit man weinen, von deren alberner Sentimentalität es einem übel werden konnte. Lourdes war davon überschwemmt, verwüstet und so verunstaltet, daß es die etwas zartfühlenden Personen, die sich in seinen Straßen verirrt hatten, abstieß. Das alles verband sich in brutaler Weise mit der versuchten Wiedererweckung, mit den Legenden, den Zeremonien, den Prozessionen der längst dahingegangenen Zeitalter, und Pierre dachte plötzlich, daß Lourdes historisch und sozial verurteilt war, daß der Glaube bei einem Volke auf ewig tot ist, wenn es ihn nicht mehr in den Kirchen spürt, die es baut, noch bei den Rosenkränzen, die es herstellt.

Marie hatte fortwährend mit kindlicher

Ungeduld in den Auslagen gewühlt, sie zögerte und fand nichts, was ihr des großen Traumes der Verzückung, den sie in sich bewahren wollte, würdig erschien.

»Vater, die Zeit wird knapp, du mußt mich ins Hospital zurückbringen. Und um ein Ende zu machen, siehst du, werde ich Blanche diese Medaille mit der silbernen Kette schenken. Das ist noch das einfachste und hübscheste. Ich selbst nehme diese Statuette Unserer Lieben Frau von Lourdes, das kleine Modell, das ziemlich hübsch gemalt ist. Ich werde es in mein Zimmer stellen und mit frischen Blumen umgeben. Nicht wahr, das wird sehr hübsch aussehen?«

Herr von Guersaint stimmte ihr bei. Dann sagte er, auf seine eigene Wahl zurückkommend:

»Mein Gott, in welcher Verlegenheit befinde ich mich!«

Er betrachtete prüfend elfenbeinerne Federhalter, die in Erbsen ähnlichen Kugeln endeten, in denen sich mikroskopische Photographien befanden. Als er, um zu sehen, das Auge an eines der winzigen Löcher legte, stieß er einen Schrei der Bewunderung aus.

»Sieh da, das Panorama von Gavarnie. Ach, das ist wunderbar, alles ist darin, wie kann der Riese darin nur Platz finden? Wahrhaftig, ich nehme diesen Federhalter, er ist hübsch und wird mich an meinen Ausflug erinnern.«

Pierre hatte ganz einfach ein Bild der Bernadette gewählt, die große Photographie, die sie auf den Knien, im schwarzen Kleid, ein Tuch über die Haare geknüpft, darstellt. Wie man sagt, ist das das einzige, das nach der Natur aufgenommen wurde. Er beeilte sich zu bezahlen, und alle drei wollten aufbrechen, als Frau Majesté eintrat, Einspruch erhob und Marie durchaus ein kleines Geschenk machen wollte, indem sie sagte, daß das ihrem Hause



Glück bringen würde.

»Ich bitte Sie, nehmen Sie ein Skapulier, hier eines von diesen. Die Heilige Jungfrau, die Sie auserkoren hat, wird es mir schon bezahlen.«

Sie erhob die Stimme und machte so viel Aufhebens, daß die Käufer, die den Laden füllten, aufmerksam wurden und von nun an das junge Mädchen mit gierigen Augen betrachteten. Das war die Popularität, die sich ihrer wieder zu bemächtigen begann und die sich schließlich auch auf der Straße kundgab, als die Hotelbesitzerin auf die Schwelle ihres Ladens trat, den Kaufleuten gegenüber Zeichen machte und die Nachbarschaft in Aufruhr versetzte.

»Gehen wir«, sagte Marie, die immer verlegener wurde. Aber ihr Vater hielt sie noch zurück, als er einen Priester eintreten sah.

»Ah, der Abbé des Hermoises.«

Es war in der Tat der schöne, nach

Wohlgerüchen duftende Abbé in feiner Soutane. Sein frisches Gesicht strahlte in sanfter Fröhlichkeit. Er hatte seinen Gefährten vom vorigen Tage nicht gesehen und sich lebhaft Appoline genähert, die er beiseite zog.

Pierre hörte, wie er halblaut sagte:

»Warum haben Sie mir heute morgen nicht meine drei Dutzend Rosenkränze gebracht?«

Appoline hatte wieder mit ihrem Turteltaubengirren zu lachen angefangen, wobei sie ihn, ohne zu antworten, von oben bis unten spöttisch anblickte.

»Sie sind für meine kleinen Beichtkinder in Toulouse bestimmt, ich wollte sie unten in meinen Koffer legen, und Sie hatten mir angeboten, beim Packen meiner Wäsche zu helfen.«

Sie lachte noch immer und sah ihn mit ihren hübschen Augen kokett von der Seite an.

»Jetzt werde ich erst morgen reisen, bringen Sie sie mir heute abend, nicht wahr, wenn Sie frei sind. Ich wohne am Ende der Straße bei der Duchêne, im Parterrezimmer. Seien Sie nett und kommen Sie selbst.«

Mit ihren roten Lippen sagte sie endlich scherzend in einem Tone, der ihn im ungewissen darüber ließ, ob sie ihr Versprechen auch halten würde:

»Gewiß, Herr Abbé, ich werde kommen.«

Sie wurden unterbrochen, denn Herr von Guersaint warorgetreten, um dem Priester die Hand zu schütteln. Sofort sprachen sie wieder von dem Ausflug nach Gavarnie, ein köstlicher Ausflug, reizende Stunden, die sie niemals vergessen würden. Dann belustigten sie sich auf Kosten ihrer beiden Gefährten, wenig bemittelter Geistlicher, braver Leute, deren Naivität sie riesig amüsiert hatte. Der Architekt erinnerte schließlich seinen neuen Freund daran, daß er versprochen hatte, eine

Persönlichkeit aus Toulouse, einen zehnfachen Millionär, für seine Studien über die Lenkbarkeit des Luftschiffes zu interessieren.

»Ein erster Vorschuß von hunderttausend Frank würde genügen«, sagte er.

»Zählen Sie auf mich«, erklärte der Abbé des Hermoises, »Sie sollen nicht umsonst zur Heiligen Jungfrau gebetet haben.«

Pierre, der das Bild der Bernadette in der Hand behalten hatte, war plötzlich ganz betroffen über die außerordentliche Ähnlichkeit Appolines mit der Seherin. Das war dasselbe, etwas plumpe Gesicht, derselbe überstarke Mund, dieselben prächtigen Augen, und er erinnerte sich, daß Frau Majesté ihm bereits von dieser seltsamen Ähnlichkeit erzählt hatte. Er erinnerte sich jetzt um so lebhafter, als Appoline ganz dieselbe armselige Kindheit in Bartrès verlebt hatte, bevor ihre Tante sie zu sich nahm, damit sie ihr im Laden helfe. Bernadette! Appoline! welch seltsame

Zusammenstellung,       welch       unerwartete  
Wiederverkörperung       in       dreißigjährigem  
Abstand! Und plötzlich erstand mit dieser so  
leichtfertig       lachenden       Appoline,       die  
Verabredungen annahm und über die die  
liebenswürdigsten Gerüchte im Umlauf waren,  
das neue Lourdes vor seinen Augen: die  
Kutscher,       die       Kerzenhändlerinnen,       die  
Zimmervermieterinnen,       die       den       Gast       am  
Bahnhof ansprachen, die hundert möblierten  
Häuser mit den kleinen diskreten Wohnungen,  
der Schwarm der freien Priester, der  
leidenschaftlichen Pflegerinnen und der  
einfachen Reisenden, die hierherkamen, um  
ihre Gelüste zu befriedigen. Dann stieg auch  
die Wut des von dem Millionenregen  
entfesselten Schachers vor ihm auf, er sah die  
ganze Stadt auf rastloser Jagd nach Gewinn,  
die Läden, die die Straßen in Basare  
umwandelten       und       sich       gegenseitig  
verschlangen, die Gasthöfe, die gefräßig von  
den Pilgern lebten, bis zu den blauen

Schwwestern, die Tischgäste aufnahmen, bis zu den Patres von der Grotte, die aus ihrem Gott Kapital schlugen! Welch trauriges und erschreckendes Abenteuer! Die Vision der reinen Bernadette versetzte die Menge in Begeisterung, veranlaßte sie, sich mit Ungestüm der Illusion vom Glück hinzugeben. Sie führte einen Goldstrom herbei und von diesem Tage an verfaulte alles. Das Wehen des Aberglaubens, das Zusammenströmen der Menschen, das Herbeifließen des Geldes hatte genügt, um diesen bisher ehrenhaften Erdenwinkel auf ewig dem Verderben zu weihen. Wo einstmals die reine Lilie geblüht hatte, sproß jetzt in einem neuen Beet der Habgier und des Genusses die Rose der Sinnlichkeit. Aus Bethlehem war Sodom geworden, seitdem ein unschuldiges Kind die Jungfrau gesehen hatte.

»Nun, was habe ich Ihnen gesagt?« rief Frau Majesté, als sie bemerkte, daß Pierre ihre Nichte mit dem Bilde verglich. »Ist es nicht

Bernadette, wie sie leibt und lebt?«

Das junge Mädchen trat mit ihrem lebenswürdigen Lächeln näher.

»Sieh, sieh«, sagte der Abbé des Hermoises mit lebhaftem Interesse. Er nahm die Photographie, verglich sie ebenfalls und geriet in Erstaunen. »Das ist sonderbar, dieselben Züge. Ich hatte das noch gar nicht bemerkt, ich bin wirklich entzückt.«

»Aber ich glaube doch«, erklärte schließlich Appoline, »sie hatte eine dickere Nase.«

Nun stieß der Abbé einen Ruf der Bewunderung aus.

»Sie sind hübscher, viel hübscher, das ist klar. Aber das tut nichts, man würde Sie doch für zwei Schwestern halten.«

Pierre konnte sich des Lachens nicht erwehren, so sonderbar fand er das Wort. Ach, die arme Bernadette war tot und hatte keine Schwester.

Sie hätte nicht wieder auferstehen können, sie war nicht mehr möglich in diesem Ort des Wirrwarrs und der Leidenschaft, zu dem sie Lourdes gemacht hatte.

Endlich ging Marie am Arme ihres Vaters fort. Es wurde verabredet, daß beide sie aus dem Hospital abholen würden, um sich dann zusammen nach dem Bahnhofe zu begeben. Auf der Straße erwarteten sie mehr als fünfzig Personen, die sich wie in Verzückung befanden. Man begrüßte sie, man folgte ihr, und eine Frau ließ ihr krankes Kind das Kleid des jungen Mädchens berühren, an dem sich das Wunder vollzogen hatte.

### *III*

Schon um zweieinhalb Uhr befand sich der



weiße Zug, der Lourdes um drei Uhr vierzig verlassen sollte, der Bahnhofshalle gegenüber auf dem zweiten Bahnsteig. Er hatte drei Tage, vollständig zur Abfahrt aufgestellt, wie er von Paris gekommen war, auf einem Nebengeleise gewartet. Und seitdem man ihn hierhergebracht hatte, flatterten die weißen Fahnen über dem ersten und letzten Wagen, um ihn den Pilgern, deren Unterbringung gewöhnlich sehr lang und mühsam war, zu bezeichnen. Die vierzehn Züge der nationalen Pilgerfahrt mußten übrigens an diesem Tage abfahren. Um zehn Uhr morgens war der grüne Zug abgegangen, dann der rosa Zug, dann der gelbe Zug. Und nach dem weißen Zug sollten die anderen, der orangefarbene, der graue, der blaue folgen. Das war für das Bahnpersonal wieder ein schrecklicher Tag, ein Tumult, ein Durcheinander, das die Beamten betäubte.

Aber die Abfahrt des weißen Zuges beanspruchte immer das lebhafteste Interesse,

er war die Hauptaufregung des Tages, denn er führte die Schwerkranken fort, die er gebracht hatte, und unter diesen waren natürlich die Lieblinge der Heiligen Jungfrau, die für das Wunder Auserkorenen. Daher drängte sich auch eine dichte Menge unter dem leinenen Sonnendach und versperrte die große bedeckte, etwa hundert Meter lange Halle. Alle Bänke waren besetzt, mit Paketen und Pilgern überfüllt, die schon warteten. In der einen Ecke hatte man die kleinen Tische des Büfetts im Sturm genommen. Die Männer tranken Bier, die Frauen ließen sich Brauselimonade geben, während am andern Ende vor der Tür der Gepäckkammern Bahrenträger den Weg freihielten, um den schnellen Transport der Kranken, die man herbeibrachte, zu sichern. Es war ein fortwährendes Kommen und Gehen armer, bestürzter Leute, hin und herlaufender Priester, die man an allen möglichen Orten sah, neugieriger und friedlicher Herren im

Überrock, kurz, das gemischteste, buntscheckigste Gewirr, das sich jemals auf einem Bahnhof herumgedrückt hat.

Um zwei Uhr fand sich Baron Suire ein. Er war voller Unruhe, weil es an Pferden fehlte, denn eine große Anzahl von Touristen, die unerwartet eingetroffen waren, hatte die Wagen nach Barèges, Cauterets und Gavarnie gemietet. Er stürzte auf Berthaud und Gérard zu, die endlich herbeikamen, nachdem sie die Stadt durchstreift hatten. Aber alles ginge wunderbar, versicherten sie. Sie hatten die notwendigen Pferde aufgetrieben, und der Transport der Kranken würde in ganz ausgezeichnete Weise vor sich gehen. Im Hofe warteten ganze Züge von Sänfenträgern mit ihren Bahren und kleinen Wagen auf die Packwagen, die Möbelwagen und die sonstigen Fahrgelegenheiten aller Art, die man für die Fortschaffung aus dem Hospital aufgetrieben hatte. Ein Reservevorrat von Matratzen und Kissen lag am Fuße einer

Gaslaterne aufgehäuft. Aber als die ersten Kranken ankamen, verlor der Baron Suire von neuem den Kopf, während Berthaud und Gérard sich beeilten, den Bahnsteig zu erreichen, auf dem der Zug stand. Sie führten die Aufsicht und gaben unter dem wachsenden Wirrwarr ihre Befehle.

Auf diesem Bahnsteig blieb der Pater Fourcade, der am Arme des Paters Massias am Zuge entlang spazierenging, stehen, als er Doktor Bonamy kommen sah.

»Ach, Doktor, ich bin glücklich... Pater Massias, der abreisen will, erzählte mir noch im Augenblick von der außerordentlichen Gunst, mit der die Heilige Jungfrau das interessante junge Mädchen, Fräulein Marie von Guersaint, begnadet hat. Seit Jahren hat sich ein so auffallendes Wunder nicht ereignet. Das ist ein glückliches Zeichen für uns alle, das ist ein Segen, der den Erfolg unserer Anstrengungen befruchten muß ... Für die

ganze Christenheit wird dieser Fall eine Erleuchtung, ein Trost, eine Bereicherung sein.«

Er strahlte vor Vergnügen, und bald war auch der Doktor mit seinem rasierten Gesicht, den groben, friedlichen Zügen und den sonst müden Augen außer sich vor Freude.

»Es ist wunderbar, wunderbar, mein hochverehrter Pater! Ich werde eine Broschüre darüber schreiben. Noch nie hat sich eine Heilung auf übernatürliche Weise in glaubwürdigerer Art vollzogen ... Oh, was das für ein Aufsehen erregen wird.«

Als alle drei dann wieder angefangen hatten, hin und her zu gehen, bemerkte er, daß der Pater Fourcade das Bein noch mehr nachschleppte, indem er sich kräftig auf den Arm seines Gefährten stützte.

»Hat sich Ihr Gichtanfall wieder verschlimmert, mein hochverehrtester Pater?«

fragte er. »Sie scheinen sehr zu leiden.«

»Oh, sprechen Sie mir nicht davon, ich habe die Nacht kein Auge schließen können. Es ist recht unangenehm mit diesem Anfall, der mich am Tage meiner Ankunft gepackt hat ... Er hätte auch warten können, aber es ist nichts dagegen zu tun, sprechen wir nicht davon. Ich bin über die Ergebnisse dieses Jahres zu glücklich.«

»Ah! ja, ja!« sagte der Pater Massias mit einer vor Inbrunst zitternden Stimme, »wir können stolz sein und dürfen mit begeistertem und dankbarem Herzen von dannen ziehen. Wieviel andere Wunder außer an diesem jungen Mädchen haben sich begeben! Sie lassen sich gar nicht mehr zählen. Taube und Stumme sind geheilt, von Wunden angefressene Gesichter sind glatt wie eine Hand geworden, todkranke Schwindsüchtige essen, tanzen und sind zu neuem Leben auferstanden. Das ist nicht mehr ein

Krankenzug, das ist ein Zug der Auferstehung, ein Zug des Ruhmes, den ich von dannen führe.«

Er sah die Kranken in seiner Umgebung nicht mehr und schritt in vollem, göttlichen Triumphe in der Verblendung seines Glaubens dahin. Alle drei setzten ihren langsamen Spaziergang an den Wagen entlang fort, deren Abteile sich zu füllen begannen, lächelten den Pilgern zu, die sie grüßten, und blieben von Zeit zu Zeit immer wieder stehen, um irgendeiner bekümmerten Frau, die bleich und zitternd auf einer Bahre vorbeigetragen wurde, ein gutes Wort zu sagen. Sie erklärten stets, sie sehe weit besser aus und würde bald genesen.

Aber nun eilte der Stationsvorsteher sehr geschäftig vorüber und schrie mit scharfer Stimme: »Versperren Sie den Bahnsteig nicht!«

Als Berthaud ihm aber zu bedenken gab, daß man doch die Tragbahren niedersetzen müßte,

bevor man die Kranken einlud, wurde er ärgerlich.

»Sagen Sie selbst, ist das vernünftig? Sehen Sie doch nur dort unten den kleinen Wagen, der auf dem Geleise stehengeblieben ist! In einigen Augenblicken erwarte ich den Zug aus Toulouse ... Wollen Sie denn, daß Ihre Leute überfahren werden?«

Damit eilte er davon, um Leute aufzustellen, die die verwirrte Schar der Pilger, die aufs Geratewohl herumlief, von den Geleisen herunterbringen sollten.

Viele Pilger, alte und einfältige Leute, erkannten nicht einmal die Farbe ihres Zuges. Deshalb trugen alle am Halse eine Karte in der betreffenden Farbe, damit man sie zurechtweisen und wie gezeichnetes Vieh verladen konnte. Welche beständige Aufmerksamkeit erforderte diese Abfahrt der vierzehn eingeschobenen Züge, durch die der Verkehr der gewöhnlichen Züge nicht



unterbrochen werden durfte!

Als Pierre, seinen Koffer in der Hand, am Bahnhof anlangte, kostete es ihn schon Mühe, den Bahnsteig zu erreichen. Er war allein. Marie hatte den heißen Wunsch geäußert, noch einmal in der Grotte niederzuknien, damit ihre Seele bis zur letzten Minute in Dankbarkeit vor der Heiligen Jungfrau erglühe, und er hatte sie von Herrn von Guersaint dorthin führen lassen, während er im Hotel bezahlte. Übrigens hatte er ihnen das Versprechen abgenommen, daß sie dann einen Wagen nähmen. Sie würden auf diese Weise sicher rechtzeitig da sein. Während er auf sie wartete, war sein erster Gedanke, ihren Wagen aufzusuchen und sich seines Koffers zu entledigen. Das war aber keine leichte Arbeit, und er erkannte ihn schließlich nur an der Tafel, die seit drei Tagen unter der Sonne und den Stürmen dort schaukelte, ein Viereck aus starkem Papier, das die Namen der Frau von Jonquière, der Schwester Hyacinthe und der

Schwester Claire des Anges trug. Das war der Wagen. Er sah in der Erinnerung die mit seinen Reisegefährten gefüllten Abteile wieder. Schon bezeichneten Kissen den Platz des Herrn Sabathier, während er auf der Bank, auf der Marie so viel gelitten hatte, einen von einem Eisenbeschlag des Wägelchens im Holz zurückgelassenen Einschnitt wiederfand. Als er seinen Koffer an seinen Platz gestellt hatte, blieb er auf dem Bahnsteig, wartete geduldig und sah sich um, ein wenig überrascht darüber, daß er Doktor Chassaigne nicht bemerkte, der ihm doch versprochen hatte, sich von ihm am Zuge zu verabschieden.

Jetzt, da Marie wieder auf den Beinen war, hatte Pierre seine Trägerriemen abgelegt und trug auf seiner Soutane nur noch das rote Kreuz der Pilger. Der Bahnhof, den er nur in dem fahlen, schwachen Lichte, in der Beklemmung an jenem entsetzlichen Morgen der Ankunft gesehen hatte, überraschte ihn durch seine breiten Bahnsteige, seine

geräumigen Treppen, seine helle Fröhlichkeit. Die Berge sah man nicht, aber auf der andern Seite, den Wartesälen gegenüber, stiegen grüne Hügel von entzückendem Reize empor. An diesem Nachmittag war das Wetter von unendlicher Freundlichkeit, ein feiner Flaum von Wolken hatte an dem milchweißen Himmel, von dem nur ein mattes Licht, ein wie Perlen glänzender Staub, herabsank, die Sonne verschleiert. Es war ein Damenwetter, wie die guten Leute sagen.

Es hatte noch nicht drei Uhr geschlagen, und Pierre blickte auf die große Uhr, als er Frau Desagneaux und Frau Volmar ankommen sah, denen Frau von Jonquière und ihre Tochter folgten. Die Damen, die ein Landauer aus dem Hotel hergebracht hatte, suchten ebenfalls gleich ihren Wagen. Raymonde erkannte sofort das Abteil erster Klasse, in dem sie gekommen waren.

»Mama, hierher, hier ist es ... Bleib ein

bißchen bei uns, du hast Zeit, dich mit deinen Kranken einzurichten, sie sind ja noch gar nicht da.«

Nun stand Pierre wieder Frau Volmar gegenüber. Ihre Blicke begegneten sich. Aber er erkannte sie nicht, denn sie erhob kaum die Wimpern. Wieder war sie die schwarz gekleidete, langsame, für alles gleichgültige Frau von vollkommener Anspruchslosigkeit, die glücklich ist, unbeachtet zu bleiben. Das Feuer ihrer großen Augen war verglommen unter ihrem Schleier von Gleichgültigkeit, der wie ein dichter Schatten sie auszulöschen schien.

»Oh, ich litt an einer gräßlichen Migräne«, sagte sie immer wieder zu Frau Desagneaux. »Sie sehen, ich weiß jetzt noch nicht, wo mir mein armer Kopf steht... Das kommt von der Reise, das ist jedes Jahr so, darauf kann ich mich verlassen.«

Lebhafter, rosiger als je, bewegte sich die

andere mit etwas zerzausten Haaren hin und her und sagte:

»Meine Liebe, mir geht's für den Augenblick ebenso ... Ja, das hat mich heut morgen gepackt, eine Neuralgie, die mich fast umbringt... aber...« sie beugte sich vor und fuhr mit leiser Stimme fort:

»Aber ich glaube, daß es nun endlich so weit ist... Ja, ja, es ist das Kind, nach dem ich mich so sehr sehne, das nicht kommen will... Ich habe die Heilige Jungfrau angefleht und war dann leidend, oh, so leidend bei meinem Erwachen, kurz alle Zeichen... Denken Sie sich nur, was mein Mann, der mich in Trouville erwartet, für ein Gesicht machen wird!«

Frau Volmar hörte sehr ernsthaft zu, dann sagte sie mit sehr ruhiger Miene:

»Nun, meine Liebe, ich kenne eine Person, die keine Kinder mehr haben wollte, sie ist

hierhergekommen und hat dann auch keine mehr gekriegt.«

Gérard und Berthaud, die die Damen bemerkt hatten, kamen eiligst herangelaufen.

Am Morgen des vorhergehenden Tages hatten sich die beiden Herren im Hospital Notre Dame des Douleurs vorgestellt, und Frau von Jonquière hatte sie im Büro neben der Wäschekammer empfangen. Hier hatte sich Berthaud mit lächelnder Gutmütigkeit wegen des etwas übereilten Schrittes in durchaus korrekter Weise entschuldigt und um die Hand des Fräulein Raymonde für seinen Freund Gérard angehalten. Man hatte sofort ganz ungezwungen miteinander verkehrt, die Mutter hatte eine tiefe Rührung gezeigt und gesagt, Lourdes würde dem jungen Paare Glück bringen. Und so wurde die Heirat mit wenigen Worten, zur allgemeinen Zufriedenheit abgeschlossen. Man verabedete eine Zusammenkunft für den fünfzehnten

September im Schloß Berneville bei Caen, einer Besetzung des Onkels, des Diplomaten, den Berthaud kannte und zu dem er Gérard zu begleiten versprach. Dann wurde Raymonde gerufen. Sie wurde vor Vergnügen rot, als sie ihre beiden kleinen Hände in die ihres Verlobten legte.

Gérard zeigte sich dienstefrig und fragte das junge Mädchen:

»Wünschen Sie Kopfkissen für die Nacht? Genieren Sie sich nicht, ich kann Ihnen welche geben, ebenso den Damen, die Sie begleiten.« Raymonde lehnte heiter ab. »Nein, nein, wir sind nicht so verzärtelt, Sie müssen das für die armen Kranken behalten ...«

Übrigens sprachen die Damen alle auf einmal. Frau von Jonquièrre erklärte, sie sei so ermüdet, daß sie kaum mehr fühle, ob sie noch lebe oder nicht, und doch zeigte sie sich sehr glücklich. Ihre Blicke strahlten förmlich vor Zufriedenheit, wenn sie ihre Tochter und den

jungen Mann anschaute, während sie zusammen plauderten. Aber Berthaud konnte nicht dableiben, sein Dienst rief ihn, auch Gérard. Beide nahmen Abschied, nachdem sie noch an die Zusammenkunft erinnert hatten. Also nicht wahr, am fünfzehnten September im Schloß Berneville? Ja, ja, das war abgemacht. Und nun hörte man noch lachen, Händedrücke wurden gewechselt, während die Augen voller Zärtlichkeit und Entzücken vollendeten, was man inmitten dieser Menge nicht laut zu sagen wagte.

»Wie«, rief die kleine Frau Desagneaux, »Sie gehen am fünfzehnten nach Berneville? Wenn wir bis zum zwanzigsten in Trouville bleiben, wie mein Mann es wünscht, werden wir Sie besuchen.«

Dann wandte sie sich an die schweigsame Frau Volmar:

»Kommen Sie doch auch, es wäre so hübsch, wenn wir uns alle dort wiederfänden.«



Die junge Frau machte eine langsame Bewegung und sagte mit ihrer Miene müder Teilnahmslosigkeit:

»Ach, für mich ist das Vergnügen zu Ende, ich kehre nach Hause zurück.«

Wiederum begegnete ihr Blick dem Pierres, der neben den Damen stehengeblieben war, und er glaubte zu sehen, wie sie einen Augenblick verwirrt wurde, während ein Ausdruck namenlosen Schmerzes über ihr totes Gesicht huschte.

Jetzt kamen die Schwestern von Mariä Himmelfahrt, und die Damen traten vor dem Speisewagen zu ihnen. Ferrand, der mit den Nonnen im Wagen gekommen war, stieg zuerst ein. Dann half er der Schwester St. François beim Betreten des hohen Trittbrettes und blieb auf der Schwelle des Wagens stehen, in dem sich die Vorräte für die Reise: Fleischbrühe, Milch und Schokolade befanden. Schwester Hyacinthe und Schwester Claire des

Anges, die auf dem Bahnsteig geblieben waren, reichten ihm seine kleine Apotheke sowie andere Pakete und winzige Gepäckstücke.

»Sie haben doch alles?« fragte ihn Schwester Hyacinthe. »Gut. Da Sie sich darüber beklagen, daß man Ihre Dienste nicht in Anspruch nimmt, so brauchen Sie sich jetzt nur in Ihren Winkel zu legen und zu schlafen.«

Ferrand fing leise zu lachen an.

»Liebe Schwester, ich werde der Schwester St. François helfen ... ich werde Feuer machen, die Tassen waschen und die Portionen austragen ... Sollten Sie aber doch einen Arzt nötig haben, so, bitte, holen Sie mich.«

Schwester Hyacinthe lachte nun auch.

»Aber wir brauchen ja keinen Arzt mehr, da alle unsere Kranken geheilt sind.«

Dann sagte sie mit ihrer ruhigen und

schwesterlichen Miene:

»Adieu, Herr Ferrand.«

Er lächelte noch immer, während eine unendliche Rührung seine Augen befeuchtete. Der zitternde Ton seiner Stimme sprach von der unvergeßlichen Reise, von der Freude, sie wiedergesehen zu haben, von der Erinnerung ewiger und göttlicher Zärtlichkeit, die er mit fortnahm.

»Adieu, liebe Schwester!«

Frau von Jonquièrre sagte, sie wolle mit Schwester Claire des Anges und Schwester Hyacinthe zu ihrem Wagen gehen. Diese versicherte ihr jedoch, es eile durchaus nicht, denn es seien fast noch gar keine Kranken gebracht worden. Sie verließ sie, nahm die andere Schwester mit und versprach, über alles zu wachen, ja, sie wollte ihr durchaus ihre kleine Tasche abnehmen, indem sie ihr sagte, sie würde sie an ihrem Platze wiederfinden. So

setzten denn die Damen ihren Spaziergang fort und plauderten heiter miteinander auf dem breiten Bahnsteig.

Jetzt fing Pierre an unruhig zu werden, als er Marie mit ihrem Vater noch immer nicht kommen sah. Wenn Herr von Guersaint sie auf dem Wege nur nicht verloren hatte! Und er wartete noch immer, als er Herrn Vigneron bemerkte, der außer Atem seine Frau und den kleinen Gustave wütend vor sich hertrieb.

»Oh, Herr Abbé, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wo ist unser Wagen? Helfen Sie mir mein Gepäck und das Kind unterbringen ... Ich verliere den Kopf, sie haben mich ganz verrückt gemacht.«

Als sie vor dem Abteil zweiter Klasse standen und Pierre gerade den kleinen Kranken hinaufheben wollte, sprudelte es aus Herrn Vigneron, der die Hände des Priesters ergriff, wie aus einer Quelle hervor:

»Können Sie sich das vorstellen? Sie bestehen darauf, daß ich abreise, und haben mir gesagt, wenn ich bis morgen warte, würde meine Rückfahrkarte keine Gültigkeit mehr haben ... Ich möchte Ihnen noch viel von dem Unglücksfall erzählen ... Nicht wahr, es ist doch gewiß nicht angenehm, bei der Toten zu bleiben, bei ihr zu wachen, sie in den Sarg zu legen und in vorgeschriebener Frist fortzubringen ... Nun, sie behaupten, das gehe sie alles nichts an, sie hätten schon genügend große Ermäßigungen auf die Fahrkarten für die Pilgerfahrt bewilligt und könnten sich nicht um die Geschichten der Leute kümmern, die da sterben.«

Frau Vigneron hörte ihm zitternd zu, während Gustave, vergessen, vor Ermüdung auf seiner Krücke wankend, sein armes Gesicht, das eines neugierigen Todkranken erhob.

»Ich habe ihnen schließlich in allen Tonarten zugeschrien, daß hier ganz besondere

zwingende Umstände vorlägen ... Was soll ich denn mit der Leiche tun? Ich kann sie doch nicht unter den Arm nehmen und als Gepäckstück fortschleppen. Ich bin also doch gezwungen, dazubleiben ... Nein, was gibt es doch für dumme und boshafte Menschen!«

»Haben Sie mit dem Stationsvorsteher gesprochen?« fragte Pierre.

»O ja, der Stationsvorsteher! Der ist da unten in dem Gewirr, man hat ihn nicht auffinden können. Wie sollen denn die Sachen ordentlich vonstatten gehen bei einem solchen Durcheinander?... Aber ich muß ihn ausfindig machen, ich muß ihm meine Meinung sagen.«

Dann schrie er seine Frau an, die starr und unbeweglich dastand:

»Was machst du denn da? Steig doch ein, damit man dir das Gepäck und den Kleinen hinaufreichen kann.«

Er stieß sie geradezu hinein und warf ihr

Pakete zu, während der Priester Gustave in seine Arme nahm. Das arme, vogelleichte Wesen schien noch magerer geworden zu sein, es war mit Wunden bedeckt und litt so heftige Schmerzen, daß es einen leisen Schrei ausstieß.

»Oh, mein Kleiner, habe ich dir wehe getan?«

»Nein, nein, Herr Abbé, ich habe zuviel Bewegung gehabt, ich bin heute abend sehr müde.«

Er lächelte mit seiner feinen und traurigen Miene. Dann kauerte er sich in seinen Winkel und schloß, schon von dem Vorgefühl dieser tödlichen Reise ganz vernichtet, die Augen.

»Sie begreifen«, fuhr Herr Vigneron fort, »es macht mir keinen Spaß, hier allein zu bleiben und unnütz die Zeit zu vertrödeln, während meine Frau und mein Sohn ohne mich nach Paris zurückkehren. Es muß aber wohl sein. Das Leben im Hotel ist nicht mehr

auszuhalten, außerdem sehen Sie mich gezwungen, drei Plätze noch einmal zu bezahlen, wenn sie an der Bahn nicht Vernunft annehmen wollen... Dabei ist meine Frau so ungeschickt, sie wird es nie lernen, sich aus einer Verlegenheit herauszuwinden.«

Nun überschüttete er mit dem letzten Aufwand seines Atems Frau Vigneron mit den genauesten Verhaltensmaßregeln. Er gab an, was sie während der Reise tun sollte, wie sie in ihre Wohnung zurückkehren müßte und wie sie Gustave zu pflegen hätte, wenn er einen Anfall bekäme. Geduldig und ein wenig erschreckt, antwortete sie auf jeden Satz:

»Ja, ja, mein Lieber... Gewiß, mein Lieber...«  
Dann wurde er plötzlich wieder vom Zorn erfaßt.

»Wird denn meine Fahrkarte nun schließlich Gültigkeit haben, ja oder nein? Ich will es doch wissen ... Ich muß den Stationsvorsteher auf alle Fälle finden!«



Er wollte sich gerade von neuem unter die Menge stürzen, als er bemerkte, daß Gustaves Krücke auf dem Bahnsteig liegengeblieben war. Das war in seinen Augen ein Unglück, das ihn veranlaßte, die Arme zum Himmel zu erheben, um Gott zum Zeugen dafür anzurufen, daß er nie aus so vielen Verwicklungen herauskommen würde. Dann warf er sie seiner Frau zu und entfernte sich, indem er außer sich rief:

»Du, du vergißt alles.«

Jetzt wälzte sich der Strom der Kranken heran. Und wie bei der Ankunft fand in einem allgemeinen Durcheinander wieder ein nicht enden wollendes Hin und Herfahren der Krankenwagen auf dem Bahnsteig und über die Geleise hinweg statt. All die gräßlichen Übel, alle Wunden, alle Unförmlichkeiten zogen noch einmal vorüber, ohne daß die Gefährlichkeit oder die Zahl geringer erschien, gerade wie wenn die wenigen Heilungen nur

den schwachen, kaum wahrnehmbaren Freudenschimmer, inmitten der unendlichen Trauer bildeten. Man brachte sie so fort, wie man sie hergebracht hatte. Die kleinen Wagen mit alten, gebrechlichen Frauen, die ihre Bündel zu ihren Füßen liegen hatten, klapperten auf den Schienen. Die Tragbahren, auf denen aufgedunsene Körper, bleiche Gesichter mit leuchtenden Augen lagen, schwankten unter dem Hin und Herstoßen der Menge. Es war eine tolle Hast ohne Sinn und Verstand, eine unerklärliche Verwirrung, hier Bitten und Rufe, dort ein eiliges Hin und Herlaufen. Es war wie das Drehen und Wenden einer Herde, die die Tür zum Stalle nicht mehr findet. Die Träger verloren schließlich den Kopf, sie wußten nicht mehr, welchen Weg sie einschlagen sollten vor dem »Achtung!«Rufen der Bahnbeamten, das die Leute jedesmal erschreckte, sie verwirrte und ängstigte.

»Achtung, Achtung, da drüben! ... Beeilen Sie

sich doch! ... Nein, nein, gehen Sie nicht mehr hinüber! Der Zug von Toulouse kommt! Der Zug von Toulouse kommt!«

Pierre, der zurückgekommen war, bemerkte wieder die Damen, Frau von Jonquièrre und die anderen, die noch immer heiter plauderten. Neben ihnen hörte er Berthaud, den der Pater Fourcade angehalten hatte, um ihm wegen der guten Ordnung während der ganzen Pilgerfahrt seinen Glückwunsch zu sagen. Der frühere Beamte verbeugte sich geschmeichelt.

»Nicht wahr, mein hochverehrter Pater, das ist eine Lehre, die der Republik erteilt worden ist. In Paris tötet man sich, wenn solche Menschenmassen irgendeine blutige Begebenheit ihrer gräßlichen Geschichte feiern ... sie sollen nur hierherkommen und lernen, wie es zu machen ist.«

Der Gedanke, der Regierung unangenehm zu sein, die ihn gezwungen hatte, seinen Abschied zu nehmen, entzückte ihn. Er war

nie so glücklich in Lourdes, als unter dem großen Andrang der Gläubigen, wenn es so zuging, daß die Frauen fast erdrückt wurden. Trotzdem schien er nicht ganz befriedigt von dem Resultat der politischen Propaganda, die er hier jedes Jahr drei Tage hindurch machte. Ungeduld erfaßte ihn, es ging nicht schnell genug.

Wann würde Unsere Liebe Frau von Lourdes wohl die Monarchie zurückbringen?

»Sehen Sie, mein hochverehrter Pater, das einzige Mittel, der wahre Triumph bestände darin, die Arbeiter der Städte in Massen hierherzubringen. Ich denke nur noch daran, ich beschäftige mich nur noch damit. Ach, wenn man doch nur eine katholische Demokratie schaffen könnte.«

Der Pater Fourcade war sehr ernst geworden. Seine schönen, intelligenten Augen nahmen einen träumerischen Ausdruck an und verloren sich in der Ferne. Wie oft hatte er seinen

Bemühungen die Erschaffung dieses neuen Volkes zum Ziel gesetzt! Aber war dazu nicht der Odem eines neuen Messias erforderlich?

»Ja, ja«, murmelte er, »eine katholische Demokratie ... Oh, die Geschichte der Menschheit würde wieder von vorn beginnen.«

Der Pater Massias unterbrach ihn mit leidenschaftlicher Stimme und sagte, alle Nationen der Erde würden schließlich dahin kommen, während der Doktor Bonamy, der bereits fühlte, daß in der Frömmigkeit der Pilger sich eine leichte Erkältung geltend machte, den Kopf schüttelte und der Ansicht war, daß alle Gläubigen der Grotte ihren Eifer verdoppeln müßten. Er erhoffte den Erfolg namentlich von der möglich größten Verbreitung, die den Wundern gegeben wurde. Und er tat, als strahle er, und lachte wohlgefällig, indem er auf das lärmende Vorbeiziehen der Kranken wies:

»Sehen Sie sie doch an, reisen sie nicht mit

einem besseren Aussehen ab? Viele sehen nicht geheilt aus und tragen doch den Keim der Heilung mit sich fort, seien Sie dessen ganz sicher... Oh, die braven Leute, sie tun für den Ruhm Unserer Lieben Frau von Lourdes mehr als wir alle.«

Aber er mußte schweigen. Frau Dieulafay wurde in ihrem mit Seide ausgeschlagenen Kasten vorübergetragen. Man setzte sie vor der Tür des Wagens erster Klasse nieder, in dem eine Kammerfrau bereits die Gepäckstücke ordnete. Tiefes Mitleid erfüllte die Herzen, denn die arme Frau schien während der drei Tage, die sie in Lourdes verlebt hatte, nicht aus ihrer Erschöpfung erwacht zu sein. So, wie sie sie am Morgen der Ankunft inmitten ihres Luxus' ausgeladen hatten, so luden die Sänfenträger sie jetzt wieder ein, mit Spitzen bekleidet, mit Juwelen bedeckt, mit ihrem toten und blöden Mumiengesicht, das sich sozusagen verflüchtigte. Ja, man konnte glauben, sie wäre

noch schlimmer daran als vorher, man führe sie mehr eingefallen von dannen, mehr und mehr zur Gestalt eines Kindes zusammengesunken durch das schreckliche Leiden, das erst die Knochen zerstörte und jetzt den weichen Stoff der Muskeln zerfraß. Untröstlich, mit rotgeweinten Augen, von dem Verlust ihrer letzten Hoffnung vernichtet, folgten ihr ihr Gatte und ihre Schwester mit dem Abbé Judaine, wie man einem Leichnam auf den Kirchhof folgt.

»Nein, nein, noch nicht« sagte der Priester zu den Trägern, indem er sie verhinderte, die Kranke in den Wagen zu schieben. »Es ist noch Zeit genug, sie hineinzusetzen. Mag wenigstens die Freundlichkeit dieses schönen Himmels bis zur letzten Minute auf ihr ruhen.« Als er dann Pierre in seiner Nähe sah, führte er ihn einige Schritte weg und sagte zu ihm mit gramerfüllter Stimme:

»Ach, mir bricht das Herz. Noch heute morgen

hatte ich Hoffnung, ich habe sie nach der Grotte bringen lassen, habe meine Messe für sie gesprochen und habe dann noch bis elf Uhr gebetet. Aber es half nichts, die Heilige Jungfrau hat mich nicht gehört ... Ich, den sie geheilt hat, einen armen, unnützen alten Mann, ich habe die Genesung dieser schönen, jungen, reichen Frau nicht erlangen können, deren Leben doch ein beständiges Fest sein sollte ... Gewiß, die Heilige Jungfrau weiß besser als wir alle, was sie zu tun hat, und ich beuge mich und segne ihren Namen. Aber wahrhaftig, meine Seele ist von Traurigkeit erfüllt.«

Er sagte nicht alles, er gestand den Gedanken nicht ein, der ihn in seiner kindlichen Einfachheit und in seiner Eigenschaft eines braven Mannes, den weder die Leidenschaft noch der Zweifel jemals heimgesucht haben, so außer sich brachte. Es war der Gedanke, daß die bedauernswerten Leute, die da weinten, der Mann und die Schwester, zu viele



Millionen besaßen, daß sie zu schöne Geschenke mitgebracht, daß sie der Basilika zuviel Geld gegeben hatten. Man erkaufte das Wunder nicht, die Reichtümer dieser Welt schaden vielmehr vor Gott. Gewiß war die Heilige Jungfrau ihnen gegenüber nicht taub gewesen, sie hatte ihnen nur ein strenges und kaltes Herz gezeigt, um mehr auf die schwache Stimme der Armen zu hören, die mit leeren Händen, nur in ihrer Liebe reich, zu ihr gekommen waren. Diese überhäufte sie mit ihrer Gnade und überflutete sie mit der glühenden Zärtlichkeit einer göttlichen Mutter. Und diese armen Reichen, die nicht erhört worden waren, diese Schwester, dieser Gatte, die mit unglücklicher Miene bei dem traurigen Körper standen, den sie wieder mitnahmen, sie fühlten sich selbst als Parias inmitten der Menge geheilter oder getrösteter Armen. Sie schienen verlegen über ihren Luxus, sie wichen zurück, von Unbehagen und Mißmut erfüllt. Sie schämten sich, als sie sahen, daß

Unsere Liebe Frau von Lourdes Bettlern Erleichterung gewährt hatte, während sie der schönen und mächtigen Dame, die sich in ihren Spitzen in Todeskämpfen wand, nicht einmal einen Blick gegönnt.

Pierre kam, als er Herrn von Guersaint und Marie noch immer nicht kommen sah, plötzlich der Gedanke, daß diese sich vielleicht schon im Wagen befänden. Er kehrte zurück, sah aber immer nur noch seinen Koffer, der auf der Bank lag. Schwester Hyacinthe und Schwester Claire des Anges fingen an, sich einzurichten und warteten auf ihre Kranken, und als Gérard Herrn Sabbathier in einem kleinen Wagen herbeibrachte, leistete Pierre ihm hilfreiche Hand, um ihn hineinzuschaffen. Es war eine harte Arbeit, die sie in Schweiß brachte. Mit niedergeschlagener Miene, aber dennoch sehr ruhig und gefaßt, streckte sich der frühere Professor sogleich aus und nahm wieder Besitz von seiner Ecke.

»Ich danke, meine Herren, endlich sind wir so weit, das ist ein wahres Glück! Jetzt braucht man mich nur noch in Paris herauszuheben.«

Frau Sabathier stieg wieder aus, nachdem sie ihm die Beine in eine Decke gewickelt hatte, und blieb vor der geöffneten Wagentür stehen. Sie plauderte mit Pierre, unterbrach sich aber plötzlich und sagte:

»Da nimmt ja auch Frau Maze ihren Platz wieder ein... Sie hat mir neulich Geständnisse gemacht. Eine recht unglückliche, arme Frau.«

In liebenswürdigem Tone redete sie sie an und erbot sich, auf ihre Sachen aufzupassen. Aber die Neuangekommene erhob Einspruch, lachte und bewegte sich mit verstörter Miene hin und her.

»Nein, nein, ich fahre nicht mit.«

»Wie, Sie fahren nicht mit?«

»Nein, nein, ich fahre nicht mit, das heißt, ich

fahre schon, aber nicht mit Ihnen, nicht mit Ihnen.«

Sie war so merkwürdig, so von sonniger Freude übergossen, daß beide Mühe hatten, sie wiederzuerkennen. Ihr Gesicht strahlte, sie schien aus der unendlichen Traurigkeit, aus ihrer Verlassenheit plötzlich herausgerissen, um zehn Jahre verjüngt.

Sie stieß einen Schrei überströmender Freude aus.

»Ich reise mit ihm, er ist gekommen, um mich abzuholen und nimmt mich mit... Ja, ja, wir reisen zusammen nach Luchon.«

Dann zeigte sie mit verzücktem Blick auf einen großen braunen Menschen mit fröhlicher Miene, der gerade im Begriff war, Zeitungen zu kaufen:

»Sehen Sie, das ist er, mein Mann, dieser schöne Mensch, der da drüben mit der Händlerin lacht... Heute morgen ist er

gekommen. Er entführt mich, in zwei Minuten nehmen wir den Toulouser Zug... Oh, liebe Frau, ich habe Ihnen meine Qualen erzählt, Sie verstehen nun auch mein Glück, nicht wahr?«

Sie konnte nicht schweigen, sie sprach wieder von dem schrecklichen Brief, den sie am Sonntag bekommen und in dem er ihr mitgeteilt hatte, daß, wenn sie ihren Aufenthalt in Lourdes benütze, um ihn in Luchon aufzusuchen, er ihr seine Tür verschließen würde. Ein Mann, den sie aus Liebe geheiratet hatte! Ein Mann, der sie seit zehn Jahren vernachlässigte, der sein beständiges Umherziehen als Reisender dazu benutzte, um leichtfertige Geschöpfe von einem Ende Frankreichs zum andern spazierenzuführen. Jetzt war es aber zu Ende. Sie hatte den Himmel gebeten, sie von ihrem Kummer durch den Tod zu befreien, denn sie wußte wohl, daß der Treulose in diesem Augenblick sogar mit zwei Damen, zwei Schwestern, seinen Geliebten, in Luchon war. Was war

denn nun geschehen, mein Gott? Ganz gewiß war es wie ein Blitzschlag herniedergefahren! Die beiden Damen hatten ohne Zweifel einen Wink von oben bekommen, das plötzliche Bewußtsein ihrer Sünde war ihnen aufgegangen, vielleicht in einem Traum, in dem sie sich im Fegefeuer gesehen hatten. Ohne eine Erklärung waren sie eines Abends aus dem Hotel verschwunden und hatten ihn dort sitzen lassen. Und er, der nicht allein leben konnte, hatte sich in so hohem Grade bestraft gefühlt, daß ihm der plötzliche Gedanke gekommen war, seine Frau aufzusuchen, um sie mitzunehmen und acht Tage bei sich zu behalten. Er sagte es nicht, aber sicher hatte ihn die göttliche Gnade berührt, und sie fand ihn zu hübsch, um nicht an einen wirklichen Beginn seiner Bekehrung zu glauben.

»Ach, wie dankbar bin ich der Heiligen Jungfrau«, fuhr sie fort. »Von ihr allein kommt sicher alles her, ich habe sie gestern abend

wohl verstanden. Es war mir, als machte sie mir ein kleines Zeichen gerade in dem Augenblick, in dem mein Mann den Entschluß faßte, mich aufzusuchen ... Ich habe sie gerade um diese Stunde gebeten, das stimmt vollkommen... Sehen Sie, es gibt kein größeres Wunder, die anderen ringen mir ein Lächeln ab, die wiederhergestellten Beine und die verschwundenen Wunden. Ach, Unsere Liebe Frau von Lourdes sei gesegnet, sie hat mein Herz geheilt!«

Der große braune Mann drehte sich um, sie stürzte auf ihn zu und vergaß darüber, Adieu zu sagen. Diese unerhoffte Liebe, dieses verspätete Wiederaufblühen des Honigmondes, eine ganze Woche, die sie mit dem Manne verbringen würde, nach dem sie sich so sehr gesehnt hatte, machte sie wirklich vor Freude wahnsinnig. Er war ein guter Kerl, der sich in einer Stunde des Ärgers und der Einsamkeit ihr wieder zugewandt hatte, und wurde schließlich ganz weich. Das Abenteuer

amüsierte ihn, und er fand sie viel hübscher, als er geglaubt hatte.

In diesem Augenblick kam in der wachsenden Flut der Kranken, die man herbeibrachte, der Zug von Toulouse endlich an. Das steigerte noch den Tumult, und es entstand eine außerordentliche Verwirrung. Man sah den Stationsvorsteher hin und her laufen, und aus voller Brust schrie er:

»Achtung da unten, machen Sie doch das Geleise frei I«

Ein Beamter mußte hineilen und einen kleinen, auf den Schienen vergessenen Wagen mit einer alten Frau fortstoßen. Eine entsetzte Schar von Pilgern lief noch etwa dreißig Meter vor der Lokomotive hin und her, die langsam, grollend und fauchend vorrückte. Andere verloren den Kopf und wären unter die Räder gekommen, wenn die Beamten sie nicht brutal bei den Schultern gefaßt hätten.



Endlich hielt der Zug, ohne jemand überfahren zu haben, inmitten der umherliegenden Matratzen, Kopfkissen und Kissen und der entsetzten Gruppen, die noch immer hin und her liefen. Die Türen wurden geöffnet, eine Flut von Reisenden stieg aus, eine andere stieg ein, so ergab sich eine doppelte Gegenströmung, und man drängte sich mit einem Eigensinn, der den Tumult bis zum äußersten steigerte. An den Fenstern der geschlossenen Abteile waren Köpfe erschienen, die zuerst nur neugierig geblickt hatten, dann aber angesichts des erstaunlichen Schauspiels von Entsetzen erfaßt wurden. Da waren besonders zwei junge, wunderhübsche Mädchen, deren treuherzige, große Augen schließlich das schmerzlichste Mitleid ausgedrückt hatten.

Frau Maze war, von ihrem Mann begleitet, in einen Wagen gestiegen. Sie war so glücklich, es war ihr so leicht, daß sie wie am schon fernliegenden Abend ihrer Hochzeitsreise

zwanzig Jahre alt erschien. Die Türen wurden wieder geschlossen, die Lokomotive ließ einen lauten Pfiff ertönen, dann fuhr sie unter heftiger Erschütterung langsam, schwerfällig, inmitten des Wirrwarrs ab, der hinter dem Zuge wie der Erguß einer neu geöffneten und wieder strömenden Schleuse auf die Schienen zurückflutete.

»Sperren Sie doch den Bahnsteig ab«, schrie der Stationsvorsteher seinen Leuten zu, »und passen Sie auf, wenn die Maschine kommt.«

Inmitten dieses Lärmens kamen die verspäteten Pilger und Kranken an. Die Grivotte mit ihren fieberhaften Augen schritt in ihrer tanzenden Aufregung vorüber, begleitet von Louise Roquet und Sophie Couteau, die sehr heiter und vom Laufen außer Atem waren. Alle drei beeilten sich, den Wagen zu erreichen, in dem Schwester Hyacinthe sie ausschalt. Sie waren beinahe in der Grotte geblieben, wo Pilger, die sich nicht

losreißen konnten, sondern immer noch einmal zur Heiligen Jungfrau flehen und ihr danken wollten, sich manchmal vergaßen, während der Zug auf dem Bahnhof auf sie wartete.

Plötzlich bemerkte Pierre, der ebenfalls beunruhigt war, denn er wußte nicht, was er davon denken sollte, Herrn von Guersaint und Marie, die ruhig unter dem Sonnendach stehengeblieben und in einer Unterhaltung mit dem Abbé Judaine begriffen waren. Er eilte auf sie zu und erklärte ihnen seine Ungeduld.

»Was haben Sie denn gemacht? Ich fing schon an, alle Hoffnung aufzugeben.« »Wie, was wir getan haben?« erwiderte Herr von Guersaint erstaunt und friedlich. »Nun, wir waren in der Grotte, Sie wissen es doch... Ein Priester war da, der in ganz bemerkenswerter Weise predigte. Wir wären noch dort, wenn ich mich nicht daran erinnert hätte, daß wir abreisen wollen. Und wir haben auch einen Wagen genommen, wie wir es Ihnen versprochen

hatten...«

Er unterbrach sich, um auf die große Uhr zu blicken.

»Es eilt ja nicht, der Zug wird vor einer Viertelstunde nicht abfahren.«

Das war richtig, und Marie zeigte ein Lächeln göttlicher Freude.

»Pierre, wenn Sie wüßten, welches Glück ich von diesem letzten Besuche bei der Heiligen Jungfrau mit fortnehme! Ich habe gesehen, wie sie mir zulächelte, ich habe gefühlt, wie sie mir die Kraft zum Leben gab... Wahrhaftig, das war ein köstliches Lebewohl, und Sie dürfen uns nicht schelten, Pierre.«

Über seine ängstliche Aufregung ein wenig beschämt, hatte er selbst zu lächeln angefangen. War denn der Wunsch, von Lourdes fortzukommen, so lebhaft in ihm? Fürchtete er, daß Marie von der Grotte behalten werden würde und nicht mehr

zurückkehrte? Jetzt, da sie da war, wunderte er sich und fühlte sich ganz ruhig.

Als er ihnen aber schließlich doch riet, sich in den Wagen zu setzen, erblickte er Doktor Chassaigne, der auf sie zulief.

»Oh, mein guter Doktor, ich erwarte Sie. Es hätte mir einen großen Kummer bereitet, wenn ich Sie vor der Abreise nicht noch einmal hätte umarmen können.«

Aber der alte Arzt unterbrach ihn zitternd vor Aufregung:

»Ja, ja, ich habe mich verspätet. Denken Sie sich nur, als ich vor zehn Minuten hier ankam, plauderte ich dort unten mit dem Hauptmann, Sie kennen ihn ja, das Original. Er kicherte, als er Ihre Kranken wieder den Zug besteigen sah, der sie nach Hause brachte, damit sie dort sterben könnten, was sie schon vorher hätten tun sollen ... Da plötzlich ist er vor mir, wie vom Donner gerührt, niedergestürzt... Es war

sein dritter Schlaganfall, auf den er gewartet hatte...«

»Oh, mein Gott«, murmelte der Abbé Judaine, der zugehört hatte, »er lästerte, der Himmel hat ihn bestraft.«

Herr von Guersaint und Marie lauschten gespannt und bewegt.

»Ich habe ihn hierher in eine Ecke des Schuppens tragen lassen«, fuhr der Doktor fort. »Es ist wohl mit ihm zu Ende, ich kann nichts tun, er wird zweifellos vor Ablauf einer Viertelstunde sterben... Da habe ich an einen Priester gedacht und mich beeilt, hierherzulaufen.«

Er wandte sich um.

»Herr Pfarrer, Sie kennen ihn, kommen Sie doch mit. Man kann doch einen Christen nicht so sterben lassen. Vielleicht läßt er sich rühren, erkennt seinen Irrtum an und versöhnt sich mit Gott...«

Lebhaft folgte ihm der Abbé Judaine, und hinter ihnen nahm Herr von Guersaint Marie und Pierre mit, die der Gedanke an dieses Drama leidenschaftlich bewegte. Alle vier traten in den Gepäckschuppen, zwanzig Schritte von der tosenden Menge, von der niemand ahnte, daß ein Mensch so nahe bei ihnen im Todeskampf lag.

In einer einsamen Ecke, zwischen zwei Reihen von Hafersäcken, lag der Hauptmann auf einer Matratze, die man zur Reserve mitgenommen hatte. Er war mit seinem ewigen Überrock bekleidet, sein breites rotes Band schmückte das Knopfloch, und jemand hatte die Vorsicht gehabt, seinen Stock mit dem silbernen Knopf aufzuheben und ihn sorgsam neben die Matratze auf die Erde gelegt.

Der Abbé Judaine beugte sich sogleich zu ihm nieder.

»Mein armer Freund, Sie erkennen uns, Sie hören uns, nicht wahr?«

An dem Hauptmann schienen nur noch die Augen zu leben, diese aber lebten und leuchteten noch mit einer Flamme hartnäckiger Energie. Der Anfall, der diesmal die rechte Seite getroffen hatte, mußte ihm wohl die Sprache geraubt haben. Dennoch stammelte er einige Worte, und es gelang ihm, sich dahin verständlich zu machen, daß er hier endigen wollte, ohne daß man ihn von der Stelle rühre und ihn noch mehr belästige. Er hatte keinen Verwandten in Lourdes, niemand wußte hier etwas von seiner Vergangenheit oder seiner Familie, er lebte hier seit drei Jahren von seiner kleinen Anstellung auf dem Bahnhof und sah jetzt mit vollkommen glücklicher Miene endlich seinen glühenden, seinen einzigen Wunsch sich verwirklichen, den Wunsch, zu scheiden, in den ewigen Schlaf, in das heilende Nichts zu versinken. In seinen Augen strahlte in der Tat seine ganze große Freude.

»Haben Sie irgendeinen Wunsch



auszusprechen?« fuhr der Abbé Judaine fort, »können wir Ihnen nicht in irgendeiner Weise nützlich sein?«

Nein, nein, seine Augen antworteten, daß er sich wohlfühlte, daß er zufrieden wäre. Schon seit drei Jahren war er nicht einen Morgen aufgestanden, ohne zu hoffen, er werde abends auf dem Kirchhof liegen. Wenn die Sonne glänzte, hatte er gewöhnlich mit sehnsüchtiger Miene gesagt: »Ach, welch schöner Tag zum Scheiden!« Mit Freuden wurde er empfangen, der Tod, der endlich kam, um ihn von diesem entsetzlichen Leben zu befreien.

Doktor Chassaigne konnte dem Priester, der ihn anflehte, doch etwas zu versuchen, in bitterem Tone nur wiederholen:

»Ich kann nichts tun, die Wissenschaft ist ohnmächtig, sein Urteil ist gesprochen.«

In diesem Augenblick trat eine alte Frau, eine Pilgerin von achtzig Jahren, die sich verlaufen

hatte und nicht mehr wußte, wohin sie gehen sollte, in den Schuppen. Sie schleppte sich, lahm und buckelig, zur Größe eines Kindes zusammengesunken, an allen Übeln des äußersten Greisenalters leidend, an einem Stocke dahin und nahm doch eine an einem Gurtriemen hängende, mit Wasser von Lourdes gefüllte Feldflasche mit, um ihr Leben trotz des entsetzlichen ruinenhaften Zustandes, in dem es sich befand, noch zu verlängern. Einen Augenblick geriet sie in ihrer greisenhaften Blödigkeit in Bestürzung, und sie betrachtete den Mann, der da mit steifen Gliedern sterbend auf der Erde lag. Dann erschien eine großmütterchenhafte Güte in ihren wirren Augen; eine Vertraulichkeit, die ihr das hohe Alter und ihre Gebrechlichkeit verliehen, veranlaßte sie, näherzutreten. Mit ihren beständig zitternden Händen ergriff sie ihre Feldflasche und hielt sie dem Manne hin.

Das war für den Abbé ein plötzlicher Lichtstrahl, gleichsam eine Eingebung von

oben. Er, der so viel für die Genesung der Frau Dieulafay gebetet und den die Heilige Jungfrau nicht erhört hatte, fühlte sich von einem neuen Glauben durchglüht und war überzeugt, der Hauptmann würde geheilt werden, wenn er tränke. Er fiel am Rande der Matratze auf die Knie nieder.

»Oh, mein Bruder, Gott sendet Ihnen diese Frau... Versöhnen Sie sich mit Gott, trinken Sie und beten Sie, während wir von ganzer Seele das himmlische Mitleid anflehen werden. Gott wird Ihnen seine Macht beweisen, Gott wird das große Wunder wirken, Sie aufrichten, damit Sie noch lange Jahre auf dieser Erde wandeln können, um ihn zu lieben und zu preisen.«

»Nein, nein!« Die glänzenden Augen des Hauptmanns schrien »nein!« Er sollte ebenso feige sein wie diese Herden von Pilgern, die unter so großer Mühsal weit herkamen, um sich zur Erde zu werfen, zu schluchzen und

den Himmel anzuflehen, daß er sie noch einen Monat, ein Jahr, noch zehn Jahre leben lasse? ... Und es war doch so gut, so einfach, ruhig in seinem Bett zu sterben. Man dreht sich nach der Wand um und stirbt.

»Trinken Sie, mein Bruder, ich beschwöre Sie... Es ist das Leben, das Sie trinken werden, die Gesundheit, die Kraft, und es ist auch die Freude am Leben... Trinken Sie, um wiedergeboren zu werden und ein frommes Leben zu beginnen. Trinken Sie, um das Lob der göttlichen Mutter zu singen, die Ihren Körper und Ihre Seele retten wird... Sie spricht zu mir, Ihre Auferstehung ist gewiß...«

»Nein, nein!« Die Augen lehnten ab, sie stießen das Leben mit wachsender Hartnäckigkeit zurück. Und jetzt kam sogar eine dumpfe Furcht vor dem Wunder dazu. Der Hauptmann glaubte nicht. In den drei Jahren, die er hier war, hatte er angesichts der angeblichen Heilungen immer nur die Achseln

gezuckt. Aber konnte man denn in dieser merkwürdigen Welt je wissen, was zu erwarten war? Es geschahen manchmal so außerordentliche Dinge!

Wenn ihr Wasser zufällig wirklich eine übernatürliche Kraft besäße und wenn sie ihm mit Gewalt davon zu trinken gäben, es wäre furchtbar, wieder aufzuleben, das Zuchthausdasein von neuem zu beginnen, das greuliche Leiden durchzumachen, das Lazarus, der bejammernswerte Auserkorene für das große Wunder, zweimal erduldet hatte! Nein, nein, er wollte nicht trinken, er wollte sich der schrecklichen Möglichkeit der Wiederauferstehung nicht aussetzen.

»Trinken Sie, trinken Sie, mein Bruder«, wiederholte der alter Priester mit Tränen in den Augen, »verharren Sie nicht in Ihrer Ablehnung der göttlichen Gnaden.«

Und nun sah man das Entsetzliche, wie dieser schon halbtote Mann sich aufrichtete, die

beklemmenden Bande des Starrkrampfs abschüttelte, für eine Sekunde seine gefesselte Zunge löste und grollend und stammelnd mit rauher Stimme schrie:

»Nein, nein, nein!«

Pierre mußte die alte erschreckte Pilgerin fortführen und ihr den Weg zeigen. Sie hatte diese Zurückweisung des Wassers nicht begriffen, das sie als ein unschätzbares Gut, als das Geschenk der Ewigkeit Gottes für die armen Leute, die nicht sterben wollen, davontrug. Hinkend und buckelig den traurigen Rest ihrer achtzig Jahre an ihrem Stocke dahinschleppend, verschwand sie unter der hin und her eilenden Menge, verzehrt von der Leidenschaft zu leben, gierig nach frischer Luft, Sonne und Lärm. Marie und ihr Vater begannen zu zittern angesichts dieses Verlangens nach dem Tode, dieses heißhungrigen Begehrens nach dem Nichts. Ach, schlafen, schlafen ohne Traum, in der

Unendlichkeit der Schatten, ewig, ewig! Nichts auf der Welt konnte so süß sein. Es war nicht die Hoffnung auf ein besseres Leben, nicht der Wunsch, in einem Paradies der Gleichheit und Gerechtigkeit endlich glücklich zu werden. Es war nur das Bedürfnis nach der schwarzen Nacht, nach dem endlosen Schlummer, die Freude, auf ewig nicht mehr zu sein. Den Doktor Chassaigne überlief ein Schauern, denn auch er nährte nur einen Gedanken, den an die Glückseligkeit der Minute, in der er sterben würde. Aber jenseits dieses Lebens erwarteten ihn seine teuren Toten, seine Frau und seine Tochter, beim Selbigen im ewigen Leben!

Mühsam erhob sich der Abbé Judaine. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß der Hauptmann jetzt seine lebhaften Augen auf Marie richtete. Über sein unnützes Flehen tief betrübt, wollte er ihm ein Beispiel der Güte Gottes zeigen, die er zurückstieß.

»Sie erkennen sie, nicht wahr? Ja, es ist das junge Mädchen, das Sonnabend so krank, an beiden Beinen gelähmt, hier ankam, und nun sehen Sie sie jetzt, gesund, stark und schön!... Der Himmel hat ihr Gnade erwiesen, sie fühlt sich in ihrer Jugend wie neugeboren zu dem langen Leben, zu dem sie geboren ist... Empfinden Sie keine Sehnsucht, wenn Sie sie betrachten? Möchten Sie auch dieses Kind am liebsten tot sehen? Hätten Sie ihr auch geraten, nicht zu trinken?«

Der Hauptmann konnte nicht antworten, aber seine Augen verließen das junge Gesicht Maries nicht mehr, in dem man ein großes Glück über ihre Auferstehung las, eine feste Hoffnung auf zahllose kommende Tage, und Tränen erschienen, quollen unter seinen Wimpern hervor, rollten an seinen bereits kalten Wangen hernieder. Er weinte gewiß über sie, er dachte an jenes andere Wunder, das er ihr gewünscht hatte, wenn sie gesund würde, nämlich, glücklich zu werden. Es war



die Rührung eines alten Mannes, der das Elend dieser Welt kannte, und den all die Schmerzen, die dieses Geschöpf noch erwarteten, mit Mitleid erfüllten.

Ach, das arme Weib! Wie oft würde sie vielleicht bedauern, nicht in ihrem zwanzigsten Jahr gestorben zu sein!

Nun verdunkelten sich seine Augen, als wenn die Tränen des äußersten Mitleids sie aufgelöst hätten. Es war das Ende, der Verfall trat ein, das geistige Bewußtsein schwand mit dem Atem. Er wandte sich um und starb.

Sogleich schob Doktor Chassaigne Marie beiseite.

»Der Zug geht ab, beeilen Sie sich!«

In der Tat drang inmitten des immer mehr anschwellenden Tumults der Menge deutlich ein Glockenläuten bis zu ihnen. Der Doktor wollte, nachdem er zwei Sänfenträger beauftragt hatte, bei der Leiche zu wachen, die

man später, wenn der Zug nicht mehr da wäre, fortbringen würde, seine Freunde bis zu ihrem Wagen begleiten.

Alle beeilten sich. Verzweifelt war der Abbé Judaine zu ihnen getreten, nachdem er für die Ruhe dieser empörten Seele ein kurzes Gebet gesprochen hatte. Aber als Marie, von Pierre und Herrn von Guersaint begleitet, den Bahnsteig entlang lief, wurde sie wieder von Doktor Bonamy aufgehalten, der sie triumphierend dem Pater Fourcade vorstellte.

Der Pater zeigte das strahlende Lächeln eines Generals, den man an seinen bedeutendsten Sieg erinnert.

»Ich weiß, ich weiß, ich war ja dabei. Meine teure Tochter, Gott hat Sie unter allen gesegnet, gehen Sie hin und preisen Sie seinen Namen.«

Dann beglückwünschte er Herrn von Guersaint, der in seinem väterlichen Stolz

göttliche Freude empfand. Wieder begannen die Ovationen. Es erhob sich ein Konzert zärtlicher Worte, verwunderte, begeisterte Bücke, wie sie dem jungen Mädchen schon am Morgen durch die Straßen Lourdes' gefolgt waren, umfingen sie auch jetzt wieder in der letzten Minute vor der Abfahrt. Die Glocke mochte noch so viel läuten, ein Kreis entzückter Pilger hatte sich um sie gebildet, und in ihrer Person schien sich der Ruhm der Pilgerfahrt, der Triumph der Religion zu verkörpern, der von nun an von allen Enden der Welt widerhallen würde. Pierre war tief bewegt, als er in diesem Augenblick die schmerzliche Gruppe bemerkte, die nebenan Herr Dieulafay und Frau Jousseur bildeten. Ihre Blicke hatten sich auf Marie gerichtet, sie wunderten sich ebenso wie die andern über die außerordentliche Genesung des schönen, jungen Mädchens, das sie kraftlos, abgemagert, mit erdfahlem Antlitz gesehen hatten. Warum denn gerade dies Kind? Warum

nicht die junge Frau, die teure Frau, die sie sterbenskrank wieder fortnahmen? Ihre Verwirrung, ihre Scham schienen noch zugenommen zu haben. In dem Unbehagen, das sie als zu reiche Parias empfanden, wichen sie zurück. Ja, es war eine Erleichterung für sie, als sie, nachdem drei Sänftenträger Frau Dieulafay mit großer Mühe in das Abteil erster Klasse hineingebracht hatten, in Gesellschaft des Abbé Judaine ebenfalls verschwinden konnten.

Schon riefen die Beamten: »Einsteigen, einsteigen!« Der Pater Massias, der mit der geistlichen Leitung des Zuges betraut war, hatte seinen Platz wieder eingenommen, und ließ den Pater Fourcade, der sich auf die Schulter des Doktor Bonamy stützte, auf dem Bahnsteig zurück. Mit lebhaftem Eifer grüßten Berthaud und Gérard noch einmal die Damen, während Raymonde zu Frau Desagneaux und Frau Volmar einstieg, die sich in einer Ecke niedergelassen hatten, und endlich lief auch

Frau von Jonquière zu ihrem Wagen, an dem sie gleichzeitig mit den Guersaints anlangte. Man drängte sich, man hörte Geschrei und Rufe, einige liefen erschreckt von einem Ende des unendlichen Zuges zum andern, an den man eben die Lokomotive angehängt hatte, eine vollständig aus Kupfer gearbeitete Maschine, die wie ein Stern leuchtete.

Pierre ließ Marie vorangehen, als Herr Vigneron, der im Galopp zurückgelaufen kam, ihm zuschrie: »Es ist gültig, es ist gültig.« Damit zeigte er, über und über rot, seine Fahrkarte und schwenkte sie hin und her. Dann lief er bis zu dem Abteil, in dem sich seine Frau und sein Sohn befanden, um ihnen die gute Nachricht mitzuteilen.

Als Marie und ihr Vater sich niedergelassen hatten, blieb Pierre noch eine Minute bei Doktor Chassaigne, der ihn väterlich umarmte, auf dem Bahnsteig stehen. Er wollte ihm das Versprechen abnehmen, wieder nach Paris

zurückzukehren und sich wieder ein wenig mit dem Dasein zu befreunden. Aber der alte Arzt schüttelte den Kopf.

»Nein, nein, mein liebes Kind, ich bleibe... Sie sind hier und sie halten mich hier zurück.« Er sprach von seinen teuren Toten. Dann sagte er tiefgerührt, in sanftem Tone:

»Leben Sie wohl.«

»Nicht Lebewohl, verehrter Doktor, auf Wiedersehen!«

»Doch, doch, Lebewohl... Sehen Sie, der Hauptmann hatte doch recht... Es gibt nichts Schöneres, als zu sterben, aber nur, um zu einem neuen Leben aufzuerstehen.«

Der Baron Suire gab den Befehl, die weißen Fahnen am Anfang und Ende des Zuges fortzunehmen. Gebieterischer erklangen die Rufe der Beamten: »Einsteigen, einsteigen!« Und nun entstand der größte Wirrwarr: es war die Flut der Zuspätkommenden, die verwirrt,

atemlos, wie ein Strom heranbrausten. In dem Wagen zählten Frau von Jonquièrre und Schwester Hyacinthe ihre Leute. Die Grivotte, Elise Rouquet und Sophie Couteau waren da. Frau Sabathier hatte sich ihrem Manne gegenüber auf ihren Platz gesetzt. Sabathier wartete mit halbgeschlossenen Augen geduldig auf die Abfahrt.

Da fragte eine Stimme:

»Und Frau Vincent, reist sie denn nicht mit uns?«

Schwester Hyacinthe, die sich herausbeugte und mit Ferrand, der auf der Schwelle des Gepäckwagens stand, noch ein Lächeln wechselte, rief: »Da kommt sie ja.«

Frau Vincent überschritt die Schienengeleise und kam als letzte, verstört und außer Atem, herbeigelaufen. Sogleich sah Pierre mit unwillkürlichem Blick nach ihren Armen, sie waren leer.

Alle Türen wurden jetzt geschlossen und klappten nacheinander zu. Die Wagen waren voll, es war nur noch das Zeichen zur Abfahrt zu geben. Zischend, rauchend ließ die Maschine in gellendem Freudenton ihr erstes Pfeifen erschallen, und in dieser Minute zerstreute die bis dahin verschleierte Sonne den leichten Nebel und überflutete den Zug mit der in vollem Goldglanze strahlenden Maschine, die nach dem Paradies der Legenden abzufahren schien. Es war eine Abfahrt voll kindlicher, göttlicher Fröhlichkeit, ohne irgendwelche Bitterkeit. Alle Kranken schienen geheilt zu sein. Wenn man sie auch so fortbrachte, wie man sie hergebracht hatte, sie schieden doch erleichtert und glücklich, wenigstens für eine Stunde. Nicht die geringste Eifersucht störte ihre Eintracht. Die nicht geheilt waren, freuten sich und triumphierten über die Genesung der anderen. An sie würde gewiß auch einmal die Reihe kommen, die geschehenen Wunder



waren für sie ein förmliches Versprechen der kommenden Wunder. Am Schlusse der drei Tage voll glühender Bitten dauerte das Fieber des Wunsches ungeschwächt fort, und der Glaube der Vergessenen war noch ebenso lebendig wie zuvor, sie waren überzeugt, daß sich die Heilige Jungfrau sie zum Heil ihrer Seele einfach für später vorbehalten habe. In ihnen allen, in all diesen lebensbegierigen, armen Menschen brannte die unauslöschliche Liebe, die unbesieglige Hoffnung. Ein letzter Ausbruch der Freude erschütterte die übervollen Wagen, ein Ungestüm außerordentlichen Glückes, das sich in Lachen und Schreien Luft machte: »Auf nächstes Jahr! Wir werden wiederkommen, wir werden wiederkommen!« Und die kleinen, fröhlichen Schwestern von Mariä Himmelfahrt klatschten in die Hände, und der Gesang der Dankbarkeit, das von achthundert Pilgern gesungene Magnifikat, stieg empor.

»Magnificat anima mea Dominum...«

Nun ließ der Stationsvorsteher, der sich endlich beruhigt hatte und mit schlenkernden Armen dastand, das Signal geben. Von neuem piff die Maschine, dann brauste sie los und rollte in der leuchtenden Sonne wie in einem Glorienscheine davon. Auf dem Bahnsteig war der Pater Fourcade, auf die Schulter des Doktor Bonamy gestützt, stehengeblieben, sein Bein verursachte ihm große Schmerzen, aber trotzdem begrüßte er noch mit einem Lächeln die Abfahrt seiner teuren Kinder, während Berthaud, Gérard und der Baron Suire eine andere Gruppe bildeten und neben ihnen Doktor Chassaing und Herr Vigneron mit den Taschentüchern wehten. Aus den Türen der dahinfliegenden Wagen lehnten sich fröhliche Köpfe heraus, und Taschentücher flatterten ebenfalls in der von der Fahrt des Zuges bewegten Luft.

Frau Vigneron zwang den kleinen Gustave, sein bleiches Gesicht zu zeigen. Lange Zeit konnte man der rundlichen Hand Raymondes

folgen, die Grüße zurücksandte. Marie aber betrachtete bis zuletzt das zwischen dem Grün verschwindende Lourdes.

Triumphierend, glänzend und rasselnd verschwand der Zug in der hellen Landschaft, während mit voller Stimme sich der Gesang erhob:

»Et exultavit Spiritus meus in Deo salutari meo.«

## *IV*

Auf der Rückfahrt nach Paris rollte der weiße Zug nun wiederum dahin. In dem Wagen dritter Klasse, in dem das Magnificat, mit voller Kraft der scharfen Stimmen gesungen, das Rollen der Räder übertönte, war abermals alles überfüllt. Es war derselbe bewegliche

und gemeinsame Krankensaal, den man mit einem Blick über die niedrigen Scheidewände in der Unordnung und dem Durcheinander eines improvisierten Lazaretts überschaute. Halb unter der Bank versteckt, standen die Nachtgeschirre, die Waschschüsseln, Besen und Schwämme lagen umher. Überall waren Gepäckstücke aufgestapelt, Pakete, Körbe, Säcke, die an Kupferhaken hingen, an denen sie ohne Ruhe und Rast hin und her schaukelten. Dieselben Schwestern von Mariä Himmelfahrt, dieselben Pflegedamen waren da mit ihren Kranken, umgeben von gesunden Pilgern, die bereits unter der gräßlichen Hitze und dem unerträglichen Geruche litten. Im Hintergrunde sah man abermals das vollständig mit Frauen angefüllte Abteil. Es waren die zehn Pilgerinnen – junge und alte, alle von derselben traurigen Häßlichkeit. Sie schmiegteng sich eng aneinander und sangen eifrig mit kläglicher und falscher Stimme.

»Um wieviel Uhr werden wir denn in Paris

sein?« fragte Herr von Guersaint Pierre.

»Morgen, gegen zwei Uhr nachmittags, glaube ich«, antwortete der Priester.

Seit der Abfahrt betrachtete Marie ihn mit einer Miene unruhiger Besorgnis, gleichsam von einem plötzlichen Kummer heimgesucht, über den sie sich nicht aussprach. Doch fand sie in der Freude über ihre neuerworbene Gesundheit ihr Lächeln wieder.

»Eine Reise von zweiundzwanzig Stunden! Nun, es wird immerhin weniger lang und weniger hart als bei der Hinfahrt sein.«

»Wir sind jetzt auch«, fuhr ihr Vater fort, »um ein paar Personen weniger, und können es uns recht behaglich machen.«

Die Abwesenheit der Frau Maze ließ eine Ecke am Ende der Bank frei, die kleine Sophie hatte man in das Nebenabteil gewiesen, in dem der Bruder Isidor und seine Schwester Martha fehlten, die in Lourdes bei einer frommen

Dame in Dienst geblieben war. Auf der andern Seite kam Frau von Jonquièrre und der Schwester Hyacinthe in gleicher Weise ein Platz zugute, der von Frau Vêtu. Elise Rouquet hatte man ebenfalls bei der kleinen Sophie untergebracht, so daß sie nur noch das Ehepaar Sabathier und die Grivotte bei sich behielten. Dank dieser neuen Verteilung fühlte man sich viel befreiter, man konnte sogar vielleicht ein bißchen schlafen.

Der letzte Vers des Magnifikats war gerade gesungen worden, die Damen richteten sich häuslich ein und machten es sich so bequem wie möglich. Man mußte vor allen Dingen die Zinkkannen, die voll Wasser standen und die die Bewegung der Beine hinderten, wegstellen. Die Vorhänge hatte man an allen Fenstern auf der linken Seite zugezogen, denn die Sonne schoß in schrägen Strahlen auf den Zug hernieder und drang mit glühendem Schimmer herein. Aber die letzten Gewitter mußten wohl den Staub niedergeschlagen

haben, und die Nacht würde gewiß auch frisch werden. Im übrigen war auch das Maß der Leiden geringer, denn der Tod hatte die Kränksten dahingerafft. Die Kranken, die sich wiedereingestellt hatten, waren betäubt und von Ermüdung erschöpft. Die Schmerzen gingen allmählich in Empfindungslosigkeit über. Bald sollte sich der Rückschlag der Entkräftung vollziehen, der auf große moralische Erschütterungen zu folgen pflegt. Die Seelen hatten ihre Kräfte verbraucht, die Wunder waren geschehen, und nun begann die Abspannung, der Stumpfsinn einer tiefen Erleichterung.

Bis Tarbes war man sehr beschäftigt, jeder setzte sich zurecht und nahm wieder Besitz von seinem Platz. Als man Tarbes verließ, erhob sich Schwester Hyacinthe und klatschte in die Hände.

»Liebe Kinder, wir dürfen die Heilige Jungfrau nicht vergessen, die so gut gewesen

ist, beginnen wir den Rosenkranz.«

Der ganze Wagen sprach nun mit ihr das erste Vaterunser durch, die fünf freudigen Mysterien: die Verkündigung Maria, die Heimsuchung Mariä, die Geburt Christi, Maria Reinigung und den wiedergefundenen Jesus. Dann stimmte man den Lobgesang: »Betrachten wir den himmlischen Erzengel« mit so lauter Stimme an, daß die Bauern auf den Äckern die Köpfe erhoben und dem Zuge nachblickten, der da singend vorüberflog.

Marie bewunderte draußen die weite Landschaft, das ungeheure Himmelszelt, das sich nach und nach von seinem Wärmedunst befreit hatte und leuchtend blau geworden war. Es war das köstliche Ende eines schönen Tages. Und ihre Blicke wandten sich wieder zurück und hefteten sich auf Pierre mit der stummen Traurigkeit, die ihre Augen schon vorher verschleiert hatte. Der Gesang war zu Ende. Frau Vincent schrie und stammelte



plötzlich wirre, von Tränen erstickte Worte.  
»Oh, meine arme Kleine, mein Kleinod, mein Schatz, mein Leben –«

Sie war bis dahin in ihrer Ecke geblieben, als ob sie sich hätte unsichtbar machen wollen. Mit zusammengepreßten Lippen und geschlossenen Wimpern hatte sie in scheuem Schweigen kein Wort gesprochen, wie um sich in ihrem entsetzlichen Schmerze noch mehr zu verkriechen. Als sie aber die Augen öffnete, bemerkte sie den Lederriemen, der an der Tür hing. Und der Anblick dieses Riemens, den ihr Kind berührt, mit dem ihr Kind gespielt hatte, erfüllte sie mit einer Verzweiflung, deren Gewalt die ganze Kraft, mit der sie sich zur Ruhe zwang, vernichtete.

»Ach, meine arme kleine Rose. Sie hatte das in ihre kleine Hand genommen und herumgedreht, sie betrachtete es, und es war sicher ihr letztes Spielzeug. Ach, da waren wir doch noch zu zweien, sie lebte noch, ich hatte

sie noch auf meinen Knien, in meinen Armen. Das war noch so schön, so schön. Nun habe ich sie verloren, verloren auf immer, meine arme kleine Rose, meine arme kleine Rose!«

Mit wirren Blicken betrachtete sie schluchzend ihre leeren Arme, mit denen sie nichts mehr anzufangen wußte. Sie hatte ihre Tochter so lange darauf gewiegt, so lange darauf getragen, daß es ihr jetzt vorkam, als ob ihr Körper eine Verrichtung weniger ausübte. Sie war gleichsam verblödet, so daß ihr bei ihrer Untätigkeit ihre Gliedmaßen als unnütz vorkamen. Und ihre Arme, ihre Knie waren ihr im Wege.

Tiefbewegt hatten Pierre und Marie sich um sie bemüht, mit guten Worten suchten sie die arme Mutter zu trösten. Nach und nach lernten sie durch die abgerissenen Sätze, die sich in ihre Tränen mischten, die furchtbaren Leiden kennen, die sie seit dem Tode ihrer Tochter erduldet hatte. Am Morgen des gestrigen

Tages, als sie sie im Sturm tot in ihren Armen fortgetragen hatte, mußte sie wohl lange Zeit, blind und taub durch den Regen gelaufen sein. Sie erinnerte sich nicht mehr an die Plätze, die sie überschritten hatte, nicht mehr an die Straßen, die sie in diesem bösen Lourdes gegangen war, diesem kindesmörderischen Lourdes, das sie verfluchte.

»Oh, ich weiß nichts mehr, ich weiß nichts mehr. Ja, Leute haben mich aufgenommen, haben Mitleid mit mir gehabt, Leute, die ich nicht kenne, die irgendwo wohnen. Ach, ich weiß nichts mehr... irgendwo da oben, sehr weit, am andern Ende der Stadt... Aber sicher sind es sehr arme Leute, denn ich sehe mich wieder in einem ärmlichen Zimmer, mit meiner armen, ganz kalten Kleinen, die sie auf ihr Bett gelegt hatten –«

Bei dieser Erinnerung erschütterte sie ein neuer Anfall von Schluchzen und erstickte sie fast.

»Nein, nein, ich wollte mich nicht von ihrem teuren, kleinen Körper trennen und ihn in dieser abscheulichen Stadt zurücklassen, ja, ich kann es nicht recht sagen, aber die armen Leute müssen mich wohl hergeführt haben. Wir haben Wege gemacht, oh, Wege... alle Herren von der Eisenbahn und von der Pilgerschaft haben wir besucht. Ich wiederholte ihnen: »Was tut Ihnen denn das? Erlauben Sie mir doch, sie nach Paris in meinen Armen mitzunehmen. Ich habe sie lebend hergebracht, ich kann sie auch tot wieder fortbringen, niemand wird etwas bemerken, man wird glauben, sie schläft.« Und alle diese Leute, alle diese Behörden haben mich angeschrien, haben mich fortgeschickt, als wenn ich häßliche Dinge von ihnen verlangte. Dann habe ich ihnen schließlich Dummheiten gesagt. »Nicht wahr, wenn man so viele Geschichten macht, wenn man so viele Kranke zum Tode führt, dann kann man es doch auch übernehmen, die Toten

zurückzubringen.« Und wissen Sie, was sie auf dem Bahnhof schließlich von mir verlangt haben? Dreihundert Frank, ja, ich glaube, das ist der Preis. Allmächtiger Gott, dreihundert Frank! Ich, die ich mit dreißig Sous in der Tasche gekommen bin. Sie hätten mein Leben von mir verlangen sollen, das hätte ich ihnen sehr gern gegeben. Dreihundert Frank! Dreihundert Frank für diesen armen, kleinen Vogelkörper. Ich wäre so getröstet gewesen, hätte ich ihn auf meinen Knien mitnehmen können.«

Dann stammelte sie nur noch dumpfe Klagen.

»Ach, wenn Sie alles wüßten, was die armen Leute mir für vernünftige Sachen gesagt haben, um mich zur Abreise zu veranlassen. Eine Arbeiterin wie ich, auf die ihre Arbeit warte, sollte nach Paris zurückkehren. Und dann hatte ich doch auch nicht die Mittel, meine Rückfahrkarte verfallen zu lassen. Ich müßte den Zug um drei Uhr vierzig nehmen.

Sie haben noch gesagt, man sei gezwungen, sich in die Dinge zu fügen, wenn man nicht reich sei. Nicht wahr, nur die Reichen behalten ihre Toten und machen mit ihnen, was sie wollen? Und ich erinnere mich nicht mehr, ich erinnere mich an gar nichts mehr. Ich wußte nicht einmal mehr die Stunde. Wie wäre ich imstande gewesen, den Bahnhof wieder zu finden? Nach dem Begräbnis da unten, an einem Orte, an dem zwei Bäume standen, haben mich die armen Leute fortgebracht. Sie haben mich geführt und in den Wagen gestoßen, gerade als der Zug abging. Aber welch einen Entschluß hat es mich gekostet, mich loszureißen, gerade wie wenn mein Herz unter der Erde geblieben wäre! Und das ist schrecklich, das ist schrecklich, mein Gott!«

»Arme Frau«, murmelte Marie, »haben Sie Mut, bitten Sie die Heilige Jungfrau um den Beistand, den sie den Betrübten niemals verweigert.«

Nun erschütterte sie wieder ein Wutanfall.

»Das ist nicht wahr, die Heilige Jungfrau macht sich über mich lustig, die Heilige Jungfrau ist eine Lügnerin. Warum hat sie mich getäuscht? Niemals wäre ich nach Lourdes gegangen, wenn ich nicht diese Stimme in einer Kirche gehört hätte. Meine Tochter würde noch leben, vielleicht würden die Ärzte sie retten. Ach, wie recht hatte ich! Es gibt keine Heilige Jungfrau, es gibt keinen guten Gott.«

Und ohne Entsagung, ohne Illusion oder Hoffnung fuhr sie fort, lästerte mit der wütenden Plumpheit des Volkes und schrie ihre Leiden so wild hinaus, daß Schwester Hyacinthe dazwischentreten mußte.

»Unglückliche, schweigen Sie, der liebe Gott bestraft Sie, indem er Ihre Wunde bluten läßt.«

Die Szene hatte lange gedauert, und als man mit vollem Dampfe an Riscle vorbeifuhr,

klatschte sie von neuem in die Hände und gab das Zeichen, man solle das »Laudate, laudate Mariam« singen.

»Vorwärts, vorwärts, meine Kinder, alle zusammen und von ganzem Herzen.«

O möchten alle Stimmen, Im Himmel und auf Erden, Der Heil'gen Mutter Gottes Zum Lobgesange werden! Laudate, laudate, laudate Mariam.

Da ihre Stimme von diesem Gesang der Liebe übertönt wurde, so schluchzte Frau Vincent, in ihrer Empörung erschöpft, ohne Kraft, in der stammelnden Schwäche einer armen, vor Schmerz und Müdigkeit stumpfsinnig gewordenen Frau, nur noch in ihre beiden Hände.

In dem Wagen machte sich nach dem Gesang die Ermüdung bei allen bemerkbar. Es waren nur noch die lebhafteste Schwester Hyacinthe und die sanfte, ernste und feine Schwester



Claire des Anges, die, wie bei der Abreise von Paris und während des Aufenthaltes in Lourdes, eine berufsmäßige, an alles gewöhnte und über alles siegende Ruhe zur Schau trugen. Frau von Jonquièrre, die fünf Tage kaum geschlafen hatte, hatte die größte Mühe, ihre armen Augen offen zu halten. Trotzdem war sie von der Reise entzückt und fuhr mit der großen Freude im Herzen nach Hause, ihre Tochter verlobt zu haben und das schönste Wunder mitzubringen, eine Geheilte, von der die ganze Welt sprach. Sie nahm sich vor, in dieser Nacht gut zu schlafen trotz des harten Rüttelns und wurde doch wieder von dumpfer Furcht ergriffen wegen der Grivotte, die ihr seltsam aufgeregt und verstört erschien, mit ihren wirren Augen und ihren mit blaßvioletten Flecken fieberhaft gefärbten Wangen. Zehnmal hatte sie sie veranlassen wollen, sich ruhig zu verhalten, ohne durchsetzen zu können, daß sie mit gefalteten Händen und geschlossenen Wimpern sich

nicht mehr rührte. Glücklicherweise verursachten ihr die anderen Kranken keinerlei Unruhe, denn alle fühlten sich erleichtert oder so müde, daß sie bereits schlummerten. Elise Rouquet hatte sich einen Taschenspiegel gekauft, einen großen, runden Spiegel, in den sie nicht müde wurde hineinzublicken. Sie fand sich schön, stellte von Minute zu Minute die Fortschritte ihrer Heilung fest, und zwar mit einer Koketterie, die sie jetzt, da ihr ungeheuerliches Gesicht wieder menschlich wurde, die Lippen zusammenkneifen und ein Lächeln versuchen ließ. Sophie Couteau spielte artig. Sie hatte sich allein den Strumpf ausgezogen, als sie sah, daß niemand mehr ihren Fuß prüfen wollte und wiederholte, sie müsse ganz sicher einen Kieselstein im Strumpf haben. Und da man noch immer auf ihren von der Heiligen Jungfrau gesegneten Fuß nicht achtgab, so behielt sie ihn zwischen den Händen, streichelte ihn und schien entzückt, ihn berühren und damit spielen zu

können.

Herr von Guersaint hatte sich aufgerichtet und über die Scheidewand gelehnt, um mit Herrn Sabathier zu plaudern.

»Vater, Vater«, sagte plötzlich Marie, »sieh doch diesen Einschnitt im Holz! Der Eisenbeschlag meines Wägelchens hat das gemacht.«

Dieses kleine Zeichen machte sie so glücklich, daß sie einen Augenblick den geheimen Kummer vergaß, den sie verschweigen wollte. So wie Frau Vincent geschluchzt hatte, als sie den von ihrem Töchterchen berührten Lederriemen bemerkte, so brach sie plötzlich in ein Freudengeschrei aus beim Anblick dieser Schramme, die sie an ihr langes Martyrium, an diesen ganzen verschwundenen Greuel erinnerte, der wie ein böser Traum verflogen war.

»Wenn man sich sagt, daß es kaum vier Tage

her ist! Ich lag da, ich konnte mich nicht rühren, und jetzt komme ich und gehe ich und fühle mich so behaglich!«

Herr von Guersaint und Pierre lächelten ihr zu. Dann sagte Herr Sabathier, der ihr zugehört hatte, langsam: »Das ist wohl wahr, man läßt ein wenig von seinem Wesen, von seinen Leiden, seinen Hoffnungen, in den Dingen unserer Umgebung zurück. Und wenn man sie wiederfindet, so sprechen sie zu einem, sie erzählen von unseren Freuden und Leiden, von allem, was wir erlebt haben.«

Mit seiner gefaßten Miene war er seit seiner Abreise von Lourdes schweigsam in seinem Winkel geblieben, und selbst seine Frau, als sie ihm die Beine einwickelte und ihn fragte, ob er Schmerzen hätte, brachte nur Kopfschütteln aus ihm heraus. Er hatte keine Schmerzen, aber er war von einer unbehaglichen Erschöpfung übermannt.

»Sehen Sie«, fuhr er fort, »so habe ich mich

bei der Herfahrt, bei der langen Reise damit zerstreut, die Borten da oben an der Decke zu zählen. Es sind dreizehn, von der Lampe bis zur Wagentür. Ich habe sie eben wieder gezählt, und es sind natürlich immer noch dreizehn... So ist's auch mit dem Kupferknopf da neben mir. Sie können sich nicht denken, welche Träume ich in der Nacht, in der uns der Herr Abbé die Geschichte der Bernadette vorgelesen hat, entworfen habe, als ich ihn so glänzen sah. Ja, ich sah mich geheilt, ich machte die Reise nach Rom, von der ich seit zwanzig Jahren spreche, ich ging, ich durchwanderte die Welt, kurz, es waren wahnsinnige und köstliche Träume. Und jetzt, da wir nach Paris zurückkehren, sind da oben dreizehn Borten, der Knopf glänzt, und alles sagt mir, daß ich mich von neuem auf dieser Bank mit meinen toten Beinen befinde. Nun, es ist abgemacht, ich bin und bleibe ein armes, altes Tier, mit dem es zu Ende ist.«

Zwei große Tränen erschienen in seinen

Augen, er mußte wohl eine Stunde entsetzlicher Bitterkeit durchmachen. Aber er erhob seinen dicken, viereckigen Kopf mit den Kinnbacken, die so viel geduldige Hartnäckigkeit verrieten.

»Das war das siebente Jahr, daß ich nach Lourdes ging, und die Heilige Jungfrau hat mich nicht erhört. Das tut nichts, das wird mich nicht verhindern, im nächsten Jahr wieder hin zu gehen. Vielleicht wird sie endlich die Gnade haben, mich zu erhören.« Er empörte sich nicht, und Pierre war, als er sich mit ihm unterhielt, bestürzt über diese lebhafte, beharrliche Gläubigkeit, die sogar in diesem geistig entwickelten Schädel erblühte. Aus welchem glühenden Wunsche nach Genesung und Leben waren dieser Verzicht auf Gewißheit, diese blinde Willenskraft geboren worden? Außerhalb jeder natürlichen Wahrscheinlichkeit klammerte er sich daran, gerettet zu werden, trotzdem das Wunder so oft mißlungen war, und schickte sich an,

seinen neuen Mißerfolg zu erklären, und zwar mit einer Zerstreutheit, die er vor der Grotte gehabt hatte, einer zweifellos ungenügenden Reue, allen Arten kleiner Sünden, die die Heilige Jungfrau in Mißstimmung versetzt haben mußten. Er nahm sich bereits vor, im nächsten Jahr irgendwo eine neuntägige Andacht zu halten, bevor er nach Lourdes ging.

»Übrigens«, fuhr er fort, »Sie kennen doch das Glück, das mein Stellvertreter gehabt hat, Sie erinnern sich doch, der Schwindsüchtige, für den ich die fünfzig Frank Reisegeld gegeben habe, als ich mich aufnehmen ließ. Nun, er ist vollständig geheilt.«

»Wirklich, ein Schwindsüchtiger?« rief Herr von Guersaint.

»Vollkommen geheilt, wie durch einen Zauberschlag! Ich habe ihn verfallen, gelb, dürr wie eine Hopfenstange gesehen, und er hat mir ganz munter einen Besuch im Hospital

abgestattet. Wirklich, ich habe ihm fünf Frank gegeben.«

Pierre mußte ein Lächeln unterdrücken, er kannte die Geschichte, er hatte sie von Doktor Chassaigne gehört. Der betreffende Geheilte war ein Simulant, den man schließlich im ärztlichen Büro, in den die Heilungen festgestellt wurden, durchschaut hatte. Das mußte wenigstens das dritte Jahr sein, daß er sich vorstellte. Das erstemal wegen einer Lähmung, das zweitemal wegen einer Geschwulst, die alle beide vollständig geheilt waren. Jedesmal ließ er sich spazierenfahren, beherbergen, ernähren und reiste dann, mit Almosen überhäuft, ab. Er war ein früherer Krankenwärter aus den Hospitälern, verstellte, verwandelte sich förmlich, schminkte sich den Kopf seinem Übel entsprechend, und zwar mit einer so außerordentlichen Kunstfertigkeit, daß Doktor Bonamy nur durch Zufall der Schwindel klar geworden war. Übrigens hatten die Patres sofort Stillschweigen über das



Abenteuer verlangt. Wozu diesen Skandal dem Gespött der Zeitungen ausliefern? Wenn sie solche Gaunereien entdeckten, so begnügten sie sich damit, die Schuldigen verschwinden zu lassen. Die Simulanten waren übrigens ziemlich selten. Leider waren außerhalb des Glaubens die Dummheit und Unwissenheit vollkommen genügend.

Herr Sabathier war sehr bewegt bei dem Gedanken, daß der Himmel den Mann, der auf seine Kosten gekommen war, geheilt hatte, während er kraftlos, in demselben bejammernswerten Zustande zurückkehrte. Er seufzte und konnte nicht umhin, mit ein wenig Neid in seiner Entsagung zu folgern:

»Was wollen Sie, die Heilige Jungfrau muß doch wissen, was sie tut, nicht wahr? Weder Sie, noch ich werden Rechenschaft über ihre Handlungen verlangen. Wenn es ihr gefallen wird, ihren Blick auf mich zu werfen, so wird sie mich stets zu ihren Füßen finden.«

In MontdeMarsan ließ Schwester Hyacinthe nach dem Angelus den zweiten Rosenkranz herbeten, die fünf schmerzlichen Mysterien: Jesus im Garten des Ölbergs, den gepeitschten Jesus, Jesus mit der Dornenkrone, Jesu Kreuztragung und Jesus am Kreuze sterbend. Dann aß man im Wagen, denn von Bordeaux, wo man erst um elf Uhr abends ankommen sollte, gab es keinen Aufenthalt. Alle Körbe der Pilger waren mit Lebensmitteln vollgestopft, ganz zu schweigen von der Milch, der Brühe, der Schokolade und der Früchte, die Schwester SaintFrançois geschickt hatte. Dann wurde brüderlich geteilt. Man aß auf den Knien, man rückte einander näher, jedes Abteil bildete nur noch eine Zufallstafel, eine Kindermahlzeit, zu der jeder seinen Beitrag lieferte. Als man an Morceux vorüberfuhr, hatte man fertig gegessen und packte den Rest des Brotes und die fettigen Papiere wieder ein.

»Liebe Kinder«, sagte Schwester Hyacinthe,

»das Abendgebet.«

Und nun gab es ein verworrenes Gesumme, Paternosters, Aves, eine Gewissensprüfung, einen Akt der Reue, ein Versenken seiner selbst in Gott, die Heilige Jungfrau und die Heiligen, eine Danksagung für den glücklichen Tag, die in einem Gebet für die Lebenden und für die dahingeschiedenen Gläubigen ausklang.

»Ich sage Ihnen jetzt schon«, fuhr die Nonne fort, »daß ich um zehn Uhr, wenn wir in Lamothe sind, Stille gebieten werde, aber ich hoffe, Sie werden vernünftig sein, und man wird wohl nicht nötig haben, Sie in den Schlaf zu wiegen.«

Diese Bemerkung rief heiteres Lachen hervor.

Es war halb neun Uhr, und die Nacht war langsam über die Landschaft hereingebrochen. Nur über den Hügeln lag noch die unbestimmte, scheidende Dämmerung,

während eine dichte Schattenfläche die Ebenen ertränkte. Der Zug sauste in eine ungeheure Ebene hinab, man sah nur noch das Schattenmeer, in dem er unter einem sternbesäten, schwarzblauen Himmel dahinrollte.

Seit einem Augenblick wunderte sich Pierre über das Benehmen der Grivotte. Während die Pilger und Kranken, zwischen die Gepäckstücke gekauert, welche das beständige Schütteln hin und her schaukelte, bereits einschlummerten, hatte sie sich ganz gerade erhoben und klammerte sich in plötzlicher Angst an die Scheidewand. Und unter der Lampe, deren blasses gelbes Licht hin und her tanzte, erschien sie mit dem fahlen, verzerrten Gesicht gleichsam von neuem abgemagert.

»Gnädige Frau, geben Sie acht, sie wird fallen«, rief der Priester Frau von Jonquièrre zu, die gerade einschlief.

Diese fuhr hastig auf, Schwester Hyacinthe

hatte sich ebenfalls umgewendet. Sie nahm die Grivotte, die ein wütender Hustenanfall auf die Bank niederwarf, in ihre Arme. Fünf Minuten lang wurde die Ärmste von einem fürchterlichen Anfall geschüttelt. Dann brach ein roter Strom hervor, und sie spuckte Blut aus vollem Halse.

»Mein Gott, mein Gott, es packt sie wieder«, rief Frau von Jonquière verzweifelt. »Ich ahnte es, als ich sie so seltsam sah. Warten Sie, ich werde mich zu ihr setzen.«

Die Nonne wies sie ab.

»Nein, nein, gnädige Frau, schlafen Sie ein wenig, ich werde wachen. Sie sind nicht daran gewöhnt, Sie würden sich schließlich auch noch krank machen.«

Sie ließ sich nieder und bettete den Kopf der Grivotte, deren blutige Lippen sie trocknete, an ihre Schulter. Der Anfall beruhigte sich, aber die Schwäche wurde wieder so groß, daß

die Unglückliche nur mit Mühe stammeln konnte:

»Oh, es ist nichts, es ist durchaus nichts, ich bin geheilt, vollständig geheilt.«

Pierre war bestürzt. Dieser niederschmetternde Rückfall hatte den Wagen mit Entsetzen erfüllt. Viele erhoben sich und blickten sich mit Schrecken um. Dann kauerten sie sich wieder in ihren Winkel, niemand sprach, niemand rührte sich mehr. Und Pierre dachte an den erstaunlichen medizinischen Fall, den dieses Mädchen bot: die dort unten wiederhergestellten Kräfte, der starke Appetit, die weiten Gänge, das strahlende Gesicht, die tanzenden Glieder, dann das ausgespuckte Blut, dieser Husten, dieses bleifarbene Gesicht einer Sterbenden, die brutale Rückkehr der Krankheit, die trotzdem Siegerin blieb. War das eine ganz besondere Schwindsucht, die durch eine Neurose noch verwickelter wurde? War das irgendeine andere Krankheit, ein

unbekanntes Übel, das ruhig sein Werk fortsetzte? Das Meer der Irrtümer und der Unwissenheit begann, diese Schattenwelt, mit der die menschliche Wissenschaft noch immer kämpft. Und er sah wieder Doktor Chassaigne verächtlich die Achseln zucken, während der Doktor Bonamy unerschüttert seine Arbeit in der unbedingten Gewißheit fortsetzte, daß niemand ihm die Unmöglichkeit seiner Wunder beweisen würde, ebensowenig wie er selbst deren Möglichkeit hätte begründen können.

»Oh, ich habe keine Furcht«, stammelte die Grivotte noch immer, »sie haben es mir ja da unten alle gesagt, ich bin geheilt, vollständig geheilt.«

Der Zug rollte immer weiter durch die schwarze Nacht dahin. Jeder traf seine Vorkehrungen und streckte sich aus, um bequemer zu schlafen. Man zwang Frau Vincent, sich auf der Bank auszustrecken und

gab ihr ein Kopfkissen, auf dem sie ihren armen, schmerzerfüllten Kopf betten konnte. Und nun schlummerte sie, stumpfsinnig und artig wie ein Kind, in der Empfindungslosigkeit eines Alpdrucks unter großen, schweigsamen Tränen, die noch immer aus ihren geschlossenen Augen herabrollten. Auch Elise Rouquet, die eine ganze Bank für sich hatte, schickte sich zum Schlafen an. Aber vorher machte sie große Nachttoilette, knüpfte sich das schwarze Tuch, das ihr dazu gedient hatte, ihre Wunde zu verdecken, um den Kopf und betrachtete sich, ob sie schön genug wäre mit ihrer von der Geschwulst befreiten Lippe. Und von neuem wunderte sich Pierre über diese in der Heilung begriffene, wenn auch noch nicht ganz geheilte Wunde, über dieses Ungeheuerge­si­cht, das man jetzt ohne Ekel betrachten konnte. Wieder begann das Meer der Ungewißheit. War es kein richtiger Lupus? War es nur eine Art unbekannten Geschwürs



hysterischen Ursprungs, oder mußte man sogar zugeben, daß gewisse schlecht erforschte Arten von Lupus, die von der schlechten Ernährung der Haut herrührten, durch eine starke, moralische Erschütterung geheilt werden konnten? Es war ein Wunder, wenn er nicht in drei Wochen, in drei Monaten oder in drei Jahren wieder erschien, wie die Schwindsucht der Grivotte.

Es war zehn Uhr, der ganze Wagen schlummerte, als man Lamothe verließ. Schwester Hyacinthe, die den Kopf der eingeschlummerten Grivotte auf ihren Knien behalten hatte, konnte sich nicht erheben. Sie begnügte sich, der Form wegen mit leichter Stimme, die sich im Rollen der Räder verlor, zu sagen:

»Stille, liebe Kinder, stille.«

Aber irgend etwas bewegte sich noch immer im Hintergrunde eines Nebenabteils, ein Geräusch, das sie erregte und das sie

schließlich erkannte.

»Sophie, was haben Sie denn fortwährend mit dem Fuß auf die Bank zu klopfen? Sie müssen schlafen, mein Kind.«

»Ich klopfe nicht mit dem Fuß, Schwester, das ist ein Schlüssel, der unter meinen Schuh gerollt ist.«

»Wie, ein Schlüssel? Geben Sie ihn mir her.«

Sie sah ihn prüfend an, es war ein sehr ärmlicher, sehr alter Schlüssel, vom Gebrauch schwarz geworden, abgeschabt und poliert, dessen wiederzusammengelöteter Ring noch die Lötstelle zeigte. Alle hatten in den Taschen gewühlt, niemand hatte den Schlüssel verloren.

»Ich habe ihn da im Winkel gefunden«, fuhr Sophie fort, »er muß dem Mann gehören.«

»Welchem Mann?« fragte die Nonne.

»Nun, dem Manne, der gestorben ist.«

Man hatte ihn bereits vergessen.

Schwester Hyacinthe erinnerte sich. Ja, ja, er gehörte sicher dem Mann, denn sie hatte etwas fallen hören, während sie ihm mit einem Schwamm die Stirn abwusch. Sie wandte den Schlüssel um, sie betrachtete ihn. Immer wieder blickte sie auf diesen von nun an unnützen Schlüssel, der niemals mehr das unbekannte Schlüsselloch, das da irgendwo auf der weiten Welt lag, öffnen würde.

Einen Augenblick wollte sie in einer Art Mitleid dieses kleine geheimnisvolle Stückchen Eisen in die Tasche stecken, denn es war ja alles, was von dem Manne blieb. Dann kam ihr aber der fromme Gedanke, man dürfe an nichts auf dieser Erde sein Herz hängen, und so warf sie den Schlüssel durch das halb herabgelassene Fenster in die dunkle Nacht hinaus.

»Sophie, Sie dürfen nicht mehr spielen, Sie müssen schlafen«, fuhr sie fort. »Nun aber,

liebe Kinder, Ruhe, Ruhe!«

Erst nach dem kurzen Aufenthalt in Bordeaux, gegen halb zwölf Uhr, kehrte der Schlummer wieder und bemächtigte sich des ganzen Wagens. Frau von Jonquière hatte nicht länger widerstehen können. Sie hielt den Kopf gegen das Holz der Scheidewand gelehnt, und ihr Gesicht zeigte in ihrer Müdigkeit einen glücklichen Ausdruck. Die Sabathiers schliefen ebenfalls, ohne einen Atemzug, während auch in dem andern Abteil, das Sophie Couteau und Elise Rouquet innehatten, jedes Geräusch verstummte. Von Zeit zu Zeit erhob sich eine dumpfe Klage, ein erstickter Schrei des Schmerzes oder der Furcht. Er entschlüpfte den Lippen der Frau Vincent, die eingeschlafen war und von bösen Träumen gequält wurde. Nur Schwester Hyacinthe blieb mit weit geöffneten Augen wach. Sie war sehr besorgt um den Zustand der Grivotte, die jetzt unbeweglich, gleichsam wie tot, in beständigem Röcheln, mit Anstrengung

atmete. Von einem Ende bis zum andern dieses beweglichen Schlafsaals, der durch das Beben des mit Volldampf dahinsausenden Zuges erschüttert wurde, überließen sich die Pilger und Kranken der Ruhe. Glieder hingen hernieder, Köpfe rollten hin und her unter dem bleichen, tanzenden Lichte der Lampe. Im Hintergrunde, im Abteil der zehn Pilgerinnen, gab es ein bejammernswertes Durcheinander armer, häßlicher Gesichter, der Alten und Jungen, die der Schlaf am Ende eines Lobgesangs mit offenem Munde gelähmt zu haben schien. Und ein großes Mitleid mit diesen traurigen, müden Leuten, die, von fünftägigen wahnsinnigen Hoffnungen und unendlichen Verzückungen vernichtet, am nächsten Tage zur harten Wirklichkeit des Lebens wieder erwachen sollten, stieg empor.

Pierre fühlte sich mit Marie so gut wie allein. Sie hatte sich nicht auf der Bank ausstrecken wollen und meinte, sie hätte in sieben Jahren allzu lange gelegen. Er hatte sich neben sie

gesetzt, um es Herrn von Guersaint bequemer zu machen, der seit Bordeaux wieder in seinen tiefen Kindesschlummer verfallen war. Die Helligkeit der Lampe war ihr unangenehm, er zog die Kappe vor, und sie befanden sich im Schatten, einem durchsichtigen, unendlich süßen Schatten. In diesem Augenblick mußte der Zug wohl durch die Ebene rollen. Wie in einem endlosen Fluge, in einem ungeheuren und regelmäßigen Flügelrauschen glitt er durch die Nacht dahin. Durch das Fenster, das sie herabgelassen hatten, drang eine köstliche Frische aus den schwarzen Feldern, aus den unergründlichen Feldern, in denen nicht einmal mehr das kleine, verlorene Licht eines Dörfchens leuchtete. Einen Augenblick hatte er sich zu ihr gewandt und gesehen, daß sie die Augen geschlossen hielt. Aber er erriet, daß sie nicht schlief, sondern die tiefe Ruhe inmitten des donnergleichen Gerassels auf dieser Flucht durch die Schatten auskostete. Und wie sie schloß auch er die Augen und

träumte lange Zeit.

Noch einmal erstand vor ihm die Vergangenheit, das kleine Häuschen in Neuilly, der Kuß, den sie hinter der blühenden Hecke unter den von der Sonne gestreiften Bäumen getauscht hatten. Wie fern das schon lag, und welchen Duft sein ganzes Leben davon bewahrt hatte!

Dann kam ihm die Bitterkeit des Tages in den Sinn, an dem er Priester geworden war. Nie sollte sie Frau sein, und er hatte eingewilligt, kein Mann mehr zu sein. Das aber würde ihr ewiges Unglück werden, da die ironische Natur wieder eine Gattin und eine Mutter aus ihr machte. Hätte er noch den Glauben bewahrt, er hätte darin den ewigen Trost gefunden. Aber vergeblich hatte er alles versucht, um ihn wiederzuerlangen: seine Reise nach Lourdes, seine Anstrengungen vor der Grotte, seine Hoffnung für einen Augenblick, er werde schließlich glauben,

wenn Marie auf wunderbare Weise geheilt würde, dann der vollständige, unheilbare Untergang, als die angekündigte Heilung sich in wissenschaftlicher Weise vollzogen hatte. Und auch ihr reiner und schmerzlicher Traum, die Geschichte ihrer in Tränen getränkten Zärtlichkeit rollte sich vor seinem Blicke ab. Sie selbst, die sein trauriges Geheimnis durchschaut hatte, war nur nach Lourdes gekommen, um den Himmel um das Wunder seiner Bekehrung zu bitten. Während der Fackelprozession, als sie unter dem Duft der unsichtbaren Rosen allein geblieben waren, hatten sie, einer im andern verloren, mit dem glühenden Wunsche ihres gegenseitigen Glückes, einer für den andern gebetet. Vor der Grotte hatte sie ferner die Heilige Jungfrau angefleht, sie zu vergessen und ihn zu retten, wenn sie nur eine Gunst von ihrem göttlichen Sohn erlangen könnte. Als sie dann geheilt war und mit ihrem Wägelchen die Treppen hinauf gezogen war, hatte sie, außer sich, von Liebe



und Dankbarkeit geschwellt, sich erhört geglaubt und ihm laut ihre Freude zu erkennen gegeben, daß sie beide zusammen, zusammen gerettet wären. Ach, wie schwer fiel ihm diese Lüge aufs Herz, diese Lüge der Zuneigung und des Mitleids, wie schwer drückte ihn der Irrtum, in dem er sie gelassen hatte. Das war der schwere Stein, der ihn jetzt im Grunde seines freiwilligen Grabes einschloß. Er erinnerte sich an den furchtbaren Anfall, an dem er im Schatten der Krypta fast gestorben war, an sein Schluchzen, seine brutale Empörung, sein Verlangen, sie ganz für sich zu behalten, sie zu besitzen, da er wußte, daß sie ihm gehörte. Er erinnerte sich an diese ganze grollende Leidenschaft seiner erwachten Männlichkeit, die dann nach und nach eingeschläfert und unter seinen Tränen ertränkt worden war. Dann hatte er, einem brüderlichen Mitleid nachgebend, um die göttliche Illusion in ihr nicht zu zerstören, den heroischen Schwur geleistet, sie zu belügen,

den Schwur, an dem er zugrunde ging.

Nun zitterte Pierre in seiner Träumerei. Würde er auch die Kraft haben, diesen Schwur für immer zu halten? Hatte er nicht, da er sie auf dem Bahnhof erwartete, in seinem Herzen eine Ungeduld, ein eifersüchtiges Verlangen entdeckt, dieses allzu geliebte Lourdes zu verlassen, und zwar in der unbestimmten Hoffnung, sie würde in der Ferne wieder ihm angehören? Wäre er nicht Priester gewesen, er hätte sie geheiratet. Welch Entzücken, welches Dasein voll seligen Glückes, sich ganz ihr zu widmen, sie ganz zu besitzen, und in dem teuren Kinde, das sie gebären würde, wieder aufzuleben! Es gibt sicher nichts Göttlicheres als den Besitz, das Leben, das sich ergänzt und erzeugt. Und sein Traum verschwamm, er sah sich verheiratet, und das erfüllte ihn mit einer so lebhaften Freude, daß er sich fragte, warum sein Traum denn nicht zu verwirklichen wäre?

Sie hatte noch die Unwissenheit eines kleinen

Mädchens von zehn Jahren, er würde sie unterrichten und ihr eine neue Seele einhauchen. Sie würde begreifen, daß ihr diese Heilung, die sie der Heiligen Jungfrau zu verdanken glaubte, ihr von der einzigen Mutter kam, der reinen und unparteiischen Natur. Aber je mehr er die Dinge überlegte, um so mehr wurde eine Art heiligen Schreckens in ihm wach, der in ihrer religiösen Erziehung seinen Ursprung hatte. Großer Gott! Wußte er denn, ob dieses menschliche Glück, mit dem er sie überhäufen wollte, jemals die heilige Unwissenheit, die kindliche Naivität, in der sie lebte, aufwiegen würde? Welche bitteren Vorwürfe später, wenn sie nicht glücklich wäre! Und doch lag darin die Tapferkeit, lag darin die Vernunft: es war das Leben, der wahre Mann, die wahre Frau, die notwendige und große Vereinigung. Mein Gott, warum wagte er es denn nicht? Eine unendliche Traurigkeit verirrte sich in seine Träume, und er hörte nur noch die Leiden seines armen

Herzens. Der Zug rollte mit seinem ungeheuren Flügelrauschen dahin, nur Schwester Hyacinthe war im dumpfen Schlummer des Wagens noch wach.

In diesem Augenblick sagte Marie mit sanfter Stimme:

»Es ist seltsam, Pierre, ich falle um vor Müdigkeit und kann doch nicht schlafen.«

Dann sprach sie mit leichtem Lachen:

»Ich habe Paris im Kopfe.«

»Paris?«

»Ja, ja, ich denke, daß es mich erwartet, daß ich dahin zurückkehren werde. Ach, ich werde in diesem Paris, von dem ich nichts kenne, leben müssen.«

Das war für Pierre eine große Angst. Er hatte es wohl vorausgesehen, sie würde nicht ihm angehören, den anderen würde sie angehören. Paris würde sie ihm nehmen, wenn Lourdes sie

ihm zurückgab. Und er stellte sich dieses unwissende Kind vor, wie es unvermeidlich seine Erziehung als Frau vollendete. Die kleine weiße Seele, die bei dem großen Mädchen von dreiundzwanzig Jahren unberührt geblieben war, würde jetzt sehr schnell heranreifen. Er sah das junge Mädchen lachend, gesund, wie sie überall herumlief, alles betrachtete und lernte und eines Tages dem Gatten begegnete, der ihre Erziehung vollenden würde.

»Sie nehmen sich also vor, sich in Paris zu amüsieren?«

»Ich, mein Freund? Oh, was sagen Sie da ... Sind wir reich genug, um uns zu amüsieren? Nein, ich dachte an meine arme Schwester Blanche und fragte mich, was ich wohl in Paris tun könnte, um ihr das Leben ein wenig zu erleichtern. Sie ist so gut, sie macht sich so viel Mühe, und ich will nicht, daß sie allein das ganze Geld verdient.«

Und nach einer neuen Pause, als er tiefbewegt schwieg, fuhr sie fort:

»Früher, bevor ich allzu stark litt, zeichnete ich ziemlich gut Miniaturbilder. Sie erinnern sich, ich habe ein Bild von Papa gemacht, das alle Welt sehr hübsch fand ... Nicht wahr, Sie werden mir helfen und mir Aufträge verschaffen?«

Dann sprach sie von dem neuen Leben, das sie führen wollte. Sie wollte ihr Zimmer einrichten und es von ihren ersten Ersparnissen mit einem Kretonnestoff mit kleinen blauen Blumen tapezieren lassen. Blanche hatte ihr von den Warenhäusern erzählt, in denen man alles billig kauft.

Es mußte so amüsant sein, mit Blanche auszugehen, ein wenig herumzulaufen, denn sie kannte ja nichts und hatte, seit ihrer Kindheit an ihr Bett gefesselt, nie etwas gesehen. Pierre, der sich einen Augenblick beruhigt hatte, litt von neuem, als er dieses

glühende Verlangen zu leben bei ihr erkannte, diesen Eifer, alles zu sehen, alles kennenzulernen und alles zu kosten. Das war endlich das Erwachen der Frau, die sie werden mußte, die er früher geahnt und im Kinde angedeutet hatte, ein Geschöpf der Fröhlichkeit und Leidenschaft, mit seinem blühenden Munde, seinen Sternenaugen und seinem milchweißen Teint.

»Oh, ich werde arbeiten und dann – Sie haben recht, Pierre – werde ich mich amüsieren, weil es doch nichts Böses ist, nicht wahr, fröhlich zu sein?«

»Nein, nein, gewiß nicht, Marie.«

»Sonntags werden wir aufs Land gehen, oh, sehr weit hinaus, in die Wälder, wo es schöne Bäume gibt... auch ins Theater gehen, wenn uns Papa dahin führt. Man hat mir gesagt, daß es viele Stücke gibt, die man hören kann... Aber das ist noch nicht alles. Wenn ich nur ausgehe, durch die Straßen gehe und die Dinge

sehe, werde ich glücklich sein und heiter nach Hause zurückkehren... Es ist ja so schön zu leben, nicht wahr, Pierre?«

»Ja, ja, Marie, es ist sehr schön.«

Eine leichte Todeskälte überfiel ihn, er kämpfte mit dem Bedauern, kein Mann mehr zu sein. Warum versuchte sie ihn in dieser Weise mit ihrer verletzenden Arglosigkeit, warum sagte er ihr nicht die Wahrheit, die ihn vernichtete! Er hätte sie genommen, er hätte sie erobert. Nie hatte sich ein schrecklicherer Kampf in seinem Herzen und in seinem Willen abgespielt. Einen Augenblick war er im Begriff, die nie wieder gutzumachenden Worte auszusprechen.

Aber schon fuhr sie mit ihrer fröhlichen Kinderstimme fort:

»Oh, sehen Sie doch den armen Papa, wie zufrieden er ist, so fest zu schlafen.«

In der Tat schlief Herr von Guersaint ihnen



gegenüber auf der Bank, mit glücklicher Miene wie in seinem Bett, ohne das Bewußtsein des beständigen Schüttelns zu haben. Dieses eintönige Schwanken und Stampfen schien übrigens nur noch ein Wiegen zu sein, das den Schlummer des ganzen Wagens vertiefte. Es war die vollständige Hingabe, die Vernichtung der Körper, inmitten der Unordnung der Gepäckstücke, die gleichsam unter dem rauchigen Lichte der Lampen ebenfalls eingeschläfert worden waren. Und das rhythmische Rasseln der Räder hörte nicht auf in dem unbekannten Schattendunkel, das der Zug noch immer durchbrauste. Nur manchmal, vor einem Bahnhof, auf einer Brücke, verlangsamte sich der Wirbelwind der Fahrt, und es blies plötzlich ein heftiger Sturm. Dann begann das einförmige, einlullende Gerassel von neuem.

Marie ergriff sanft Pierres Hand. Sie waren so verloren, so allein unter dieser ganzen

schlafenden Gesellschaft, in diesem tiefen, donnernden Frieden des von Nacht umhüllten Zuges. Die Traurigkeit, die sie bis dahin verheimlicht hatte, erwachte von neuem und verdunkelte ihre großen blauen Augen.

»Mein guter Pierre, nicht wahr, Sie werden oft zu uns kommen?«

Als er fühlte, wie ihre kleine Hand die seine drückte, hatte er gezittert. Sein Herz lag auf seinen Lippen, und er entschloß sich zu sprechen. Dennoch hielt er sich zurück und stammelte:

»Marie, ich bin nicht immer frei, ein Priester kann nicht überall hingehen.«

»Ein Priester«, wiederholte sie, »ja, ja, ein Priester, ich begreife.«

Jetzt sprach sie und bekannte das tödliche Geheimnis, unter dem ihr Herz seit der Abfahrt erstickte. Sie beugte sich noch mehr vor und fuhr mit noch leiserer Stimme fort:

»Hören Sie, mein guter Pierre, ich bin entsetzlich traurig, ich sehe aus, als wäre ich zufrieden, aber der Tod wohnt in meiner Seele ... Sie haben mich gestern belogen.«

Er erschrak und verstand zuerst nicht.

»Ich habe Sie belogen?«

Eine gewisse Scham hielt sie zurück, sie zögerte noch in dem Augenblick, da sie in dies Geheimnis eines Gewissens drang, das nicht ihr eigenes war. Dann sprach sie im Tone einer Freundin, einer Schwester:

»Ja, Sie haben mich glauben lassen, Sie wären mit mir gerettet, und das war die Unwahrheit, Pierre, denn Sie haben den verlorenen Glauben nicht wiedergefunden.«

Großer Gott, sie wußte es also! Das war für ihn ein Gefühl tiefer Betrübnis, eine so erschütternde Katastrophe, daß er seine Qualen darüber vergaß. Zuerst wollte er auf seiner Lüge brüderlichen Mitleids bestehen.

»Aber ich versichere Sie, Marie! Wie kann Ihnen nur ein so häßlicher Gedanke kommen?«

»Oh, mein Freund, schweigen Sie, wenigstens aus Mitleid! Es würde mir zu wehe tun, wollten Sie mich noch weiter belügen ... Sehen Sie, es war da unten auf dem Bahnhof, im Augenblick der Abfahrt, als der unglückliche Mann starb. Der gute Abbé Judaine war niedergekniet und hätte für die Ruhe dieser unruhigen Seele Gebete gesprochen ... Da habe ich alles gefühlt, alles begriffen, als ich sah, daß Sie sich nicht auch auf die Knie warfen, als das Gebet nicht auch auf Ihre Lippen stieg.«

»Wahrhaftig, Marie, ich versichere Sie ...«

»Nein, nein, Sie haben nicht für den Toten gebetet, Sie glauben nicht mehr ... Und dann ist es auch etwas anderes, ich errate alles, alles, was zu mir von Ihnen kommt, diese Verzweiflung, die Sie nicht verbergen können,

die Schwermut Ihrer armen Augen, sobald sie meinem Blick begegnen ... Die Heilige Jungfrau hat mich nicht erhört, sie hat Ihnen den Glauben nicht wiedergegeben, und ich bin sehr unglücklich!«

Sie weinte, und eine heiße Träne fiel auf die Hand des Priesters, der sie noch immer hielt. Das brachte ihn aus der Fassung, er hörte auf zu kämpfen, gestand und ließ ebenfalls seine Tränen fließen, während er mit ganz leiser Stimme flüsterte:

»Oh, Marie, auch ich bin sehr unglücklich, sehr unglücklich!«

Einen Augenblick schwiegen sie in ihrem grausamen Kummer, den Abgrund ihrer Glaubensanschauungen zwischen sich zu fühlen. Nie würden sie mehr einander angehören, und besonders brachte sie ihre von nun an endgültige Ohnmacht zur Verzweiflung, daß sie sich nicht mehr nähern durften, da der Himmel selbst sich geweigert

hatte, das Band wieder zu knüpfen. Seite an Seite weinten sie über ihre Trennung.

»Und ich habe doch«, fuhr sie mit schmerzerfüllter Stimme fort, »so innig für Ihre Bekehrung gebeten, ich war so glücklich!... Es war mir, als verschmelze Ihre Seele mit der meinen, und es war ein so köstliches Gefühl, daß wir zusammen, zusammen gerettet worden waren! Ich fühlte in mir Kräfte zum Leben, Kräfte, um die Welt aus ihren Angeln zu heben!«

Er antwortete nicht, und seine Tränen flössen noch immer ohne Ende.

»Und sich sagen zu müssen«, fuhr sie fort, »daß ich allein geheilt worden bin, daß ich dieses große Glück ohne Sie besitze! Wenn ich Sie verlassen und traurig sehe, dann zerreißt es mir das Herz, während ich mit Gnaden und Freuden überhäuft bin. Ach, die Heilige Jungfrau ist streng gewesen! Warum hat sie nicht zu derselben Zeit, da sie meinen Körper

heilte, auch Ihre Seele geheilt?«

Die letzte Gelegenheit bot sich dar, er hätte sprechen müssen, um endlich die Klarheit des Verstandes in dieses unschuldige Kind eindringen zu lassen, er hätte das Wunder erklären müssen, damit das Leben, nachdem es sein heilendes Werk an ihr vollendet hatte, seinen Triumph dadurch krönte, daß es sie einander in die Arme warf. Auch er war genesen, denn sein Verstand war jetzt gefestigt, und er weinte nicht, weil er den Glauben verloren hatte, er weinte, weil er sie verlor. Aber ein unbesiegliches Mitleid überkam ihn in seinem großen Kummer. Nein, nein, er würde den Frieden dieser Seele nicht stören, er würde ihr ihren Glauben nicht rauben, der vielleicht eines Tages in den Schmerzen dieser Welt ihr einziger Halt sein könnte. Noch kann man weder von den Kindern noch von den Frauen den bitteren Heroismus des Verstandes verlangen. Er fühlte, daß er nicht die Kraft, er glaubte, daß er

nicht einmal das Recht dazu habe. Das wäre ihm wie ein Raub, wie ein abscheulicher Mord erschienen. Und er sprach nicht, seine Tränen flössen glühender in diesem Opfer seiner Liebe, der verzweifelten Weihe seines Glücks, das er darbrachte, damit sie arglos, unwissend und fröhlich bliebe.

»Marie, wie unglücklich bin ich! Es gibt auf den Landstraßen, es gibt in den Zuchthäusern keine Unglücklichen, die unglücklicher sind als ich! Marie, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!«

Sie war außer sich, preßte ihn in ihre zitternden Arme und wollte ihn in schwesterlicher Umschlingung trösten. In diesem Augenblicke erriet das Weib, das in ihr erwachte, alles, und auch sie schluchzte über alle menschlichen und göttlichen Willenskräfte, die sie trennten. Noch hatte sie nie an diese Dinge gedacht, aber plötzlich sah sie das Leben mit seinen Leidenschaften,



seinen Kämpfen, seinen Qualen. Und sie suchte nach Worten, um dies blutende Herz ein wenig zu beruhigen, und stammelte ganz leise, tiefbetrückt, daß sie nichts fand, das zärtlich genug klang:

»Ich weiß, ich weiß.«

Dann fand sie das Wort. Aber wie wenn das, was sie zu sagen hatte, nur von Engeln gehört werden durfte, wurde sie unruhig und blickte sich im Wagen um. Der Schlummer schien hier noch drückender geworden zu sein, ihr Vater schlief noch immer mit der Unschuld eines großen Kindes. Keiner der Pilger, keiner der Kranken hatte sich in dem rauhen Schütteln, das sie dahintrug, gerührt. Selbst Schwester Hyacinthe hatte, der drückenden Ermüdung nachgebend, die Augen geschlossen, nachdem sie ebenfalls die Kappe über die Lampe ihres Abteils gezogen hatte. Es wogte nur noch ein unklarer Schatten, undeutliche Körper unter namenlosen, kaum

wahrnehmbaren Gegenständen, die ein Sturm, eine wütende Flucht ohne Ende durch die Schatten dahinpeitschte. Und sie mißtraute auch dieser schwarzen Landschaft, deren unbekannte Fläche an den beiden Seiten des Zuges vorübersauste, ohne daß man wissen konnte, welche Wälder, welche Ströme, welche Hügel man durchfuhr. Soeben waren lebhaft Strahlen erschienen, vielleicht ferne Schmiedewerkstätten, traurige Lampen von Arbeitern oder Kranken. Aber von neuem umfloß sie tiefe Nacht, ein dunkles, unendliches, unbekanntes Meer, auf dem man immer weiter vordrang und sich doch überall und nirgends befand.

Nun legte Marie, unter ihren Tränen errötend, ihre Lippen an das Ohr Pierres:

»Hören Sie mich, liebster Freund... Es besteht ein großes Geheimnis zwischen der Heiligen Jungfrau und mir... Ich hatte ihr geschworen, es niemand zu sagen, aber Sie sind zu

unglücklich, Sie leiden zu sehr, und sie wird mir verzeihen, ich will es Ihnen daher anvertrauen.«

Dann hauchte sie:

»Während der Nacht der Andacht, Sie wissen, in der Nacht glühender Ekstase, die ich vor der Grotte zubrachte, habe ich mich durch ein Gelübde verpflichtet und der Heiligen Jungfrau versprochen, ihr das Opfer meiner Jungfräulichkeit zu bringen, wenn sie mich heilte. Sie hat mich geheilt, und niemals, hören Sie wohl, Pierre, niemals werde ich jemanden heiraten.«

Welch unerwartetes Glück! Er glaubte, Tau fiele auf sein armes, gemartertes Herz. Das war ein göttliches Zaubermittel, eine köstliche Erleichterung. Wenn sie keinem andern angehörte, so würde sie doch stets ein wenig ihm angehören. Wie sie sein Leiden begriffen hatte, und wie sie die Worte fand, die sie sagen mußte, um ihm sein Dasein erträglich zu

machen!

Auch er wollte nun glückliche Worte finden, ihr danken und versprechen, daß auch er auf ewig nur ihr angehören wolle, daß er sie lieben würde ohne Ende, wie er sie seit der Kindheit liebte, als das teure Geschöpf, dessen einziger Kuß genügt hatte, um sein ganzes Leben zu verklären. Sie aber, die bereits unruhig war, hieß ihn schweigen, denn sie fürchtete, diese reine Minute zu vergällen.

»Nein, nein, Pierre, sprechen wir nicht mehr. Es wäre vielleicht schlecht ... Ich bin sehr müde und will jetzt ruhig schlafen.«

So blieb sie, den Kopf an seine Schultern gelehnt, und schlief sofort wie eine Schwester ein. Einen Augenblick hielt er sich in dem schmerzlichen Glück der Entsagung wach, das sie eben durchkostet hatten. Diesmal war es zu Ende, das Opfer war vollbracht. Er würde einsam, abgesondert von dem Leben der andern Männer, leben. Nie würde er das Leben

kennenlernen, nie würde er einem lebenden Wesen das Dasein geben. Er hatte nur noch den tröstlichen Stolz dieses selbstgewollten Selbstmords, in den er sich in der traurigen Größe der außerhalb der Natur stehenden Existenzen gefügt hatte.

Aber die Erschöpfung überfiel auch ihn, seine Augen schlossen sich, und er schlief ebenfalls ein. Dann glitt sein Kopf herab, seine Wange berührte die Wange seiner Freundin, die sehr sanft, die Stirn an seine Schulter gelehnt, schlief. Zweifellos suchte sie derselbe Traum des Glücks heim, denn ihre zärtlichen Gesichter hatten denselben Ausdruck des Entzückens angenommen. Es war die keusche und leidenschaftliche Hingabe, die Unschuld dieses Zufallsschlummers, der sie so einander in die Arme legte, mit verschlungenen Gliedern, die warmen Lippen nahe beieinander, wie Kinder, die in derselben Wiege liegen. Das war ihre Hochzeitsnacht, die Vollziehung der geistigen Ehe, in der sie

leben sollten, eine köstliche Versunkenheit in das Nichts, kaum ein flüchtiger Traum mystischen Besitzes inmitten dieses Wagens voller Elend und des Leidens, der noch immer, noch immer durch die dunkle Nacht dahinrollte. Stunden, Stunden verflogen, die Räder knirschten, die Gepäckstücke schaukelten sich an den Haken, indes aus den eng aneinandergedrückten, zusammengekauerten Körpern nur die ungeheure Ermüdung aufstieg, die große körperliche Ermattung, die man sich im Lande der Wunder zugezogen hatte, da man den Seelen allzu viel zugemutet hatte.

Endlich um fünf Uhr, als die Sonne aufging, fand ein plötzliches Erwachen statt. Dröhnend fuhr man in einen großen Bahnhof. Rufe der Beamten wurden laut, Türen öffneten sich, Leute stießen und drängten sich. Man war in Poitiers, und der ganze Wagen war in Bewegung unter Stimmengewirr, Schreien und Lachen.

Die kleine Sophie Couteau stieg hier aus und verabschiedete sich. Sie umarmte alle Damen und kletterte sogar über die Scheidewand, um von Schwester Claire des Anges Abschied zu nehmen, die niemand seit dem vorigen Abend wiedergesehen hatte, als sie zart und schweigsam mit ihren geheimnisvollen Augen in ihrem Winkel verschwunden war.

Dann kam das Kind wieder zurück, nahm sein kleines Bündel und zeigte sich namentlich Schwester Haycinthe. und Frau von Jonquièrre gegenüber sehr zärtlich.

»Auf Wiedersehen, liebe Schwester, auf Wiedersehen, gnädige Frau... Ich danke Ihnen auch für all Ihre Güte.«

»Sie müssen im nächsten Jahre wiederkommen, mein Kind.«

»Oh, liebe Schwester, ich werde nicht verfehlen, das ist meine Pflicht.«

»Und betragen Sie sich recht gut, liebe Kleine,

führen Sie sich brav auf, damit die Heilige Jungfrau auf Sie stolz ist.«

»Gewiß, gnädige Frau, sie ist gütig gewesen, und es macht mir großes Vergnügen, sie wiederzusehen.«

Als sie auf dem Bahnsteig stand, beugten sich alle Pilger aus dem Wagen und folgten ihr mit glücklichen Gesichtern, grüßend und schreiend.

»Auf nächstes Jahr, auf nächstes Jahr!«

»Ja, ja, danke schön, auf nächstes Jahr.«

Man sollte das Morgengebet erst in Châtellerault sprechen. Als der Zug nach dem Aufenthalt in Poitiers von neuem in dem leichten Morgenwinde dahinrollte, erklärte Herr von Guersaint mit seiner fröhlichen Miene, er habe trotz der Härte der Bank ausgezeichnet geschlafen. Auch Frau von Jonquière pries sich glücklich wegen dieser guten Ruhe, deren sie so sehr bedurfte, war



aber dennoch ein wenig verwirrt, daß sie Schwester Hyacinthe allein bei der Grivotte hatte wachen lassen, die jetzt wieder, von ihrem gräßlichen Husten gepackt, in anhaltendem Fieber mit den Zähnen klapperte. Die anderen Pilger machten ein wenig Toilette, die zehn Frauen im Hintergrunde knüpften ihre Halstücher zu und banden mit einer gewissen Unruhe in ihrer traurigen, armseligen Häßlichkeit die Bänder ihrer Hauben zusammen. Elise Rouquet hörte, das Gesicht auf ihren Spiegel geheftet, nicht auf, ihre Nase, den Mund, die Wangen prüfend zu betrachten, sie bewunderte sich und fand, daß sie entschieden wieder sehr hübsch werde.

Nun empfanden Pierre und Marie wieder ein tiefes Mitleid, als sie Frau Vincent betrachteten, die nichts aus der Starrheit, in der sie sich befand, hatte reißen können, weder der lärmende Aufenthalt in Poitiers, noch das Geräusch der Stimmen, seitdem man von neuem dahinrollte. Auf der Bank ausgestreckt,

hatte sie die Augen noch nicht geöffnet und schlummerte noch immer, von schrecklichen Träumen gequält. Und während nach wie vor große Tränen von ihren Wimpern herabrollten, erfaßte sie das Kopfkissen, das man ihr mit Gewalt aufgedrängt hatte, und drückte es in einem bösen Traum innig an die Brust.

Ihre armen Mutterarme, die so lange die sterbende Tochter getragen hatten, ihre unbeschäftigten, auf immer leeren Arme hatten in ihrem Schlummer dieses Kissen gefunden und hielten es in blinder Umarmung wie ein Phantom umschlossen.

Herr Sabathier hatte ein fröhliches Erwachen. Während Frau Sabathier die Decke zurückschlug und sorgfältig seine toten Beine umwickelte, begann er, wieder ganz im Banne der gnadenreichen Illusion, mit glänzenden Augen zu plaudern. Er erzählte, er habe von Lourdes geträumt, und die Heilige Jungfrau habe sich mit einem Lächeln wohlwollenden

Versprechens über ihn geneigt. Und vor Frau Vincent, dieser Mutter, deren Tochter sie hatte sterben lassen, vor der Grivotte dieser elenden, von ihr geheilten Frau, die wieder so rauh in ihr tödliches Leiden zurückgesunken war, freute er sich und sprach wiederholt zu Herrn von Guersaint mit einem Ausdruck unbedingter Gewißheit:

»Ich kehre ganz ruhig nach Hause zurück... Im nächsten Jahre werde ich geheilt werden ... Ja, ja, wie es eben diese liebe Kleine rief: nächstes Jahr, nächstes Jahr!«

Das war die unzerstörbare, die siegreiche Illusion der Gewißheit, die ewige Hoffnung, die nicht sterben wollte, die nach jeder Niederlage auf den Ruinen aller Erwartungen nur um so lebhafter emporblühte.

In Châtellerault ließ Schwester Hyacinthe das Morgengebet sprechen, das Pater und das Ave, das Credo, einen Aufruf an Gott, um das Glück eines glorreichen Tages von ihm zu

erbitten. Oh, mein Gott, gib mir die nötige Kraft, um alles Böse zu vermeiden, um alles Gute auszuüben und alle Leiden zu erdulden!

## V

Die Reise dauerte fort, immer weiter, immer weiter rollte der Zug dahin. In SaintMaur sprach man die Meßgebete, und in SaintPierredesCorps sang man das Credo;. Aber die frommen Übungen wurden mit weniger Liebe betrieben, der Eifer ermattete in der wachsenden Ermüdung dieser Rückfahrt. Daher sah auch Schwester Hyacinthe ein, eine Vorlesung würde eine glückliche Erholung für diese überanstrengten Leute bilden, und sie versprach, sie würde dem Herrn Abbé erlauben, ihnen das Ende von Bernadettes Leben vorzulesen, aus dem er ihnen schon

zweimal so wunderbare Episoden erzählt hatte. Aber man solle bis Aubrais warten. Von Aubrais bis Etampes würde man zwei Stunden haben, gerade die erforderliche Zeit, um die Geschichte zu vollenden, ohne daß man gestört würde.

Nun folgten die Stationen von neuem aufeinander in der eintönigen Wiederholung des Weges, den man schon auf der Hinfahrt nach Lourdes durch dieselben Ebenen gemacht hatte. Wieder begann man den Rosenkranz in Amboise und sagte den ersten Teil, die fünf freudigen Mysterien, her. Nachdem man dann in Blois den Kantus: »O segne, zärtliche Mutter« hergesagt, sprach man in Beaugency den zweiten Teil, die fünf schmerzlichen Mysterien. Die Sonne hatte sich schon am frühen Morgen in einen feinen Wolkenschleier gehüllt, und die Landschaft floh sanft und ein wenig traurig in ihrer ununterbrochenen Fächerbewegung an ihnen vorbei. An den beiden Seiten des Weges verschwanden die

Bäume und Häuser unter dem grauen Lichte in einer unklaren, traumhaften Leichtigkeit, während in der Ferne die in Nebel eingehüllten Hügel sich langsamer, mit dem beruhigten Schaukeln mächtiger Wellen, den Blicken entzogen. Zwischen Beaugency und Aubrais schien der Zug in seiner Schnelligkeit nachzulassen. Unablässig rollte er mit dem rhythmischen Rasseln der Räder dahin, das die betäubten Pilger nicht mehr hörten.

Endlich begann man, als man Aubrais verlassen hatte, im Wagen zu frühstücken. Es war dreiviertel zwölf Uhr. Als man dann das Angelus gesprochen und die drei Ave dreimal wiederholt hatte, zog Pierre aus Maries Koffer das kleine Büchlein hervor, dessen blauer Deckel mit einem einfachen Bilde Unserer Lieben Frau von Lourdes geschmückt war. Schwester Hyacinthe hatte in die Hände geklatscht, um Schweigen zu gebieten. Nun konnte der Priester mit seiner schönen, durchdringenden Stimme seine Vorlesung

beginnen, da er alle erwacht sah und die Neugier dieser großen Kinder erregt war, die diese wunderbare Erzählung begeisterte. Jetzt handelte es sich um den Aufenthalt in Nevers und den Tod der Bernadette. Aber wie er es früher beide Mal getan hatte, so hörte er auch jetzt bald auf, sich an den Text des kleinen Buches zu halten, und verwob das, was er wußte, mit dem, was er erriet, zu einer reizenden Erzählung. Und wieder erstand für ihn die wahre, menschliche, erbarmungswürdige Geschichte, die niemand erzählt hatte und die ihm das Herz zerriß.

Es war am 8. Juli 1866, als Bernadette Lourdes verließ. Sie reiste ab, um sich in Nevers in das Kloster von SaintGildard einzuschließen, in dem Mutterhaus der Schwestern des Hospizes, in dem sie lesen gelernt hatte und in dem sie seit acht Jahren lebte. Sie war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Schon war es acht Jahre her, daß die Heilige Jungfrau ihr erschienen war. Ihr Abschied von der Grotte,

von der Basilika, von der ganzen Stadt, die sie liebte, war sehr schmerzlich. Aber sie konnte dort nicht weiterleben, denn beständig wurde sie von der öffentlichen Neugier, von Besuchen, Huldigungen und Anbetungen verfolgt. Ihre schwächliche Gesundheit hatte schließlich grausam darunter zu leiden. Ihre aufrichtige Demut, eine schüchterne Liebe zum Dunkel und zum Schweigen hatten ihr schließlich den glühenden Wunsch eingegeben, zu verschwinden und den weithin schallenden Ruhm einer Auserkorenen, die die Welt nicht in Frieden lassen wollte, im tiefen Grunde unbekannter Schatten zu verbergen. Und sie träumte nur von der Einfachheit des Geistes, von dem ruhigen, gewöhnlichen, dem Gebet und den kleinen, täglichen Beschäftigungen geweihten Leben. Diese Abreise war also eine Befreiung für sie und für die Grotte, der sie mit ihrer allzu großen Unschuld und ihren allzu großen Übeln lästig zu werden anfang.



SaintGildard in Nevers mußte ein Paradies gewesen sein. Sie fand hier frische Luft, Sonne, weite Stuben und einen großen, mit schönen Bäumen bepflanzten Garten. Aber dennoch erfreute sie sich hier nicht des Friedens, des vollständigen Vergessens der Welt in der fernen Wüste. Kaum zwanzig Tage nach ihrer Ankunft hatte sie unter dem Namen der Schwester MarieBernard das heilige Gewand angelegt, sich aber nur durch einzelne Gelübde verpflichtet. Aber trotzdem hatte die Welt sie begleitet, wieder begann die Menge, sie zu verfolgen. Bis in die Klosterzelle bedrängte man sie mit dem unauslöschlichen Wunsche, Gnadenbeweise von ihrer heiligen Person zu erlangen. Oh, man wollte sie nur sehen, sie berühren, sich Glück verschaffen, indem man sie betrachtete, und ohne ihr Wissen irgendeine Münze an ihrem Kleide reiben! Die gläubige Leidenschaft für den Fetisch machte sich geltend. Die Frommen fielen über sie her und quälten dieses zum

lieben Gott gewordene arme Wesen, von dem jeder seinen Teil der Hoffnung und der göttlichen Illusion haben wollte. Sie weinte darüber vor Erschöpfung, vor ungeduldiger Entrüstung und wiederholte: »Was haben sie denn, daß sie mich so quälen? Bin ich denn mehr als die anderen?« Auf die Dauer erfaßte sie ein wirklicher Schmerz, in dieser Weise das »Wundertier« zu sein, wie sie schließlich, mit einem traurigen Lächeln des Leidens, sich selber nannte. Sie schloß sich soviel wie möglich ein und weigerte sich, jemanden zu sehen. Man achtete ihren Wunsch und zeigte sie nur in ganz engem Kreise, bei gewissen Gelegenheiten den vom Bischofe dazu ermächtigten Personen. Die Tore des Klosters blieben geschlossen. Fast nur die Geistlichen erzwangen sich den Eintritt. Aber auch das war für ihren Wunsch nach Einsamkeit noch zuviel. Sie mußte sich oft eigensinnig zeigen, um die Priester fortschicken zu lassen, und weigerte sich, in das Sprechzimmer

hinabzukommen. Sie war darüber empört und fühlte sich für die Heilige Jungfrau selbst verletzt. Aber manchmal mußte sie nachgeben. Monsignore brachte in eigener Person bedeutende Leute mit, Würdenträger und Prälaten. Dann zeigte sie sich mit ihrer ernsten Miene, antwortete höflich, aber so kurz wie möglich und fühlte sich erst wieder behaglich, wenn man sie in ihren dunklen Winkel zurückkehren ließ. Niemals hatte die Göttlichkeit so schwer auf einem Geschöpf gelastet. Als man sie eines Tages fragte, ob sie auf die beständigen Besuche ihres Bischofs nicht stolz wäre, antwortete sie ganz einfach: »Monsignore kommt nicht, um mich zu sehen, sondern um mich zu zeigen.« Fürsten der Kirche, große Kämpfer des Katholizismus wollten sie sehen, gerieten in Rührung und schluchzten bei ihrem Anblick, und in ihrem Abscheu, als Schauspiel zu dienen, geärgert über das Unbehagen, das sie ihrer Einfachheit bereiteten, verließ sie diese Menschen sehr

müde und traurig, ohne sie begriffen zu haben.

Allmählich hatte sie sich ihr Leben in SaintGildard eingerichtet, führte hier ein sanftes Dasein und hatte sich jetzt in den Gewohnheiten, die ihr lieb und wert geworden, eingelebt. Sie war so schwächlig und so häufig krank, daß man sie im Krankensaal beschäftigte. Abgesehen von den wenigen Handreichungen, mit denen sie sich hier nützlich machte, schaffte sie rührig und wurde schließlich eine ziemlich geschickte Arbeiterin, denn sie stickte sehr fein Chorchemden und Altardecken. Aber häufig fehlte ihr jede Kraft, sie konnte sich nicht einmal mehr ihren leichten Arbeiten widmen. Wenn sie nicht im Bett lag, so brachte sie lange Tage in einem Lehnstuhl zu, und ihre einzige Beschäftigung bestand darin, den Rosenkranz zu beten oder fromme Geschichten zu lesen. Seitdem sie lesen konnte, interessierten sie die Bücher, die schönen Bekehrungsgeschichten, die schönen

Legenden, in denen die heiligen Männer und Frauen vorkamen, aber auch die schönen und schrecklichen Dramen, in denen der Teufel verhöhnt und wieder in seine Hölle zurückgeschleudert wurde. Der Gegenstand ihrer großen Zärtlichkeit, ihr beständiges Entzücken blieb jedoch die Bibel, das herrliche Neue Testament, dessen Wunder sie niemals ermüdeten. Sie erinnerte sich an die Bibel von Bartrès, an jenes alte, vergilbte Buch, das seit hundert Jahren in der Familie war. Sie sah ihren Vater, den Bauern, wie er an jedem Abend aufs Geratewohl eine Nadel hineinsteckte und die Vorlesung dann oben rechts auf der Seite begann. Und schon damals kannte sie die wunderbaren Geschichten auswendig, so daß sie nach jedem Satz hätte fortfahren können. Jetzt, da sie selbst las, fand sie darin eine ewige Überraschung, ein stets neues Entzücken. Namentlich begeisterte sie die Erzählung der Leidensgeschichte wie ein außerordentliches, tragisches Ereignis, das sich

erst am vorigen Tage vollzogen. Sie schluchzte vor Mitleid, ihr ganzer, armer, krankhafter Körper zitterte noch stundenlang vor Mitgefühl. Vielleicht lag in ihren Tränen der unbewußte Schmerz über ihre eigene Leidensgeschichte, sie dachte an das traurige Golgatha, das auch sie seit ihrer Kindheit bestieg.

Wenn Bernadette keine Schmerzen hatte und sich im Krankensaal beschäftigen konnte, dann ging sie hin und her und erfüllte das Haus mit ihrer lebhaften Kinderfröhlichkeit. Bis zu ihrem Tode blieb sie das unschuldige, kindliche Geschöpf, das gern lachte, sprang und spielte. Sie war sehr klein, die kleinste Nonne, und deshalb behandelten ihre Gefährtinnen sie immer ein wenig als kleines Mädchen. Das Gesicht verlängerte sich, es gruben sich Runzeln ein, und es verlor den Glanz der Jugend, aber die Augen bewahrten ihre reine und göttliche Klarheit, diese schönen Augen einer Seherin, darin wie in

einem durchsichtigen Himmel lichte Träume vorüberzogen. Als sie älter wurde und Schmerzen litt, war sie ein wenig gereizt und heftig, ihr unruhiger und manchmal rauher Charakter verbitterte sich, und gerade über diese kleinen Unvollkommenheiten hatte sie nach den Anfällen grausame Gewissensbisse. Sie demütigte sich, glaubte sich verdammt und bat jedermann um Verzeihung. Sie war lebhaft, flink, fand Entgegnungen, Betrachtungen, die zum Lachen reizten und hatte eine eigene Anmut, wegen deren man sie anbetete. Trotz ihrer großen Frömmigkeit, obwohl sie ganze Tage im Gebet zubrachte, verkörperte sie keine hartherzige Religion, trieb sie keineswegs die anderen zu übermäßigem Eifer an, sondern war verständnisvoll und mitleidig. Im allgemeinen war sie kein heiliges Mädchen, sondern mehr Frau, mit eigenartigen Zügen, eine klare, selbst in ihrem kindlichen Wesen reizvolle Persönlichkeit. Und diese Gabe der Kindheit,

die sie bewahrte, diese einfache Unschuld des Kindes, das sie geblieben war, bewirkte wieder, daß die Kinder sie verehrten. Alle liefen zu ihr, sprangen auf ihre Knie und legten ihre kleinen Arme um ihren Hals. Und nun hallte der Garten von Laufen und Schreien wider, und sie lief nicht etwa am wenigsten, sie schrie auch nicht am wenigsten, denn sie war ja so glücklich, wieder zu einem armen, unbekannten Mädchen zu werden wie in den fernen Tagen von Bartres! Später erzählte man, daß eine Mutter ihr gelähmtes Kind ins Kloster gebracht hatte, damit die Heilige es berühre und heile. Sie schluchzte so stark, daß die Oberin schließlich in den Versuch willigte. Aber da Bernadette sich stets unwillig sträubte, wenn man Wunder von ihr verlangte, so sagte man ihr nichts, sondern rief sie nur, um das kranke Kind in den Krankensaal zu tragen. Sie trug das Kind dorthin, und als sie es zur Erde setzte, ging das Kind: es war geheilt.



Oh, wie oft sollten Bartrès, ihre freie Kindheit, die sie hinter ihren Lämmern zugebracht hatte, die von ihr auf den Hügeln, im hohen Grase, in den dichtbelaubten Wäldern verlebten Jahre wieder in ihr aufleben zu den Stunden, da sie, der Gebete für die armen Sünder müde, in Träumereien versank! Was dann im Grund ihrer Seele vorging, wußte niemand, niemand konnte sagen, ob ihr gequältes Herz nicht in unwillkürlichem Bedauern blutete. Eines Tages sprach sie ein Wort, das ihre Biographen, um ihre Leidensgeschichte noch rührender zu gestalten, berichten. Fern von ihren Bergen eingeschlossen, an ihr Schmerzensbett genagelt, rief sie aus: »Es ist mir, als wäre ich geschaffen worden, um zu leben, um zu handeln, um mich immer zu bewegen, aber der Herr will mich unbeweglich.« Welche Offenbarung, welche schreckliche Aussage voll unendlicher Traurigkeit! Warum wollte sie der Herr denn unbeweglich, dieses liebe Geschöpf voll

Fröhlichkeit und Anmut? Hätte sie ihn nicht ebenso geehrt, wenn sie das freie, das gesunde Leben lebte, zu dem sie geboren war? Und hätte sie, anstatt für die Sünder zu beten, worin ihre einzige und vergebliche Beschäftigung bestand, nicht besser an der Vermehrung des Glückes der Welt und ihres eigenen Glücks gearbeitet, wenn sie ihren Teil der Liebe dem Gatten geschenkt hätte, der ihr bestimmt war, und den Kindern, die aus ihrem Schoß geboren worden wären? An gewissen Abenden, erzählt man, verfiel sie in tiefe Niedergeschlagenheit. Sie wurde düster und sank, gleichsam von dem Übermaß des Schmerzes vernichtet, in sich selbst zusammen. Zweifellos wurde der Leidenskelch schließlich zu bitter, und bei dem Gedanken, daß ihr Leben eine beständige Entsagung war, verfiel sie in schwere Kämpfe.

Dachte Bernadette in SaintGildard oft an Lourdes? Was wußte sie von dem Triumph der Grotte, von den Wundern, die dieses Land täglich verwandelten? Die Frage ist niemals

gelöst worden. Man hatte ihren Gefährtinnen verboten, sie von diesen Dingen zu unterhalten, und umgab sie mit einem vollständigen und beständigen Schweigen. Sie selbst liebte es nicht, davon zu sprechen, sie schwieg von der geheimnisvollen Vergangenheit und schien gar nicht begierig, die Gegenwart kennenzulernen. Aber flog nicht doch ihre Phantasie zu diesem Zauberlande ihrer Kindheit zurück, in dem ihre Familie lebte, an das sich alle Bande ihres Lebens knüpften, in dem sie den außerordentlichsten Traum zurückgelassen hatte, den ein Geschöpf jemals gesehen hat? Sicher machte sie oft in Gedanken die schöne Reise ihrer Erinnerungen und mußte wohl in großen Zügen alle bedeutenden Ereignisse von Lourdes kennen. Aber sie zitterte davor, sich persönlich dorthin zu begeben, und weigerte sich stets, denn sie wußte wohl, daß sie nicht unbemerkt vorbeiziehen konnte, und so wich sie vor der Menge zurück, deren Anbetung

dort auf sie wartete. Welch ein Ruhm, hätte in ihr eine ehrgeizige Herrschernatur gelebt! Dann wäre sie an die heilige Stätte zurückgekehrt und hätte als Priesterin, als Päpstin in der Unfehlbarkeit einer Auserkorenen und Freundin der Heiligen Jungfrau dort Wunder gewirkt. Die Patres hatten das im Ernste nie befürchtet, obwohl der Befehl ausdrücklich lautete, sie um ihres eigenen Seelenheiles willen der Welt zu entziehen. Sie waren ruhig, sie kannten sie als so sanft und demütig, sie kannten ihre Furcht, ein göttliches Geschöpf zu sein, sie wußten, daß sie keine Kenntnis hatte von der riesigen Maschine, die sie selbst in Bewegung gesetzt hatte und vor deren Betrieb sie erschreckt zurückgewichen wäre, wenn sie sie begriffen hätte. Nein, nein, es gehörte nicht mehr ihr, dieses Land der Menge, der Gewalttat und des Schachers. Sie hätte dort zuviel gelitten, eine Heimatlose wäre sie geworden, das Treiben hätte sie betäubt, und sie hätte sich dessen

geschämt. Und wenn Pilger sich dorthin begaben und sie lächelnd fragten: »Wollen Sie mit uns kommen ?« dann überfiel sie ein leiser Schauer, und sie antwortete schnell: »Nein, nein, aber wie gerne möchte ich es, wenn ich ein kleiner Vogel wäre!«

Ihr einziger Traum war dieser kleine, wandernde Vogel mit dem schnellen Fluge und den stummen Flügeln, der beständig nach der Grotte pilgerte. Sie war nicht nach Lourdes gegangen, nicht beim Tode ihres Vaters, nicht bei dem ihrer Mutter, und sollte dort immer und ewig nur im Traume leben. Dennoch liebte sie ihre Angehörigen. Sie bemühte sich, ihrer arm gebliebenen Familie Arbeit zu verschaffen und hatte ihren älteren Bruder empfangen wollen, der nach Nevers gekommen war, um sich zu beklagen, und den man vor der Tür des Klosters stehen ließ. Aber er fand sie müde und gefaßt. Sie fragte ihn nicht einmal nach dem neuen Lourdes, als wenn diese immer wachsende Stadt sie gar

nichts angehe.

Im Jahre der Krönungsfeierlichkeit der Heiligen Jungfrau erzählte ihr ein Priester, den sie beauftragt hatte, für sie vor der Grotte zu beten, bei seiner Rückkehr von den unvergeßlichen Wundern, von den Hunderttausenden der herbeigeeilten Pilger, von den fünfunddreißig in Gold gekleideten Bischöfen in der strahlenden Basilika. Sie zitterte, und es überflog sie ein leichter Schauer des Wunsches und der Unruhe. Und als der Priester ausrief: »Ach, wenn Sie diesen Glanz gesehen hätten«, da erwiderte sie:

»Ich – ich befand mich hier besser, in meinem Krankensaal, in meinem kleinen Winkel.«

Man hatte ihr ihren Ruhm geraubt, ihr Werk hallte wider von einem nie endenden Hosanna, sie aber genoß die Freude nur noch in der Vergessenheit, in diesem Klosterschatten, in dem sie die üppigen Pächter der Grotte verkümmern ließen. Die

rauschenden Feierlichkeiten boten ihr keine Veranlassung zu ihren geheimnisvollen Reisen. Der kleine Vogel ihrer Seele flog nur ganz allein in den Tagen der Einsamkeit, in den ruhigen Stunden dorthin, wenn niemand ihre Andacht stören konnte. Zu der wilden, ursprünglichen Grotte kehrte sie zurück und kniete dort zwischen den Rosenbüschen nieder, und zwar versetzte sie sich in die Zeiten zurück, da der Gave noch von keinem Monumentalquai umgeben war. Dann besuchte sie bei Sonnenuntergang, in der duftigen Frische der Berge, die alte Stadt, die alte, bemalte und halb vergoldete spanische Kirche, in der sie ihr erstes Abendmahl genommen, das alte Hospiz mit dem milden Leiden, in dem sie acht Jahre lang zurückgezogen gelebt hatte, die ganze, arme und unschuldige Stadt, in der jeder Pflasterstein in ihrem Gedächtnis alte, zärtliche Erinnerungen weckte.

Und pilgerte Bernadette niemals in ihren

Träumen bis nach Bartrès? Man muß annehmen, daß ihr Bartrès manchmal erschien und die Nacht ihrer Augen erhellte, wenn sie, in ihrem Krankenstuhl sitzend, irgendein frommes Buch aus ihren müden Händen gleiten ließ und die Wimpern schloß. Die antike, kleine Kirche im romanischen Stil mit ihrem himmelfarbenen Schiff, mit ihren blutigen Altarblättern stand unter den Gräbern des engen Kirchhofs vor ihr da. Dann fand sie sich wieder in dem Haus der Lagues, in dem geräumigen Zimmer links, in dem ein Feuer brannte und in dem man im Winter so schöne Geschichten erzählte, während die große Uhr mit ernsten Schlägen die Stunde verkündete. Dann dehnte sich die ganze Landschaft vor ihr aus, endlose Wiesen, riesenhafte Kastanienbäume, unter denen man gleichsam verloren war, öde Ebenen, von denen aus man die fernen Berge sah, den Pic du Midi, den Pic de Viscos, die sie, leicht und rosig wie Träume, mitten in das Paradies der Legenden



entführten. Dann erschien ihre Kindheit, da sie noch herumlief, wo es ihr gefiel. Ihre dreizehn einsamen und träumerischen Jahre erschienen, da sie ihre Lebensfreude noch durch die weite Natur führte. Und sah sie sich in dieser Stunde nicht wieder, wie sie durch die Hagedorngebüsche streifte und in der warmen Junisonne im hohen Grase spielte? Sah sie sich nicht, wie sie schon herangewachsen war, mit einem Liebhaber, der in ihrem Alter stand und den sie in aller Einfachheit und Zärtlichkeit ihres Herzens geliebt hätte? Ach, könnte sie doch wieder jung werden, frei sein und aufs neue, aber anders lieben! Die Vision wurde unklar: sie sah einen Gatten, der sie anbetete, Kinder, die fröhlich um sie heranwuchsen. Sie durchlebte das Dasein der ganzen Welt, die Freuden und Leiden, die ihre Eltern gekannt hatten und die ihre Kinder ebenfalls hätten kennen müssen. Und alles verschwamm nach und nach, und sie sah sich wieder in ihrem Schmerzensstuhle, zwischen vier kalten

Mauern eingeschlossen und hatte nur noch den glühenden Wunsch nach einem schnellen Tode, da es für sie im armseligen Glück dieser Erde keinen Platz gab.

In jedem Jahre wurden die Leiden der Bernadette größer. Die Leidensgeschichte dieses neuen kindlichen Messias näherte sich ihrem Ende. Sie erhob sich nur noch, um sich von Stuhl zu Stuhl zu schleppen, dann sank sie wieder zurück und war genötigt, das Bett zu hüten. Ihre Qualen wurden entsetzlich. Ihre ererbte Nervosität, ihr Asthma, das sich durch die klösterliche Eingeschlossenheit noch verstärkt hatte, waren in Schwindsucht ausgeartet. Sie hustete gräßlich, Anfälle zerrissen ihre brennende Brust, und sie war halbtot danach. Um das Elend noch zu verstärken, war ein Knochenfraß am rechten Knie ausgebrochen, ein fressendes Übel, dessen Stechen ihr lautes Wehklagen entlockte. Ihr armer Körper bildete unter den beständigen Verbänden nur noch eine offene

Wunde, die durch die Betthitze, den fortwährenden Aufenthalt zwischen den Kissen unaufhörlich gereizt wurde. Alle hatten Mitleid mit ihr, die Zeugen ihres Martyriums erklärten, man könne nicht heldenmütiger leiden. Sie versuchte das Wasser von Lourdes, das ihr aber keine Erleichterung brachte. Herr, allmächtiger König, warum heilst du denn die anderen und nicht sie? Um ihre Seele zu retten? Dann rettest du die Seelen der anderen also nicht? Welche unerklärliche Wahl! Sie schluchzte und wiederholte, um sich Mut zu machen: »Am Ende meiner Leiden winkt der Himmel, aber es währt noch lange, ehe das Ende kommt!« Das war immer ihr Gedanke, daß das Leiden der Prüfstein sei, daß man auf Erden leiden muß, um anderwärts zu triumphieren, daß das Leiden unerläßlich, beneidenswert und gesegnet sei. Ist das nicht eine Lästerung, allmächtiger Gott? Hast du denn weder Jugend noch Freude geschaffen? Willst du denn, daß deine Geschöpfe sich

weder an deiner Sonne erfreuen noch an deiner festlichen Natur? Sie fürchtete die Empörung, die sie manchmal in Wut versetzte. Sie wollte sich abhärten gegen das Übel, über das ihr Körper schrie, und sie kreuzigte sich in Gedanken, sie streckte ihre Arme kreuzförmig aus, um sich mit Jesus zu vereinigen. Die Glieder schmiegte sie an seine Glieder, den Mund preßte sie gegen seinen Mund, und wie er, war sie in Bitterkeit gebadet. Jesus war in drei Tagen gestorben, sie, die die Erlösung durch den Schmerz erneuerte und starb, um den anderen das Leben zu bringen, mußte noch länger mit dem Tode ringen.

Während ihrer schrecklichen Qualen sprach Schwester MarieBernard am 22. September 1878 die dauernden Gelübde aus. Es waren zwanzig Jahre her, seitdem die Heilige Jungfrau ihr erschienen war und sie heimsuchte, wie der Engel sie selbst heimgesucht hatte, sie wählte, wie sie selbst unter den Demütigsten und Reinsten

ausgewählt worden war, um das Geheimnis des Königs Jesus zu bergen. Das war die mystische Erklärung der Erwählung des Leidens, die Daseinsberechtigung dieses armen, mit Qualen überhäuft und von allen menschlichen Schmerzen betroffenen Geschöpfes. Sie war der geschlossene Garten, der den Blicken des himmlischen Gatten gefällt. Sie hatte er gewählt und dann in dem Tod seines verborgenen Lebens begraben. Daher sagten ihr ihre Gefährtinnen auch, wenn die Ärmste unter der Wucht ihres Kreuzes wankte: »Vergessen Sie es denn? Die Heilige Jungfrau hat Ihnen versprochen, daß Sie glücklich sein sollen, nicht in dieser, sondern in der andern Welt.« Wieder neu belebt, antwortete sie, indem sie sich auf die Stirn schlug: »Ich sollte das vergessen? Nein, nein, hier steht es.« Nur in diesem Glauben an das Paradies der Glorie fand sie wieder Kräfte. Die drei persönlichen Geheimnisse, die die Heilige Jungfrau ihr anvertraut hatte, um sie gegen das

Leiden zu waffnen, mußten Versprechungen der Schönheit, des Glückes und der Unsterblichkeit des Himmels sein. Welch ungeheuerlicher Betrug, wenn es jenseits des Grabes nur die dunkle Nacht der Erde gäbe, wenn die Heilige Jungfrau sich nicht unter den wunderbaren versprochenen Belohnungen am bestimmten Orte eingefunden hätte! Aber Bernadette hegte keinen Zweifel und nahm mit Freuden alle die kleinen Aufträge an, die ihr ihre Gefährtinnen für den Himmel mitgaben. Oh, allmächtige Illusion, köstliche Ruhe, ewig junge und tröstende Kraft!

Und es kam die Agonie, es kam der Tod. Am Freitag, dem 28. März 1879, glaubte man, sie würde die Nacht nicht überleben. Sie hatte ein verzweifelt Verlangen nach dem Grabe, um nicht mehr leiden zu müssen und im Himmel auferstehen zu können. Daher weigerte sie sich auch hartnäckig, die Letzte Ölung zu empfangen, denn sie meinte, die Letzte Ölung habe sie schon zweimal geheilt. Sie wollte,

daß Gott sie endlich sterben ließe, denn es war zuviel. Es wäre nicht weise gewesen, noch mehr Schmerz von ihr zu verlangen. Dennoch willigte sie schließlich ein, das Abendmahl zu nehmen, und ihr Kampf mit dem Tode wurde dadurch um fast drei Wochen verlängert. Der Priester, der ihr den letzten Beistand leistete, wiederholte oft: »Meine Tochter, man muß das Opfer seines Lebens bringen.« Darauf erwiderte sie eines Tages in ihrer Ungeduld: »Aber, mein Vater, das ist doch kein Opfer.« Ebenfalls ein schreckliches Wort: es war der Ekel vor dem Dasein, die wütende Verachtung des Lebens, das Verlangen nach dem unmittelbaren Ende ihres Daseins, das sie, wenn sie Kraft gehabt hätte, mit einer Bewegung vernichtet hätte. Allerdings hatte das arme Mädchen nichts, von dem ihm die Trennung schwergefallen wäre. Aus seinem Leben war alles verschwunden, Gesundheit, Freuden, Liebe, so daß es das Leben von sich warf, wie man ein zerlumptes, abgenütztes und

beschmutztes Wäschestück fortwirft. Und Bernadette hatte recht, sie verdammt ihr unnützes, ihr grausames Leben, wenn sie sagte: »Meine Leidensgeschichte wird erst bei meinem Tode aufhören und bis zu meinem Eintritt in die Ewigkeit dauern.« Und dieser Gedanke an ihre Leidensgeschichte verfolgte sie und heftete sie immer fester an das Kreuz mit ihrem göttlichen Meister. Sie hatte sich ein großes Kruzifix geben lassen und drückte es traurig gegen ihre jungfräuliche Brust und schrie, sie wolle es in ihren Busen bohren, damit es darin bliebe. Als es zu Ende ging, verließen sie die Kräfte, und sie konnte es nicht mehr mit ihren zitternden Händen halten. »Man hefte es auf mich, man drücke es recht fest an, damit ich es bis zu meinem letzten Atemzuge fühle.« Das war der einzige Mann, den ihre Jungfräulichkeit kennen sollte, der einzige blutende Kuß, der ihrer unnützen, von dem natürlichen Weg abgeleiteten Mutterschaft gegeben wurde. Die Nonnen



nahmen Stricke, zogen sie unter ihren schmerzerfüllten Lenden hindurch, schlangen sie um ihren elenden, unfruchtbaren Schoß und banden das Kruzifix so fest auf ihre Brust, daß es darin eindrang. Endlich hatte der Tod Mitleid. Am Ostermontag wurde sie von starkem Fieberfrost ergriffen, Halluzinationen quälten sie, sie klapperte mit den Zähnen vor Furcht und sah den Dämon grinsend um sie herumstreifen. »Hinweg, Satan, hinweg, trage mich nicht fort, rühre mich nicht an!«

Sie erzählte dann in ihrem Delirium, daß der Teufel sich auf sie stürzen wollte, daß sie gefühlt hatte, wie sein Mund ihr alle Flammen der Hölle zublasen wollte. Konnte sie nicht ruhig im Frieden ihrer keuschen Seele einschlafen? Zweifellos mußte ihr, solange sie einen Hauch besaß, der Haß und die Furcht vor dem Leben verbleiben, das den Teufel verkörpert. Es war das Leben, das sie bedrohte, das Leben, das sie verjagte, ebenso wie sie das Leben verleugnet hatte, indem sie

dem himmlischen Gatten ihre gequälte, ans Kreuz genagelte Jungfräulichkeit bewahrte. Das Dogma der Unbefleckten Empfängnis quälte und peitschte das Weib, die Gattin und Mutter. »Hinweg, hinweg, Satan, laß mich unfruchtbar sterben!« Und sie verjagte das Sonnenlicht des Saales, sie verjagte die frische, durch das Fenster eindringende Luft, die mit einem Blütenhauch getränkte, mit Keimen beschwerte Luft, die die Liebe durch die weite Welt tragen. Am Mittwoch nach Pfingsten, am sechzehnten April, begann der letzte Todeskampf. Man erzählt, daß eine Gefährtin der Bernadette, eine an einer tödlichen Krankheit leidende Nonne, die in einem Krankenbett im Nebensaale lag, am Morgen dieses Tages plötzlich geheilt würde, nachdem sie ein Glas Wasser aus Lourdes getrunken hatte. Aber sie, die doch das Vorrecht zur Heilung besaß, hatte umsonst davon getrunken. Gott erwies ihr endlich die sichtbare Gunst, ihre Wünsche zu erhören,

indem er sie in den guten Schlummer der Erde einwiegte, in dem man nicht mehr leidet. Sie bat jedermann um Verzeihung. Ihr Leiden war vollbracht, sie hatte wie der Erlöser die Nägel und die Dornenkrone, die gepeitschten Glieder und die offene Lende. Wie er erhob sie die Augen zum Himmel, streckte die Arme zum Kreuze aus und stieß einen lauten Schrei aus: »Mein Gott!« Wie er sagte auch sie gegen drei Uhr: »Mich dürstet.« Sie benetzte die Lippen an einem Glase, neigte das Haupt und starb.

So starb glorreich und heilig die Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirous, genannt Schwester MarieBernard von den Schwestern der Barmherzigkeit in Nevers. Ihr Körper blieb drei Tage lang ausgestellt, und ungeheure Mengen zogen vorüber, ein ganzes Volk war herbeigeeilt, das unendliche Gefolge hoffnungshungriger Frommen, die Münzen, Rosenkränze, Bilder, Meßbücher am Kleide der Toten rieben, um ihr noch eine Gnade zu entlocken. Selbst im Tode konnte man sie

nicht ihrem Verlangen nach Einsamkeit überlassen, denn die Schar der Armen dieser Welt staute sich zu Haufen und trank förmlich die Illusion an ihrem Grabe. Man bemerkte, daß ihr rechtes Auge hartnäckig offengeblieben war, das Auge, das zur Zeit der Erscheinungen sich auf der Seite der Heiligen Jungfrau befand. Ein letztes Wunder entzückte das Kloster, der Körper veränderte sich nicht, und man begrub sie am dritten Tage weich, warm, mit rosigen Lippen und ganz weißer Haut, gleichsam verjüngt und duftend. Heute schläft Bernadette Soubirous, die große Verbannte von Lourdes, während die Grotte in ihrem Triumphe strahlt, in tiefer Verborgenheit ihren letzten Schlummer in SaintGildard, unter den Fliesen einer kleinen Kapelle, im Schatten und im Schweigen der alten Bäume des Gartens.

Pierre hörte auf zu sprechen, die schöne Wundergeschichte war zu Ende. Der ganze Wagen hörte sie noch immer in der

leidenschaftlichen Rührung über dieses tragische und erschütternde Ende. Zärtliche Tränen rollten aus den Augen Maries, während die anderen, Elise Rouquet, ja selbst die Grivotte, die sich ein wenig beruhigt hatte, die Hände rangen und die, die jetzt beim lieben Gott war, baten, sich für ihre vollständige Genesung bei ihm zu verwenden. Herr Sabathier schlug ein großes Kreuz, dann aß er den Kuchen, den ihm seine Frau in Poitiers gekauft hatte. Herr von Guersaint, den die traurigen Dinge unangenehm berührten, war mitten in der Geschichte wieder eingeschlafen. Nur Frau Vincent hatte, das Haupt in das Kopfkissen gedrückt, sich nicht gerührt, wie taub und stumm, wollte sie nichts hören und sehen. Der Zug rollte immer weiter, immer weiter dahin. Frau von Jonquièrre hatte den Kopf hinausgestreckt und erklärte, man näherte sich Etampes. Als man diese Station verlassen hatte, gab Schwester Hyacinthe das Zeichen, und man sagte den dritten Rosenkranz, die

fünf glorreichen Mysterien: die Auferstehung unseres Herrn, die Himmelfahrt unseres Herrn, die Sendung des Heiligen Geistes, Mariä Himmelfahrt und die Krönung der Heiligen Jungfrau. Dann sang man den Choral: »Ich setze mein Vertrauen, Heilige Jungfrau, in deine Hilfe.«

Nun verfiel Pierre in tiefe Träumerei. Seine Blicke hatten sich auf die Landschaft gerichtet, die jetzt im Sonnenlichte strahlte, und deren beständige Flucht seine Gedanken einzuwiegen schien. Das Dröhnen der Räder betäubte ihn, er hörte es schließlich nicht mehr und unterschied nicht mehr den ihm vertrauten Horizont dieses großen Weichbildes, das er einst gekannt hatte. Nun noch Bretigny, dann Juvisy und endlich in anderthalb Stunden mußte Paris kommen. Sie war also zu Ende, die große Reise! Diese heißersehnte Untersuchung war also gemacht worden! Er hatte sich eine Gewißheit verschaffen, den Fall der Bernadette am Orte selbst studieren und

sehen wollen, ob die Gnade nicht in einem Donnerschlag zu ihm zurückkehren würde und ihm den Glauben wiedergab. Und jetzt war er sich klar: Bernadette hatte in der beständigen Marter ihres Fleisches geträumt, er selbst aber würde niemals mehr glauben. Diese Erkenntnis drängte sich ihm mit der Brutalität einer Tatsache auf. Der naive Glaube des Kindes, das niederkniet und betet, der ursprüngliche Glaube der jungen Völker, der sich unter dem geheiligten Schrecken ihrer Unwissenheit beugt, war tot. Mochten sich auch Tausende von Pilgern jedes Jahr nach Lourdes begeben, die Völker waren nicht mehr mit ihnen. Der Versuch, den Glauben, den Glauben der toten Jahrhunderte, den Glauben ohne innere Empörung oder Prüfung wieder zu erwecken, mußte in verhängnisvoller Weise scheitern. Die Geschichte geht nicht zurück, die Menschheit kann nicht zur Kindheit umkehren, die Zeiten haben sich allzusehr geändert, als daß die Menschen von heute so

aufwachsen sollten, wie die Menschen von früher. Es war entschieden, Lourdes war nur ein wohl zu erklärender Zwischenfall, dessen Heftigkeit nur einen Beweis bot für die letzte Agonie, in der der Glaube in der antiken Form des Katholizismus sich wand. Nie wieder würde die ganze Nation niederknien wie in den Kathedralen des zwölften Jahrhunderts. Sich blind darauf steifen, das durchzusetzen, hieß sich gegen das Unmögliche stehen und vielleicht einem großen, moralischen Unglück in die Arme laufen.

Und von seiner Reise behielt Pierre nur noch ein unendliches Mitleid. Ach, sein Herz strömte davon über, gemartert kehrte sein armes Herz zurück. Er erinnerte sich an die Worte des guten Abbé Judaine. Er hatte diese Tausende von leidenden Menschen beten, schluchzen und Gott anflehen sehen, ihre Qualen mitleidig aufzunehmen. Er hatte mit ihnen geschluchzt, wie eine offene Wunde bewahrte er in seiner Seele das schmerzliche



Mitleid mit allen ihren Qualen. Daher konnte er auch an diese armen Leute nicht denken, ohne den brennenden Wunsch zu empfinden, ihnen Erleichterung zu schaffen. Wenn der Glaube der Einfältigen nicht mehr genügte, wenn man Gefahr lief, sich zu verirren, indem man umkehren wollte, mußte man da nicht die Grotte schließen und von anderen Zielen mit neuer Geduld predigen? Aber sein Mitleid geriet in Empörung. Nein, nein, das wäre ein Verbrechen, diesen an Körper und Seele Kranken den Traum ihres Himmels zu verschließen, deren einzige Erleichterung darin bestand, dort unten im Glanz der Kerzen, unter den besänftigenden Tönen der Choräle niederzuknien. Er selbst hatte nicht das mörderische Verbrechen begangen, Marie aufzuklären, er hatte sich geopfert, um ihr die Freude an ihrem Traum zu lassen, den göttlichen Trost, sie wäre von der Heiligen Jungfrau geheilt worden. Wo war der Hartherzige, der die Grausamkeit besaß, den

Demütigen den Glauben zu rauben, in ihnen die Tröstungen des Übernatürlichen, die Hoffnung zu ertöten, Gott beschäftige sich mit ihnen und behalte ihnen ein besseres Leben in seinem Paradies vor? Die ganze Menschheit weinte angsterfüllt, gleich einer verzweifelten, zum Tode verurteilten Kranken, die nur ein Wunder retten kann. Er fühlte, wie unglücklich sie war, er erbehte in brüderlicher Zärtlichkeit vor diesem kläglichen Christentum, vor der Erniedrigung der Unwissenheit, der Armut mit ihren Lumpen, der Krankheit mit ihren Wunden und ihrem übelriechenden Atem, vor diesem ganzen, niederen Volke der Leiden im Hospital, im Kloster, in den Baracken, vor der Häßlichkeit, dem Schmutze, dem Ungeziefer, der Blödigkeit der Gesichter, die alle zusammen einen ungeheuren Protest gegen die Gesundheit, das Leben, die Natur im Namen der Gerechtigkeit, der Gleichheit und Güte bilden. Nein, nein, man durfte die Armen nicht zur Verzweiflung bringen, man mußte Lourdes

schonen, wie man die Lüge schont, die zum Leben hilft. Und wie er es im Zimmer der Bernadette gesagt hatte, sie blieb die Märtyrerin, sie offenbarte die einzige Religion, die sein Herz ertragen konnte, die Religion des menschlichen Leidens. Ach, wer doch vermöchte, gut zu sein, alle Übel zu lindern, den Schmerz in einen Traum einzulullen und selbst zu lügen, damit niemand mehr leidet! Mit vollem Dampfe fuhr man durch ein Dorf, und Pierre bemerkte in unklaren Zügen eine Kirche unter großen Apfelbäumen. Alle Pilger im Wagen bekreuzigten sich. Er wurde von Unruhe erfaßt, und Gewissensbisse ängstigten seine Träumerei. War diese Religion des menschlichen Leidens, dieser Loskauf durch das Leiden nicht wieder ein Köder, eine fortgesetzte Verstärkung des Schmerzes und des Elends? Es ist feige und gefährlich, den Aberglauben am Leben zu lassen. Ihn schonen, ihn gutheißen, heißt auf ewig die schlechten Jahrhunderte wieder beginnen. Er macht

schwach, er verdummt, und die frommen Fehler, die sich vererben, erzeugen demütige und schwache Generationen, entartete und gehorsame Völker, eine Beute für die Mächtigen dieser Welt. Man nutzt die Völker aus, man bestiehlt sie, man verschlingt sie, wenn sie die Anstrengung ihrer Willenskraft einzig und allein auf die Eroberung des andern Lebens setzen. War es nicht besser, sofort die Kühnheit zu haben, die Menschheit in brutaler Weise zu heilen, indem man die wundertätigen Grotten schloß, in denen sie schluchzte, und ihr auf diese Weise wieder den Mut gab, das wirkliche Leben selbst unter Tränen zu leben? Und das Gebet, diese Flut unaufhörlicher Gebete, die von Lourdes aufstieg und deren endloses Flehen seine Augen benetzt und ihn gerührt hatte, war das vielleicht etwas anderes als ein kindliches Einlullen, ein Verdummen aller Willenskraft? Die Energie schlief ein, das Wesen löste sich auf und faßte einen Ekel vor dem Leben, vor dem Handeln. Wozu wollen,

wozu handeln, wenn man sich vollständig auf die Laune einer unbekannten Allmacht verläßt? Wie seltsam ist andererseits dieses wahnsinnige Verlangen nach Wundern, dieses Bedürfnis, Gott zu veranlassen, die Naturgesetze zu übertreten, die er in seiner unendlichen Weisheit selbst errichtet hat! Darin lag ganz entschieden Gefahr und Unvernunft. Man durfte bei dem Manne und namentlich bei dem Kinde nur die Gewohnheit der persönlichen Anstrengung und den Mut der Wahrheit entwickeln, selbst auf die Gefahr hin, die Illusion, die göttliche Trösterin, zu vernichten!

Nun stieg eine große Klarheit in Pierre auf und blendete ihn. Es war die Vernunft. Sie widersprach der Verherrlichung des Unsinnigen und der Entartung des gesunden Menschenverstandes. Ach, er litt durch die Vernunft, aber er war auch nur glücklich durch sie. Wie er zu Doktor Chassaigne gesagt hatte, brannte er vor Verlangen, sie immer mehr zu

befriedigen, und sollte er selbst sein Glück dabei lassen. Sie war es, das erkannte er jetzt wohl, sie war es, deren beständige Empörung in der Grotte, in der Basilika, in ganz Lourdes ihn zu glauben verhindert hatte. Er hatte sie nicht töten, sich nicht demütigen und in den Staub werfen können, wie sein alter Freund, der große, zu Boden geschmetterte alte Mann mit der schmerzerfüllten Greisenhaftigkeit, der im Unglück seines Herzens wieder zum Kinde geworden war. Sie war seine oberste Herrin, sie hielt ihn aufrecht, selbst in den Dunkelheiten und Irrtümern der Wissenschaft. Wenn er sich eine Sache nicht erklärte, so flüsterte sie ihm zu: »Es gibt gewiß eine natürliche Erklärung, die mir entgeht.« Er wiederholte, man könne bei gesundem Verstande außer dem langsamen Siege der Vernunft bei dem Elend des Körpers und des Geistes kein wirkliches Ideal haben.

Er, der Priester, war fähig, sein Leben zu verwüsten, um in dem Kampfe seiner

doppelten Erbschaft – denn sein Vater war ganz Geist, seine Mutter ganz Glaube – seinen Schwur zu halten. Er hatte die Kraft gehabt, das Fleisch zu bändigen und auf das Weib zu verzichten, aber er fühlte wohl, daß sein Vater endgültig den Sieg davontrug, denn das Opfer seiner Vernunft war ihm von nun an unmöglich, darauf würde er verzichten, sie würde er nicht bändigen. Nein, nein, selbst das menschliche Leiden, das geheiligte Leiden der Armen durfte kein Hindernis, durfte nicht Zwang zu Unwissenheit und Torheit bilden. Vernunft vor allem, nur in der Vernunft lag Rettung! Wenn er in Tränen gebadet und durch so viele Leiden erschüttert, in Lourdes gesagt hatte, daß es genüge, zu weinen und zu lieben, so hatte er sich ganz gefährlich getäuscht. Das Mitleid war nur ein bequemes Auskunftsmittel. Man mußte leben, man mußte handeln, und der Verstand mußte das Leiden bekämpfen, wollte er ihm nicht ewiges Leben verleihen.

Von neuem erschien in der rasenden Flucht der Landschaft eine Kirche, diesmal am Rande des Himmels, auf einem Hügel, irgendeine Votivkapelle, auf der eine hohe Statue der Heiligen Jungfrau stand. Und abermals machten alle Pilger das Zeichen des Kreuzes. Wieder einmal verirrten sich Pierres Gedanken, und eine andere Flut von Betrachtungen versetzte ihn aufs neue in Angst. Worin bestand denn das gebieterische Verlangen nach dem Jenseits, das die leidende Menschheit quälte? Woher kam es? Warum wollte man Gleichheit und Gerechtigkeit, da doch diese Dinge der unparteiischen Natur fremd zu sein schienen? Der Mensch hatte sie in das Unbekannte, in das Übernatürliche der religiösen Paradiese hineingedichtet und befriedigte hier seinen glühenden Durst. Immer hatte ihn der unauslöschliche Durst nach Glück gepeinigt, er würde ihn auch immer weiter peinigen. Wenn die' Patres der Grotte so großartige Geschäfte machten, so lag



die Ursache darin, daß sie Göttliches verkauften. Dieser Durst nach dem Göttlichen, den jahrhundertlang nichts hatte löschen können, schien mit neuer Gewalt am Ende unseres wissenschaftlichen Jahrhunderts wieder aufzuerstehen. Lourdes war das leuchtende, unleugbare Beispiel, daß der Mensch vielleicht nie den Traum von einem höchsten Gott, der die Gleichheit wiederherstellt und durch Wundertaten wieder glücklich macht, würde entbehren können. Wenn er das Unglück des Lebens bis zur Neige gekostet hat, so kehrt er zur göttlichen Täuschung zurück. Und hierin ruht der Ursprung aller Religionen, darin, daß der schwache und nackte Mensch nicht die Kraft hat, sein irdisches Elend ohne die ewige Lüge von einem Paradiese zu ertragen. Das Experiment war heute gemacht, anscheinend konnte nur die Wissenschaft genügen, und doch ist man gezwungen, eine Tür für das Geheimnisvolle offenzuhalten.

Plötzlich durchdrang das richtige Wort das Gehirn Pierres, der in tiefes Sinnen verloren war: Eine neue Religion! Die Pforte, die man für das Geheimnisvolle offenlassen mußte, war, alles in allem, eine neue Religion. Die Menschheit von ihrem Traume heilen, ihr mit Gewalt das Wunderbare entziehen, dessen sie ebenso nötig wie des Brotes zum Leben bedurfte, hieße sie vielleicht töten. Würde sie jemals den philosophischen Mut haben, das Leben so aufzufassen, wie es ist, es für sich selbst zu leben, ohne den Gedanken an zukünftige Belohnungen und Strafen? Es schien ihm, als würden Jahrhunderte vergehen, bevor die Gesellschaft vernünftig und anständig genug wäre, ohne die moralische Polizei irgendeines Kultus, ohne den Trost einer übermenschlichen Gleichheit und Gerechtigkeit leben zu können. Ja, eine neue Religion! Das Wort brach in ihm los, es tönte in ihm wieder und wieder als der Schrei der Völker selbst, als das gierige und verzweifelte

Verlangen der modernen Seele. Den Trost, die Hoffnung, die der Katholizismus der Welt gebracht hatte, schienen nach achtzehn Jahrhunderten der Geschichte so viel Tränen, so viel Blut, so viel barbarische Aufregungen erschöpft zu haben. Es war eine Illusion, die da schwand, und man mußte wenigstens die Illusionen wechseln. Wenn man sich einst in das christliche Paradies gestürzt hatte, so kam es daher, daß es sich damals wie die junge Hoffnung eröffnete. Eine neue Religion, eine neue Hoffnung, ein neues Paradies, ja, danach dürstete die Welt in dem Unbehagen, in dem sie sich wand. Und der Pater Fourcade fühlte das wohl. Er wollte nichts anderes sagen, als er flehte, man sollte das Volk der großen Städte, die Masse des kleinen Volkes nach Lourdes führen.

Hunderttausend, zweimalhunderttausend Pilger in Lourdes waren nur ein Sandkorn. Man brauchte das Volk, das ganze, ganze Volk. Aber das Volk hat die Kirchen auf immer verlassen, es legt

nicht mehr seine Seele in die Rosenkränze und Münzen, die es fertigt, und nichts mehr konnte ihm den verlorenen Glauben wiedergeben. Eine katholische Demokratie, ach, die Geschichte würde von neuem beginnen. Aber, war diese Erschaffung eines neuen christlichen Volkes auch möglich? Und war nicht das Auftreten eines neuen Erlösers, des wundertätigen Odems eines zweiten Messias' nötig?

Diese Worte klangen immer mächtiger und mächtiger in Pierres Träumereien hinein. Eine neue Religion, eine neue Religion! Sie mußte zweifellos dem Leben näher stehen, mußte der Erde einen breiteren Platz einräumen und sich den erworbenen Wahrheiten anpassen. Und vor allem eine Religion, die kein Verlangen nach dem Tode war. Bernadette, die nur lebte, um zu sterben, Doktor Chassaigne, der nach dem Grabe verlangte, als nach dem einzigen Glück, diese ganze geistige Hingabe war eine beständige Zerstörung des Lebenswillens. Am

Ende lag hier der Haß gegen das Leben, der Ekel und die Lähmung des Handelns, Jede Religion ist allerdings nur ein Versprechen der Unsterblichkeit, eine Verschönerung des Jenseits, der Zaubergarten des Tages nach dem Tode. Keine neue Religion konnte diesen Garten des Glückes auf die Erde bringen. Wo war also die Formel, wo war also das Dogma, das die Hoffnung der heutigen Menschen krönen sollte? Welchen Glauben mußte man aussäen, damit er in einer Ernte von Kraft und Frieden aufging? Wie sollte man den allgemeinen Zweifel befruchten, auf daß er einem neuen Glauben das Leben gab, und welche Art der Illusion, welche göttliche Lüge konnte noch in der heutigen, nach jedem Sinne hin verwüsteten und von einem Jahrhundert der Wissenschaft umgegrabenen Erde keimen ?

In diesem Augenblick sah Pierre, ohne sichtbaren Übergang, auf dem unklaren Hintergrunde seiner Gedanken die Gestalt

seines Bruders Guillaume erscheinen. Er war jedoch nicht davon überrascht, ein geheimes Band mußte ihn herführen. Wie sie sich einst geliebt hatten, und welch guter Bruder dieser gerade und sanfte Bruder gewesen war! Dann war ein vollständiger Bruch eingetreten, er sah ihn nicht mehr wieder, seitdem er sich in seine chemischen Studien verschlossen und wie ein Menschenfeind ein kleines Haus mit seiner Geliebten und zwei großen Hunden bewohnte. Dann nahm sein Träumen wieder eine andere Richtung, und er dachte an den Prozeß, in dem man gegen Guillaume den Verdacht ausgesprochen hatte, er unterhalte zu den gewalttätigsten Revolutionären gefährliche Beziehungen. Man erzählte, daß er auf Grund langer Forschungen die Formel eines schrecklichen Explosivstoffes entdeckt hatte, von dem ein Pfund schon eine Kathedrale in die Luft gesprengt haben würde. Und Pierre dachte jetzt an die Anarchisten, die Weit durch Zerstörung erneuern und erretten wollen. Das

waren nur Träumer, und zwar schreckliche Träumer, aber es waren Träumer wie die unschuldigen Pilger, deren verzückte Herde er vor der Grotte hatte knien sehen. Wenn die Anarchisten, die Sozialisten heftig die Gleichheit, die gemeinsame Verteilung der Güter dieser Welt forderten, so verlangten die Pilger unter Tränen die Gleichheit in der Gesundheit, die brüderliche Teilung der Kraft und des Wohlbefindens. Diese rechneten auf das Wunder, die anderen wandten sich an die gewaltsame Tat. Im Grunde genommen war es derselbe übertriebene Traum der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, das ewige Verlangen nach Glück: es sollte keine Armen, keine Kranken mehr geben, alle sollten glücklich sein. Waren in den alten Zeiten die ersten Christen nicht auch Revolutionäre inmitten der heidnischen Welt, die sie bedrohten und die sie in der Tat zerstört haben? Sie, die man verfolgt, die man auszurotten versucht hat, sind heute harmlos,

weil sie der Vergangenheit angehören. Die Schrecken einflößende Zukunft bildet stets der Mensch, der von der kommenden Gesellschaft träumt. Heute ist es der im Wahn der sozialen Erneuerung befangene Mensch, der den großen schwarzen Traum hat, alles durch die Flamme der Feuersbrünste zu reinigen. Das war ungeheuerlich. Aber wer konnte es sagen? Vielleicht lag darin die Zukunft der Welt.

Betäubt, in Ungewißheit versinkend, machte Pierre, der einen Abscheu vor der Gewalttat hatte, gemeinsame Sache mit der alten Gesellschaft, die sich verteidigte, ohne sagen zu können, auf welcher Seite sich der Messias der Sanftmut erheben würde, dessen Händen er die arme, kranke Menschheit übergeben wollte. Eine neue Religion, ja, eine neue Religion! Es war nicht so leicht, eine zu erfinden, und er blieb unentschlossen und wußte nicht, für wen er sich entschließen sollte, für den antiken Glauben, der tot war, oder den jungen Glauben, der erst noch



geboren werden sollte. In seiner tiefen Traurigkeit war er nur dessen sicher, daß er seinen Schwur halten würde, als ein Priester ohne Glauben, der über den Glauben der anderen wacht, der keusch und ehrenhaft seinen Beruf erfüllt in der stolzen Traurigkeit, daß er nicht auf seine Vernunft hatte verzichten können, wie er auf die Rechte seines Körpers verzichtet hatte. Und er wollte warten.

Der Zug rollte durch große Parkanlagen dahin, die Lokomotive stieß einen langen Pfiff aus, eine ganze Fanfare von Fröhlichkeit, die Pierre seinen Betrachtungen entriß. Um ihn herum kam der Wagen in Bewegung und belebte sich. Man hatte eben Juvisy verlassen, endlich, in kaum einer halben Stunde, kam Paris. Jeder brachte seine Sachen in Ordnung, die Sabathiers schnürten ihre kleinen Pakete zusammen, Elise Rouquet warf einen letzten Blick in den Spiegel. Einen Augenblick beunruhigte sich Frau von Jonquiere wegen

der Grivotte und beschloß, sie in dem schrecklichen Zustande, in dem sie sich befand, direkt nach einem Hospital zu fahren, während Marie sich bemühte, Frau Vincent aus dem Stumpfsinn aufzurütteln, der sie nicht verlassen zu wollen schien. Herrn von Guersaint, der immerzu geschlafen hatte, mußte man wecken.

Nachdem Schwester Hyacinthe in die Hände geklatscht hatte, stimmte der ganze Wagen das Te Deum, den Lobgesang der Gnadenhandlungen an: Te Deum laudamus, te Dominum confitemur. Mit einer letzten Inbrunst stiegen die Stimmen empor, alle diese glühenden Seelen dankten Gott für die wunderbare Reise, für die herrlichen Gnadenbeweise, mit denen er sie überhäuft hatte und in Zukunft überhäufen würde.

Unter dem großen, reinen Himmel sank langsam die Sonne. Über dem ungeheuren Paris erhoben sich feine Dämpfe, rötliche

Dämpfe in leichten Wolken, ein dichter, wallender Atem des an der Arbeit schaffenden Riesen. Es war Paris mit seinen Werkstätten, Paris mit seinen Leidenschaften, seinen Kämpfen, seinem grollendem Donner, seinem glühenden Leben, das beständig das Leben erzeugt. Und der weiße Zug, der bejammernswerte Zug des Elends und der Schmerzen, fuhr mit Volldampf ein.

Die fünfhundert Pilger, die dreihundert Kranken verloren sich hier und fielen wieder auf das harte Pflaster ihres Daseins zurück. Sie verließen den wunderbaren Traum, den sie gehabt hatten, bis zu dem Tage, da das tröstende Verlangen nach einem neuen Traum sie zwingen würde, die ewige Pilgerschaft nach dem Geheimnis und der Vergessenheit aufs neue zu beginnen.

O traurige Menschen! Arme, kranke, nach Täuschung dürstende Menschheit, die in der Erschlaffung dieses zu Ende gehenden

Jahrhunderts, betäubt und vernichtet davon, daß sie zuviel Wissen erworben hatte, von den Ärzten der Seele und des Körpers sich verlassen glaubt und in großer Gefahr schwebt, dem unheilbaren Übel zu unterliegen. Nach rückwärts sieht sie und verlangt von dem mystischen Lourdes, einer auf ewig toten Vergangenheit, das Wunder ihrer Heilung. Dort unten verkörpert Bernadette, der neue Messias des Leidens, der in seiner menschlichen Wirklichkeit rührend wirkt, die schreckliche Lehre: sie ist das ausgestoßene Opfer der Welt, die zur Hingabe, zur Einsamkeit und zum Tode Geweihte, die das Unheil betroffen hat, daß sie nicht Weib, nicht Gattin und nicht Mutter gewesen ist, weil sie die Heilige Jungfrau gesehen hatte.

ebook Erstellung Februar 2010 TUX

Ende

